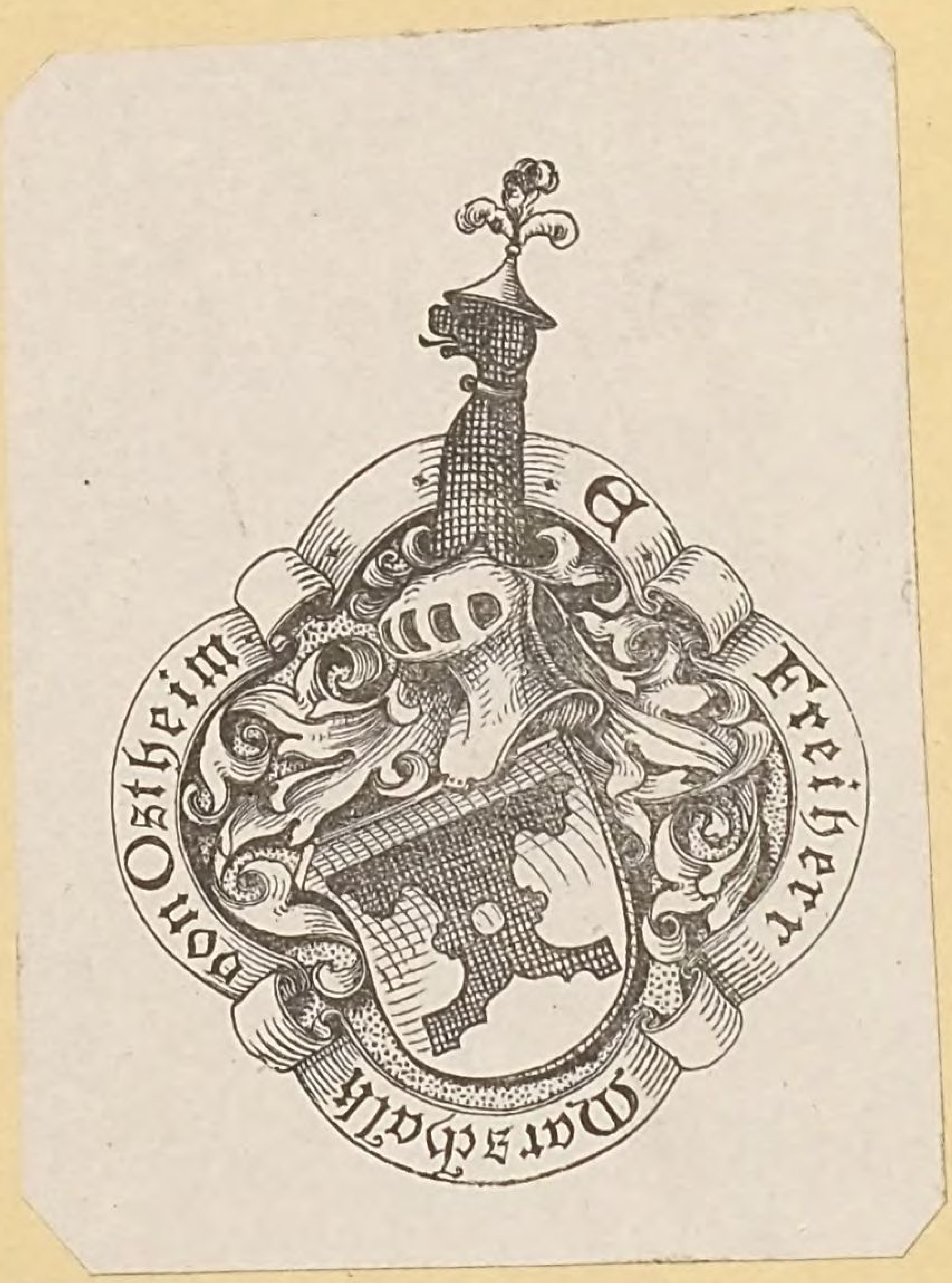

Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Um die Erde.

Erster Band.

Um die Erde.

Reiseskizzen

von der

Erdumseglung mit S. M. Corvette „Erzherzog Friedrich“

in den Jahren 1874, 1875 und 1876

von

Josef Lehnert,

Linienschiffs-Lieutenant der k. k. Kriegsmarine.

Mit 166 Original-Illustrationen und 2 Karten.

Erster Band.

Wien, 1878.

Alfred Hölder,

k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Rothenthurmstraße 15.

Vorwort.

Nach beendigter Weltumseglung mit S. M. Corvette „Erzherzog Friedrich" wurde von vielen Seiten der Wunsch nach einer für weitere Kreise berechneten Darstellung dieser großen See-Expedition ausgesprochen, deren Verlauf in allen Theilen der Monarchie und selbst im Auslande mit lebhaftem Interesse verfolgt worden war. Von Freunden vielfach ermuntert und ermuthigt durch die wohlwollende Aufnahme, welche das kurz vorher erschienene Reisewerk „Um Afrika" gefunden hatte, trat ich — wenn auch zögernd — an diese Aufgabe heran, und übergebe hiemit das Product meiner schwachen Kräfte der Oeffentlichkeit.

Aus meinem, nur persönlichen Eindrücken und Wahrnehmungen gewidmeten Tagebuche entstanden, nimmt das Werk einen verhältnißmäßig beschränkten Raum ein, kann daher nur das besonders Wissenswerthe über die von uns besuchten Länder enthalten; es soll jedoch dem freundlichen Leser ein treuer und munterer Reisegefährte sein.

Obwohl also in erster Linie der Unterhaltungslectüre gewidmet, dürfte es doch in geographischer und ethnographischer Beziehung manches weniger Bekannte, vielleicht auch Neues bieten. Insbesondere war ich bemüht, den Verhältnissen der berührten Länder zum eigenen Vaterlande, den Interessen des letzteren, welche zu wahren sind, und den Aussichten mit Bezug auf Handel, Schiffahrt und Absatzgebiete, wie sie jetzt bestehen und sich zu entfalten versprechen, die gehörige Beachtung zu schenken.

Mit Rücksicht auf die Aussprache der Fremdwörter habe ich im Allgemeinen die deutsche Orthographie angewendet, wodurch allerdings,

besonders bei den oft abschreckend langathmigen japanischen und siamesischen Eigennamen, keine Kürzung erreicht, aber dem deutschen Leser die richtige Aussprache erleichtert wird.

Die Verlagshandlung war bemüht, dem Werke eine vorzügliche Ausstattung zu geben. Die den Text ergänzenden 166 Illustrationen sind Original-Holzschnitte nach Photographien und nach vielen von mir aufgenommenen Skizzen. Ferner ist dem Werke eine Seekarte in Mercators-Projection zur Uebersicht der Reiseroute und eine colorirte Karte von Friedrichshafen, Ostküste von Borneo, beigegeben, die sich auf meine Aufnahms-Arbeiten stützt.

S. M. Corvette „Friedrich" berührte auf ihrer Fahrt so manche Länder, welche ihre berühmte Vorgängerin, die Fregatte „Novara", nicht kennen lernte, wie: Siam, Japan, Borneo, Californien, Patagonien, die La Plata-Staaten u. a.; allein dessenungeachtet wird der Leser an manchen Stellen dieses Werkes den Fußstapfen unserer ersten Weltumseglerin begegnen müssen. Das steigende Interesse und die Beachtung jedoch, welche man dem großen Völkerleben und seinem steten Wechsel gegenwärtig — im Zeitalter der zweiten Völkerwanderung — allerwärts zuwendet und wodurch sich das Bedürfniß nach ergänzenden Mittheilungen von selbst ergibt, sowie überhaupt die herzliche Theilnahme, welche man den mannigfachen Erlebnissen unserer Kriegsmarine widmet, lassen mich hoffen, daß die Darstellung der „Friedrich"-Reise freundliche Aufnahme und nachsichtige Beurtheilung finden werde.

Pola, Mai 1877.

Der Verfasser.

Umfang der Reise.

Am 30. April 1874 wurde die Corvette „Friedrich" mit allen üblichen militärischen Feierlichkeiten ausgerüstet, aber erst am 16. Mai, nachdem alle Vorräthe eingeschifft und die nothwendigen Vorbereitungen bewerkstelligt waren, konnte das Schiff den Centralhafen Pola verlassen.

Die Route ging über Suez, Aden und Point-de-Galle nach Singapore, unserer Hauptstation für das erste Reisejahr. Von Singapore segelte die Corvette nach Hongkong, sodann nach Amoy und Schanghai. Hierauf wurden die japanischen Vertragshäfen Nagasaki, Hiogo-Kobé, Yokohama, sowie auch das dem Verkehr der Fremden noch nicht geöffnete Simonoseki besucht und vom Stabe vielfache Bereisungen des Inneren und Ausflüge nach Kioto, der alten Mikadostadt, ferner nach Tokio (Yeddo), der neuen Hauptstadt des asiatischen Ostreiches, endlich auch nach Osaka unternommen. Gegen Ende des Jahres 1874 segelte die Corvette wieder nach Hongkong, nachdem vorher zu Yokohama der Venus-Durchgang beobachtet worden war. In Hongkong mußten größere Reparaturen an dem durch stürmisches Wetter hart mitgenommenen Takelwerke und am Schiffskörper durchgeführt werden, nach deren Beendigung sich der neuernannte Herr k. k. Ministerresident für Ostasien, Ritter v. Schäfer, an Bord der Corvette einschiffte. In seiner Begleitung befanden sich vier japanische Staatsfunctionäre, welche im Auftrage ihrer Regierung die Vorarbeiten für den Abschluß eines Handels- und Schiffahrtsvertrages zwischen Siam und Japan zu pflegen hatten. Unser Ministerresident hatte sich erboten,

dieselben bei Ueberreichung seiner Creditive am Hof zu Bangkok vorzustellen und ihre Mission bestens zu fördern.

Der gerade herrschende Nordost-Monsun wurde benützt, um dem Reiseprogramme gemäß zuerst Manila zu besuchen, dann erst segelte man nach Siam. Während des zweiwöchentlichen Aufenthaltes in Bangkok brachte der Hof seine hohen Sympathien für die österreichisch-ungarische Monarchie und seine freundschaftliche Zuneigung für das durchlauchtigste Kaiserhaus bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck.

Die nächsten drei Monate wurden von der mit vielen Widerwärtigkeiten verbundenen, aber im höchsten Grade interessanten Umseglung Borneos in Anspruch genommen, eine Mission, welche sowohl in maritimer, wie nicht minder in geographischer Beziehung eine der hervorragendsten Episoden der „Friedrich"-Fahrt bildete.

Im Monate Juni 1875 kehrten wir wieder nach Singapore zurück. Dort erwartete uns die telegraphische Ordre zur Heimreise über den Stillen Ocean. Schon Anfangs Juli segelten wir nordwärts nach Hongkong und Yokohama und kreuzten im September das Stille Meer auf der Route nach San Francisco. Seit Yokohama hatte die Reise den specifisch oceanischen Charakter angenommen. Es reihten sich nun die monatelangen Ueberfahrten aneinander, deren moralisch niederdrückenden Einflüssen nur mit Geduld und mit dem Aufwande alles dessen, was der Einzelne an Lebenslust und Freude angesammelt hielt, begegnet werden konnte.

Das herrliche San Francisco, die neuerstandene „Queen of the Pacific", wo wir uns nach langer Zeit wieder mit der Gesellschaft unserer Race vereinigten, bildete eine wohlthuende Erholungs-Etape. Die neue Welt mit ihrem vorherrschenden Realismus, ihren Reichthümern, ihrer Gastfreundschaft und dem rastlosen Treiben ihrer Bewohner erschien uns gigantisch aufgebaut gegenüber der Bedürfnißlosigkeit der asiatischen Tropenvölker, den philosophirenden Chinesen und den aus hundertjähriger Lethargie erwachenden Japanern.

Der lange Aufenthalt gestattete es, die interessanten Punkte der Umgebung und die Minendistricte der Sierra Nevada zu besuchen.

Das Neujahr 1876 feierten wir in Valparaiso und durchdampften hierauf bei verheerenden Schneestürmen die unwirthliche Magellansstraße. Nach längerem Aufenthalte in Montevideo verließ „Friedrich" die amerikanische Küste und erreichte nach mehr als zwei- und einhalbmonatiger Segelfahrt — ein kurzer Besuch der Azoren mitgerechnet — die Säulen des Hercules, Gibraltar, das Thor Europas.

In vierzehn weiteren Tagen, d. i. am 21. Juni 1876, lag die Corvette nach mehr als zweijähriger Abwesenheit wieder im Centralhafen von Pola vor Anker, nachdem sie auf ihrer Fahrt an täglichen Generaldistanzen die Summe von 49.476 Seemeilen, also ungefähr um 7000 Meilen mehr als der doppelte Umfang der Erde beträgt, durchlaufen hatte.

Dem Werke ist ein Anhang beigegeben, welcher geographische, geschichtliche und commercielle Notizen enthält.

Uebersicht der Reise.

1874:

	Häfen	Ein-gelaufen	Aus-gelaufen	Zahl der gelaufenen See-meilen	Zahl der Seetage
	Pola	—	16. Mai	—	—
Aegypten	Port-Said	30. Mai	31. „	1420·0	14·5
„	Suez (Kairo)	2. Juni	9. Juni	106·0	1·9
Arabien	Aden	18. „	23. „	1335·4	8·8
Ceylon	Point-de-Galle (Colombo, Candy) . .	7. Juli	11. Juli	2161·9	14·4
Hinter-Indien	Singapore	24. „	2. Aug.	1572·9	13·9
China	Hongkong	15. Aug.	26. „	1388·5	13·2
„	Amoy	28. „	29. „	238·5	2·0
„	Schanghai	7. Sept.	30. Sept.	619·4	9·5
Japan	Nagasaki	14. Oct.	24. Oct.	981·1	13·7
„	Simonoseki	25. „	25. „	141·4	1·2
„	Kobé (Kioto)	27. „	5. Nov.	241·4	1·6
„	Yokohama (Yeddo oder Tokio) . . .	9. Nov.	19. Dez.	489·4	4·3

1875:

	Häfen	Ein-gelaufen	Aus-gelaufen	Zahl der gelaufenen See-meilen	Zahl der Seetage
China	Hongkong (Kanton, Macao)	3. Jän.	30. Jän.	1997·0	15·3
Philippinen	Manila	3. Febr.	9. Febr.	660·1	3·8
Siam	Bangkok	18. „	3. März	1457·9	9·5
Hinter-Indien	Singapore	14. März	25. „	944·3	12·3
Java	Batavia	29. „	7. April	499·9	4·2
„	Surabaya	12. April	17. „	416·6	5·1
Borneo	Passier	25. „	26. „	492·6	7·7
„	Siboku-Bai	5. Mai	9. Mai	539·0	8·9
„	Sandakan	14. „	17. „	286·8	3·8
„	Maludu-Bai	19. „	20. „	124·4	2·0
„	Labuan	25. „	26. „	200·8	3·1
Hinter-Indien	Singapore	11. Juni	2. Juli	960·2	15·6
„	Johore	3. Juli	4. „	32·0	0·25
„	Singapore	4. „	6. „	32·0	0·25
China	Hongkong	17. „	21. „	1376·1	11·0
„	Mirsbay	22. „	24. „	140·3	1·2
Japan	Yokohama (Yeddo)	7. Aug.	28. Aug.	1668·2	14·2
Ver. Staaten von Nordamerika	San Francisco (Sacramento, Virginia City, Sierra Nevada)	4. Oct.	30. Oct.	4988·9	38·3
Südamerika: Chili	Valparaiso (Santiago)	29. Dez.	—	7734·4	60·4

1876:

	Häfen	Ein-gelaufen	Aus-gelaufen	Zahl der gelaufenen Seemeilen	Zahl der Seetage
Südamerika:					
Chili	Valparaiso	—	17. Jän.	—	—
Magellansstraße	Nassau (Tschuruka)	7. Febr.	10. Febr.	2577·8	21·3
"	Swallow-Hafen	10. "	11. "	55·0	0·3
"	Punta Arenas	11. "	13. "	122·3	0·7
Südamerika:					
Uruguay	Montevideo	25. "	18. März	1685·8	12·4
Azoren	Ponte Delgada	23. Mai	25. Mai	7085·2	66·2
Europa	Gibraltar (Algesiras)	3. Juni	8. Juni	1065·0	8·8
Afrika	Algier	10. "	10. "	419·2	2·3
Europa	Palermo	14. "	15. "	509·1	3·4
"	Pola	21. "	—	767·7	6·4
	Im Ganzen			49476·8	438·2
	Zahl der Hafentage			. . .	329·1
	Dauer der ganzen Reise				767·3

Die in Klammern angeführten Orte wurden bei vorgenommenen Bereisungen vom Schiffsstabe besucht.

Inhalt.

Errata.

Seite 14, zweite Zeile von oben, lese „nach" anstatt „noch".
Seite 183, fünfte Zeile von unten, lese „Gran" anstatt „Gramm".

I. Vor der Abreise.

Nach Pola. — Anblick des Hafens. — Denkmäler aus alter und neuer Zeit. — S. M. Corvette „Friedrich". — Der Schiffsstab. — Die Verproviantirung der Mannschaft und des Stabes. — Humoristische Rückblicke. — Die österreichisch-ungarischen Weine. — Experimente mit Lebensmittel-Conserven.

Für uns Seeleute birgt der Gedanke, die Heimat für längere Zeit verlassen zu müssen, im Allgemeinen kein befremdendes Gefühl, denn gar oft bringt uns der Beruf das Scheiden und Wiedersehen und man gewöhnt sich schnell daran. So hatte auch ich diese Art moralischer Abhärtung, die sich unter dem Drucke der Nothwendigkeit vollzog, durchzumachen gehabt.

Ist es Entsagung oder acute Gefühllosigkeit, die uns die Trennung so erleichtern? Weit eher jene als diese; doch lassen wir die Frage offen, sie ist individuell zu beantworten. Auf meine Stimmung bezog sich keine der beiden Bezeichnungen. Ich sehnte mich hinaus in die weite Welt, heraus aus den beengenden Bureaux, die mich in Triest durch einige Zeit gefangen hielten, und athmete erst freier auf, als die leichtgekräuselten Wellen unserer schönen Adria den Lloyd-Dampfer umspielten, der mich nach Pola entführte. — Das oft rührende Abschiednehmen mit dem unausbleiblichen Glückwünschen und Tücherschwenken war überstanden. Für meine Freunde in Triest und für dich selbst, du anmuthige Stadt, war die Verbindungsbrücke aufgezogen, — das weite Meer trennte uns für lange Zeit.

Die Tour längs der istrischen Küste war mir aus den vielen Fahrten, die ich an dieser Strecke in früherer Zeit zu machen hatte, mehr als

geläufig. Sie ist an Naturschönheiten arm, aber durchaus nicht reizlos. Dies gilt besonders von der Nordküste, wo sich das istrische Hochland in steilen Abstürzen zum Meere senkt. Capo d'Istria und Isola erscheinen dort recht malerisch eingelegt. Das romantische Pirano, dessen weit sichtbare Kathedrale sich scharf vom Horizonte abhebt, streckt seine häuserbedeckte Landzunge vor, und aus den reichen Olivenwäldern der benachbarten Höhen erheben sich weitläufige Ruinen. Weiter gegen Westen eine tiefe Bucht. Die kleinen Häuschen der Salinen umsäumen den fernen Strand wie eine Perlenschnur, dann rückt die Landspitze von Salvore näher. Dort steht die schlanke Säule des Leuchtthurmes, welcher den ankommenden Schiffen die ersten Grüße aus Triest darbietet. Die Nordküste des Golfes liegt schon ferne. Am Fuße der felsigen Abhänge des Karst-Plateaus glänzt noch das Feenschloß Miramar. Bald wendet der Dampfer nach Süden, die Küste wird flach und monoton. Die größeren und kleineren Küstenstädte, die hier liegen, zeigen — ich will ihnen nicht nahe treten — ganz sorglos ihre Hinterseiten und paradiren mit einer erstaunlichen Menge oft recht abenteuerlich geformter Schornsteine. Doch auch hier regt sich der frische Geist der neuen Zeit, um an der vernachlässigten Toilette so viel als es die Verhältnisse gestatten, nachzuholen.

Neue Bauten entstehen, die Fronten seewärts gewendet mit freiem Ausblick auf das Meer, das viele Söhne der eingeborenen Familien trägt und ernährt. Dadurch verschwindet allmälig das unfreundliche und ärmliche Aussehen dieser Städtchen. Diese Umwandlung bringt der steigende Handelsverkehr mit sich. Eine weitere culturliche Aufgabe wird die Eisenbahn zu lösen haben, die seit kurzem Istrien durchschneidet und in Rovigno und Pola ausmündet, denn erst durch sie erwartet man eine Besserung so mancher Zustände im Inneren, die sich bisher als Anachronismus breit gemacht hatten. Aber auch da wird es nur schrittweise gehen, denn die armen Teufel, welche früher die Fahrpost ausraubten, werden vorerst mit abgesägten Bahnschwellen ihre Polenta kochen.

Parenzo, die Landtagsstadt, macht sich von der See aus wenig bemerkbar, die vorliegenden Inseln verdecken sie fast ganz, dafür entschädigt

der Anblick Rovignos, obwohl die prächtige Kirche S. Eufemia mit dem hohen Thurme und den vorliegenden Terrassen zu größeren Erwartungen berechtigt, als man thatsächlich vorfindet. Auch Rovigno ist recht beschaulich in sich gekehrt und zeigt uns den Rücken und seine Schornsteine. — Interessant ist die große Unregelmäßigkeit in der Lage der Fensterchen an einzelnen Häusern, wohl dürfte der schärfsten Combinationsgabe eine reizendere Abwechslung kaum gelingen.

Es sieht übrigens recht malerisch aus und fesselte, nebenbei gesagt, die Aufmerksamkeit eines jungen Ehepaares, das gewiß noch im poesiereichen Stadium der Flitterwochen die Fahrt mitmachte. Das Pärchen schien nur für sich zu leben und hatte bisher unbekümmert um seine Umgebung abseits gesessen, bis die schiefen Fensterlein es aus den Träumen weckten.

Unterdessen waren wir in das Festungsgebiet von Pola eingedrungen und durchfuhren den geräumigen Canal von Fasana, welchen die vorliegenden sanftgewellten Brioni-Inseln seewärts abschließen. Aus dem dunklen Grün der Hügel erheben sich zahlreiche Forts und kaum eine Kuppe erschien der vorsichtigen Hand des Fortificators zu unbedeutend, um sie nicht mit einer Befestigung zu krönen.

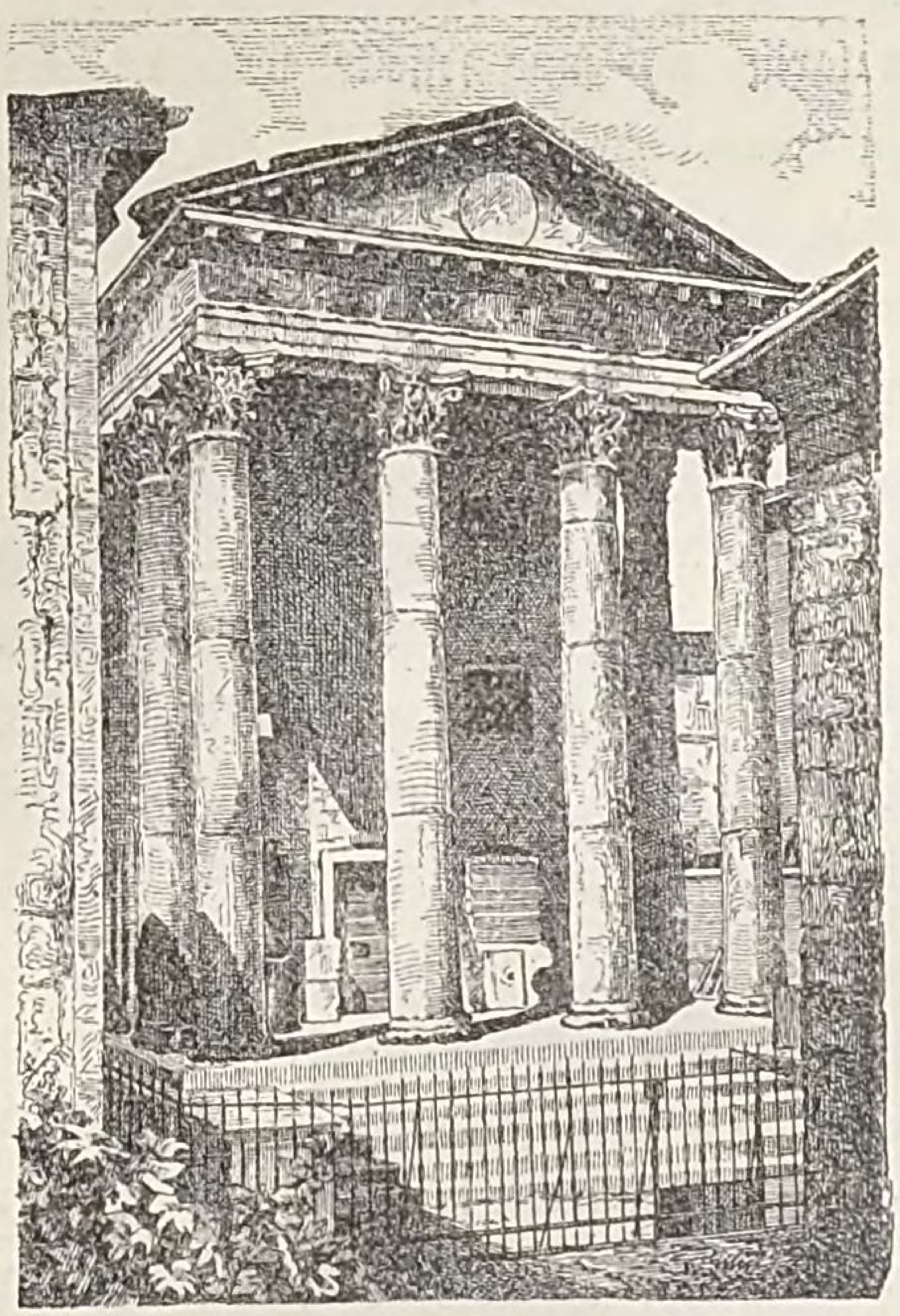
Der Name Fasana ist mit der Geschichte Oesterreichs und seiner Flotte enge verbunden, denn im Canale von Fasana war es, wo 1866 unsere kampfesmuthige Flotte schlagbereit versammelt lag, um unter ihrem unsterblichen Admiral Tegetthoff die bekannten außerordentlichen Kriegserfolge zu erringen. Lissa, die Siegesstätte, sei hier genannt; für die Allgemeinheit der Name einer imposanten Seeschlacht, bedeutet sie jedoch für unsere Flotte mehr noch als einen Sieg, denn in Lissa wiederhallt eine ganze Welt von Vaterlandsliebe, kriegerischen Geistes und von Heldenmuth.

Lissa ist das Resultat des hinreißenden Einflusses Tegetthoff's während der Tage von Fasana, welche für die Flotte ebenso unvergeßlich bleiben werden, wie der Kampfestag vom 20. Juli.

Seit 1866 wurden in Pola alle Marinebranchen sowie das ganze Kriegsmaterial an Schiffen und Anstalten vereinigt und Pola zum „Central-

hafen" der Flotte erhoben. Diesen Verhältnissen verdankt das einstige Fischerdorf den raschen Aufschwung, der es gegenwärtig zur hervorragendsten Stadt Istriens gemacht hat.

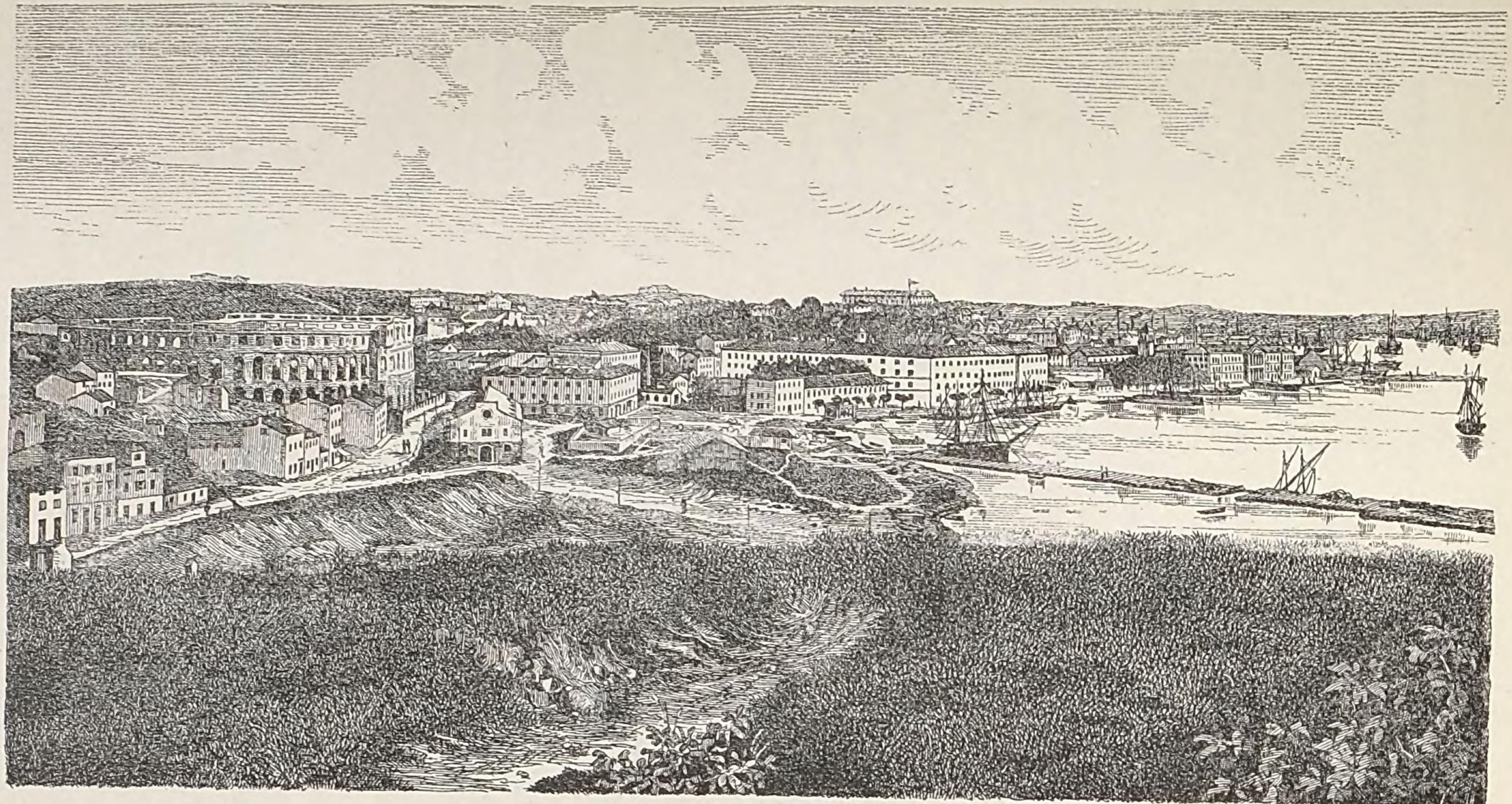
Es scheint fast, als wäre Pola die Unvergänglichkeit gesichert, denn in seiner mehr als zweitausendjährigen Geschichte wiederholt sich jäher Niedergang und Blüthe so oft, wie kaum in den Erlebnissen einer anderen Stadt*). Freilich ist das heutige sociale Getriebe nur unbedeutend gegenüber jenem der Glanzperiode dieser Stadt, aber für Oesterreich-Ungarn ist Pola von höherem Werthe, als es Pietas Julia, die blühende Colonie für das alte Rom, sein konnte, denn Pola ist die Seewarte unserer Monarchie.



Augustus-Tempel in Pola.

Der Anblick des Hafens ist geradezu imposant. Das alte Pola liegt hinter den am Kai vertäuten kolossalen Panzerschiffen versteckt und nur das mäßig hohe Castell — das einstige Capitol — ragt grün bekleidet empor. Nördlich und südlich der alten Stadt erheben sich die mächtigen Gebäude, deren Pola als maritimer Waffenplatz benöthigt, also hauptsächlich Werkstätten und Depôts des See-Arsenals und Kasernen. Die Oliven-Insel, in der Mitte des Hafens, vormals ein mit Olivenbäumen bepflanztes Eiland mit mäßig hohem Hügel, auf dem eine Capelle stand,

*) Vergleiche „Pola und seine nächste Umgebung" von A. Gareis, Wien, Geitler 1866.

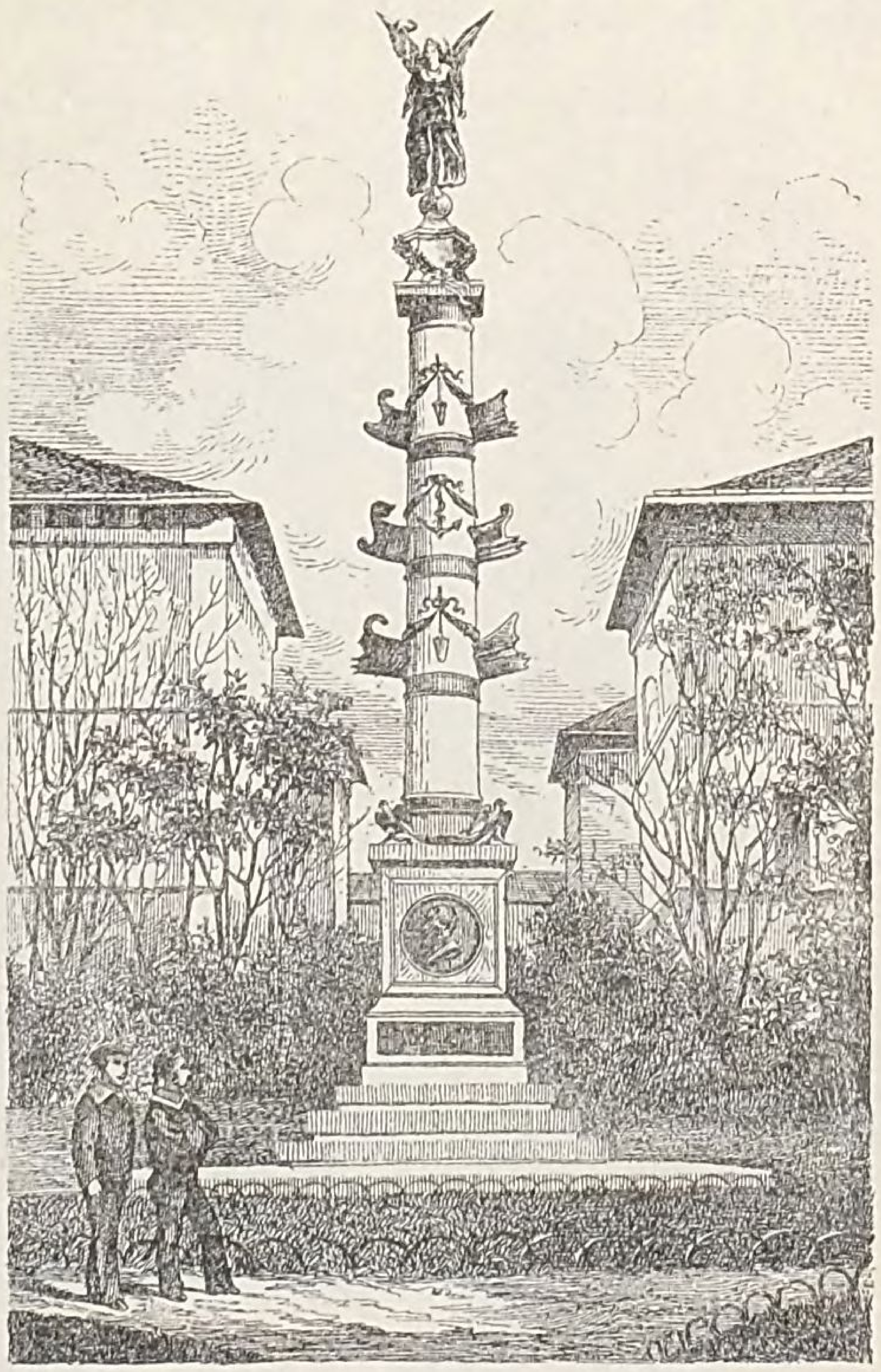


Ansicht von Pola.

ist gegenwärtig kaum zu erkennen. Der Hügel ist abgetragen, das Eiland geebnet und erweitert worden.

Dort erheben sich nun vielerlei Bauten, unter welchen die großartigen gedeckten Stapel die Aufmerksamkeit jedes Ankommenden erwecken. An der Nordseite der Insel sind die Docks.

S. Policarpo, die neue Militärstadt — das verkannte „Klatschhausen" — umlagert einen prächtigen immergrünen Park und ladet zu einem Vergleiche mit einem reizenden Badeort ein. Seit kurzem erhebt sich dort das Maximilian-Denkmal, eine hohe Columna rostrata mit der Siegesgöttin, die einem guten Genius gleich über den Laubmassen des Parkes zu schweben scheint. Dann macht sich noch die Sternwarte am Monte Zaro bemerkbar; wo früher brummige Kanonen trotzig herabsahen, denn dort stand ehemals ein Fort, richten jetzt Refractoren und andere Waffen der Wissenschaft die gläsernen Augen friedlich zum besternten Himmel. Vom höchsten Punkte der davor liegenden Gartenanlagen, welche den Zarohügel malerisch aufsteigend bedecken, richtet unseres unsterblichen Heldens Tegetthoff Standbild den Blick hinaus auf Hafen und hohe See, die ihn einst zum Siege getragen. Ein hochherzig Geschenk Sr. Majestät



Maximilian-Denkmal in Pola.

des Kaisers, das er der Obhut seiner Kriegsmarine anvertraute, die es als unschätzbares Zeichen der Allerhöchsten Huld ihres Kriegsherrn jederzeit als höchstes Kleinod dankend zu bewahren wissen wird.

Das prachtvolle Standbild Tegetthoff's ist nun das Wahrzeichen Polas, dessen schönster Schmuck und heiligster Ort. Möge es Jenen mit der Zaubergewalt eines Gorgonenhauptes drohen, welche es wagen, aus der Existenz altrömischer Denkmäler auf istrischem Boden in hochverrätherischer Weise die Berechtigung zu politischen Umtrieben abzuleiten. „Kommt und nehmt Euch Pola und unsern Tegetthoff", wird es zu ernster Stunde, ähnlich wie zu Leonidas Zeiten, in den kampfbereiten Reihen unserer Flotte erschallen.



Tegetthoff-Denkmal in Pola.

Südlich von Klatschhausen liegt auf einem Bergrücken das große Marinespital, es nimmt sich von der Ferne völlig monumental aus. Unterhalb ist die ausgedehnte Arbeiterstadt von Pola, und wo diese endet, reihen sich die verschiedenen schwimmenden Lehr-Anstalten längs des Strandes aneinander, das zahme Jungenschiff und die ewig puffenden unruhigen Artillerieschulschiffe. Diesen Theil des Hafens nennt man familiär den „Intelligenzwinkel".

Nördlich der Stadt erscheint das alte Amphitheater durch vielerlei Bauten in den Hintergrund gedrängt. Hier stehen Alterthum und Neuzeit in friedlicher Nachbarschaft. Die neue große Infanterie-Kaserne, das

Lafetten-Depôt, größere Privatgebäude, dann auch der Bahnhof, nehmen die Umgebung des gigantischen Römerbaues ein, welcher der Zeit trotzend seine kühnen Formen entfaltet und diesem Theile Polas ein besonderes Gepräge gibt.

Ob die Baumeister der Arena wohl auch so höflich waren wie jene der modernen Bauten? Dies ist allerdings eine müßige Frage, aber



Porta Aurea in Pola.

mir kam sie jedesmal in den Sinn, wenn ich die schöne gelbe Tafel vor einem der Bauplätze anblickte und wörtlich lesen konnte: „Wer beim Baue nicht beschäftigt ist, wird ersucht, das innere nicht zu betretten".

Diese in südistrianisch-deutscher Orthographie an nahezu das ganze Menschengeschlecht gerichtete Bitte, dürfte an innerer Artigkeit von den Römern kaum überboten worden sein.

Dem militär-maritimen Aeußeren Polas entspricht auch sein sociales Leben, denn fast alle Bewohner stehen in einer gewissen Abhängigkeit zur See- oder Landmacht, die beide, brüderlich vereint, ihres Amtes walten. Aber die wechselnden Dienstesbestimmungen, namentlich die Einschiffungen, lassen eine gewisse Stabilität des Familienlebens nicht gut aufkommen, wozu auch der beständige Wohnungsmangel mitwirkt.

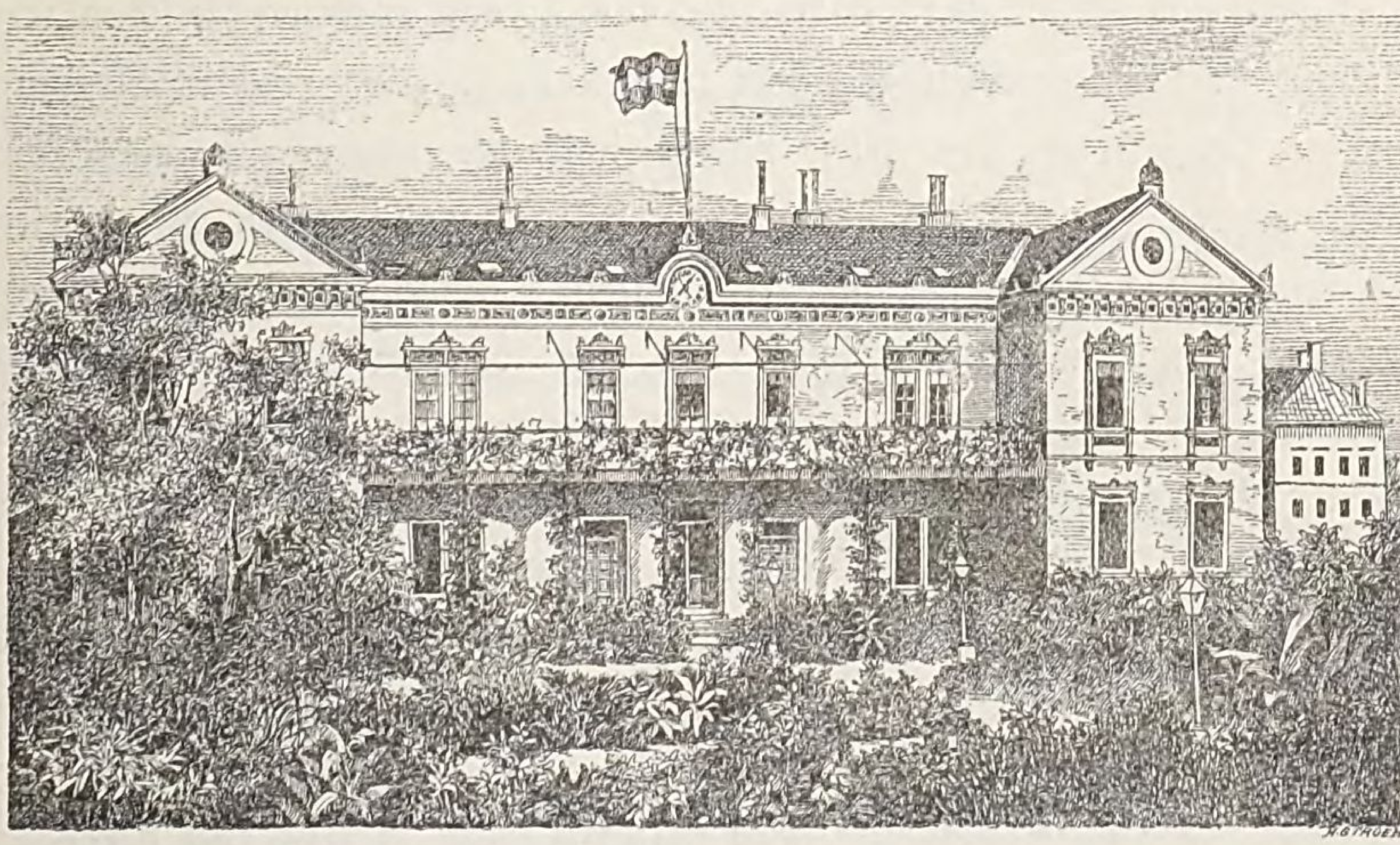


Piazza del Foro in Pola.

Deshalb betrachtet sich der größte Theil der Familien nur für kurze Zeit nach Pola gehörig, eine Erscheinung, die letzteres mit allen Militärstädten gemein hat, und welche dem Aufschwunge gewiß nicht wenig hinderlich ist. Man muß es jedoch anerkennen, daß im letzten Decennium sehr viel geschah, um Pola wohnlich und möglichst angenehm zu machen. Dazu rechne ich jedenfalls das schöne Straßenpflaster, die Gasbeleuchtung, die durchwegs von der Kriegsmarine geschaffenen

Parkanlagen und die Eisenbahnverbindung; nur wäre es wünschenswerth, wenn sich die so lebhafte Baulust auch der alten Stadt erbarmen würde, welche bisher mit bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit eine Auffrischung und Verjüngung verschmähte.

Eine weitere der jüngsten Zeit angehörende Schöpfung ist das große und recht hübsch eingerichtete Marine-Casino, es bildet den Centralpunkt des geselligen Lebens von Pola. In einem schönen Parke, welchem immergrüne Gewächse, wie Bambus, Thujen, Oleander, Nadelhölzer u. s. w. ein stets frisches und einladendes Aussehen geben, erhebt sich der stylvolle



Marine-Casino in Pola.

Bau, in dessen gastlichen Räumen nach Art der englischen Clubhäuser für alle Bedürfnisse der Besucher vorgesorgt ist. Das Marine-Casino, dessen Baukosten im Betrage von ungefähr 120.000 Gulden die Mitglieder theils durch freiwillige Spenden, theils durch Anlehen aufbrachten, wird der zukünftigen Marine-Generation ein Erinnerungszeichen der Eintracht und des gemeinsamen Strebens sein, welche die Kriegsmarine, dem Wahlspruche Viribus unitis ihres Allerhöchsten Kriegsherrn folgend, jederzeit bethätigte.

Durch seine herrlichen Alterthümer, deren einige der ersten Epoche unserer Zeitrechnung entstammen und uns hohe Bewunderung für den Geist der damaligen Bevölkerung einflößen, bewahrte sich Pola ein nicht unbedeutendes Interesse. Umsomehr beschleicht den ruhigen Beschauer in der Altstadt ein wehmüthiges Gefühl, wenn er die Zeugen altrömischer Prachtliebe, jene reich ornamentirten Thore, prächtigen Tempel, das gigantische Amphitheater, also die Ueberreste einstiger Herrlichkeit neben armseligen, baufälligen und schmutzigen Häuschen gewahrt.

Unter den altrömischen Denkmälern Polas *) zeichnet sich der Augustus-Tempel beim Forumplatze (Piazza del Foro) durch eine besondere Zierlichkeit und Gefälligkeit der Formen aus, so daß er unter die schönsten Monumente der Römerzeit gerechnet werden muß. Von höchster Eleganz sind die Verzierungen der Friese und Gesimse, die neuerer Zeit mehrfach copirt wurden; eine ebenso vollendete und prachtvolle Arbeit zeigen die mit reichen Capitälern geschmückten glatten korinthischen Säulen. Der Augustus-Tempel wurde im Jahre 19 v. Chr. von der Colonie zu Ehren Roms und des Augustus erbaut. Dies besagte eine Inschrift aus vergoldeter Bronce, die seither verloren ging.

Nebenan stand in derselben Front ein anderer in Form und Ausführung ganz gleicher Tempel, welcher vermuthlich der Diana gewidmet war, aber 1300 n. Chr. dem Stadtpalaste einverleibt wurde; seine Rückseite, aus deren Linien und Ornamenten man mit Sicherheit auf eine Congruenz mit dem Augustus-Tempel schließen kann, ist noch jetzt sichtbar.

Von nicht geringerem Interesse sind zwei alte Stadtthore, die Porta Aurea und Porta Gemina; ersteres auch Thor der Minerva genannt, war das größte und schönste der Stadt und führte nach Südosten zum Marsfelde und zum Hafen von Medolino. Anfänglich von einfacher Bauart, wurde später die innere Façade des Thores durch eine Frau

*) Außer A. Gareis' interessantem Werkchen über Pola, dem die mitgetheilten Daten entnommen sind, besitzen wir seit 1876 noch ein anderes vom Stadtmunicipium unter dem Titel: „Notizie storiche di Pola“ herausgegebenes Werk größeren Umfanges.

Salvia Postuma zu Ehren ihres verstorbenen Gatten Lucius, Sergius Lipidus und zweien anderen berühmten Männern der angesehenen römischen Familie der Sergier, prächtig ornamentirt. Die Porta Gemina oder das Zwillingsthor war das eigentliche Hauptthor. Die Stadt breitete sich damals rings um das Capitol über den ganzen Hügel bis zu der an dessen Fuße befindlichen Umfassungsmauer aus; im Halbkreise um den capitolinischen Berg und auf den andern sechs benachbarten Hügeln lagerten die Vorstädte. Vom Capitol aus führten mehrere Straßen strahlenförmig zu den Thoren, von welchen die zwei früher erwähnten erhalten blieben.

Wenn diese durch die Zierlichkeit und Eleganz der Formen bestechen, so imponirt das berühmte Amphitheater, die Arena, durch die Großartigkeit der Anlage. Sie ist eines der imposantesten Werke des Alterthums und zählt unter den wenigen ihres Gleichen, deren Ueberreste noch existiren, zu den best conservirten, denn die ganze äußere 24 Meter hohe Umfassungsmauer mit 112 in zwei Stockwerken gereihten Arcaden und 72 in der dritten Etage befindlichen quadratischen Oeffnungen ist nahezu unversehrt erhalten, und nur die innere Einrichtung, deren mächtige Quadern wahrscheinlich im XVI. Jahrhunderte zu Privatzwecken verschleppt wurden, fehlt leider gänzlich. Ueber den Ursprung dieses bewunderungswürdigen Baues läßt sich nichts anderes mit Gewißheit sagen, als daß er im ersten christlichen Jahrhundert entstanden ist. Pola hatte das Amphitheater, sowie ein anderes jetzt völlig verschwundenes Theater der Freigebigkeit der römischen Kaiser zu danken. Darüber sagt der anonyme Verfasser eines 1865 erschienenen Werkes über Istrien[1]: „Die Erbauung der Arena wird mit mehr Wahrscheinlichkeit dem Vespasian und nicht dem Augustus zugeschrieben, denn die Flavier hatten viele Besitzungen in dieser Provinz, viele Freigelassene; ein Privat-Secretär des Titus war ein Istrianer, und der Kaiser beschloß, noch ziemlich jung, seine Tage in Istrien. Cenide, die einflußreiche Favoritin des Vespasian, lebte in Istrien, und die zehnjährige Regierung dieses Fürsten war lang genug, um dieses Werk vollenden zu können. So ließe sich die Tradition

erklären, daß eine Favoritin Julius Cäsar's eine große Vorliebe für Pola hatte, und daß ihr zu Ehren das Amphitheater oder noch anderen das Theater erbaut wurde. Diese Tradition kann sich in den Personen geirrt haben, aber sie hat uns das Andenken eines Weibes bewahrt, welches große Zuneigung für Pola hatte."

Die Corvette „Friedrich" lag vollständig getakelt im Hafen. In den ersten Jahren meiner Dienstzeit war ich als Seecadet am Bord eingeschifft gewesen. Tegetthoff, eine jugendliche, kräftige Gestalt, ausgestattet mit mächtigem Reize der Persönlichkeit, der schon damals Geltung erzwang, commandirte sie. Wir hatten an der marokkanischen Küste über das Schicksal eines 1852 bei Melilla gestrandeten und von El Rif-Piraten ausgeplünderten österreichischen Handelsschiffes nachzuforschen, erlangten jedoch keine Resultate, da unterdessen die Corvette wegen des ausgebrochenen Krieges 1859 in die Heimat berufen wurde.

Die „Friedrich" zählt unter die ältesten Schiffe unserer Flotte. Sie ist im Jahre 1857 vom Stapel gelaufen, ihr Name findet sich seitdem bei allen hervorragenden Momenten der neuen Geschichte unserer Kriegsmarine.

Zu ihrem Baue, dessen Entwurf vom damaligen Obersten des Schiffbau-Corps v. Tjungstedt herrührt, wurde das gute Eichenholz der venetianischen Conserven, die ihre Vorräthe aus den Eichenwäldern Istriens bezogen, verwendet, wodurch es sich erklärt, daß dieses Schiff durch fast zwanzig Jahre ohne größere Reparaturen immer seetüchtig bleiben konnte.

Dieses vorzügliche Holz besitzt überhaupt recht schätzbare Eigenschaften, die besonders den Kriegsschiffen in Holzconstruction zugute kommen. So geschah es 1864 im Gefechte von Helgoland, daß unsere ebenfalls in Venedig erbaute Fregatte „Schwarzenberg" mehrere Kanonenschüsse unterhalb der Wasserlinie erhielt, allein trotzdem die Kugeln die Schiffswand glatt durchschlugen, drang doch nur in der ersten Zeit Wasser in das Schiff, denn die aufgerissenen Holzfasern verstopften, indem sie ihre frühere Lage anzunehmen strebten, nach und nach die gefährlichen Lecke.

Die „Friedrich" ist eine gedeckte Corvette von 1600 Tonnen Gehalt. Ihre Hauptdimensionen sind:

Größte Schiffslänge	66	Meter
„ Schiffsbreite	12·2	„
„ Tauchung	6	„
Höhe des Großmastes	40	„

Eine Dampfmaschine von 230 Pferdekraft betreibt die doppelflüglige Schraube, wodurch das Schiff unter günstigen Verhältnissen eine Schnelligkeit von sieben Seemeilen in der Stunde bei voller Dampfkraft erreichen kann.

Die Dampfmaschine ist aber nicht der Hauptmotor der Schiffsclasse, zu welcher die „Friedrich" zählt, vielmehr ist sie für längere Fahrten ganz auf ihre Segel angewiesen und die Maschine stellt nur eine Hilfskraft vor, welche beim Ein- und Auslaufen, sowie bei anderen etwa vorkommenden Gelegenheiten angewendet wird.

Früher führte das Schiff 22 Kanonen, seitdem wurde die Bestückung gewechselt und vermindert; sie bestand während dieser Reise nur aus zwölf gezogenen 15 cm. Hinterlader-Kanonen. Der Bemannungsstand war 250 Mann. Darunter befanden sich vom Schiffsstabe:

Linienschiffs-Capitän:

T. Freiherr v. Oesterreicher, als Commandant des Schiffes.

Linienschiffs-Lieutenant:

Erwin Graf Dubsky, als Gesammt-Detailofficier,

Josef Lehnert,

Rudolf Berghofer,

Josef Treipl.

Linienschiffs-Fähnrich:

Simon Lehnhardt,

Friedrich Freiherr Von der Decken zu Himmelreich.

Seecadeten 2. Classe:

Franz Plesch,

Karl Marquis Nembrini-Gonzaga,

Vinzenz Widmar,

Wladimir Pacel,

Friedrich Freiherr v. John,

Josef Kopecky,

Adolar Laube,

Camillo Karner.

Linienschiffs-Arzt:

Dr. Wilhelm Sachs.

Fregatten-Arzt:

Dr. Adolf Lederer.

Marine-Commissariats-Adjunct 2. Classe:
Peter Cociancig.

Maschinist 1. Classe:
Wilhelm Lantsch.

Maschinist 3. Classe:
Karl Max Spetzler.

Maschinist 3. Classe:
Wenzel Frank.

Proviant konnte das Schiff für eine Zeit von 90 Tagen einnehmen, Trinkwasser hingegen nur auf 4 Wochen, aber es war ein Destillir-Apparat vorhanden, mittelst dessen der nothwendige Vorrath aus dem Seewasser jedesmal erzeugt wurde.

Damit war für die Bedürfnisse der Mannschaft gesorgt, und wenn die Schiffsvestalin, d. h. der Matrosenkoch, das Feuer unter den Kesseln zu unterhalten wußte, so brodelte sich ein ganz schmackhaftes Essen gar, nachdem alle Ingredienzien der Speiseordnung gemäß zusammengethan wurden. Ernstere Sorgen verursachte die Verproviantirung des Schiffsstabes. Es trat an uns die Nothwendigkeit heran, die Rollen der Hausfrau zu übernehmen, und glücklich jener Vorstand der einzelnen Messen, der in früherer Zeit etwas von den Geheimnissen der Küche erlauscht hatte. Freilich gab es einen „sogenannten Koch", dem ein „sogenannter Zuckerbäcker" als Gehilfe zur Seite stand; damit hätten wir uns Raths erholen können, wenn diese „Sogenannten" etwas anderes als Autodidakten schlimmster Sorte gewesen wären. Deshalb kam uns der spartanische Untergrund, den der Seemann gewöhnlich sein Eigen nennt, auch diesmal gut zu Statten. Uebrigens bewährten sich unsere Küchenmeister im Verlaufe der Reise besser, als es geahnt werden konnte, da man doch noch immer die Zustände der guten alten Zeit vor Augen hatte.

Damals gabs noch den Koch mit dem geheimen Geschmacke, welcher Vielen ein Räthsel blieb. Man wußte nur, daß er vor dem Anrichten ein wenig von seinem „Geheimnisse" in jede Speise that. Niemand durfte ihm zusehen, wenn er den „buon gusto", eine Muskatnuß, aus der Westentasche hervorholte. Mit solch' einfachem Mittel übte er seine Kunst.

Ueberhaupt ist in der Gegenwart so Vieles anders geworden auf der weiten Meeresfläche. Der frischere Geist, der heutzutage die Räume

der modernen Schiffe durchweht, säuberte sie recht tüchtig vom lächerlichen Aberglauben und dessen unnahbaren Argumenten. Jetzt kann der Schiffsarzt, und wäre er selbst der leibhaftige Doctor Eisenbart oder die große Medizin der Rothhäute, ungescheut das Deck betreten, wenn das Schiff in den Hafen läuft, seine Erscheinung wird nimmermehr den Gegenwind heraufbeschwören. Ebenso kann der Bordcaplan ungeachtet aller möglichen Transactionen der überirdischen Geister keinen Sturm entfesseln, und der Bordverwalter wird auch mittelst der scharfsinnigsten Buchführung keine Windstille zuwege bringen. Endlich wird selbst ein Victualienhändler zugestehen müssen, daß ein am rückwärtigen Theile des Schiffes ausgehängter Stockfisch keinen günstigen Wind, höchstens etwas üblen Geruch wird erzeugen können.

Aber früher glaubte man fast allgemein an diese Zaubereien, wozu noch Geldopfer, Versprechungen an Wachskerzen und anderes Betriebsmaterial für gute Mächte hinzukamen. Am Bord der Kriegsschiffe sind es hauptsächlich die eingeschifften Handwerker aus dem Civilstande, die sich am schwersten von den alten Erinnerungen lossagten. Sie sind größtentheils alte Seethiere, die noch einer näheren Classification harren. Die Zoologen wissen von ihnen nur so viel, daß sie pensionsfähig sind. Unser alter Maestro Bepo, der Segelmacher, macht auch die Reise mit. Er könnte als Musterexemplar einer ganzen Sammlung dienen. Mit dem Spagate, den er in seinem Leben vernähte, könnte man die Erde umspannen. Wie schön wußte er sein Garn zu spinnen, wenn er seiner besseren Jahre gedachte, — als man noch den Stockfisch zum Windlocken benützte. Damals stand noch nichts in den Büchern, da befrug der Capitän jedesmal den Bepo um das zu gewärtigende Nachtwetter. „Nun wenns so bleibt wie jetzt, Capitän, wird's während der Nacht auch nicht anders." Und der Capitän schmunzelte vergnügt dazu und ließ seinem Auguren manche Worte der Anerkennung zukommen.

Oft kam es freilich vor, daß es in der Nacht tüchtig zu wettern begann, dann hatte der meteorologische Segelmacher noch immer Recht. „Sehen Sie, Capitän, der Wind drückt, aber die Berge vertheidigen

sich, was kann da Gutes herauskommen? Oh! der Bepo hat immer Recht". Seine Logik war, wie man sieht, recht urwüchsig.

Höher begabt war der Speisemeister der guten alten Zeit, denn er hatte sich sogar mechanische Grundsätze angeeignet. „Den Raum, welchen ein Körper einnimmt, kann ein zweiter nicht gleichzeitig einnehmen", so dachte er, und hielt seinen Daumen in das Weinmaß, womit er die Ration an die Mannschaft vertheilte. Das Resultat dieser Operation kam ihm zugute.

Die Vorräthe an conservirten Lebensmitteln wurden von vaterländischen Fabriken bezogen, desgleichen lieferten uns die bekannten Firmen J. Palugyay & Söhne in Preßburg und S. Szarvasi & Comp. in Pest vorzügliche Flaschenweine, welche sich ungeachtet aller klimatischen Einflüsse, denen sie im Laufe der Reise ausgesetzt waren, fast ausnahmslos gut bewährten und überall im Auslande, wo wir sie unseren Gästen credenzten, guten Anklang fanden. Wir ersahen daraus mit vieler Befriedigung, wie unsere heimatlichen und hauptsächlich die ungarischen Weine jede Eigenschaft für den Export besitzen, nur scheint es mir, daß ihr Preis etwas zu hoch gestellt ist, um mit den französischen Weinen in Concurrenz treten zu können. Der Geschmack der Fremden in Ostasien ist an diese letzteren gewöhnt und nur ungern wechselt z. B. der Engländer seinen Claret mit einer andern Sorte, deren Eigenschaften er vorerst studiren müßte. Man glaube das weintrinkende Publicum ja nicht aus Kennern bestehend, denn nur gar zu oft paradirt man im fernen Osten mit irgend einer Firma oder selbst mit einer hohen Factura, und bekümmert sich, wenn der beabsichtigte Zweck erreicht ist, recht wenig um den wahren Geschmack des Getränkes. Diesen Umständen muß man es auch zuschreiben, daß die wenig bekannten österreichisch-ungarischen Weine so geringe Nachfrage finden.

Für Ostasien ist nebstdem noch die Concurrenz mit den australischen Weinen zu überwinden, die in neuester Zeit viel abgesetzt werden, wie denn überhaupt die aufblühende Industrie Australiens auch in anderen Handelszweigen siegreich auftritt.

Unsern Bedarf an Liqueur nahmen wir zum großen Theil aus der Fabrik Caligarich in Zara, welche uns einen vortrefflichen Maraschino lieferte. Der Maraschino di Zara besitzt einen Weltruf, und es erscheint unglaublich, daß er im fernen Osten nur als Falsificat vorkommt, eine Thatsache, von welcher wir uns nur zu häufig überzeugen mußten, und welche es bestätigt, daß man mehr die Außenseite als den Inhalt der Flaschen beachtet. Der erwähnten Firma hatte ich später viele Adressen angegeben, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, directe überseeische Verbindungen anzuknüpfen. Dies ist ihr, wie ich höre, auch gelungen, und wenn sie oder andere Firmen thatkräftig ausharren, so dürften die Falsificate ohne Zweifel bald aus den dortigen Gebieten verdrängt sein.

Die Reise der „Friedrich" bot nebstdem die Gelegenheit, verschiedene Producte österreichischer Fabriken auf ihre Dauerhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit bei raschem Klimawechsel zu erproben. In dieser Richtung hatten wir die verschiedensten Conserven und auch Weine eingelagert, welche zum Theile während der Reise, zum Theile nach Beendigung derselben durch eine Commission zu öffnen und zu kosten waren. Als Curiosum seien hier die bekannten deutschen Erbswürste erwähnt, welche in allen Geschmacksvariationen vorkamen. Ihre Nichtverwendbarkeit zur See hat sich schon nach kurzer Zeit dargethan, nachdem sie in ihrem bescheidenen Kleide bald in Fäulniß übergingen und über Bord geworfen werden mußten. Sie stellen, auch wenn sie haltbar wären, eines jener Palliativmittel vor, welches bei Hungersnoth wohl von Vortheil, unter andern Umständen aber recht gut entbehrlich ist. Gewiß wird jeder Matrose viel lieber das Salzfleisch und den Zwieback kauen, als nur einmal der Erbswurst zuzusprechen.

II. Bilder aus Aegypten.

Auslaufen der Corvette aus Pola. — Abschiedsgrüße. — Begegnung der Zugvögel. — An der Küste Aegyptens. — Erinnerungen aus Alt-Aegypten. — Port-Said. — Im Suez-Canal. — Geographische Daten. — Suez. — Mosesbrunnen. — Am Bahnhofe zu Suez. — Eisenbahnfahrt. — Haremsdamen. — Das Nilland. — Der Abend. — Ankunft in Kairo.

Es ist gut, die erste Zeit der Ausrüstung des Schiffes nur mit einigen Worten zu erwähnen. Ist es doch immer eine Periode unaufhörlicher Sorgen für Jedermann, um sich in seinem neuen Heim so wohnlich als möglich einzurichten. Freilich wird man dabei gar häufig gestört, denn der Dienst hat begonnen und man bildet nur einen Theil des großen Räderwerkes, das ununterbrochen die auf Kriegsschiffen bekannte bis ins kleinste Detail gehende Ordnung regelt. Zwischen Tag und Nacht gibt es nur jenen Unterschied, welcher sich durch den Lauf der Sonne ergibt. Besonders in der ersten Zeit der Ausrüstung, wo jedem Manne seine Dienstesposten zugewiesen und die ebenso langweiligen als nothwendigen Uebungen — das Rollen-Exerciren — eingeübt werden, findet man am Bord kein Plätzchen der Ruhe. Diese Manöver erinnerten mich von jeher an Theaterproben, bei welchen gleichfalls den Mitspielenden alle Details ihrer Rollen zugewiesen und erläutert werden. Man hat seinerzeit die Meiningen'sche Gesellschaft wegen ihrer strengen und exacten Bühnendisciplin bei ihrem Auftreten in Wien allgemein bewundert; Aehnliches aber ins Kriegsmaritime übersetzt, kann man seit jeher auf unsern Kriegsschiffen beobachten, und dem Uneingeweihten mag so manchmal das lebhafte Getriebe bei vielen

Anlässen am Bord als Unordnung vorkommen, während es in Wirklichkeit eine wohl überdachte Ausführung ist. Hierüber wurde schon oft geschrieben, ich darf somit eine Schilderung desselben wohl unterlassen, vielmehr überschreite ich die ganze Periode dieser mühevollen Beschäftigungen bis zum Vorabend unserer Abreise.

Das war der Abend des großen Confusions-Fest- und Abschiedstages. Die Erfindung dieses Titels fällt mir nicht zu, aber so befremdend er auch erscheint, so enthält es doch Alles, was an diesem Tage vorgegangen ist. Ich weiß nicht, war es die gerade in Pola auf der Marine lastende völlige moralische Windstille, durch welche jede Begebenheit eine erhöhtere Bedeutung gewinnt, oder war es der ausgedehnte Freundeskreis, den unsere Reisegesellschaft besaß, kurz, diesmal herrschte in Pola ein größeres Interesse daran, das Expeditionsschiff auf erhebendere Weise aus dem Hafen zu complimentiren, als es sonst üblich war.

Das Abschiedsfest im Marine-Casino erreichte um Mitternacht den Höhepunkt, und viele unserer Freunde umarmten des andern Tages — noch immer tief gerührt — je einen schauerlichen Kater, der sich, man weiß nicht wie, in ihre Wohnungen geschlichen hatte.

Aber auch auf der „Friedrich" waren in dieser Nacht außer den zum Proviant zählenden Hausthieren einige schwarze Hinze eingeschifft worden. Bald hatten sich diese widerhaarigen Gesellen verlaufen, krochen aber während der Reise noch manchmal aus ihren Verstecken hervor. Des andern Tages, es war der 16. Mai 1874, versammelten die ersten Morgenstunden viele Freunde und Verwandte zum letzten Abschiedsgruße am Bord, und Boote aller Größen kamen und gingen. Das bunte Treiben währte bis 9 Uhr Vormittags; das war die Abfahrtsstunde.

Während die „Friedrich" majestätisch aus dem Hafen dampfte, schickten alle Kriegsschiffe die Matrosen auf die Wanten und ihre Hurrahrufe vereinigten sich mit den lauten Abschiedsgrüßen der großen Menge, welche den Hafen-Kai dicht gedrängt eingenommen hatte.

Die „Friedrich" dankte gleichfalls und gewiß ebenso herzlich mit den üblichen seemännischen Hurrahs. Es war überhaupt eine rührende

und großartige Ovation, die uns während der ganzen Reise in warmer Erinnerung blieb, und es hätte wahrlich der Musikklänge bei der Halbinsel S. Pietro am äußeren Hafen nicht bedurft, um zu erkennen, welche Theilnahme dem Beginne unserer Mission entgegengebracht werde. Das Wetter war sehr schön, aber Niemand wollte es recht bemerken, da andere Dinge Jedermanns Aufmerksamkeit fesselten; erst draußen im Quarnero sprang der Wind plötzlich nach Nordosten um. Die kaum gesetzten Segel mußten rasch vermindert werden.

Dieser Wind, die bekannte Bora, unsere alte Freundin, die sich so lange bei guter Lunge erhält, konnte doch nicht zurückbleiben, wenn Alles zum Abschied winkt. Obwohl wir keinen Gefallen an so stürmischen Liebesbezeigungen finden konnten, so dankten wir der kalten Hexe doch für ihre Gunstbezeigung, die uns so rasche Fahrt gewährte, daß schon am 17. die Insel Lissa hinter uns lag und am Abende desselben Tages die schwarzen Berge Cattaros und Montenegros im Scheine der untergehenden Sonne am Horizonte erblickt wurden.

In drei Tagen war das Adriatische Meer durchsegelt; wir kamen nun in ein interessantes Gebiet, d. i. die Westseite der griechischen Halbinsel.

In dieser Jahreszeit begegnen die Schiffe den nach Norden fliegenden Zugvögeln, die Tag für Tag zu sehen sind. Oft geschieht es, daß die von langem Fluge ermüdeten Thiere am Bord der Schiffe niederfallen, wo sie gewöhnlich ein Opfer der Hartherzigkeit der Matrosen werden. Bei uns wurde jedoch strengstens verboten, die armen Thiere zu tödten. Wohl wurden sie von den gewöhnlich kindischen Matrosen gefangen und unter freudigen, aber oft sehr einfältigen und verlegenen Grimassen dem Wachofficier überbracht.

Wir begegneten hauptsächlich Schwalbenzügen. Wie sehr mag jeder Witterungswechsel ihre Schaaren während der Reise lichten, wie viele ermüden und finden im Meere ein vorzeitiges Grab, wenn es ihnen nicht gelingt, auf einem vorbeifahrenden Schiffe eine oft zweifelhafte Rettung zu finden. Im Leben der Zugvögel sind diese jährlichen Reisen

von unendlicher Bedeutung, und die Thiere sind der Gefahren und der außerordentlichen Anstrengung, welche sie erwarten, wohl eingedenk. Dies erklärt auch die bekanntlich sehr erregten Versammlungen der Zugvögel vor ihrer jedesmaligen Abreise.

Die Anspannung der Kräfte muß übrigens eine außerordentliche sein und wie bei den Racepferden bis zur vollkommenen Erschöpfung, die den Tod nach sich führt, ausdauern. Es kam bei uns vor, daß Schwalben niederfielen und schon nach wenigen Minuten ausgehaucht hatten. Selten aber gelang es uns, angekommene Schwalben trotz aller Umsicht aufzufüttern, sie nahmen keine Nahrung zu sich, und flogen, wenn sie noch bei Kräften waren, der Küste zu, welche ungefähr 40 Meilen entfernt lag. Vielerlei andere Landvögel blieben jedoch in der Nähe des Schiffes, vielleicht hatten sie nicht den Muth, das ferne Land aufzusuchen.

Ueber die vorher erwähnten Begebenheiten, wie auch über die Anzahl und Gattungen der uns begleitenden Vögel wurde genau Rechnung geführt; so entnehme ich aus meinem Tagebuche den Stand unserer Begleiter am 21. Mai; da umflogen uns: Fünf Schwalben, eine Grasmücke, ein Fink, ein Neuntödter und eine wilde Taube. Vier Tage nachher, als wir auf einige Meilen entfernt von der Insel Sapienza an der peloponnesischen Südküste vorbeifuhren, sagten uns diese Thiere Lebewohl, und eine Schaar gewöhnlicher Seemöven umkreiste fortan die südöstlich steuernde Corvette.

Auf den Bergen Moreas lag noch Schnee und ließ uns nördliche Winde erhoffen, wir hatten uns aber getäuscht, denn Windstille trat ein und alle Hausmittel, eine gute Brise zu machen, schlugen fehl. Sogar Gegenwind erhielten wir, bis uns Aeolus einen tüchtigen Nordwester sandte, der bis an die Gestade Aegyptens reichte. Es war am 30. Mai Abends, nach einem jener herrlichen und farbenreichen Sonnenuntergänge, wie man sie nur in südlichen Gegenden zu sehen bekömmt, als wir das prächtige Leuchtfeuer von Damiette, welches am äußersten Punkte des Nil-Deltas erbaut ist, erblickten. Dies war der einzige Punkt, der uns geheimnißvoll und vielverheißend vom Pharaonenlande entgegenglänzte.

Aegypten war für mich nicht neu, aber ich muß gestehen, jedesmal wenn ich seine sandige Küste betrat, bemächtigten sich unbeschreibliche Gefühle aller Art meiner Brust. Der classische Boden Griechenlands oder die vielbesungenen Fluren des schönen Italien hatten mir keine so mächtigen Empfindungen erpreßt. In der That vereinigen sich in Aegypten so viele Momente, um Geist und Sinne gefangen zu nehmen, ersteren durch das Mysteriöse in der Geschichte eines hochcultivirten und nun bis zum Grunde vernichteten Volkes, letztere aber durch den Zauber dieses prächtigen Flußlandes, wo die Lotosblume unter Palmen blüht.

Dazu gesellen sich die ersten Eindrücke aus unserer Jugenderziehung, als man uns die Geschichte Aegyptens lehrte; wir gedenken der mächtigen Pharaonen, der Hunderttausende Sclaven, die in brutaler Kraftverschwendung für den Todescultus thätig sind, während gleichzeitig die üppigsten Ausschweifungen bei Becherklang und Courtisanen der Lebenslust dienten; erinnern uns der ersten Zeit des Christenthums, der grübelnden Gnostiker u. s. w.

Gewiß vereinigen sich alle diese Umstände, um das alte Pharaonenland mit einem Reize zu umgeben, der es wohl verlohnt, mit aller Andacht aufgenommen und genossen zu werden.

Schon aus der Urgeschichte Griechenlands strahlt Aegypten als Wunderland hervor und war frühzeitig — ohne genaue Kenntniß desselben — in die poetischen Ueberlieferungen des classischen Volkes der Griechen einbezogen worden.

Wir finden dort die reizende Helena bei üppigen Gelagen, wir hören Homer die wunderbaren Eigenschaften der Lotosfrucht besingen, jener Frucht, welche Allen, die sich von ihr nährten, den anziehenden Zauber des Vaterlandes vergessen machte. Ebenso spielt dort die Mythe des Proteus als Personification der altägyptischen Weisheit. Weit früher als die ersten griechischen Colonien auf ägyptischem Boden entstanden, waren diese Traditionen, unter welchen vielleicht auch die Idee der Sphinx, nach Griechenland gedrungen. Ob Athene (Minerva) mit der Göttin Neith, deren Mysterien in Sais gefeiert wurden, gleichbedeutend sei, ist freilich nicht aufgeklärt.

Zu Sais, welches unser unsterbliche Schiller in den Kreis seiner Dichtungen aufgenommen hatte, war es, wo am gartenumgebenen See die Passion des Osiris als beliebtestes dramatisches Spiel damaliger Zeit aufgeführt wurde. Das alte Naucratis, die erste griechische Stadt auf ägyptischem Boden, lag in der Nähe, und Herodot beschreibt die Eleganz und Corruption seiner Bewohner, seine rauschenden Festlichkeiten und seine reizenden Courtisanen, von welchen er sagt, daß sie die ausgesuchteste Sorgfalt aufwendeten, um recht lieblich zu erscheinen. Es ist gewiß schwer, sich in das Leben der damaligen Zeit hineinzudenken, aber es scheint, daß Naucratis jener Ort Aegyptens war, wo sich die jeunesse dorée zur Lustbarkeit einzufinden pflegte.

Aus dieser Periode stammt auch die reizende Geschichte der als Königstochter geborenen Courtisane Rhadope, deren schon Herodot erwähnt, und welche ebenso wie das Abenteuer Josef's mit Putiphar ein Lieblingsthema der Poesien des Orients bildete. Von Rhadope heißt es, der Wind hätte ihr, als sie eines Tages badete, einen ihrer Schuhe weggetragen, der sodann im Palaste des Königs niederfiel. Dieser letztere, von der Kleinheit und Zierlichkeit des Schuhes entzückt und überrascht, ließ die unbekannte Besitzerin des dazu gehörigen Füßchens aufsuchen und machte sie zu seiner Frau. Es scheint somit, daß die Geschichte unseres Aschenbrödels wohl aus dem Aegyptischen herübergekommen sei.

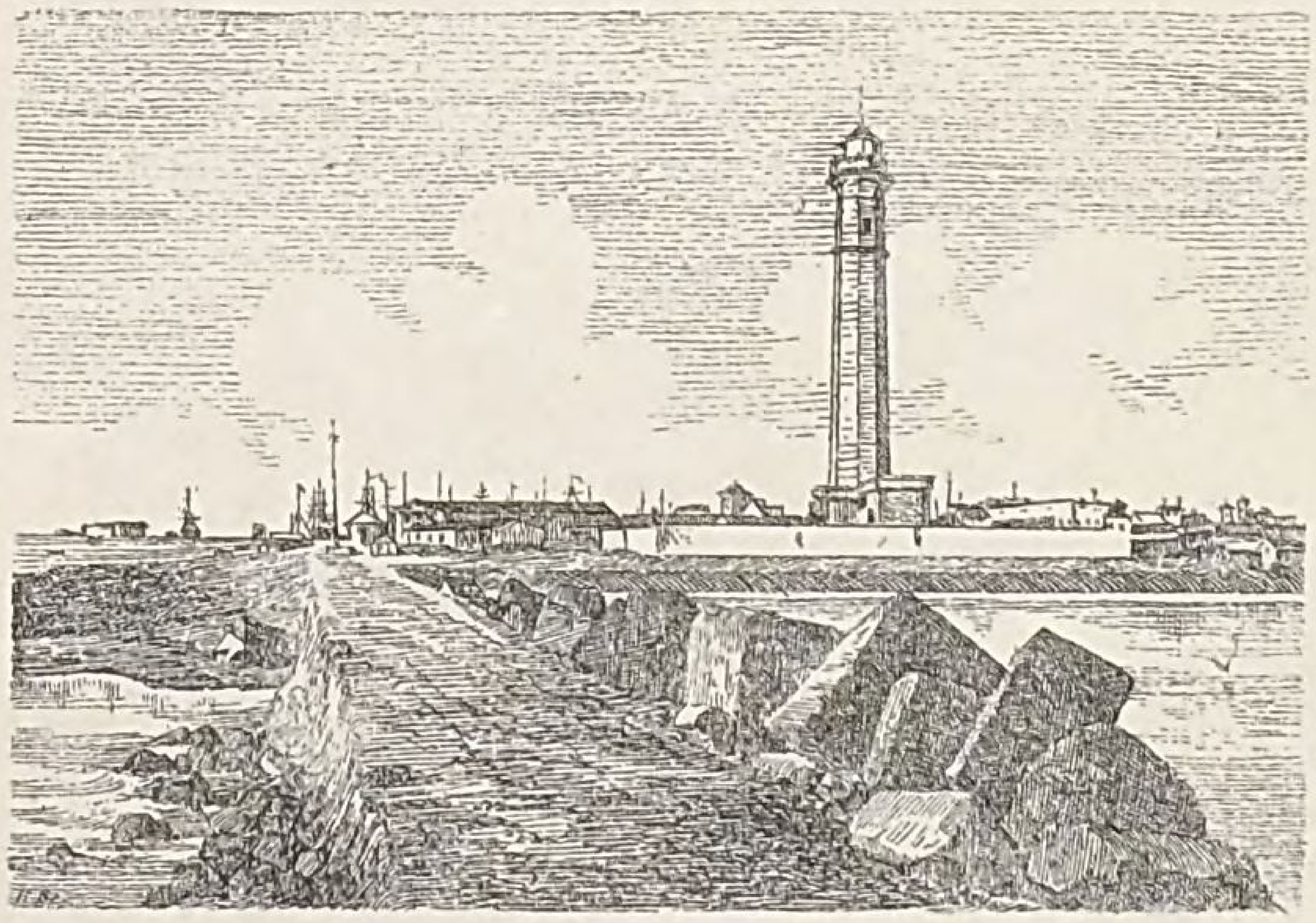
Das von Naucratis nicht weit entfernte Heliopolis erinnert hingegen an eine andere der Christenheit bekannte Tradition. Noch jetzt zeigt man dort am Fuße einer riesigen Sykomore eine Quelle, mit der ein Zeichen der Flucht nach Aegypten in Verbindung gebracht wird. Das Wasser dieser Quelle soll, wie man erzählt, früher bitter gewesen sein, als aber Jesus und Maria, die unter dem Baume rasteten, dasselbe mit ihren Lippen berührten, wurde es plötzlich wohlschmeckend. Soll darin nicht weit eher ein ebenso liebliches als naives Symbol des Geistes der Versöhnung ausgesprochen sein, welcher die Christenlehre kennzeichnet?

Im uralten Heliopolis, von welchem heutigen Tags nur ein Obelisk zu sehen ist, studirten Eudox und Platon. Als der alte Strabo diese

Stätte besuchte, lag die einst prächtige Stadt in Ruinen. Die ägyptischen Städte führten damals die Namen jener Götter, welchen sie geweiht waren, so Ammonstadt, Phtastadt, sowie bei uns allenfalls S. Peter, S. Veit u. s. w. Heliopolis ist die griechische Uebertragung von Horus.

Wenn man das heutige Schießpulver und die andern in ihrer Wirkung ihm ähnlichen Sprengstoffe als Verwandte des sogenannten griechischen Feuers ansieht, so muß Heliopolis auch in die Geschichte der Waffentechnik aufgenommen werden, nachdem dort das griechische Feuer im Jahre 665 von Callinicus erfunden worden ist.

Der Oberpriester Manethos verfaßte dort seine Geschichte Aegyptens, die bekanntlich bis auf das Inhaltsverzeichniß verloren gegangen war.



Leuchtthurm von Port-Said.

Dieses letztere stellte sich nachher als kostbare Grundlage für die heutige Geschichtsforschung dar, so daß die ägyptische Chronologie, Dank den Vorstudien Champollions*) über die ägyptischen Hieroglyphen, täglich mehr aufgehellt wird.

*) Champollion ist der Begründer der ägyptischen Alterthumskunde, und ist sein System der Hieroglyphen allgemein angenommen worden.

Köstliche Abendstunden flogen dahin, während wir ruhig längs der Küste gegen Port-Said*) weiter dampften, und es war schon nahe an Mitternacht, als der Anker niederfiel.

Das Schiff lag außerhalb der langen und mächtigen Schutzdämme, welche den Eingang des Vorhafens zum Suez-Canal gegen die Versandung zu schützen bestimmt sind.

Des andern Tages zeitlich Früh liefen wir in den innern Hafen ein. Die wenigen Stunden, bis uns die Tour zur Canalfahrt traf, waren nothwendig zur Ergänzung der Kohlenvorräthe und zur Ausmessung des Tonnengehaltes, für welchen die Durchfahrttaxe an die Gesellschaft zu entrichten ist. Unsere Canalgebühr betrug in Uebereinstimmung mit den

---

*) Aegypten. Tributärer Staat der Türkei. (Jährlicher Tribut 8 Millionen Gulden.) 10.200 Quadratmeilen und mit Darfur und Dependenzen in Nubien, Sennaar, 37.200 Quadratmeilen. Einwohnerzahl 5,250.000, nebst 3,200.000 in den genannten abhängigen Ländern. Dichtigkeit der Bevölkerung als Mittel ungefähr 500 auf 1 Quadratmeile, also weniger dicht als in Rußland, jedoch kömmt zu berücksichtigen, daß nur 554 Quadratmeilen wirkliches Culturland vorhanden ist, wodurch sich eine bedeutende Schwankung in der Dichtigkeit ergibt, so zwar, daß in der libyschen Wüste kaum 4 Menschen auf 1 Quadratmeile wohnen, während im Nil-Delta deren über 9000 vorkommen. Nach Volksstämmen geordnet zählt Aegypten 3,800.000 Fellahs, 400.000 Araber, 350.000 Kopten, 200.000 Türken und 250.000 Ausländer (Levantiner und Franken).

Ausgaben: 94½ Millionen, Staatsschuld 500 Millionen Gulden (15 Millionen Papiergeld). Stehendes Heer: 14.000 Mann und 60.000 am Kriegsfuß. Einfuhr 60 Millionen, Ausfuhr 100 Millionen Gulden. Ausfuhrsproducte hauptsächlich Baumwolle 130 Millionen Kilogramm, Zucker 25 Millionen Kilogramm, dann Getreide, Sesam, Flachs, Hanf, Leinsaat, Gummi, Datteln, Asafoetida.

Administrative Eintheilung in 14 Provinzen, davon 7 auf Unter-Aegypten, 6 auf Ober-Aegypten und eine auf den Isthmus. In diese Eintheilung sind die Städte Kairo, Suez, Port-Said, Damiette, Rosette und Kosseïr nicht einbezogen, da sie von besonderen Gouverneuren verwaltet werden. Regierendes Oberhaupt: Khedive Ismail Pascha, seit 1863, aus der Dynastie des Reorganisators Mehemed Ali. — 1866 Creirung der Repräsentantenkammer als gesetzgebender Gewalt. — 1874 Eröffnung des internationalen Gerichtshofes. — 1869 Eröffnung des Suez-Canals. Eisenbahnlänge ungefähr 170 Meilen.

bei der internationalen Commission (Konstantinopel 1872) aufgestellten Ermäßigungen dennoch circa 15.000 Francs.

Port-Said entwickelte sich im letzten Decennium zu einiger Bedeutung, denn alle den Canal passirenden Schiffe halten dort an, um ihre Vorräthe aller Art zu ergänzen, wodurch die Zufuhr dieser Artikel nothwendig wird. Jetzt ist die Frequenz des Canals*) eine sehr große und im Steigen begriffene, indem monatlich über 100 große Dampfer diese neue Route nach dem Osten benützen. In der ersten Periode nach der Eröffnung zählte man kaum so viel in einem ganzen Jahre. Aber vorderhand zieht nur England mit seiner großartigen Dampferflotte bedeutende Vortheile aus diesem Werke, während die andern Seestaaten in dieser Richtung nur unbedeutend erscheinen. Wir waren daher angenehm überrascht, beim Einlaufen den österreichischen Lloyd-Dampfer „Austria" im Hafen vor-

*) Im Jahre 1876 passirten den Canal 1457 Dampfer mit 3·1 Millionen Brutto-Tonnen; davon waren

Nation	Zahl der Dampfer	Brutto-Tonnen in Millionen
England	1090	2·3
Frankreich	89	0·2
Holland	60	0·1
Oesterreich-Ungarn	53	0·076
Italien	51	0·08

Die transitirenden Netto-Tonnen stellten sich:

Jahr	Millionen Tonnen
1875	2·010
1876	2·095

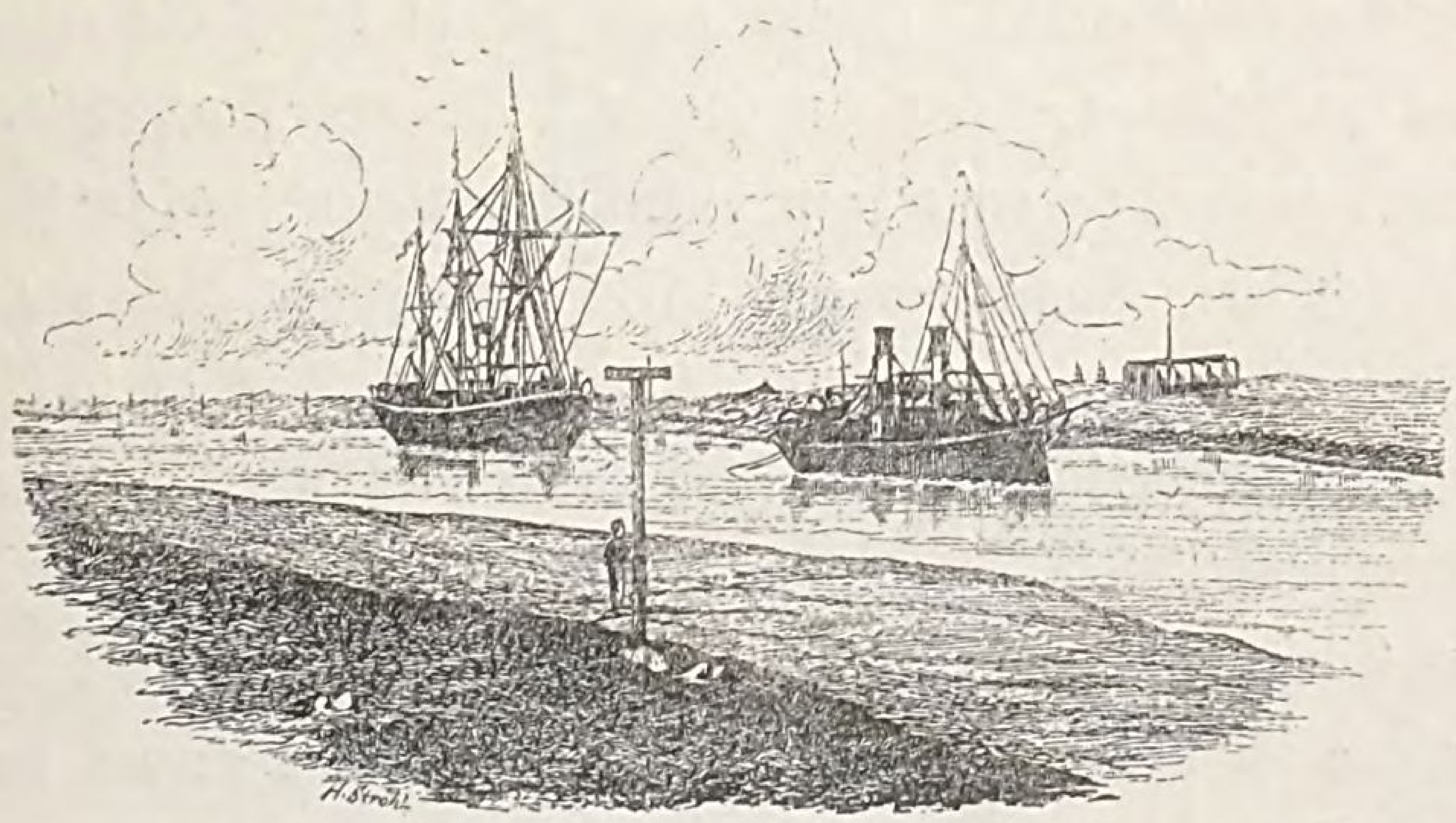
Die Einnahmen der Canal-Gesellschaft betrugen:

Jahr	Millionen Gulden
1870	2·5
1871	5·2
1872	7·6
1873	9·2
1874	10·0
1875	11·5
1876	12·0

zufinden; er kam aus Bombay und war gerade im Begriffe nach der Heimat auszulaufen.

Die schöne österreichische Flagge flatterte in weißrothen Farben in der leichten Morgenbrise und senkte sich zum Gruße herab, gleichzeitig aber ertönten vom ägyptischen Admiralschiffe, an dem wir vorbeifuhren, die feierlichen Klänge unserer Volkshymne.

Leider hatte die Corvette keine Musik mitbekommen, dies beklagten wir im Verlauf der Reise noch recht oft. Die zarte Aufmerksamkeit konnte somit nicht in gleicher Weise erwiedert werden, aber wir grüßten mit den seemännischen Hurrahs, worauf die üblichen Salutschüsse gewechselt wurden.



Im Suez-Canal.

Seit meinem letzten Besuch dieses Hafens im Jahre 1863 mit Fregatte „Schwarzenberg" unter dem damaligen Commodore Tegetthoff, hat sich die neue Colonie bedeutend erweitert. Ganze Berge von Kohlen liegen zu beiden Seiten des Hafens aufgestapelt und auf denselben wimmelt es von arabischen Arbeitern und Fellahs, die mit der Kohlenmanipulation ohnehin nicht mehr schwärzer und schmutziger werden können, als sie es schon von Natur aus sind. Dann sieht man wieder riesige Baggermaschinen arbeiten, deren eigenthümlich geformte lange Röhren den aus dem Canale gehobenen Schlamm und Sand bis auf 80—100 Meter landwärts leiten. Eine Menge kleiner Dampfer tummelt sich im Hafen herum und zwischen durch springen und schnaufen ganze Schaaren von Delphinen, welche im

Hafen reichliche Nahrung finden mögen und ihn daher zum ständigen Aufenthalte ausgewählt zu haben scheinen. Das Schiff ist umlagert von vielen Booten, deren schwarze und braune Besitzer sich vielfach bemühen, an Bord zu kommen, um Früchte, Tabak und andere Sachen feilzubieten. Geschrei und Raufereien nehmen kein Ende.

Aber nach einer längeren Seefahrt bringt dies lebhafte Treiben wohl den besten Eindruck hervor. Dagegen lagert über der Stadt eine erschreckende Langweile, welche hauptsächlich der großen Regelmäßigkeit der Straßenanlagen und der Gleichheit der einstöckigen hölzernen Häuser, die fast ausnahmslos Verkaufsläden enthalten, zugeschrieben werden muß. Vom Hafen aus betrachtet, glaubt man sich in der Nähe irgend einer Ausstellung zu befinden, denn ein ganzer Wald von Flaggenstöcken ragt zum Himmel empor, da außer den vielen Consulaten, die in Port-Said residiren, auch jeder Kaufmann und selbst der Besitzer auch der schauerlichsten Spelunke irgend eine Nationalflagge führt. Das ist so Gebrauch, und scheint aus Amerika, wo in Flaggen großer Luxus getrieben wird, herübergekommen zu sein.

Der Canalfahrt, da ich sie als hinlänglich bekannt voraussetzen kann, erwähne ich mit wenigen Worten und hebe nur hervor die Großartigkeit der Anlage, wodurch uns die Genialität ihres Gründers und Erbauers und die Ausdauer des Menschen in der Ueberwindung so vieler Schwierigkeiten so recht überzeugend vorgeführt erscheint. Wir brachten zwei Nächte im Canale zu, nachdem die Fahrt nur bei Tage stattfindet. In der Nähe von Wächterhäusern, welche längs des Canales ähnlich wie bei der Eisenbahn erbaut sind, hatten wir uns vertäut, und fanden Gelegenheit, das Treiben einiger Raubthiere zu beobachten. Schakale und Wüstenwölfe kamen in die Nähe des Schiffes, um sich am Ufer einige Atzung zu suchen, aber auf das geringste Geräusch entflohen sie, um wieder zu kommen, wenn es ruhig wurde. Einer der Wächter versicherte uns, daß sich manchmal auch Panther in der Nähe der Häuser blicken lassen, weshalb man genöthigt wäre, zur Nachtzeit die Thüren wohl zu verschließen.

Am 2. Juni Nachmittags ankerten wir auf der Rhede von Suez. Die Stadt liegt einige Meilen vom Ankerplatz entfernt. Ihre lichtgraue Farbe ist kaum vom gelben Sande zu unterscheiden, welche den Vordergrund bildet. Auch gegen Osten begrenzen hohe Sandhügel den Horizont; auf einem derselben gewahrt man nahe einer Ruine die berühmte vom Winde arg zugerichtete alte Palme. Ohne Zweifel ist sie die poesievollste Gestalt in der Nähe von Suez, sie bezeichnet den sogenannten Mosesbrunnen. Der Sage nach soll dies der Ort sein, wo Moses in der Wüste den hart bedrängten Israeliten Wasser aus dem Felsen quellen ließ.



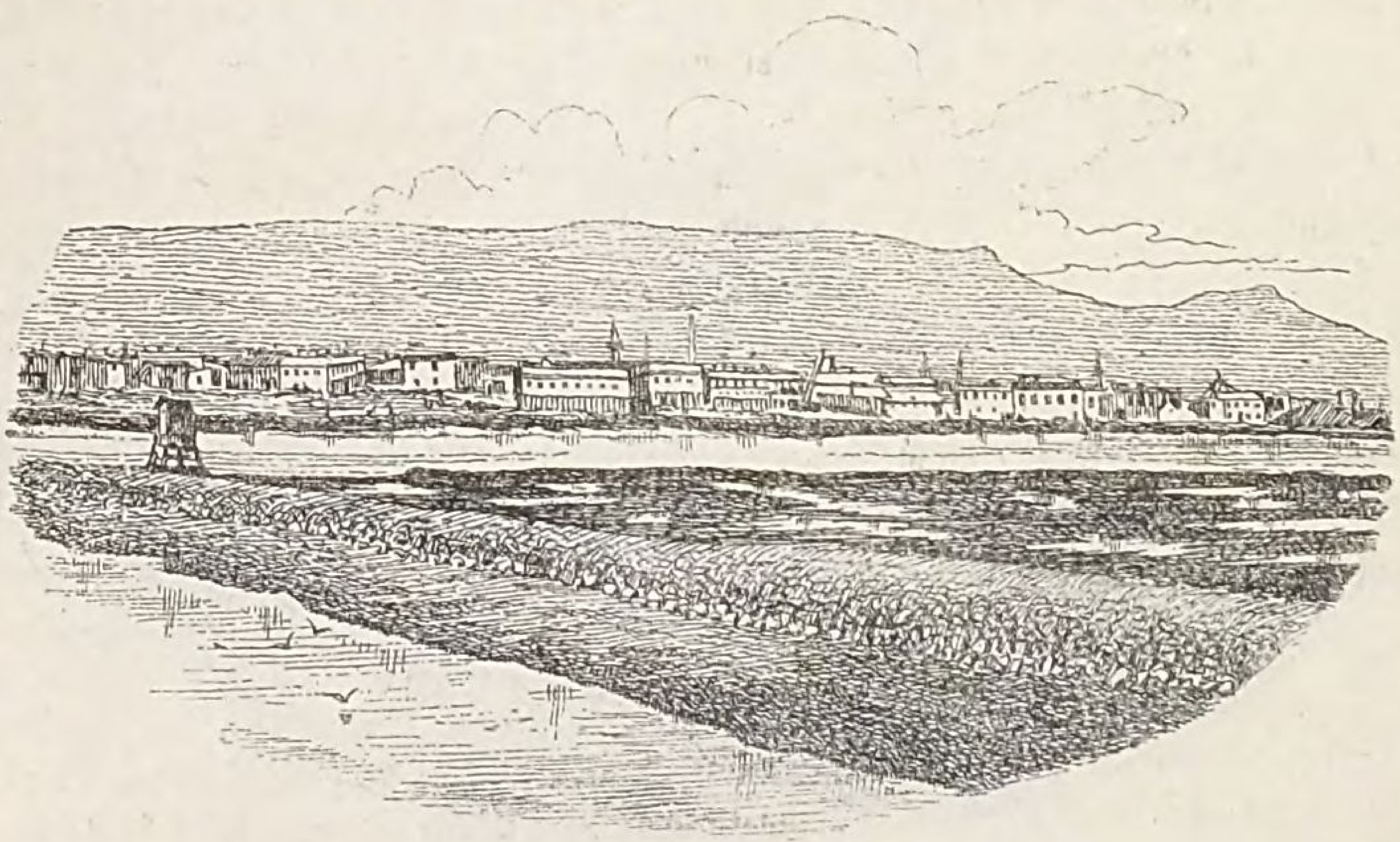
Mosesbrunnen.

Eine solche Gegend, wie sie Suez bietet, ließe sich mit drei Pinselstrichen geben: Vordergrund meergrün, sodann ein gelber Streifen und obenauf dunkelblau als Farbe des südlichen Himmels.

Die Hitze, welche schon während der Canalfahrt sehr drückend war, ist hier geradezu unerträglich geworden. Ein heißer Wind streicht über die glühenden Strecken der Wüste und raubt uns manchmal den Athem; erst bei Sonnenuntergang beginnt man aufzuleben, nachdem die Temperatur um ein Beträchtliches sinkt und ein starker Thau niederfällt; des Morgens aber wird es oft sehr kalt. Diesen Umständen scheint Suez einen großen Theil seiner überaus günstigen Salubrität zu verdanken. Während des

Canalbaues waren die socialen Verhältnisse der Stadt Suez durch die große Ansammlung der Arbeiter und durch die Schwierigkeit ihrer Ueberwachung sehr tief gedrückt. Mord und Todschlag standen auf der Tagesordnung.

Man erzählt aus dieser Zeit die abenteuerlichsten Geschichten; seither haben sich jedoch die Verhältnisse zum Bessern gewendet, aber Suez, das doch nur einige Bedeutung hatte, so lange der Canal nicht eröffnet war, ist wieder auf das Niveau einer Bescheidenheit niedergesunken, über das es sich wohl niemals wieder erheben dürfte.



Ansicht von Suez.

Ehe wir die Fahrt durch das Rothe Meer antreten konnten, war es nothwendig, das Masten- und Segelwerk der Corvette wieder in guten Stand zu setzen. Dies erforderte einige Tage fleißiger Arbeit.

Eine günstigere Gelegenheit, Kairo zu besuchen, welches auf der Eisenbahn in 10—11 Stunden zu erreichen ist, hätte sich kaum ergeben können.

Eine kleine Gesellschaft unseres Stabes hatte sich in dieser Absicht gar bald zusammengefunden. In der hier landesüblichen Touristenkleidung mit dem schützenden weißen Korkhute, dem lichten Sonnenschirm und einem roth eingebundenen englischen Shadwell (d. i. der indische Bädeker) unter dem Arme, zogen wir dem Bahnhofe zu.

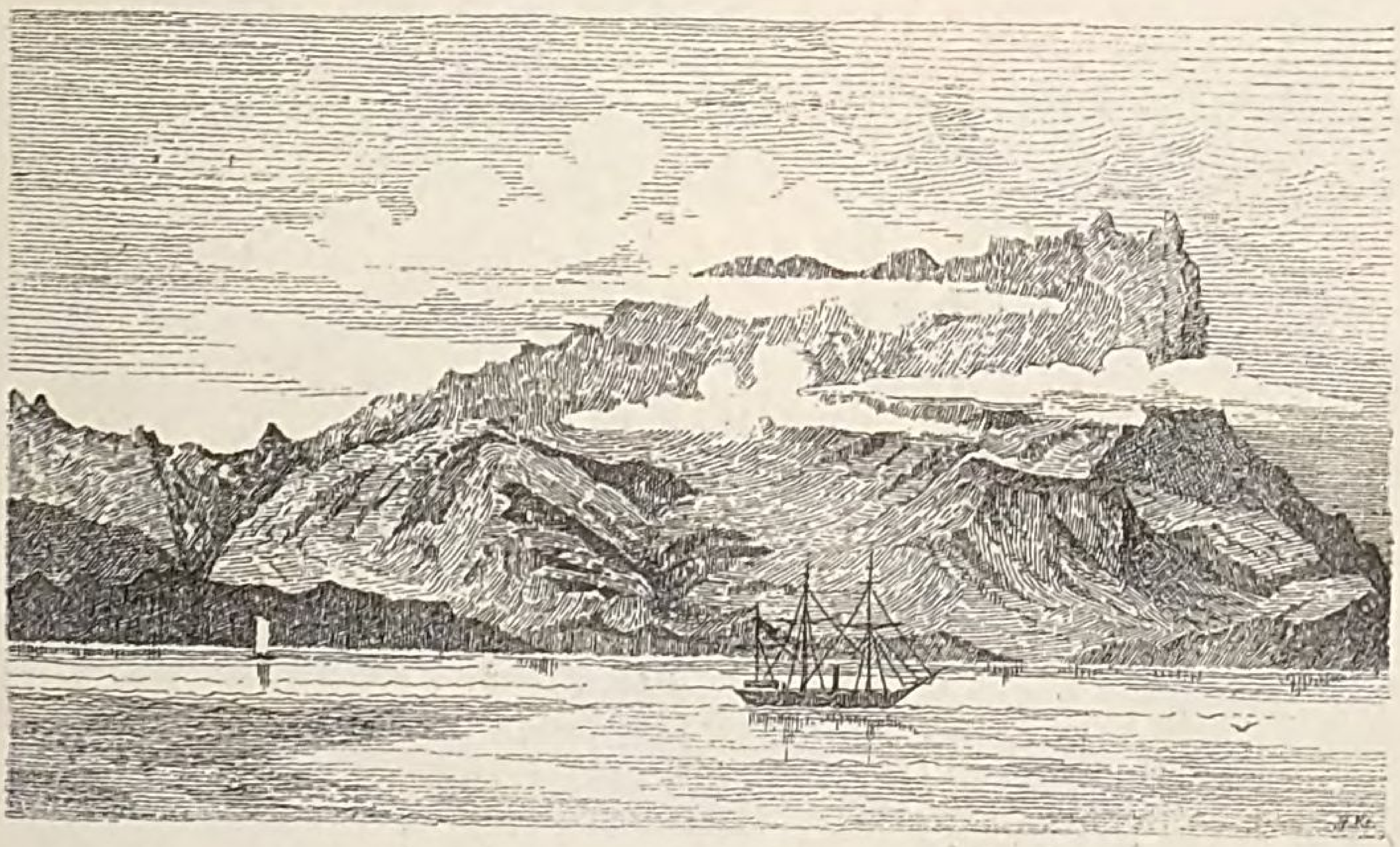
Illustrations-Proben

aus

„Um die Erde"

von

Josef Lehnert.



Kinibalu-Berg auf Borneo.



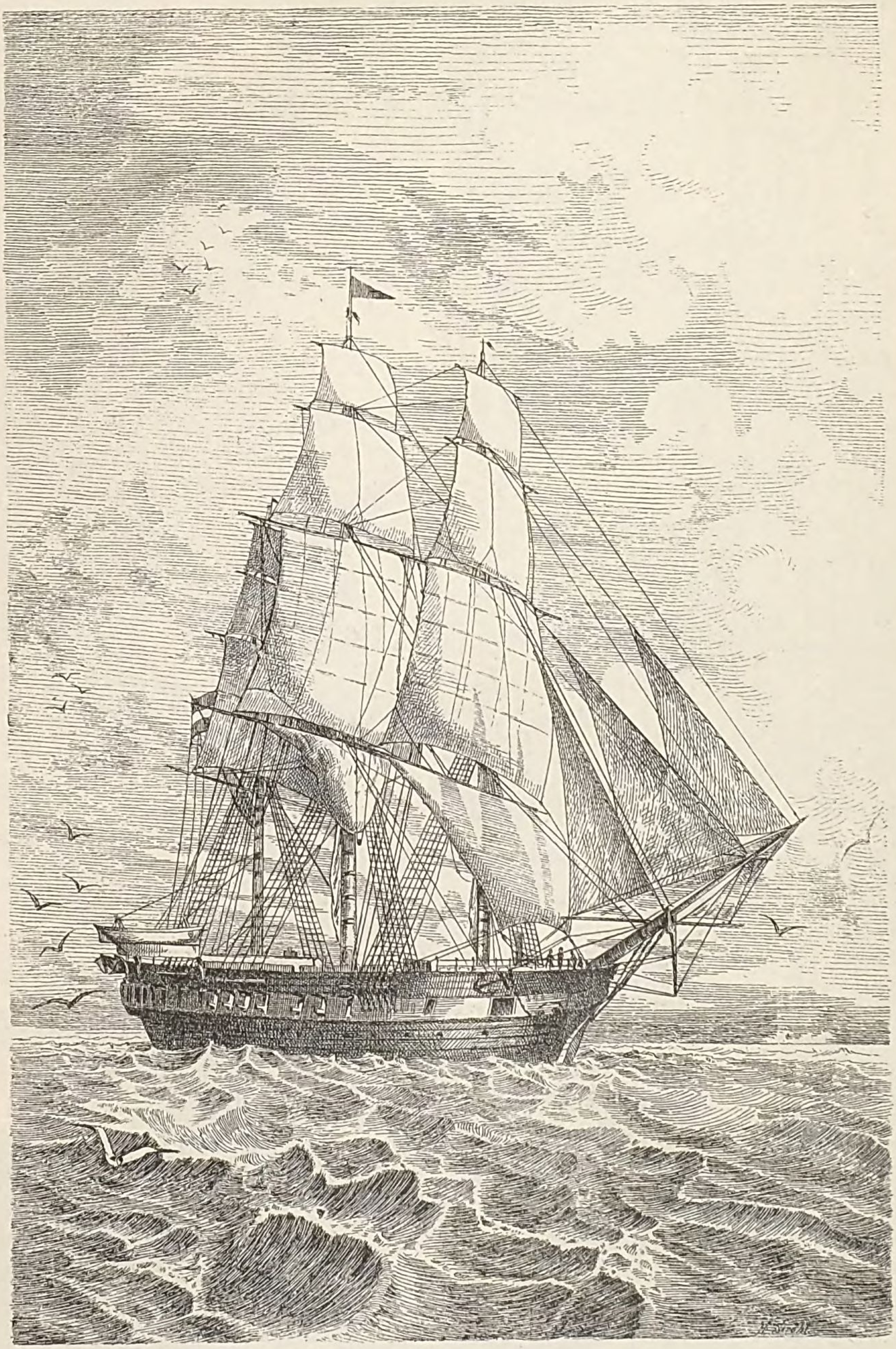
Moses-Quelle.



Vegetationsbild aus Ceylon.



Wasserverkäufer in Kairo.



Corvette Friedrich.

EDUARD SIEGER IN WIEN.

So ein ägyptischer Bahnhof ist doch ein seltsam Ding; über alle Begriffe schmutzig und vernachlässigt, kann man ihn nur mit einer gewissen Vorsicht betreten.

Ursprünglich, das mag vor vielen Jahren gewesen sein, waren die meist im Riegelbau aufgeführten Häuser und Magazine mit einigen architektonischen Verzierungen ausgestattet; die Wände der Bureaux und der Räumlichkeiten für das wartende Publicum, das in Aegypten sehr lange warten muß, besaßen Tapeten und boten angenehmen Comfort; die Waggons glänzten, ähnlich den unseren bemalt, im Sonnenschein, und ihre innere, europäischen Mustern entlehnte Einrichtung war eine würdige. So mag damals ein ägyptischer Bahnzug immerhin einen vertrauenerweckenden Eindruck auf die staunenden Araber hervorgebracht und civilisatorisch auf ihre Gemüther eingewirkt haben. Seit dieser Zeit wurde nichts mehr gethan. Die Terrassen der Gebäude verfielen oder bogen sich bedenklich hinab, die Gesimse und klaftergroße Theile des Mörtelwerkes bröckelten ab, Thür- und Fensterrahmen wie auch das Mauerwerk erhielten lebensgefährliche Sprünge und Risse, und die einst prächtigen Personenwaggons sanken zum Ansehen gewöhnlicher abgenützter Schotterkarren herab; aber keine werkthätige Hand fand sich, um nachzubessern und zu helfen. Im Inneren machten sich die Spuren der Vernachlässigung noch bemerkbarer. Die lose gewordenen Papiertapeten wurden allmälig zu Fidibus verwendet, und die nackten, beschmutzten Wände dienen nun allerhand Insecten zum ungestörten Tummelplatze, während geniale Leute einige herausgebrochene Dielen des kothigen Fußbodens schon längst beim Kaffeekochen benützt haben.

So fanden wir den Bahnhof in Suez und mit geringen Ausnahmen die Bahnhöfe anderer Stationen. Diesem Bilde der Verwüstung paßt sich das Treiben der Bahnbediensteten und des reisenden, meist barfüßigen Publicums sehr harmonisch an, so daß der traurige Eindruck des Ganzen recht unangenehm gesteigert wird. Wir wissen, daß ein „civilisirter europäischer Conducteur" mitunter recht grob sein kann, aber ein arabischer übertrifft ihn jedenfalls in dieser Kunst, da er „sein Publicum", wenn

es nicht Europäer oder Reisende erster Classe sind, geradezu mit Faustschlägen anzutreiben fähig ist. Das ist in Aegypten die Landessitte. Sprach es doch der Khedive aus, seine Unterthanen wären nur durch Stockprügel auf dem Wege der Civilisation und Humanität zu erhalten. Und des Vicekönigs Beispiel fand rasche Unterstützung.

Immerhin übt jedoch das Leben auf einem ägyptischen Bahnhofe einen gewissen Reiz auf den Fremden aus. Da treiben sich ziemlich reinlich und sehr malerisch in weiß und blaue Stoffe gekleidete Araber herum und schreien in den unschönen Kehllauten ihrer Sprache ganze Gespräche herunter. Eine ruhige Conversation zwischen diesen Leuten gehört zu den Seltenheiten.

Acht- bis zehnjährige Arabermädchen bieten Wasser in thönernen Kühlkrügen feil, wobei uns ihre kindlichen Rufe „el moje“ sehr angenehm an das bei unseren deutschen Stationen übliche: „Frisch Wasser“ erinnern. Junge, kaum dem Knabenalter entwachsene, aber sehr kräftige und gut aussehende Leute bieten die ersten Aprikosen zum Kaufe an. Auch grüne Gurken hält uns ein Araber mit selbstbewußter Ueberzeugung ihrer Vorzüglichkeit hin und schnalzt vergnügt mit der Zunge, um unsere Eßlust zu reizen. Dieser Verlockung widerstehen wir sehr leicht, obwohl uns ein kaum dreijähriges bildhübsches blondes Mädchen, das als gelungenes Product aus der großen ägyptischen Racenverschmelzung hervorgegangen sein mag, durch ihr Beispiel überzeugt, daß die Gurke hier zu Lande keine gesundheitsschädliche Frucht sein könne. Jedes der kleinen dicken Händchen des lieblichen Kindes hält eine bereits angebissene Gurke, und aus der Miniaturtasche des lichten Kleidchens, das ihren Körper umflattert, lugt noch das grüne Ende eines ähnlichen Gewächses hervor. Wie würden sich unsere Hausfrauen und Mütter sträuben, ihren Kindern anstatt duftender Früchte drei Gurken „zur Jause“ vorzusetzen; doch andere Länder andere Sitten und Gebräuche.

So gehören die reisenden, von Eunuchen strenge bewachten Haremsdamen zu ständigen Figuren auf orientalischen Bahnen, und wenn man diese wahrhaft schutzlosen Sclavinnen oft in großer Anzahl einherschreiten

sieht, so vermummt und von der Mitwelt moralisch getrennt, da muthet es uns unwillkürlich recht wehmüthig an, besonders, wenn das Feuer manches großen feuchten Auges, das oberhalb des dichten Schleiers erglänzt, und eine gewisse Lebendigkeit der Bewegung uns überzeugen, daß die oft reizenden Gestalten noch in zartester Jugend stehen müssen. Wie viel zerstörtes Lebensglück wird ihnen die Zukunft wohl bringen!

Doch was gilt dies Härmen dem Manne, ist die Frau doch nicht seine Lebensgefährtin und Freundin, die ihm helfend und tröstend zur Seite steht, sondern weit mehr ein Spielzeug seiner Launen, dessen er sich ohne Schwierigkeit zu entledigen vermag.

Das Wort: „Du bist entlassen", wie es Mohammed im Koran dem unzufriedenen Manne in den Mund legt, ist bezeichnend. Thatsächlich ist auch die Erziehung dieser Frauen eine sehr niedrige, und alle Umstände scheinen sich vereinigt zu haben, um erniedrigend auf diese armen Wesen einzuwirken. Schon das Haremsleben macht den traulichen Familienkreis unmöglich und bietet dem Manne nur sinnlichen Lebensgenuß, und wir wissen, bis zu welcher Erschlaffung der Kräfte dies oft geführt hat. Aber auch auf die Moralität der Frauen kann das wüste Haremsleben mit seinen Zügellosigkeiten aller Art nicht veredelnd einwirken.

Da ist es nicht zu verwundern, wenn schon im XIII. Jahrhundert orientalische Sänger hierüber ihre Glossen machten. A. v. Kremer theilt uns einige Strophen mit, die er nach den von Schibab überlieferten Liedern übersetzte:

„Wie manche Nacht
Besuchte ich sie, wenn sie im Schlafe lag.
Die Lauscher waren nicht auf der Lauer,
Die Sterne neigten sich zum Untergang.
Ich verlangte von ihr einen Kuß,
Doch als ich sie umfaßte, sprach sie:
Geh' von hinnen, wehe Dir,
Und sei nicht übermüthig,
Du zerbrichst sonst das Armband,
Oder zerreißest die Perlschnur!"

Ein reichgekleideter nubischer Scheik, welcher soeben eine kostbare Fracht von seinen gutmüthigen Kameelen abladen läßt, um sie nach Kairo auf den Markt zu versenden, mustert mit vielem Interesse die vorbeischreitenden, etwas schüchternen Haremsdamen. Seine funkelnden Augen, deren reines Weiß sich vom kastanienbraunen Gesicht scharf abgrenzt, ruhen mit Wohlbehagen auf diesem Bilde. Ob er wohl seiner eigenen Sclavinnen gedenkt? Ein leichtes Lächeln, wie Wetterleuchten in stiller Nacht, läßt uns die Doppelreihe seiner schneeweißen Zähne nur für einen Augenblick erschauen, gleich darauf ist es wieder ruhig in den Falten seines Gesichtes wie in den leidenschaftslosen Zügen einer Sphinx. Einem Amanasro oder einem Nelusko gleich, stand er da in der reichen und malerischen Tracht seines Landes, stolz und selbstbewußt, eine wahrhaft romantische Gestalt.

Die Stunde der Abreise war herangerückt; man schob uns in ein schmutziges und staubiges Coupé erster Classe, das einbruchssicher abgesperrt wurde. Bald nachher führte uns die kräftige Locomotive der Wüste zu.

„Um welche Zeit dürften wir in Kairo ankommen?" frug ich meinen Nachbar, einen jungen Griechen, der hier seit Jahren für ein Alexandriner Haus „in Baumwolle macht" und nach Mansurah reiste.

„Das kann man nicht genau wissen", antwortete er, „denn dies hängt vom Maschinenführer ab."

„Wieso denn", entgegnete ich, „gibt es hier zu Lande keinen Fahrplan?"

„Das wohl", sagte er lächelnd, „aber man nimmt es nicht so genau. Ist zum Beispiel der Maschinist ein Araber oder ein hin und wieder betrunkener Sohn Albions, so können Sie überzeugt sein, um zwei bis drei Stunden später anzukommen als es der Fahrplan angibt."

Das waren allerdings nicht die besten Aussichten für eine rasche Fahrt, sie stimmten meine Reiselust beträchtlich herab. Zudem wollte die gelbe Sandwüste, welche unser Zug nun durchbrauste, kein Ende nehmen.

Ein heftiger und heißer Chamsin (Wüstenwind aus südlichen Richtungen) trieb große Sandwolken daher, so daß wir die Fenster schließen

mußten und nun die Annehmlichkeiten eines Backofens genossen. Der Schienenweg führte längs des von Schilfrohr und Weidengesträuchen enge umsäumten Süßwassercanals, der sich einem grünen Bande gleich durch die Wüste schlängelt. Hie und da strebten auf den Dämmen desselben junge, nach Süden geneigte Pappeln empor. Dies war das einzige Grün auf dem weitgedehnten Sandmeere. Erst in der Nähe von Ismailia, jenes gelegentlich der Suez-Canal-Bauten gegründeten Ortes, bewunderten wir die auf einst ödem und sandigem Boden mit großem Fleiße geschaffenen Gärten der Mutter des Khedive. Durch die Ableitung des Süßwassercanals und durch eine sorgfältige Berieselung der Sandwüste hatte man dort in kurzer Zeit ein fruchtbares Terrain gewonnen, auf dem nun reizende Anlagen in frischgrünem Schmucke prangen. Solch' überraschende Resultate — die Schaffung einer Oase — konnte auch nur der mächtige Vicekönig erreichen, dem allein die erforderliche Wassermenge zur Verfügung steht. Wie man mir von vielen Seiten versicherte, soll er seiner Mutter eine besondere Kindesliebe bewahren, und wenn großartige Schenkungen hiefür einen Maßstab bieten, so muß diese Zuneigung allerdings eine hohe und im Oriente seltene sein. Zeugen dessen die prachtvollen Besitzungen und Paläste der „Herrin Mutter“ in allen Theilen Unter-Aegyptens. Es ist nicht lange her, da war die treue Mutter seine einzige Vertraute, und oft, wenn ungünstige politische Constellationen einige Besorgniß für sein Leben heraufbeschworen, da war sie es, welche eigenhändig sein Mahl bereitete und dasselbe in ein eisernes Kistchen sperrte, zu dem nur Mutter und Sohn die Kunstschlüssel hatten. Sechs berittene, verläßliche Suvaris brachten es nach einem der vielen Paläste, welcher für diesen Tag sein geheimes Standquartier bildete. Dies war das Mahl des mächtigen Ismail Pascha, des reichsten Mannes in Aegypten, des größten Kaufmannes und Bankiers von Kairo!

So wenigstens erzählt man sich in seiner Residenzstadt.

Der Zug brachte uns nach ungefähr vier Stunden in die Nähe von Zagazig, eines wichtigen Knotenpunktes, von dem aus sich die Schienenwege nach Alexandrien und nach Mansurah abzweigen, wo die reichsten

Baumwollplantagen Aegyptens vorkommen. Allmälig hatte sich die vorher trostlose Gegend freundlicher gestaltet. Anfangs war es nur verkümmertes Gesträuche und kurzes Schilfrohr, das hie und da an den kahlen Böschungen der Sanddünen spärlich vorkam, später erblickte man größere Flächen, wo der fleißige Fellah mit viel Ausdauer an der Urbarmachung des Wüstenrandes thätig ist. Aber die Anstrengung der Menschen scheint vergeblich, denn die Wassergräben sind trocken und die welke Saat lechzt nach Erfrischung. Einzelne Bäume, worunter die europäische Pappel und die fein gefliederte Tamariske, welch' letztere so recht eine charakteristische Zierde ägyptischer Landschaften ist, gedeihen auf diesem noch sterilen Boden, und auch kleine Gruppen der poetischen und genügsamen Dattelpalme werden sichtbar. Dieser neutrale Gürtel, wenn man ihn so nennen darf, wo Wüste und vegetabilisches Leben um den Vorrang streiten, ist von nur geringer Breite.

Alsbald umgibt uns eine üppige Vegetation, wir erreichten das paradiesische Nilthal. Imposante Mimosen und Sykomoren entfalten ihre mächtigen Baumkronen und malerische Palmenhaine wechseln mit prachtvollen Gärten ab. Vielverzweigte Wassergänge durchschneiden die schwarze fette Erde, wo Baumwolle, Indigo und Zuckerrohr so vortrefflich gedeihen. Aus grünem Laubwerke ragen die grauen aus Schlamm gekneteten Häuschen der Fellahs empor, und wo sich einige zu einem Dorfe gruppirten, ist auch die Moschee mit dem unvermeidlichen Minaret zu sehen. Eine sogenannte oft 7 Meter hohe Taubenburg, die bei größeren Dörfern nicht vereinzelt vorkommt, erweckt durch ihre abenteuerliche Form und durch die große Menge von Tauben, die sie beherbergt, die Aufmerksamkeit der Vorbeifahrenden. Der Mist der so gezüchteten Tauben wird als Dungmittel mit Vorliebe benützt.

Es ist die Zeit der Weizen-Ernte. Hunderte von Fellahs arbeiten am goldenen Saume der Felder, schwerbeladene kräftige Kameele vermögen kaum die Last der Feldfrüchte fortzubringen, welche man auf ihren hohen Rücken aufthürmte. Längs der größeren Canäle sind Tausende von Wasserhebewerken in Thätigkeit. Oft sind es fleißige Fellahs, welche das Wasser schöpfen und in die Furchen der Felder leiten, größtentheils ist

dies aber die Arbeit der Hausthiere, die mit verbundenen Augen das Wasserrad bewegen oder das Schöpfwerk in Gang erhalten. Auch pustende und dampfende Locomobilen sind hin und wieder dabei thätig. Bald aber werden sie feiern müssen, denn ein fühlbarer Wassermangel stellt sich ein, und schon mit Ungeduld wartet der besorgte Landmann auf die frohen Nachrichten aus Ober-Aegypten über das beginnende Steigen des Nils. Eine Verspätung dieses natürlichen Wasserzuflusses bedeutet den Verlust einer ganzen Ernte, denn glühend heiß brennt die Sonne über Aegypten, und all' die Naturpracht, die wir soeben bewunderten, verschwände ohne diese Zubuße an Wasser, da keine Wolke erfrischenden Regen sendet und kein Quell den Boden erweicht.

Deshalb wird das Steigen des Nils noch heutzutage mit großen Festlichkeiten begangen. Es wurde erzählt, daß noch zur Zeit der Occupation Aegyptens durch die Araber im VII. Jahrhundert unter Amr-Ibn-el'As'i bei diesen Gelegenheiten ein junges Mädchen, in reiche Gewänder gehüllt, der Nilgöttin geopfert worden sei. Es scheint aber unwahrscheinlich, nachdem im altägyptischen Cultus Menschenopfer niemals vorkamen. Von Geschichtsforschern wird dieser Opfer auch in der ersten Zeit des Christenthums erwähnt und hinzugefügt, daß die christliche Lehre es nicht vermochte, diese heidnische Sitte abzuschaffen, und erst dem Islam wäre es gelungen, derselben ein Ende zu bereiten. Man sieht darin unzweifelhaft die Aufzeichnung eines arabischen Proselitenmachers. Sei dem wie immer, aber es verdient bemerkt zu werden, daß weder griechische noch lateinische Chronisten des Alterthums von diesen Menschenopfern erzählen.

Als gutes Jahr wird in Aegypten jenes angesehen, in welchem der Nil auf die Höhe von 16 Pik (Cubitus), wie sie der Nilometer anzeigte, stieg, und diese Höhe betrachtete man als ausreichend, um das Land ergiebig zu überschwemmen. Die Zahl 16 hat in dieser Weise eine gewisse historische Berühmtheit erlangt. Die 16 spielenden Knaben an der berühmten Nilstatue im Vatican zu Rom beziehen sich auf die günstigste Wasserhöhe des Nils, und selbst auf den Münzen aus der

Zeit Trajan's, Hadrian's, Antonius', Pius' und Aurelian's finden wir die Zahl 16 über der Darstellung des als Gottheit versinnlichten Flusses vor.

Die Station Zagazig lag schon beträchtlich hinter uns, kaum daß man die rauchenden Schlote seiner Fabriken und Raffinerien über den Baumkronen ausnehmen konnte. Die Sonnenstrahlen brannten nicht mehr heiß, denn es war schon spät am Nachmittage. Einzelne Andächtige verrichteten, auf grober Strohmatte und gegen die Kaaba gekehrt, ihr Abendgebet, andere hingegen machten die im Koran gebotene fünfte Waschung am geborstenen Rande der Tümpel oder am Ufer noch bewässerter Canäle. Auch die Thierwelt regte sich nach überstandener Tageshitze. Große Schaaren wilder Tauben und geschäftiger Schwalben durchziehen leichten Fluges die Lüfte, nur manchmal vom grauen nackthalsigen Geier beunruhigt, welcher hoch über ihnen kreist. Pelikane, Störche und der weiße Reiher, der Ibis der Alten und noch jetzt im Lande geheiligt, durchwühlen mit ihren langen Schnäbeln, in Gemeinschaft nach Futter suchend, den Schlamm, während die dunkle Krähe das Geäste der Bäume zum sichern Ruhepunkt auswählt.

Nach den früher erhaltenen Auskünften über den ägyptischen Bahnbetrieb zu schließen, mußte der Maschinenführer ein Araber sein, denn nur langsam schleppte sich der Zug vorwärts. Allmälig gelangten wir in die Zone der reizenden Villeggiaturen und Landhäuser, welche Kairo in breitem Gürtel umgeben.

Wohlgepflegte duftende Gärten und schattige Laubgänge umgaben die oft mit vorzüglichem architektonischen Geschmack und in allen Bauarten aufgeführten Villen. Die Besitzer derselben und ihre Familien lagerten in malerischen Gruppen in den luftigen Vorhallen und erwarteten in meist liebenswürdig bedenklicher Toilette die erste Abendkühle. Eine Tageshitze, wie sie hier im Sommer vorkommt, vermag wohl den Sinn für das Bedürfniß einer gewissen Etikette merklich abzustumpfen, woraus sich die so bequeme patriarchalische Gleichgiltigkeit auch in Bezug auf die Kleidung herausbildet.

Schon seit geraumer Zeit fuhren wir längs der graugelben Mokattam-berge dahin; da sah man, ich glaube es war bei Shabiob, einer Station vor Kairo, das westliche Ende dieser Stadt mit der alten Citadelle und den schlanken hohen Minarets der prachtvollen Mehemed-Ali-Moschee.

Gleich darauf erschienen am nebelumhüllten Horizonte die geometrischen Figuren der berühmten Pyramiden von Gizeh, jene riesigen Baudenkmäler, die so zu sagen das Wahrzeichen Kairos bilden. Im Vordergrunde aber — um das Bild harmonisch abzuschließen — glitzerten in den Tausenden weichen Tönen der untergehenden Sonne die Fluthen des Nil durch das Laubwerk hindurch. Fürwahr ein prächtig Bild, das selten zu schauen ist.

Noch einige Haine schlanker Palmen und Sykomoren, deren mächtige Kronen der Wind tüchtig schüttelte, durchfuhr der Zug, und bald waren die langen Häuserzeilen erreicht, welche die aufblühende Stadt Kairo, „die Siegreiche", das Ziel unserer Reise, nach allen Richtungen der Windrose, lebenskräftigen Keimen gleich, ansetzt. In einem modernen und gutgehaltenen Wagen, den ein arabischer Kutscher vorzüglich zu lenken verstand, fuhren wir bald darauf völlig geräuschlos durch die ungepflasterten Straßen dem „Hôtel du Nil" zu, welches für die nächsten Tage unser vortreffliches Standquartier bildete. Vergessen waren die Beschwerden der eilfstündigen Fahrt im ägyptischen Eisenbahnzwinger, nicht aber so der mächtige Eindruck jener Naturpracht, die wir bewundert hatten.

III. Kairo.

Kairo, reges Volksleben. — Kutscher und Pietons. — Die Kopten. — Kameele und Esel. — Die Muskistraße. — Esbekieh-Platz. — Aus der Zeit Napoleon's I. — Besuch der Pyramiden. — Eindruck der Großartigkeit. — Die Besteigung. — Die Nekropole. — Hypothesen über die Bestimmung der Pyramiden. — Oeffnung derselben. — Die Sphinx und andere Gräber. — Bulak. — Die Bauthätigkeit. — Die Citadelle. — Sehenswürdigkeiten. — Jusuf und Zuleika. — Schubra. — Rückkehr nach Suez.

Wenn man irgend welche große Stadt zum erstenmale betritt, so wird es nicht möglich, die Menge der sich darbietenden Bilder gehörig zu unterscheiden, man sieht nur das Gewoge der Menschen, ohne den Einzelnen zu bemerken, die Häuserfronten, ohne ihre Bauart zu beachten, kurz ein verworrenes Bild, das sich erst später klären wird. — Aehnlich erging es auch uns, als wir uns inmitten des regen Volkslebens der ägyptischen Hauptstadt befanden. — Alle Völker der Erde scheinen hier in buntem Gemisch vertreten zu sein; es fehlt ebensowenig der flachshaarige Skandinavier wie der pechschwarze Neger und die Jacke des bezopften Chinesen streift das wallende Kleid des Arabers; das Völkergewirre ist wahrhaft eigenthümlich.

Unser Aufenthalt in Kairo*) war recht kurz und eben nur so berechnet, um im raschen Fluge so viel als möglich des Sehenswerthen zu genießen; ich vermag somit kaum ein umfassendes Bild dieser Stadt zu entwerfen, muß mich vielmehr begnügen, das anzubieten, was sich mir eingeprägt hatte.

*) Kairo zählt 400.000 Einwohner; österreichisch-ungarisches Generalconsulat.

Im „Hôtel du Nil" waren wir recht gut aufgehoben und fühlten uns dort um so heimischer, als sowohl Director als einige Personen der Bedienung geborene Oesterreicher waren.

Von dort aus machten wir unsere Excursionen nach all' den vielen Punkten, nach welchen es eine echte Touristenseele in diesem so romantischen Lande hinzuziehen vermag. Der Ausflug nach den Pyramiden wurde gleich für den andern Tag auf das Programm gesetzt, der erste Abend jedoch in der Stadt zugebracht.

Die Straßen Kairos sind meist mit hohem Staube bedeckt, welcher das Geräusch der fahrenden Wagen fast vollends dämpft; es ist deshalb Gebrauch, daß jedem Wagen ein Pieton, d. i. ein Vorläufer, voranschreitet, dessen Hauptaufgabe es ist, dem Wagen freie Bahn zu schaffen. Dieser Aufgabe entledigt er sich mit selbstbewußter Sicherheit, die sehr oft durch tüchtiges Dreinschlagen mit seinem Stocke Nachdruck erhält. Im Allgemeinen schien es mir, als ob die schlagenden Beweise seiner Dienstfertigkeit im Verhältnisse zur Stellung der fahrenden Herrschaft stünden, und so mancher gutmüthige Fellah, dem der Pieton einen Jagdhieb versetzte, mag im Stillen Allah gedankt haben, daß unser Wagen nicht etwa einen Pascha enthielt, nachdem in solchem Falle gewiß ein förmlicher Hagel auf den Rücken des armen Mannes niedergegangen wäre. Auch der Kutscher bestrebte sich, den Pieton nachzuahmen, und es half unser Abreden gar nichts. Oft peitschte er in die Menge so unwirsch, daß irgend eine unliebsame Straßenscene zu befürchten war. Und doch waren beide, Pieton und Kutscher, Eingeborene und die Geschlagenen ihre Landsleute. Obwohl der Europäer unstreitig das höchste Ansehen unter den vielen hier vereinigten Repräsentanten der farbigen Völker besitzt, so besteht doch kein solcher Haß zwischen der farbigen und der weißen Race, wie man ihn allenfalls in Nordamerika täglich beobachten kann. Kopten, Türken, Araber und Juden bilden den Haupttheil der Bevölkerung. Die ersteren stammen von den alten Aegyptern ab. — Ihre Sprache, jetzt nicht mehr zu den lebenden zählend, war zur Zeit der Pharaonen die Landessprache, und sie ist es, auf deren Grundlage der Sinn der hieroglyphischen Worte festgestellt werden konnte.

Heutzutage dient die koptische Sprache nur dem Cultus, wie etwa die lateinische bei uns, aber noch im XVII. Jahrhundert soll Pater Vanstleb in einem ägyptischen Kloster einen Kopten gefunden haben, dessen Muttersprache noch die altkoptische war.

Er wurde als der Letzte seines Stammes angesehen. Charakteristisch ist, was der Araber Ibn-Abbas von den heutigen Kopten sagt: Sie ererbten von ihren Vorfahren neun Zehntel der Intriguen und der Kunst,



Volkstypen aus Kairo.

von den Juden haben sie die Perfidie, von den Türken die Ausdauer und von den Arabern stammt ihre Bravour.

Ohne diese testamentarischen Legate zu beachten, hat es jedoch fast den Anschein, als wäre die Intelligenz der heutigen Kopten dennoch von ihren Vorfahren ererbt, denn sie sind noch immer das Volk der Schreiber, das in Aemtern und Comptoirs fast ausschließlich beschäftigt ist. Interessant ist es, daß ihre Tintenzeuge, die sie stets am Gürtel

tragen, jenen gleichen, welche in den alten Hieroglyphen dargestellt wurden und eben die Thätigkeit des Schreibens bedeuteten.

Eine besondere Staffage erhalten die Straßenbilder in Kairo durch die vielen Kameele, welchen man überall begegnet. — In ganze Karavanen geordnet, von einem klugen Esel geführt und meist von Beduinen begleitet, geben sie dem Verkehrsleben das eigenthümliche orientalische Aussehen.

Die Kameele, eigentlich für die Wüste geschaffen, wo sie unter Arbeit und Mühsal doch vortrefflich gedeihen und sich zur ganzen Lebenskraft entfalten, sind so recht die Freunde des Beduinen, der in seiner reichen Sprache eine große Menge Wörter besitzt, welche sich auf diese merkwürdigen Thiere beziehen. Das Kameel gehört so recht zur Familie und ist ebenso für den friedlichen Dienst geeignet, wie auch als schnelles und muthiges Thier für den Kampf zu verwenden, und in vielen orientalischen Poesien wird sein Lob gesungen. In der hieroglyphischen Sprache kommt es jedoch wunderbarer Weise nicht vor; es wird aber bekanntlich unter den Geschenken angeführt, welche Abraham von Pharao erhielt.

Weniger, aber mit Unrecht, steht der Esel im Ansehen. Er ist wo möglich noch nützlicher, geduldiger und genügsamer als das Kameel. Als Lastthier ebenso verwendbar wie zum Reitdienste, begegnet man ihm nur mit Undank und oft herzloser Grausamkeit. Ganze Herden solcher Thiere, jedes recht gut gesattelt und von einem kleinen Treiber geführt, tummeln sich in den Straßen. Wehe dem Fremden, der sich zu Fuße blicken läßt, das zudringliche Volk der kleinen Treiber drängt ihm unter Schreien und Lärmen die grauen Freunde auf, und wenn er nicht energisch auftritt, so erübrigt nur das Nachgeben, um Ruhe zu finden. Die reichen Eingeborenen zäumen ihre Esel mit großem Luxus auf, selbstverständlich von der Damenwelt überboten, welche auch dort mit Vorliebe großen Prunk zur Schau trägt. Kostbare Teppiche und Goldstickereien sind hiebei unerläßlich.

Die belebteste Straße Kairos ist ohne Zweifel die „Muski". Gegen die Sonnenstrahlen durch Matten, Zelte, oft auch durch ganze

Holzconstructionen, die ihre Breite umspannen, geschützt, liegt sie so zu sagen im Halbdunkel, das nur mancher grelle Strahl an einzelnen Punkten hell erleuchtet. Dieses Spiel von Licht und Schatten im vielfarbigen Gewoge des lebhaften Verkehrs ist es vielleicht, welches den malerischen Effect hervorbringt, der uns umfangen hält, wenn wir sie betreten. Gewiß haben viele Maler die reizendsten Motive von hier heimgebracht.

Der nahe „Esbekieh-Platz" ist in letzter Zeit zu einem großartigen Park umgestaltet worden, wie überhaupt Gartenanlagen jetzt, da die unermüdliche Hand des Vicekönigs an der Stadtverschönerung mit Umsicht und Geschmack thätig ist, an jedem noch unbenützten Platze, man könnte sagen, wie über Nacht entstehen.

Nach Wiener Muster etablirte sich im Esbekieh-Park ein Miniatur-Wurstl-Prater. In seiner Nähe ragt aus dem dichten Laubwerk eines abgegrenzten Gartens das Denkmal des Generals Kleber — des Siegers von Heliopolis — hervor. An dieser Stelle wurde 1800 dieser Heerführer Napoleon's durch einen Fanatiker meuchlings ermordet. Der Letztere soll bei der Hinrichtung, die im Sinne der damaligen Gesetze mit barbarischen Zuthaten vollzogen wurde, sein Schicksal mit dumpfem Schweigen ertragen haben. Als man ihm die Hand verbrannte, verzog er keine Miene, so wie aber die Gluth seinen Ellbogen berührte, schrie er gräßlich auf. Der Henker frug cynisch nach der Ursache, der Fanatiker aber erwiderte: „Das steht nicht im Urtheil". So die Erzählung, die sich an diesen Ort knüpft, wo wir zum erstenmale auf ägyptischem Boden den Fußstapfen Napoleon Bonaparte's begegneten. Für ihn mag es, als er Aegypten durch seine Pläne beglücken wollte, schwere Stunden gegeben haben. Was nützten die Siege über die Mameluken, was vermochten alle seine Versuche, die Bevölkerung zu überzeugen, daß die Franzosen die Freunde Allahs sind! Man glaubte ihm nicht. War eine solche Betheuerung die größte Lüge, die er in seinem Leben ausgesprochen?

Ein arabischer Geschichtschreiber, Mitglied des Divans in Kairo, erwähnt bei der Darstellung des ägyptischen Feldzuges recht drastisch:

„Das, was mich dabei am meisten ergötzte, war, daß Bonaparte sagte, er sei der Freund der Muselmanen und wünsche das Wohl Aegyptens.“

Des Abends statteten wir den finstern Gäßchen des Araberviertels einen Besuch ab, der wohl romantisch zu nennen ist, wenngleich wir dort freilich nichts anderes als die unverfälschte ägyptische Finsterniß vorfanden. Die gemietheten Esel führten uns besser und sicherer durch das Gewirre der engen Gäßchen, als wir es vermocht hätten.

Es galt nun, Körper und Geist Ruhe zu gönnen, um mit ganzer Fassung den Besuch der Nekropole von Memphis unternehmen zu können. Nebstdem wußten wir recht gut, des andern Tages noch lange vor Sonnenaufgang aus den Betten zu müssen, denn mit der Besichtigung der Pyramiden ist nach Landessitte auch die Betrachtung des Sonnenaufganges unnachsichtlich verbunden. Das Hôtel-Reglement ist in dieser Beziehung sehr strenge, die Gäste werden förmlich aus den Betten gequält. Da nützt keine Frage oder Ausrede, für wen sonst wäre der Bädeker geschrieben? Ja, du lieber Sonnenaufgang! „Einen so prachtvollen Anblick werden Sie auf keinem Punkte der Erde genießen, versichere, ist majestätisch, großartig“; so heißt der Refrain hier, oder aber: „Steigen Van So und So nur unerschrocken hinauf, Sie werden ein schönes Gesicht bekommen“, sagt der holländische Cicerone irgendwo auf Java so überzeugungstreu, daß so manche eitle Touristin mit aller Spannkraft vom Lager schnellt. Es ist immer dasselbe Lied vom Sonnenaufgang und auch wir mußten es anhören. Noch in pechfinsterer Nacht hatten wir unsere Toilette beendet und bestiegen den bequemen Wagen, der uns durch die öden Straßen der noch schlafenden Stadt ins Freie führte.

Ich gedachte hier der Worte Ampère's: „Zwischen Kairo und den Pyramiden liegen sechs Jahrtausende, das ist die Zeit, welche die moderne von der antiken Civilisation trennt u. s. w.“ Es galt somit, einen weiten Raum zu durcheilen.

Der Wagen hielt vor der unheimlichen Oeffnung einer recht armseligen Kaffeeschänke. Der matte Schein eines Kohlenfeuers drang hervor und röthete unsere Gesichter für einen Augenblick, bis uns eine vortretende

dunkle Gestalt, welche in dieser Höhle irgendwo gekauert hatte, den Anblick dieses ewigen Feuers der Moslem entzog. Unser Führer sprach nur wenige Worte, und bald erschien der schwarze Geselle mit einigen Schälchen ebenso schwarzen Kaffees. Wo sich diese nächtliche Scene abspielte, könnte ich nicht sagen, ich weiß nur, daß jener Kaffee als erste Stärkung für das Tagewerk recht gut und nützlich war.

Wir fuhren über die Nilbrücke, der heilige Fluß hüllte sich in die Nebel der Nacht. Seine Ufer scheinen hoch und steil zu sein, wie bei allen Flüssen in Alluvialboden. Erst auf der Rückfahrt sah ich, bis zu welcher Höhe der Wasserstand bei der jährlichen Anschwellung zu steigen pflegt. Die Zunahme ist enorm.

Bald erreichten wir den großen Plan, dessen Felder und blühende Gärten sich westlich von Kairo bis gegen die libysche Wüste hinziehen.

Am Fuße der westlichen Sandhügel erscheinen in lichten Umrissen die Pyramiden. Schon viele Reisende machten darauf aufmerksam, wie es bei der Annäherung an die Pyramiden den Anschein hat, als ob sie ihren Ort wechselten. Bald sieht man sie über dem Horizonte, bald sind sie verdeckt, bald glaubt man wieder über ihnen zu stehen. Natürlich sind es nur die Niveau-Unterschiede, die sich auf der Fahrt ergeben, die aber am leichtgewellten Terrain nur schwer wahrzunehmen sind. Wenn man noch näher kommt, dort ungefähr, wo das Araberdorf Gizeh (Dschizeh) liegt, so ist der Anblick der Pyramiden durchaus nicht so großartig, wie man erwartet, ja selbst auf einige hundert Meter Entfernung sind sie wohl imposant, aber nicht von jenem überwältigenden Eindrucke, wie er uns so oft geschildert wird. Um so erstaunter ist man, wenn man sich an ihrem Fuße befindet. Da erscheinen sie nicht mehr als Werke von Menschenhand, sondern als aufgethürmte Felsenmassen, die wir sprachlos anstaunen.

Man sieht sich einem Räthsel gegenüber, man erfaßt die Gedankenrichtung ihrer Erbauer nicht, wird aber, und das ist der vorherrschende Eindruck, zur Bewunderung hingerissen. Gewiß folgte Napoleon I. denselben Empfindungen, als er die denkwürdigen Worte sprach: „Vier



Wasserverkäufer in Kairo.

Jahrtausende sehen auf Euch herab." Freilich hatte er damals noch keine Kenntniß der Chronologie Manethos', er hätte sonst sechs Jahrtausende gesagt. Alexander Soutzo, der bedeutendste Poet der neuen Griechen, übertrug denselben Gedanken, wenn er von den Pyramiden erwähnt, daß sie den großen Schatten von vier Jahrtausenden werfen. Ebenso sagt Abbé Delille unter der Macht ihres Eindruckes recht geistreich: „Ihre unzerstörbare Masse hat die Zeiten ermüdet".

Aber schon im Alterthume waren die Pyramiden als Weltwunder gepriesen, und ohne damals den eigentlichen Zweck derselben zu kennen, haben sich viele Völker, unter diesen auch die Juden, als die Erbauer dieser Denkmäler betrachtet.

Die Araber hingegen wollen den Bau der Pyramiden in die Zeit vor Adam's Geburt versetzen, was wohl mit einer anderen Ueberlieferung eine Aehnlichkeit hat, welche sie mit dem Thurmbau von Babel in eine gewisse Beziehung bringt*).

Als wir uns dem Dorfe Gizeh (Dschizeh) näherten, liefen uns 20 bis 30 Araber in weißen, luftigen Gewändern entgegen und boten ihre Dienste als Cicerone in der Nekropole an; sie liefen zu beiden Seiten des Wagens und ließen sich nicht abweisen. Die Bewohner von Gizeh sind bei den Pyramiden wie zu Hause, ihr ganzer und einziger Verdienst fließt ihnen von den Schaaren der Fremden zu, die Tag für Tag ihr interessantes Gebiet betreten.

Bei Gelegenheit des Besuches der Kaiserin Eugenie 1869 wurde in der Nähe der Pyramiden ein Pavillon erbaut, zu welchem die Straße, deren letzter Theil ausgemauert und mit Sandwehren versehen ist, allmälig hinansteigt. Mir kam es vor, als wäre die ehrwürdige Stätte dadurch profanirt.

Die Umgebung der Pyramiden überblickt man erst, wenn man eine derselben erstiegen hat, denn der Sandboden ist dünenartig gewellt

*) Die Pyramiden von Gizeh haben nachfolgende Dimensionen: Cheops 137 Meter Höhe bei abgetragener Spitze (früher 144 Meter), Länge der Basisseiten 230 Meter. Chefren 137 Meter Höhe. Mikerinus 62 Meter Höhe. Kubischer Inhalt der Cheops-Pyramide ungefähr $2^1/_2$ Millionen Kubikmeter.

und häufig durch bedeutende Einsenkungen mit steilen Rändern unterbrochen, die wahrscheinlich von Ausgrabungen herrühren.

Die Besteigung der Cheops-Pyramide lag übrigens in unserem Programme, und deshalb gaben wir dem Drängen der Araber, die ein liebenswürdiges Gemisch aller möglichen Sprachen zusammenheulten, recht bald nach, und nahmen uns je drei dieser Gesellen auf, die uns dabei behilflich zu sein hatten. Von diesem Augenblicke an ist der Tourist das Eigenthum der Araber, sie schupfen und ziehen ihn über die fast drei Fuß hohen Absätze mit fabriksmäßiger Gewandtheit, für sie gibt es keine Ermüdung. Noch lange erinnerte ich mich der gellenden



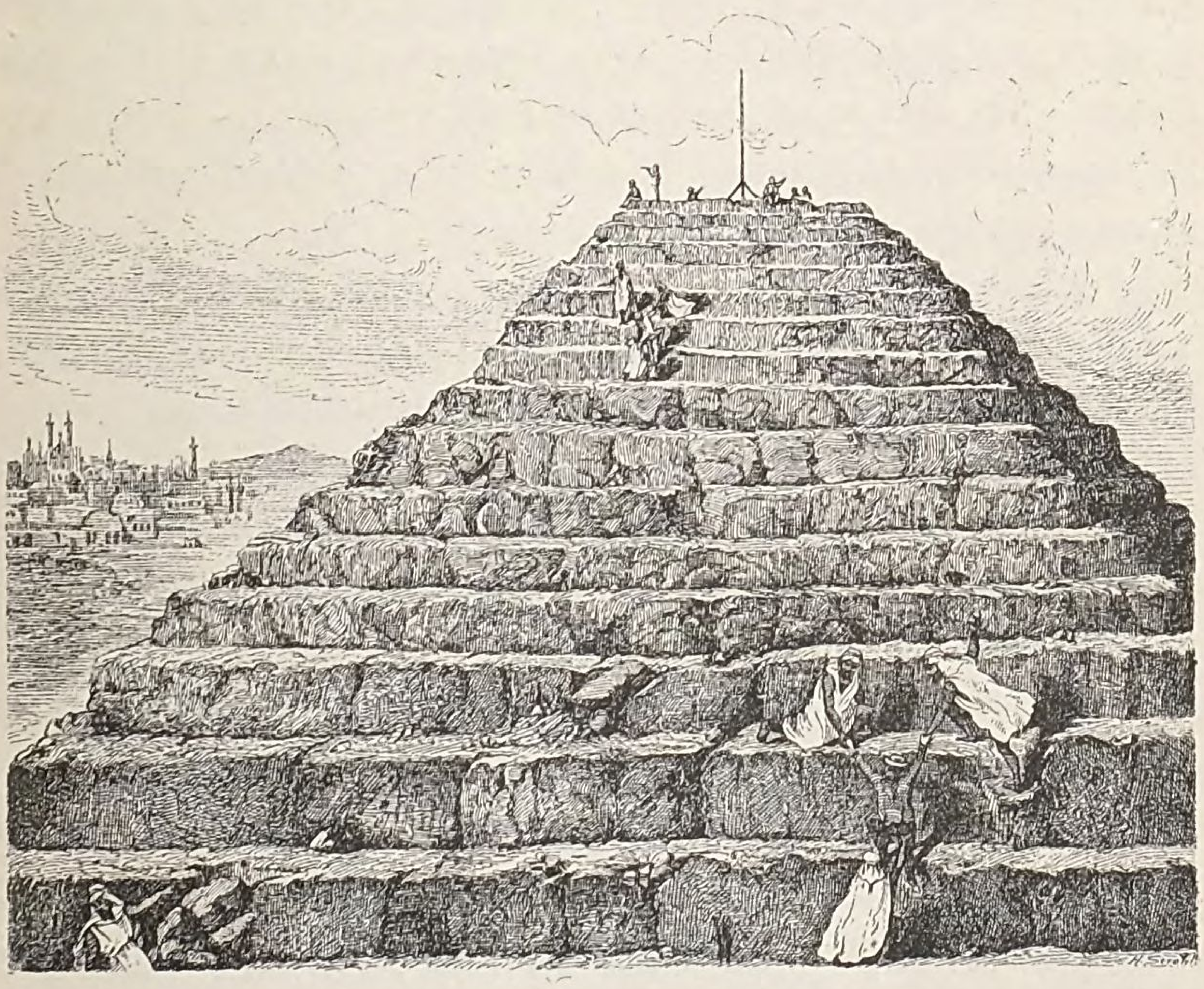
Pyramiden von Gizeh.

Rufe: Jallah-Jallah Uff! Bono-bono Arabo-Jallah Uff!, welche sie beim Aufsteigen unabläſſig hervorstießen.

Das bekannte Wort Bakschisch (Trinkgeld) wurde recht oft eingeflochten, ohne dieses — so scheint es fast — käme die Existenz des Orients in Frage. Ungefähr auf zwei Drittheilen der Höhe, als ich schon sehr ermüdet war, verlor ich meinen Hut, ein wohlgemeinter Windstoß hatte ihn weggetragen. Es trat nun eine kleine Pause ein, bis der Flüchtling durch einen der Führer wieder eingebracht wurde. Bisher hatte ich nur nach vorwärts gegen die endlos sich vorschiebenden Felsblöcke

gesehen, jetzt aber blickte ich zurück. Ich stand vor einem Abgrunde. Das war der erste Eindruck der Ueberraschung. Gleich darauf — wenn man schwindelfrei ist — löst sich das etwas unbehagliche Gefühl und man erkennt die allerdings sehr steile Böschung der Pyramidenwand.

Mit unglaublicher Raschheit war mein Hut, der mindestens 100 Fuß unter uns liegen mußte, wieder zur Hand und weiter gings unter dem stereotypen Jallah-Uff der nahen Spitze zu.



Pyramiden-Besteigung.

Ungefähr 7 Meter der Pyramidenspitze sind abgetragen, wodurch sich eine Art von Plattform ergibt, die Ruheplätze für eine ansehnliche Gesellschaft bietet. In warme Plaids gehüllt, würden wir uns recht gerne den heiligen Empfindungen hingegeben haben, welche die Nähe dieser kühnen Felsen aushaucht, wenn die Horde der gewinnsüchtigen

Araber nur einige Ruhe gegeben hätte. Da kam zuerst das Einschneiden der Namen, dann offerirte sich einer der flinken „arabo bono“, die zweite Pyramide (Chefren) bis an die Spitze um fünf Francs zu erklettern, endlich gab's da oben auch einen „arabo dottore“, der unsere Füße stärken wollte.

Das Einschneiden der Namen à la Kiselak verschont auch diese ehrwürdige Stätte nicht. Mehr Sinn hätte es allerdings, wenn anstatt der vielen Namen die momentanen Empfindungen der Besucher aufgezeichnet würden. Wie sanft und rührend sind die Worte einer lateinischen Inschrift, die ein Deutscher im XIV. Jahrhundert vorfand: „Oh, mein Bruder! Ich habe die Pyramiden ohne Dich gesehen, und von Trauer umfangen, weihte ich Dir das, was ich hatte — Thränen!“ Gewiß ein liebreizendes Zeichen treuer Schwesterliebe.

Unterdessen war im Osten die Sonne aus der Dunstschichte, welche das Nilthal und auch Kairo bedeckte, emporgestiegen. Die hohe Mehemed-Ali-Moschee und die Spitzen Hunderter Minarets erschienen dort in goldener Färbung, im Süden aber erhoben sich die Pyramiden der fernen Nekropole von Sakkara. Die libysche Wüste bildete mit ihrer erschreckenden Trostlosigkeit eine endlose blaßgefärbte Fläche, welche den westlichen Horizont einnahm.

Für eine Fernsicht waren die atmosphärischen Verhältnisse nicht besonders günstig gewesen, namentlich büßten wir den Anblick der blühenden Gestade des Nils ein. Unsere nächste Umgebung zeigte sich von der Höhe in der Deutlichkeit eines Kartenplanes. Neben uns gegen Westen die Pyramiden Chefren und Mikerinus als Königsgräber; gegen Norden in regelmäßig gezogenen Reihen die Gräber angesehener Unterthanen; östlich von der Chefren-Pyramide die Sphinx, welche von unserem Standpunkte aus recht unbedeutend aussieht; endlich in ihrer Nähe die Gräber der Staatsfunctionäre. So ungefähr ist die Todesstadt der alten Könige von Memphis eingetheilt. Sie ist die älteste von ganz Aegypten, und so weit reicht ihre Gründung in fast mythische Zeitperioden zurück, daß selbst das „hundertthorige“ Theben mit seiner Ruinenpracht im Vergleiche zu

diesem Alter modern erscheinen könnte. Dabei drängt sich dem denkenden Besucher dieser Stätte die Frage auf, welches Alter ein Volk wohl erreicht haben mußte, um die zur Erbauung solcher Werke nothwendige Culturstufe zu erklimmen.

Hier läge am allerersten der vielgesuchte Schlüssel zur Lösung der Frage über die Culturanfänge der Menschheit. Aber leider zeigen die Pyramiden keine Malereien, keine Basreliefs und nur wenig Hieroglyphen. Sie hatten als Denkmäler für die Unsterblichkeit des Todes nur die Namen genannt und — schwiegen dann. Altarabische Chronisten erwähnen, die Pyramiden hätten auf der polirten Außenseite eine antike und unbekannte Inschrift gehabt. Unter Saladin im XII. Jahrhundert soll ein Theil der polirten Steine*) zerstört worden sein; es läßt sich somit vermuthen, daß die Namen der dort ruhenden Könige einst in der Inschrift zu lesen waren. Der Sarg Mikerinus' stammt aus dem Jahre 4000 v. Chr., und er ist es, durch welchen man das beiläufige Alter dieser Bauten herausfand. Beachtenswerth ist, was Bunsen über die Erbauung der dritten Pyramide sagt. Nach Herodot wäre Mikerinus ihr Erbauer; nach Manethos aber stammen sie von der Königin Nitocris; Bunsen jedoch meint, die letztere hätte nur die Ausschmückung und Vergrößerung vorgenommen, um selbst dort zu ruhen, da zwei Grabgemächer vorhanden sind. Auch erwähnt er, wie die leichten Griechen die frivole Fabel erfanden, daß die Tochter des Königs Cheops die Pyramide dadurch erbaute, indem sie jeden ihrer Liebhaber um einen behauenen Stein ersucht hätte.

Ueber die Bestimmung der Pyramiden wurden viele Hypothesen aufgestellt, am längsten glaubte man sie für die Abhaltung der Mysterien bestimmt und vermuthete eine unterirdische Verbindung derselben untereinander. Nach Persigni sollten sie den Wüstensand abhalten, gegen das Nilthal vorzudringen; Tycho de Brahe glaubte sie zur Bestimmung

*) Die Spitze der Chefren-Pyramide besitzt noch die polirte Ueberkleidung. Die Farbe derselben ist ein dunkles Rothbraun.

der Hauptpunkte der Sonnenbahn erbaut, indem er ihre astronomische Orientirung voraussetzte; der Prinz von Monaco sah darin eine weise Vorsorge gegen den Pauperismus, also einfache Nothstandsbauten. Agnew will in den Pyramiden eine Darstellung der Quadratur des Cirkels erblicken. Am weitesten ging jedoch S. S. Witte, welcher sie ein Naturspiel und nicht Menschenwerk nennt. Nach ihm wäre die regelmäßige Gestalt kein Hinderniß dieser Annahme, da ja die Basalte der Fingalshöhle auch regelmäßig seien. In diese Hypothese bezieht er auch die Sphinx ein, welche er die „sogenannte" heißt. Ebenso erfuhr die Ableitung des Namens „Pyramide" vielerlei Auslegungen. Nach den Griechen stamme er von „Pyr" (Feuer) her, nachdem die Pyramiden dem Sonnengotte geweiht waren. Später von „Pyros" (Getreide), da man sie für die Getreidemagazine Josef's hielt. In der Koptensprache heißt aber Pirama Höhe. Dies dürfte wohl das Richtige sein, ein Name, jenen Werken gegeben, welche als das Höchste auf der Erdoberfläche erbaut wurden.

Desgleichen ist es nicht erwiesen, von wo das Baumateriale herstamme. Man sagt, es rühre aus den Steinbrüchen von Tourah auf der anderen Seite des Nils her, Andere wieder glauben, nur die Ueberkleidung des Baukernes sei von dort beschafft worden, während der letztere aus der unmittelbaren Umgebung gewonnen sei. Gegen beide Ansichten ließe sich nichts einwenden, da es zur Zeit der Pharaonen an Arbeitskraft niemals gefehlt hatte. Nach Herodot soll die schiefe Ebene das einzige mechanische Hilfsmittel für die Materialbewegung gewesen sein, und nachdem der Inhalt der Cheops-Pyramide fast 2·5 Millionen Kubikmeter beträgt, so kann man es Plinius wohl glauben, wenn er sagt, daß gegen 400.000 Menschen durch zwanzig Jahre mit ihrer Erbauung beschäftigt waren. Im Ganzen genommen stellen die Pyramiden die ägyptische Baukunst in ihrer Kindheit dar, nämlich eine massive Construction aus übereinandergelegten Blöcken, und es wäre unrichtig, in dieser Form, wenn sie auch die größte Dauerhaftigkeit verbürgt, die Schöpfung einer entwickelten Kunst (zum Zwecke der größten Widerstands-

fähigkeit) zu vermuthen. Ueberhaupt hat man den alten Aegyptern ausgebreitetere Kenntnisse zugesprochen als sie thatsächlich innehatten, denn ihre so geheimnißvoll in den Heiligthümern der Tempel von Theben, Memphis und Heliopolis gehütete Weisheit beschränkte sich nur auf Jenes, was uns aus den Wandmalereien, Inschriften und Papyrusrollen über die Stufe ihrer Kunst und Philosophie bekannt geworden ist, und wir wissen es jetzt sehr gut, daß die Griechen sehr bescheiden waren, wenn sie den ägyptischen Priestern eine höhere Weisheit zusprachen, als es die eigene griechische war.

Der Eingang zu jeder der Pyramiden liegt an der Nordseite, er führt durch schmale Gänge zum Königsgemache, wo der Sarkophag steht. Oberhalb dieses Gemaches sind noch fünf andere Räume zur Verminderung des Druckes vorhanden. Ursprünglich war der Eingang durch kolossale Steinblöcke verschlossen, auch fand man einen Riesenblock derart eingesetzt, daß er wie ein Fallgitter stets niederzustürzen drohte. Es ist bekannt, daß die Araber die Ersten waren, welche sich an die Oeffnung der Pyramiden wagten, um nach Schätzen zu suchen, aber die Eingänge wurden wieder verschlossen, bis sie Belzoni und Vyse neu entdeckten.

An die Versuche zur Oeffnung der Pyramiden erinnert ein kleines arabisches Märchen. Der Khalife Al-Mamoun drang bis zu einer gewissen Tiefe ein und fand dort eine mit Goldstücken gefüllte Urne nebst der Inschrift: „Ein König, Sohn des Königs, wird in diesem und diesem Jahre die Pyramiden öffnen und dabei eine gewisse Summe Geldes verausgaben müssen. Wir wollen ihm gerne das Verausgabte ersetzen, aber wenn er seine Nachforschung nicht unterläßt, wird er ungeheure Auslagen zu tragen haben, ohne Ersatz zu finden.“ Darüber erstaunt, ließ der Khalife die bereits aufgewendete Geldsumme erheben und man fand, daß die Urne gerade so viel enthielt. Es wird aber nicht erwähnt, ob der Khalife dennoch weiter nachsuchen ließ.

Zum Hinabsteigen von der Pyramide bedarf es fast der gleichen Zeit, wie zu ihrer Besteigung. Wir machten den Abstieg in ungefähr zwölf Minuten.

Nächst den Pyramiden fesselt die Sphinx *) wohl in bedeutendem Grade die Aufmerksamkeit der Besucher.

Es ist wahr, man findet in ihr so zu sagen eine alte Bekannte, denn wer hätte sie noch nicht abgebildet gesehen, aber dennoch betrachtet man das Original mit einer gewissen Andacht. In der Hieroglyphensprache bedeutet Sphinx so viel als Herr, König, und gewöhnlich führen die Sphinxe die Gesichtszüge der Könige oder Prinzen. Die Sphinx von Gizeh zeigt das kolossale Porträt des Königs Thutmosis IV.

Abdallatif, welcher die Figur intact gesehen, beschreibt sie folgendermaßen: „Diese Figur ist sehr schön, ihr Mund trägt den Ausdruck der Anmuth und Schönheit, man könnte sagen, sie lächle graziös." Die Verstümmlung der Nase der Sphinx wird den Muselmanen zugeschrieben. Diese glaubten ein gutes Werk zu thun und sich gleichzeitig gegen den bösen Blick zu schützen, indem sie die Verstümmlung nach einer bestimmten Zeichnung vornahmen, so daß sich schließlich ein Negerprofil ergab. — Auch die ursprünglich rothbraune Farbe wurde schwarz übermalt, ohne jedoch dem Einflusse der Zeit widerstanden zu haben.

Unwillkürlich erinnert man sich hier der späteren griechischen Sphinx von Theben; diese war jedoch weiblichen Geschlechtes und bezeichnete das Räthsel, welches den alten Aegyptern unbekannt war.

Der untere Theil der Sphinx vergräbt sich stets in Sandwehen, die hier an der Grenze der libyschen Wüste unausbleiblich sind, aber dennoch genießt man den vollen Eindruck der Großartigkeit dieses Werkes.

Ein größeres Interesse, als die nördlich der Pyramiden reihenweise geordneten Grabstätten, bieten die Grüfte der Staatsfunctionäre in der Nähe der Sphinx. Unter diesen sind am besten erhalten das „Eimai" genannte Grab und die von den Engländern als „Grab der Zahlen" getaufte Gruft. Ersteres ist ein enormer, aus einem Granitblocke gemeißelter Sarkophag von fast 4 Meter Wandstärke, bei 15 Meter Seitenlänge und ebenso viel

*) Der Körper der Sphinx ist 30 Meter lang, bei 24 Meter größter Höhe, ihr Kopf mißt 8 Meter Höhe.

Höhe. Er ist bis an seine nicht verschlossene Oeffnung im Sande eingegraben. Einer der Araber kroch hinab, um den Boden vom eingedrungenen Sande zu befreien, worauf der mit Basrelief gezierte Schlußstein der inneren Kammer zum Vorschein kam.

Das Grab der Zahlen, auch der unterirdische Tempel genannt, ist leicht zugänglich. Die jetzt bloßgelegte Haupthalle zeigt noch die mächtigen Monolithen, die ihr einst als Stütze dienten, während die Wandungen der unterirdischen Gänge eine wahre Cyklopen-Arbeit vorstellen. Große, regelmäßig zugehauene Blöcke aus rothem Granit und zum Theile auch aus Alabaster sind das Baumateriale. — Schwerlich hätte eine andere als die einfachste Bauart die Zeiten überdauert.

Mit der Besichtigung dieser Objecte hatten wir die Wanderung in der Todtenstadt beendet. — Dort glaubten die mächtigen Könige eines hochcultivirten Volkes ihre Wohnungen für die Ewigkeit bezogen zu haben, aber anfangs die Habsucht, dann der Wissensdrang der Menschen, zerrten sie aus ihren Gräbern, damit sie Aufschluß geben über die Schicksale ihrer Nation in vergangenen Jahrtausenden, als deren einzige Zeugen man sie erkannte.

Die Aufschlüsse erlangte denn auch der unermüdliche Forschergeist, und wir besitzen aus den Bauwerken, Sculpturen und Aufzeichnungen, was immer für einer Periode sie auch angehörten, die volle Kenntniß des politischen, religiösen, socialen und geistigen Zustandes des ägyptischen Volkes in allen seinen Entwicklungsphasen.

Die Besichtigung dieser Ueberreste einer der ältesten Civilisationen der Erde hinterließ in mir eine eigenthümliche Beklemmung, die auch während der Rückfahrt nach Kairo, wo uns wieder die Gegenwart mit heiterem Auge entgegenlächelte, nicht gewichen war. Erst im türkischen Bade, das wir besuchten, stärkte sich der Körper und der Geist befreite sich von der übergroßen Sentimentalität, in die er gerathen war.

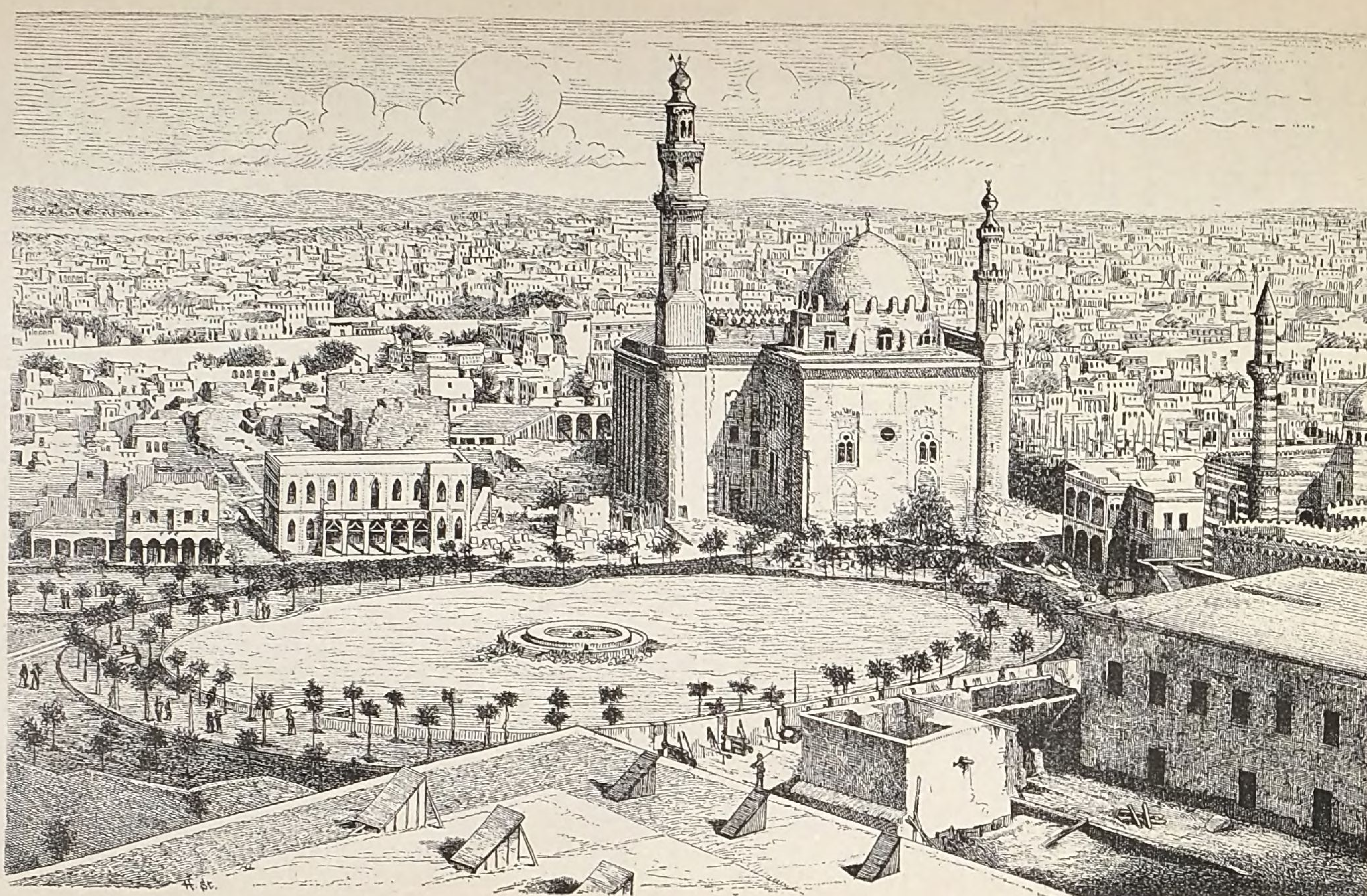
Wir befanden uns in Bulak. Das ist der älteste Stadttheil Kairos und gleichzeitig der Hafenplatz am Nil, wo neben einer bedeutenden Handelsthätigkeit auch viele industrielle Unternehmungen bestehen, so die

ausgebreiteten Werkstätten der Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Azizieh", die Gasanstalt, die Werkstätten der Eisenbahn-Gesellschaft, die hydraulische Anstalt, wie auch die große Buchdruckerei. Gegenüber von Bulak erhebt sich der Prachtbau der königlichen Residenz Gezireh. Das linke Nilufer ist überaus reich an neu entstandenen Luxusbauten und dürfte mit der Zeit, wenn sich einmal die Reichen des Landes aus der beengten inneren Stadt auf die luftigen und freien Ufergründe gezogen haben, ein ebenso angenehmer wie sehenswürdiger Stadttheil werden. Ueberhaupt macht sich in Kairo eine recht energische Bauthätigkeit bemerkbar, deren Motor nur der Druck eiserner Gesetze ist; andernfalls wäre es bei der Apathie der eingeborenen Bevölkerung kaum möglich, solche Bewegung hervorzubringen. Vergebens würde man den bessern Sinn derselben anrufen, sie würden aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich wegen Geldmangels, keinen Umbau ihrer wespennestartig aufeinander klebenden Häuschen vornehmen.

Deshalb schien der allmächtige Khedive nicht viel Umfrage zu halten, ehe er die Bauplätze für die neuen Boulevards aus dem Chaos der Häuschen herausschneiden ließ. Wir sahen einen solchen Durchhau bei der Hassan-Moschee. Wenn man nicht etwas Mitleid mit den meist armen, nun expropriirten Familien hätte, man müßte über den drolligen Anblick hell auflachen. Der schnurgeraden Linie folgend, ist das Innere der vielfach geformten Hausnester bloßgelegt und dadurch gewiß zum erstenmale gründlich ventilirt.

Die Gärten der vielgenannten Nilinsel Rhodah, wo der berühmte Nilmesser gezeigt wird, fand ich in ausgesprochener Vernachlässigung; wie herrlich könnten sie bei einiger Nachhilfe die volle Pracht der ägyptischen Vegetation entfalten. Weit mehr befriedigt der Besuch der alten von Saladin erbauten Citadelle, von wo aus man den prachtvollsten, jede Beschreibung überbietenden Anblick auf Stadt und Umgebung genießt.

Hier oben erheben sich auch die schlanken und hohen Minarets der Mehemed-Ali-Moschee, die schon von weiter Ferne den Ankommenden sichtbar werden und den Marmorbau weit überragen. Diese Moschee,



Hassan-Moschee in Kairo.

eine der größten und am kostbarsten ausgestatteten des ganzen Orients, nimmt unter den neueren Werken Kairos unstreitig den ersten Platz ein. Nebst der sprüchwörtlich gewordenen orientalischen Pracht, die sich im Inneren derselben entfaltet, bewundert man besonders noch — die Reinlichkeit.

An Moscheen ist Kairo bekanntlich sehr reich; die älteste und wohl auch das erste Baudenkmal der Religion, welches der Moslem errichtete, dürfte die Amron-Moschee aus dem 21. Jahre der Hedschra sein. Für Studien über arabische Architektur ist somit ein reiches Material vorhanden. Sehenswürdig sind auch die aus dem XIV. Jahrhundert stammende Kalaun-Moschee und die Gräber der Khalifen, auf deren Conservirung große Sorgfalt verwendet wird. Durch die häufige Erneuerung der Vergoldungen an den Sarkophagen und Inschriften vermißt man das ehrwürdige Aussehen, welches man bei so alten Denkmälern vermuthet hatte.

Eine Sehenswürdigkeit ist das an altägyptischen Kunstgegenständen reiche, vicekönigliche Museum, das nun größtentheils systematisch geordnet ist. Wenn wir bei der Betrachtung der gigantischen Baudenkmäler einen Einblick in den tiefen Ernst des Todescultus erhielten, so zeigt sich uns hier die ganze Fülle der kleinen Dinge, welche das Leben zu verschönern einst berufen waren, und wir vergessen die Jahrtausende und ergänzen uns recht anschaulich den Begriff über das häusliche Leben der alten Aegypter.

Für Brunnenliebhaber eignet sich hingegen die Besichtigung des Saladin'schen Josefs-Brunnen auf der Citadelle. Seine Ausgrabung wurde irrthümlich in die Zeit des Ministers der Pharaonen gesetzt, theils des Namens wegen, theils wegen seiner großen Dimensionen (82 Meter Tiefe bei $4\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser), wodurch er so recht als ein Werk der Pharaonenzeit erschien. Josef, oder bei den Arabern Yusuf, erinnert — wenn man ägyptischen Boden unter sich hat — unwillkürlich an das schon kurz berührte Abenteuer mit Putiphar. Diese zwei uns so wohlbekannten biblischen Gestalten erschienen schon zur Zeit Mohammed's als Hauptpersonen im Romane und ihre Namen Yusuf und Zuleika wurden gleichfalls von den Persern wiederholt besungen. Den Triumph der wahren

Liebe zu erweisen, ist die Tendenz dieser Poesien, und es versteht sich von selbst, daß nach vielen Widerwärtigkeiten und nachdem die schöne Zuleika tüchtig Buße gethan und Reue empfunden hatte, sie ihren vielgeliebten Yusuf heiratet. Recht gelungen wird die blendende und bezaubernde Schönheit Yusuf's hervorgehoben, so daß unter ihrem Banne jeder Standesunterschied verschwinden mußte. Als sich die Freundinnen Zuleika's wunderten, daß eine Dame von ihrem Stande (Witwe des Veziers) einen Sclaven lieben könne, lud sie Zuleika zu einem kleinen Feste ein. Es wurden Orangen servirt, und während die Damen im Begriffe sind, dieselben zu zerschneiden, läßt Zuleika ihren Yusuf in den Saal treten. Durch den Reiz seiner Erscheinung ganz verwirrt, schneiden alle Damen — oh, unüberwindliche Macht der Liebe! — die eigenen Finger ab, ohne es zu fühlen!

Die schöne Welt Kairos pflegt sich an hübschen Tagen in der schattigen Allee Kubah, die zum vicekönigliche Lustschlosse Schubra führt, ein Stelldichein zu geben. Diese groß angelegte Promenade wäre auch für eine größere Bevölkerung ausreichend, als jene Kairos ist. Dort unter dem schattigen Laubdache hundertjähriger Sykomoren, welches die ganze Straßenbreite überspannt, pulsirt das lebhafteste öffentliche Leben. Unter der großen Zahl eleganter Wagen fesseln uns hauptsächlich die Equipagen der Harems mit den verschleierten Damen, unter deren weißem und durchsichtigem Obergewande die hellen Farben der seidenen und goldgestickten Kleidung hindurchschimmern.

Solche Wagen bilden oft ganze Aufzüge, welche uns bei ihrem Aufwande an buntgekleideten Pietons und Eunuchen die heimatliche Faschingszeit ins Gedächtniß rufen; und nun erst die niedlichen Insassinnen, deren Schönheit der leichte Schleier nur ahnen läßt, während der warme und neugierige Blick ihrer großen Augen an Zauberkraft gewinnt.

Aus ihren schwarzgeschminkten Augen
Blitzen Blicke gleich scharfen Schwertern,
Aus ihrem schönen Antlitz
Glänzen helle Lichter!

So besingt der phantasiereiche Schakir im „Buche der Gesänge" diese „schönsten Augen".

Der prachtvolle Park des Schubra-Kioskes, den wir gerne gesehen hätten, war unzugänglich, angeblich weil einige Damen des Vicekönigs dort promenirten. Die großblättrigen Kronen einiger Ficusbäume, dann Palmen und dichtes, blühendes Buschwerk, das über die hohe Mauer reichte, war Alles, was wir von der tropischen Pflanzenwelt des Parkes erspähen konnten.

In den Wintermonaten ist Kairo der Anziehungspunkt vieler Fremden (davon ein Theil stabile Wintergäste). Dann erst entfaltet sich dort das echt großstädtische Getriebe, dem gegenüber das sommerliche Leben nur ein matter Abglanz ist, aber gerade dies ist die richtige Periode für den nicht genußsüchtigen Touristen, der Theatervorstellungen, Cafés chantants und andere Vergnügungen leicht entbehren kann.

Unter anstrengenden und ermüdenden Excursionen nach allen sehenswerthen Punkten der Stadt war der uns gewährte Urlaub verstrichen, wir mußten an die Heimreise denken, um neuen Bildern in anderen Erdtheilen entgegenzugehen.

Am 6. Juni Abends waren wir an Bord unserer „Friedrich" zurückgekehrt. In den nächsten Tagen war dieselbe segelklar und am 9. nach Mitternacht verließen wir die Rhede von Suez. Hell und nah' erglänzten die Sterne, als neigten sie sich zum Abschiedsgruße.

IV. Aden.

Im Golfe von Suez. — Die Sinai-Gruppe. — Tropische Hitze. — Kältemischung. — Die Felsenburg Aden. — Steamer-Point. — Der Handel und Schiffahrtsverkehr. — Kaffee. — Die Bevölkerung. — Die Punka. — Eisfabrik. — Ein Besuch bei Herrn B*** — Somali-Mädchen. — Die Wasser-Cisternen. — Die Mangofrucht. — Banane. — Platzmusik. — Thronbesteigungsfest. — Waffen afrikanischer Stämme. — Bazar am Bord. — Auslaufen der Corvette.

Freund Aeolus war uns günstig gesinnt, denn ein frischer Nordwestwind blies aus gesunder Kehle und versprach noch lange anzuhalten. Das Schiff prangte mit vollen Segeln, es gab eine gute Fahrt. Das Land der Pyramiden und Sphinxe und die Weidegründe der von Pharao geträumten sieben magern und sieben fetten Kühe lagen hinter uns. Offenbar mußte die sandige Wüste bei Suez schon im grauesten Alterthume — als noch nicht Jahrtausende auf den classischen Boden Aegyptens herabgeblickt hatten — der Rindviehzucht nicht besonders zuträglich gewesen sein, womit aber nicht behauptet werden soll, es hätten damals nur magere Kühe dort geweidet, wie es gegenwärtig der Fall ist. Diese Erfahrung wurde uns nicht erspart, ebenso mußten wir bedauern, daß es den Archäologen noch immer nicht gelang, den wahren Inhalt der ägyptischen Fleischtöpfe herauszuklügeln und die Qualität des darin bereiteten Fleisches näher zu bestimmen, und doch sind diese Gelehrten bei der Lösung ähnlicher Aufgaben mitunter nicht sonderlich verlegen. Wir hätten ihre Recepte während der 1400 Seemeilen langen Fahrt nach Aden recht gerne benützt. So aber mußten wir den lebenden Proviant für die Reise ohne weitere geschichtliche Studien beschaffen. Dabei suchten wir darin eine Beruhigung zu finden, wenn wir annahmen,

die vier eingeschifften Rinder könnten vielleicht doch der geheiligten Apisfamilie entstammt sein, wenn sie auch bis zum Skelette herabgekommen waren. Bei der ausgedehnten Verwandtschaft der Rinder ist das wohl möglich. Nebstdem bevölkerten eine Anzahl zutraulicher Schweinchen, einige fromme Lämmer und Schöpse und eine große Gesellschaft unruhiger Hühner und schnatternder Gänse das Capitol — das heißt die Batterie — des Schiffes. Wenn noch einige Weibchen zur Verfügung gestanden wären, so hätte es bei uns ähnlich wie in der Arche Noah's ausgesehen. Bei Gänsen kann man noch ein Auge zudrücken, aber andere Weibchen einzuschiffen ist bekanntermaßen auf Kriegsschiffen streng verpönt.

So ausgestattet durchfuhren wir das Rothe Meer.

Die Sinai-Halbinsel, in bedeutender Entfernung zu unserer Linken, entfaltete bei Tagesanbruch ihr gezacktes Profil, während die nahe ägyptische Küste ihre volle Unwirthlichkeit in trostlosen Bildern zeigte. Steile Abstürze, dunkles Gerölle, dann wieder öde Sandflächen bilden hier den Küstensaum, darüber hinaus ragen bläulich gefärbt die nadelförmigen, kühn geschnittenen Spitzen der Felsgebirge im Landesinneren hervor. Der Charakter vulcanischer Thätigkeit ist diesem Küstenrande aufgeprägt. Gegen Mittag konnte man die Hauptmassen des Sinai-Gebirges sehr gut ausnehmen, das mächtige Doppelmassiv des Sinai, den Berg des Moses (Dschebel Musa), dann die spitzen Zacken des nördlicher liegenden Serbals und das ganze wildzerklüftete Vorland.

Bei Einbruch der Dunkelheit gelangten wir an die Kette der Korallenbildungen, arabisch Schab genannt, welche im südlichsten Theile des Suez-Golfes das Fahrwasser bedeutend einengen. Einige Leuchtthürme, von der ägyptischen Regierung an den wichtigsten Punkten erbaut, erleichtern jedoch die Durchfahrt.

Ueber die schwierige und gefahrvolle Navigation im korallenreichen Rothen Meere will ich nur erwähnen, daß uns der Nordwestwind bis zur Insel Perim bei fast ununterbrochen guter Fahrt brachte. Am 12. Juni überschritten wir den Wendekreis des Krebses, und gelangten — die Sonne im Zenith — in die tropische Zone.

Sehr hatten wir von der bedeutenden Hitze zu leiden, welche die Passage des Rothen Meeres zu einer der unangenehmsten auf dem Erdballe macht. Die höchste Tagestemperatur der Luft war im Schatten 38° C. (30½° R.), während das Thermometer bei Nacht, besonders wenn Landbrisen einsetzten, 33° C. (26½° R.) zeigte. Der niedrigste Wärmegrad während dieser Reise betrug 30½° C. Das Wasser hatte ungefähr 27° bis 28° C., und dies war auch die Temperatur unseres Trinkwassers, das weder den Durst zu löschen vermochte, noch die erschöpften Kräfte zu neuer Thätigkeit erfrischte. So war die Existenz am Bord unseres schwimmenden Stückes Oesterreich keine beneidenswerthe. Nur zu den Mahlzeiten bereiteten wir uns mit Hilfe einer Kältemischung ein etwas frischeres Wasser; es konnte aber nur in geringer Menge hergestellt werden, so daß kaum ein Glas voll per Person entfiel. Die von uns angewendete Mischung bestand aus: 6 Theilen Salmiaksalz (Amon. Chlorat. crist.), 6 Theilen Salpeterkali (Kali. nitric. crist.) und 8 Theilen Glaubersalz (Nat. sulfur. crist.) in 40 Theilen Wasser gelöst. Während der Lösung der Krystalle wurde das in Flaschen gefüllte Trinkwasser in die Mischung gesetzt, und es gelang, an besonders günstigen Tagen dasselbe bis auf 16° C. abzukühlen. Das Verfahren ist jedoch auf Schiffen in hoher See recht kostspielig, weil bei der fortwährenden Bewegung des Schiffes die Gewinnung der Salze durch Krystallisation nicht leicht möglich ist. Wie oft dachten wir an unsere Nordpolfahrer und an ihren Ueberfluß an Kälte, während wir vergeblich nach Erfrischung lechzten!

Am mißlichsten war die Lage des Maschinenpersonales, denn im Kesselraume gab es eine Temperatur von 43° R.; zweimal geschah es, daß ohnmächtig gewordene Heizer auf Deck gebracht werden mußten. — Englische Kriegsschiffe und Gesellschaftsdampfer pflegen für die Reise durch das Rothe Meer arabische Heizer aufzunehmen, welche hohe Hitzegrade leichter aushalten.

Durch den beständigen Einfluß der ungewohnten klimatischen Verhältnisse wurde unser moralische Zustand manchesmal unter das Niveau des wünschenswerthen Grades niedergedrückt, ohne den Geselligkeitssinn

unseres Stabes in Mitleidenschaft zu ziehen, da ein glücklicher Zufall fast lauter heitere Gemüther am Bord vereinigte, deren Humor auch härteren Einflüssen widerstanden hätte.

Während der Fahrt waren wir so glücklich, hin und wieder einige große goldfarbige Stutzköpfe (Doradea) zu harpuniren oder zu angeln. Diese Fische tummelten sich oft in großen Schaaren um das Schiff. Ihr Fleisch ist recht schmackhaft, besonders dann, wenn man über kein anderes verfügt.

Am 18. Juni erblickten wir die Felsenburg Aden und ankerten nach Sonnenuntergang im Westen derselben auf der gleichnamigen Rhede *).

Ich habe nicht so bald eine trostlosere Gegend gesehen als Aden und seine Umgebung. — Aus einer Sandwüste steigt in dunkelgrauer Färbung das 550 Meter hohe, arg zerklüftete Schamschan-Gebirge auf. Kein Grün erfrischt aber das Auge und kein Quell sprudelt aus den glühend heißen Steinmassen. Außer einigen versengten Gräsern, die in trockener Felsenspalte dürftig fortkommen, ist keine Vegetation zu entdecken. Hier liegt die Natur in Todesruhe.

Dieser isolirte vulcanische Gebirgsstock bildet eine Landzunge von ungefähr sieben deutschen Meilen im Umfange und fällt auf seiner südlichen Seite in großartig malerischen Abstürzen zur See, so daß er von dort aus nicht erstiegen werden kann.

Wo man hinblickt, ist das Gestein zerrissen, geborsten und gestürzt.

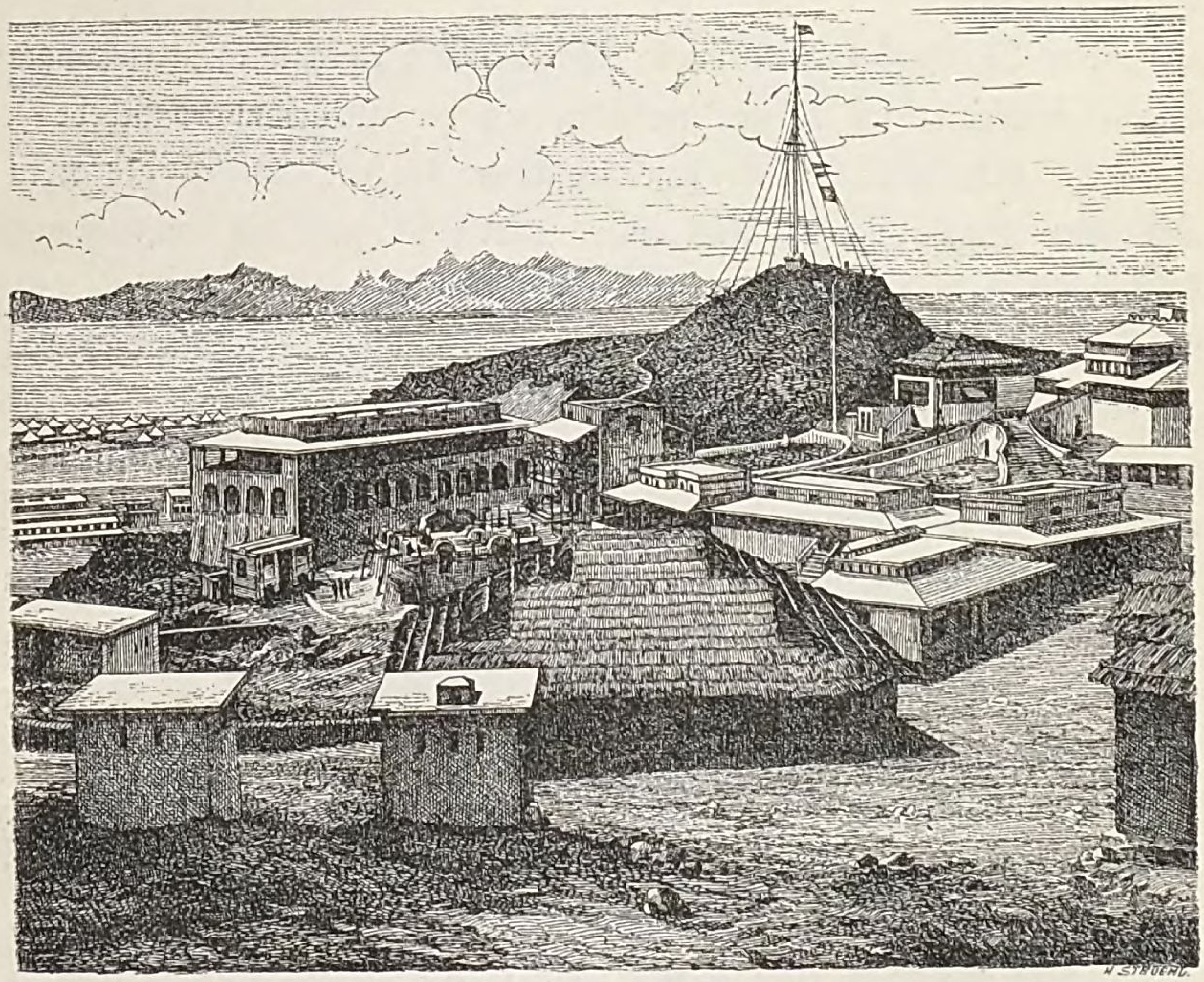
Diese trostlose, aber in ihrer erschreckenden Gestaltung großartige Natur mag ohne Zweifel zur Entstehung der hier im Volksmunde lebenden Sage die ursprüngliche Veranlassung geboten haben, als sei hier das Grab Kain's zu finden. Bei der Stadt Aden, welche in einem vulcanischen Kessel an der östlichen Seite der Berge liegt, zeigt jedes Kind, wenn man nach dem Grabe des Brudermörders Kain fragt, gegen eine mäßig hohe, wildgezackte Kuppe, auf deren Krone ein Steinhaufe zu sehen ist.

---

*) Die Gesammtbevölkerung Adens wurde mir mit 25.000 Einwohnern angegeben. Hievon sind mit Ausnahme der 2000 Mann zählenden englischen Garnison nur ungefähr 100 Europäer, die in Steamer-Point (vier leben in Aden) wohnen.

In manchem Reise- oder Sammelwerke wird aber dieser Steinhaufe als wirkliche Grabstätte Kain's angeführt und mag schon manchem empfindsamen Fremden nicht geringes Gruseln eingebracht haben.

An der nördlichen Seite des Schamschan befindet sich der sehr versandete Hafen, er ist aber nur für Schiffe bis zu 6 Meter Tauchung benützbar. Die „Friedrich" lag, wie erwähnt, auf der Rhede, wo sich



Die Militärstadt Aden.

die langen und flachen Wogen des Arabischen Meeres ununterbrochen fühlbar machten. An dem Gelände der schwärzlich grauen lavahältigen Felsen erscheinen in grell weißer Farbe die Gebäude von Steamer-Point (Dampferspitze); es sind meist nur Waarenhäuser und Hôtels. Die Officiers-Pavillons und Militär-Quartiere der englischen Garnison sind auf den westlich gelegenen Hügeln recht luftig erbaut.

Dem heißen Klima entspricht ihre Bauart, deren hauptsächlichstes Merkmal eine breite mit Matten verhängte Veranda bildet, welche diesen Gebäuden ein herrschaftliches Aussehen gibt.

Der Aufschwung Adens in handelspolitischer Beziehung muß von der Besitzergreifung desselben (1839) durch die Engländer hergeleitet werden. Schon die sichere Lage und die vorzüglichen socialen Einrichtungen, durch welche sich die Engländer als Colonisten überall auszeichnen, machten Aden sehr bald zu einem Hauptpunkte des arabischen Handels, so daß bedeutende Handlungshäuser dort Vertretungen etablirten.

Von österreichisch-ungarischen Handelsstädten steht meines Wissens nur Triest in reger Verbindung mit Aden.

Der Hauptausfuhr-Artikel ist natürlich Kaffee, der hier in größeren Mengen verladen wird, als selbst in Dschedda oder Hodeida. Von Mokka (Mocha) aus wird fast gar nichts mehr exportirt. Ueberhaupt hat das einst so bedeutende und reiche Mokka den Namen einer Handelsstadt schon seit Jahren eingebüßt, nachdem Aden und Hodeida den ganzen Verkehr an sich gezogen haben. Zum großen Theile liegt Mokka in Ruinen und wird wohl in nächster Zeit nur mehr von bescheidenen Fischern bewohnt sein; dann wird auch der berühmte Mokka-Kaffee den Namen wechseln. Schon jetzt kommt die Bezeichnung „Aden-Kaffee" in den französischen Börsennotirungen sehr häufig vor, während der Mokka allmälig verduftet.

Der Schiffahrtsverkehr ist sehr lebhaft, denn alle das Rothe Meer durchlaufenden Dampfer, 600 bis 700 des Jahres, berühren Aden. Unsere Triester Lloyd-Gesellschaft hat dort für die Dampfer der Bombay-Linie eine stabile Agentie errichtet. Eine womöglich noch höhere Bedeutung hat Aden in militärischer Beziehung, es wird mit Recht das arabische Gibraltar genannt. Als Festung ist es nahezu uneinnehmbar und kann somit als Stützpunkt einer starken Flotte den Zugang zum Rothen Meere beherrschen. Die Engländer scheuten bei der Anlage der Befestigungen gewiß keine Kosten, um einem allenfalls angreifenden Feinde recht viele fortificatorische Ueberraschungen zu bereiten.

Der Hauptort Aden liegt in einem tiefen Bergkessel, zu dem eine schöne Kunststraße führt. Der Ort ist nur von der Ostseite des Vorgebirges, wo eine ewige Brandung schäumt, sichtbar, aber nur selten nahbar.

Das Gros der Bevölkerung bilden die Araber des Yemen und die von Afrika eingewanderten Somali. Aber auch viele Abyssinier, Nubier und Perser betreiben dort den Handel. Die natürliche Zuchtwahl, welche das Zusammentreffen so verschiedener Stämme hervorbringt, hat die Entstehung einer neuen Mischlingsrace zur Folge gehabt, deren Abarten wieder bis ins Unglaubliche gehen. So bietet die Bevölkerung Adens viel Gelegenheit für reiche ethnographische Ausbeute. — Besonderes Interesse erregen die früher genannten Somali. Sie sind gerade und schlank gewachsen, von dunkler, kastanienbrauner Hautfarbe. Ihr Haupthaar besitzt jene blonde Farbe, die man bei uns mit dem Beinamen „unverschämt" zu belegen pflegt, jedoch ist diese Färbung keine natürliche, vielmehr wird sie durch oftmaliges Einreiben der Haare mit gelöschtem Kalke hervorgebracht. Diese Sitte soll zwei Vortheile bieten. Erstlich werden die Haare nach der Meinung der Somali schön blond, und zweitens werden durch die Bearbeitung des Kopfes mit Kalk alle auf demselben lebenden Schmarotzerthierchen getödtet! Tagsüber kommen stets einige blonde Somali-Jungen auf winzigen Canoes unter Bord gerudert. Wirft man eine Münze ins Wasser, so springen sie alle wie auf ein Commandowort nach, tauchen und balgen sich oft unter dem Wasser, bis einer oder der andere als Sieger mit der Münze in der Hand auftaucht und um neue Würfe bittet.

Diese Productionen bilden den Erwerbszweig vieler dieser genügsamen Somalis. Eine große Menge derselben findet auch als „Punkaschwinger" ausgiebigen Verdienst. Die „Punka" ist der in den Tropen landesübliche große Familienfächer, der oft zwanzig und mehr Quadratfuß Fläche besitzt und an der Decke eines jeden Gemaches oder Locales aufgehängt ist und, in Schwingung gesetzt, einen angenehm kühlen Luftzug erzeugt. Wie nothwendig und in sanitärer Beziehung werthvoll solche Instrumente sind, mag daraus geschlossen werden, daß die englische Regierung auch die Spitäler und Kasernen mit solchen Punkas ausgestattet hat und für ihren

Betrieb jährlich große Summen verausgabt. Ohne dieses Hilfsmittel wäre die Existenz in den hiesigen Gegenden kaum erträglich.

Nur wir am Bord finden bei der großen Hitze keine Erholung. Im Allgemeinen gehört der Juni hier zu den minder warmen Monaten, nachdem die Sonne den nördlichen Wendekreis erreicht und nicht so senkrecht auf die Gläubigen und Ungläubigen niederbrennt, wie zu gleicher Zeit im Rothen Meere. — Dessenungeachtet kommt man am Bord aus der steten Transspiration nicht heraus und kaum ein Mann unserer Schiffs-Equipage ist von den lästigen und oft schmerzhaft juckenden „Calori" verschont geblieben.

Deshalb sprachen wir während der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes dem Eise der dortigen in vollem Dampfbetriebe stehenden Eisfabrik, obwohl dies Product recht kostspielig war, herzhaft zu.

Die Fabrik liefert ungefähr 150 metrische Centner täglich, die von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Consumenten aufgebraucht werden. Ob der übermäßige Genuß von Eiswasser in diesem Klima der Gesundheit zuträglich ist, bleibe dahingestellt, so viel ist jedoch gewiß, daß bei den meisten Erkältungen die hier sehr gefährliche Dissenterie sich einzustellen pflegt. Während unserer Anwesenheit erlag die junge Frau eines englischen Officiers dieser bösen Krankheit. Die Leiche mußte schon 14 Stunden nach erfolgtem Tode, der eingetretenen Verwesung halber, begraben werden.

Ich war in Aden dem Vertreter eines Triester Hauses, Herrn B***, einem jungen Manne, anempfohlen worden, und benützte die erste Gelegenheit, um mit demselben zusammenzutreffen. Ein leichter, mit Zeltdach bedeckter Wagen brachte mich in dreiviertel Stunden von Steamer-Point nach Aden. Ueber die Fahrt ist nicht viel zu bemerken. Einige Serpentinen, dann ein kanonenbespicktes Festungsthor, ein Hohlweg, dann wieder ein Tunnel, scharfe Biegungen, überall Kanonen, das ist Alles. Aden erblickt man schon von einer ansehnlichen Höhe aus; es besteht meist aus ebenerdigen, dachlosen, weißbemalten Häuschen, die am braunen Grunde des Felsenkessels regelmäßig angelegte Straßen bilden. Nur wenige Gebäude sind

einstöckig. Bei dem Mangel an Grün ist das Aussehen ein recht trübes und unfreundliches.

Es war 11 Uhr, als ich ankam, Freund B*** hielt soeben seine erste Siesta, zwei Somali-Jungen fächelten ihm Kühlung zu. Ich wurde auf das Freundlichste empfangen und in den Salon geführt, während Herr B*** unterdessen seine Toilette beendigte. Ein kleiner Somali mit großem Blattfächer bemühte sich, mich anzufächeln, und, wohin ich mich auch später im Hause begab, überall blieb er wie der Schatten mein treuer Gefährte — eine stumme Kühlungsmaschine.

Durch Herrn B*** wurde ich in die verschiedenen Manipulationen eingeweiht, welchen der Kaffee vor seiner Verladung unterzogen wird. Das Enthülsen und Sortiren besorgen — braune Mädchenhände. Auch ein Lager von Perlmutter und Bernstein konnte ich sehen und ließ mir erzählen, welche Glasperlen gegenwärtig die meisten Chancen für den Absatz bieten. Am Nachmittage machten wir eine Promenade durch die Stadt.

Fast jedes Haus enthält einen Verkaufsladen, ich fand aber nur in einer Straße einen etwas lebhafteren Verkehr, vielleicht ist sie eine Art von Börse, denn es ging dort recht laut zu.

Bei den Arabern ist die luftige Beduinentracht vorherrschend, und nur wenige zeigten sich in ihrem schweren, goldgestickten Festkleide und mit dem Waffen-Arsenale am Gürtel. Es ist unglaublich, wie es die Leute bei der großen Hitze ertragen können. Dem entgegen ist die Tracht der Somalis von liebenswürdigster Einfachheit, indem sie oft nur aus einem Lendentuch besteht. Die Weiber dieses Stammes tragen sich jedoch decenter, obwohl ihre, wie es mir vorkam, römisch geschnittene Tunique nur eine Schulter bedeckt. Den Hals, die Arme und Fußgelenke haben sie vielfach mit Spangen und Schnüren aus Glasperlen und Bernstein geziert. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig und hübsch, ein feuriges Auge belebt den Ausdruck derselben, dabei sind sie schlank gewachsen und recht heiteren Temperaments.

Wir überzeugten uns im Laufe der Reise, daß die Somali-Mädchen ihre Schwestern bei fast allen Tropenvölkern, die wir zu sehen bekamen,

an Körperschönheit übertrafen. Nur den Hindustämmen möchte ich eine Ausnahme zugestehen.

Auch einzelne Chinesen und Malayen treiben sich hier herum.

Unter die Sehenswürdigkeiten Adens gehören die zu nicht geringer Berühmtheit gelangten riesigen Cisternen. Diese bestanden schon seit undenklichen Zeiten, waren aber größtentheils zerfallen und unbenutzbar geworden, bis die Engländer dieselben vor wenigen Jahren ausbesserten und wieder brauchbar machten. Die Sohle einer engen steilen Schlucht, welche bei der Stadt ausmündet, ist durch cementirte Kunstbauten in viele Bassins getheilt, die mit unterirdischen Reservoirs in Verbindung stehen. Solcher Bassins und Reservoirs sind eine große Anzahl.

Sie vermögen eine Wassermenge von einer halben Million Hektoliter aufzunehmen. Einzelne der Bassins besitzen einen Durchmesser von 50 bis 60 Meter bei einer Tiefe von 8 bis 10 Meter. Jedes Rinnsal im Felsen ist cementirt und führt, einer Ader gleich, in Vereinigungscanäle, welche sodann zu den Bassins geleitet werden.

Aber nicht jedes Jahr vermag der ein- oder zweimal während der Regenzeit fallende Regen alle Reservoirs zu füllen. In den letzten sieben Jahren war dies nur einmal der Fall, und da hatte ein tropischer Regen die Riesenaufgabe in nur zwölf Stunden vollbracht und nebstbei noch eine Anzahl leicht gebauter Araberhäuschen weggewaschen und ins Meer entführt.

Zwischen den Bassins sind kleine Gärten angelegt, die aber nur mit schwerer Mühe im grünen Schmucke erhalten werden können. Die Aufgabe der wenigen Bäumchen, die hier wachsen, scheint mehr darin zu bestehen, der Bevölkerung einen Begriff zu geben, wie Bäume überhaupt aussehen, denn außer dieser Anpflanzung weist Aden keine andere auf.

Bei Herrn B*** fand ich Gelegenheit, die tropische Mangofrucht zum erstenmale zu kosten. Ihrer Form nach möchte ich sie mit einer oval geformten glatten Kartoffel vergleichen, die äußere gelbliche Schale würde aber der Feige entsprechen, während das Fleisch die Farbe und Festigkeit unserer Zuckermelone hat. Der Geschmack ist süß bei einem leichten Aroma, das an Terpentinöl erinnert. Dies eigenthümliche

Aroma ist anfangs sehr befremdend, aber thatsächlich sehr kühlend und später zusagend. Von dieser Frucht sagte ein Spötter, sie schmecke wie Aprikose mit Terpentin, wenn sie aber gut geräth, so sei ihr Geschmack wie Terpentin mit Aprikose. Die Mango ist eine Kernfrucht.

Nebst ihr fanden wir auch die köstliche Banane vor, welche in den Tropen das ganze Jahr hindurch gepflückt werden kann; beide Gattungen werden aber aus dem nahen Lahoi nach Aden eingeführt. An der Banane labten wir uns später viele Monate hindurch, sie wurde neben der Ananas unsere Lieblingsfrucht. Ich erwähnte schon früher, mit welcher Begeisterung Homer der Lotosfrucht *) gedenkt; nun ist es sehr wahrscheinlich, daß unter dieser Frucht die Banane verstanden war, wenigstens wird im Mittelalter von den in Aegypten lebenden Christen die unvergleichliche Süße derselben hoch gepriesen und gesagt, daß sie die Frucht sein mußte, durch welche Adam und Eva das Paradies verloren. Der verhängnißvolle biblische Apfel unseres Paradieses mußte somit für ägyptische Gläubige, welche eine solche Frucht nicht kannten, in eine Banane umgestaltet worden sein, aber auch das Umgekehrte anzunehmen ist vollkommen statthaft.

Es dunkelte bereits, als ich wieder in Steamer-Point ankam. Eine ansehnliche Menschenmenge hatte sich dort eingefunden, denn es war die Promenadezeit; eine englische Militärmusik versuchte es, durch „Abspielung" sehr alter italienischer Opernstücke die Phantasie des tropischen Publicums in die gemäßigte Zone hinüber zu trillern. Die Musiker gaben die Piecen übrigens recht gut, nur sagte mir die Instrumentirung nicht zu, aber für Leute, die noch keine österreichische Militärmusik gehört hatten, war die englische Production unstreitig über alles Lob erhaben. Einige Equipagen und Tilburys mit den Familien der englischen Officiere hielten in der Nähe des Concertplatzes; man empfing Visiten und conversirte unter dem sternenbesäeten Himmelszelte.

*) Die den alten Aegyptern geheiligte Pflanze hieß auch Lotos, aus ihrer Wurzel bereitete man eine Art von Brod (Tapioca?). Damit ist die Homer'sche Frucht nicht gleichbedeutend.

Für den 20. Juni, den Jahrestag der Thronbesteigung der Königin Victoria, erhielt der Schiffs-Commandant die Einladung zur Mitfeier dieses englischen Nationalfestes. Demzufolge wurde um 8 Uhr Früh die große Flaggengalla gehißt und bis Sonnenuntergang prangte die Corvette in diesem Schmucke. Die im Hafen befindlichen Schiffe hatten sich gleichfalls beflaggt. Um Mittag wurden die conventionellen 21 Kanonenschüsse von einer Batterie am Lande, dann von der englischen Corvette, die hier lag, und von uns abgefeuert. Für uns war bei Sonnenuntergang die Feier beendet, nicht aber für unsern Herrn Commandanten, welcher in voller Galla — bei tropischer Schwüle — die officiellen Tafelfreuden zu genießen hatte, zu welchen ihn der englische Gouverneur General Schneider (von österreichischer Abstammung) in zuvorkommender Weise gebeten hatte.

Bei unserem Viceconsul Herrn V. Escher sah ich recht interessante, meist afrikanischen Stämmen zugehörige Waffen. Die Wurfspieße mit dünnem, aber festem Schafte und schwerer Eisenspitze maßen ungefähr zwei Meter; die Schwerter, vielmehr große Messer, führten eine breite Klinge mit dickem Rücken und schienen mir weit eher geeignet, um sich durch ein Dickicht zu hauen, denn als Waffen für den offenen Kampf. Ueberhaupt dürfte der Nahkampf bei diesen Völkern trotz ihres kriegerischen Geistes nur selten vorkommen. In dieser Ansicht bestärkte ich mich beim Anblicke ihrer Schilde. Diese sind aus Rhinocroshaut erzeugt, von kreisrunder Form und höchstens 35 Centimeter im Durchmesser. An ihrer Außenseite haben sie recht einfache Ornamente eingepreßt.

Am Bord pflegten um die Mittagszeit die verschiedenartigsten Kleinhändler eine Art Bazar aufzuschlagen. Da gab es allerhand Objecte für die kleinen Bedürfnisse der Mannschaft, dabei fungirten so manche Artikel, welche die österreichische Abkunft verriethen, als Erzeugnisse Adens. Ein Hauptgegenstand waren die Straußfedern. Wie viele derselben mögen nun die — ich nehme es recht gerne an — schönen Köpfe der Damen schmücken, für welche sie in großen Mengen angekauft wurden. Das Straußfedergeschäft liegt in den Händen der hiesigen Juden, deren unverkennbarem Nationaltypus eine kleine Beimischung von Negerblut

durchaus nicht abträglich war. Bei einiger Vorsicht erhält man von diesen Juden gute und preiswürdige Waare.

Während unseres dreitägigen Aufenthaltes wurde das Takelwerk der Corvette, insoweit eine Nachhilfe nothwendig erschien, in guten Stand gesetzt, Kohlen und Lebensmittel eingeschifft, und so gab es für uns keine Ursache mehr, um das trostlose Aden noch weiter zu genießen.

Am 22. Juni 7 Uhr Früh dampfte die „Friedrich" seewärts. Wir nahmen die der Jahreszeit entsprechende Route gegen Süd-Ceylon, es wurde aber von den Witterungsverhältnissen abhängig gemacht, ob wir diese Insel anlaufen oder direct nach Singapore segeln werden. Im ersteren Falle wären 2200, im letzteren aber 3800 Seemeilen zu durchlaufen gewesen. Aber zu unserer größten Befriedigung besuchten wir — ich greife hier meiner Erzählung vor — schließlich doch das an Naturpracht unübertreffliche Ceylon.

V. Im Indischen Ocean.

Einsetzen des Südwest-Monsuns. — Sturm. — Tafelfreuden während desselben. — Ein Leck. — Tropische Regen. — Die Korallen-Inseln. — Das Leuchten des Meeres und Experimente über dasselbe. — Anblick von Ceylon. — Melchior. — Einlaufen in Point-de-Galle. — Anblick des Hafens.

Es war das erstemal während dieser Reise, daß wir in die Machtsphäre eines Oceans gelangten. Hier erst auf den großen Routen entfaltet sich das eigentliche Seeleben in seinem vollen Reize und seinen Widerwärtigkeiten, und fester als sonstwo umschließt das Band der Zusammengehörigkeit die Schiffsgenossen, die zu Mitgliedern einer großen, von gleichen Hoffnungen und Wünschen erfüllten Familie werden. Wochen und oft Monate vergehen bei harter Arbeit, ehe das Schiff am

Ziel seiner Reise anlangt. Der Seemann freut sich dann des blühenden Strandes, der ihn umgibt, und vergißt rasch der vielen im Sturm durchwachten Nächte, welche ihm dies unschuldige Vergnügen gekostet hatte.

Ich habe die langen Seefahrten, wenn sie nicht von übermäßiger Dauer waren, als sehr nützliche Gelegenheiten für die Gedankensammlung angesehen, als eingeschobene Rastperioden, damit sich der Geist für die Aufnahme neuer Eindrücke vorbereite. — Im Grunde genommen mußte ich mir aber doch sagen, daß diese Privattheorie eigentlich nur eine bittere Pille verzuckert.

Auf unserer jetzigen Route weht von April bis September der Südwest-Monsun und von November bis März der Nordost-Monsun; es sind periodische Winde, die in den Monaten Juni und Juli, dann im December und Jänner eine besondere Heftigkeit entwickeln. Zwischen dem Aufhören des einen und dem Einsetzen des andern Monsuns gibt es häufige Stillen und variable Winde.

Wir hatten somit den Südwest-Monsun zu erwarten, aber so lange wir im circa 300 Meilen langen Golf von Aden steuerten, konnten wir auf sein Einsetzen nicht rechnen, obwohl sich seine Nähe durch einzelne heftige Windstöße unzweideutig ankündigte. Erst am 27. Juni, als wir die Ostspitze Afrikas, das Cap Guardafui hinter uns hatten und der unwirthlichen Insel Sokotra zusteuerten, setzte der Monsun während einer finsteren Nacht mit einem wahrhaft effectvollen Ungestüme ein, der uns zwar nicht überraschte, aber dennoch allen Händen übervoll zu schaffen gab. — Rasch wurden die Segel zum Theile geborgen, zum Theile gereeft. Unsere braven Matrosen arbeiteten mit großer Bravour und Pünktlichkeit. Gleichzeitig wälzte sich dem Schiffe eine hohe See entgegen, und in schweren, aber sicheren Bewegungen arbeitete es unter dem gewaltigen Segeldrucke.

In der Nacht zum 28. hatten wir Sokotra an der Nordseite passirt und verloren nun den Schutz, welchen uns diese Insel gegen den vollen Andrang von Wind und Wogen bisher gewährte. Wir fanden uns bald

inmitten eines Sturmes, in dessen Heulen und Brausen auch die kräftigste Menschenstimme ungehört blieb. Wären die kleinen Segel, die wir führten, nicht ganz neu gewesen, die Gewalt des Windes hätte sie in Stücke gerissen. Die Wellen wuchsen zu förmlichen Wasserbergen an, sie wälzten sich eine die andere überholend in gigantischen Schwingungen daher, unser Schiff, jetzt ihr Spielzeug, im kochenden Gischt begrabend. Die schäumenden Kämme besonders großer Wasserriesen konnte man oft von großer Ferne her in ihrem Vorrücken beobachten. Nach unseren Messungen hatten sie mehr als 9 Meter Höhe bei einer Länge von ungefähr 120 Meter. Wenn sich eine solche Woge in der Nähe des Schiffes brach und der scharf geformte Kamm derselben niederstürzte, so gab es ein wildes Getöse. Die Stelle der weitergezogenen Welle bedeckte dann schneeweißer zischender Schaum von erschreckender Ausdehnung. Dabei rollte und schlingerte das Schiff, als wäre es ein einfaches Boot. Die größten Rollbewegungen betrugen 40° auf jeder Seite, dadurch tauchten die Relinge (oberster Theil der Bordwand) sowie die hochstehenden Seitenboote in das Wasser. Am ganzen Schiffe gab es kein trockenes Plätzchen. Auf Deck kamen die Sturzwellen, in die Batterie aber drang das Wasser durch die ungenügend verschließbaren Kanonenpforten, die oft 2 bis 3 Meter unter Wasser getaucht waren, herein. Die „Friedrich" ist ein altes Schiff, ein Umstand, den man ihr natürlich nicht zum Vorwurfe machen kann, der aber seine Nachtheile mit sich bringt. Es zeigte sich in Folge dessen recht bald, daß die „Elasticität ihres Baues" sehr zugenommen hatte. In der edlen Heilkunst würde man es „Erschlaffung der Muskeln" nennen, denn es öffneten und verschoben sich viele Nahten der Planken und leckten. Das eingedrungene Wasser verwandelte sich in eine rostigrothe Flüssigkeit und suchte die Cabinen und Kleiderkästen zu unserer Ueberraschung und unserem Schaden heim.

Zwei volle Tage wüthete der Sturm mit gleichbleibender Stärke. Anfangs kam er aus Südsüdwest, drehte aber später auf Südwest, so daß wir unsere Route mit gut raumer Schote einhalten konnten. In dieser Zeit hatte das Schiff 436 Seemeilen zurückgelegt. Dem

Bordleben würde man jetzt auch bei dem besten Willen keine angenehme Seite abgewonnen haben. Die vom Deckdienste frei gewordene Hälfte der Bemannung und des Stabes lagerte tagsüber in malerischen Gruppen auf allen etwas erhöhten Punkten der überschwemmten Batterie. Rauchen, Plaudern oder Schlafen wurde auf die Tagesordnung gesetzt, nachdem bei den heftigen Bewegungen des Schiffes eine andere Beschäftigung unmöglich geworden war. Unsere Bordköche leisteten Unglaubliches, aber die Speisen hatten einen unverkennbaren Beigeschmack vom Seewasser, welches durch die Decklucken bis in die Kochtöpfe gelangt war. Es wurde aber dennoch wacker zugegriffen. Man kann sich kein komischeres Bild denken, als das einer bei solchem Wetter tafelnden Gesellschaft. Die Füße gut eingestemmt, folgt der Oberkörper den Bewegungen des Schiffes; den Teller in der Hand, trachtet ihn Jeder möglichst horizontal zu halten, während sich das übrige Tafel-Service, Gläser und Flaschen auf großen Hängetellern oberhalb der Tischfläche pendelartig schwingen. Kommt ein unerwartet großer Roller, dann verliert so Mancher das Gleichgewicht und klirrend fallen Teller und Gläser zu Boden. Unausstehlich ist das beständige Geknarre und Geächze der sich verschiebenden Verschotungen und Verschalungen, welche die Cabinen und sonstigen Räume des Schiffes abtheilen. Sollte man sich wundern, wenn hin und wieder ein dadurch nervös gewordener Gefährte in resignirtem Tone meinte: „Das Seeleben ist doch ein unnatürliches Leben!" und überzeugungstreu stimmte die wackelnde Tafelrunde bei.

Eines Vorfalles will ich noch erwähnen, der uns am ersten Sturmtage eine etwas ernstere Abwechslung gebracht hatte. Es war in den Vormittagsstunden, als die Meldung auf Deck gelangte, das Schiff ziehe irgendwo Wasser und es befinde sich im Maschinenraum fast ein Meter hoch desselben. Sofort setzte man die großen Handpumpen an, die sich aber gar bald verlegten, worauf ein Kessel für die Dampfpumpe geheizt werden mußte. Diese letztere bewältigte das eingedrungene Wasser recht bald. Das Leck konnte aber nicht entdeckt werden. Seitdem leckte das Schiff einen Meter Wasser in 24 Stunden, konnte aber mit den Handpumpen trocken gehalten werden.

Unsere Route war nach dem „Achtgrad-Canal“ gerichtet, welcher die Tausende zu Insel-Guirlanden vereinigten niedrigen Korallen-Atolle der Lakkadiven und Malediven trennt und nebst dem nördlichen durch die Minikoi-Gruppe gebildeten „Neungrad-Canal“ die in der jetzigen Jahreszeit gebotene Schiffahrtsstraße nach dem südlichen Indien bildet*).

Der meteorologische Einfluß dieser Korallen-Archipel begann sich schon auf eine Entfernung von 300 bis 400 Seemeilen fühlbar zu machen. Der früher klare Himmel, auf dem sich nur manchesmal vereinzelte Wölkchen sehen ließen, umzog sich mit dichten Haufenwolken und alsbald gab es einige Platzregen, aber ohne Windstöße; auf 150 Seemeilen Entfernung stellten sich tropische Gewitterregen mit starken Windböen ein, wir zählten an einem Tage sechzehn derselben. Ihre gewöhnliche Dauer betrug kaum eine halbe Stunde. Da gab es ununterbrochene Thätigkeit für alle Hände am Bord, und Niemand konnte sich rühmen, ein trockenes Kleidungsstück zu besitzen. Die Resignation oder, wenn man will, die Gleichgiltigkeit angesichts solchen Wasserüberflusses zeigte sich bei unseren Matrosen auf die heiterste Art. Nach jedem Regengusse, wenn das Wasser fußhoch auf Deck von einer Seite auf die andere rauschte, warfen sich die durchnäßten Matrosen platt auf Deck und ließen sich unter Gesang und freudigem Jauchzen zur entgegengesetzten Bordwand schwemmen.

Ein prachtvolles Schauspiel brachte uns der Abend des 3. Juli durch eine so intensive Phosphorescenz des Meeres, wie sie gewiß nur selten vorkommen dürfte. Die achte Abendstunde war vorüber, der

---

*) Die genannten Inselgruppen sind höchst merkwürdige Bildungen der Korallenthiere, dieser „Baumeister des Oceans“, wie sie Darwin benennt.

Später soll über Korallenbauten Näheres mitgetheilt werden.

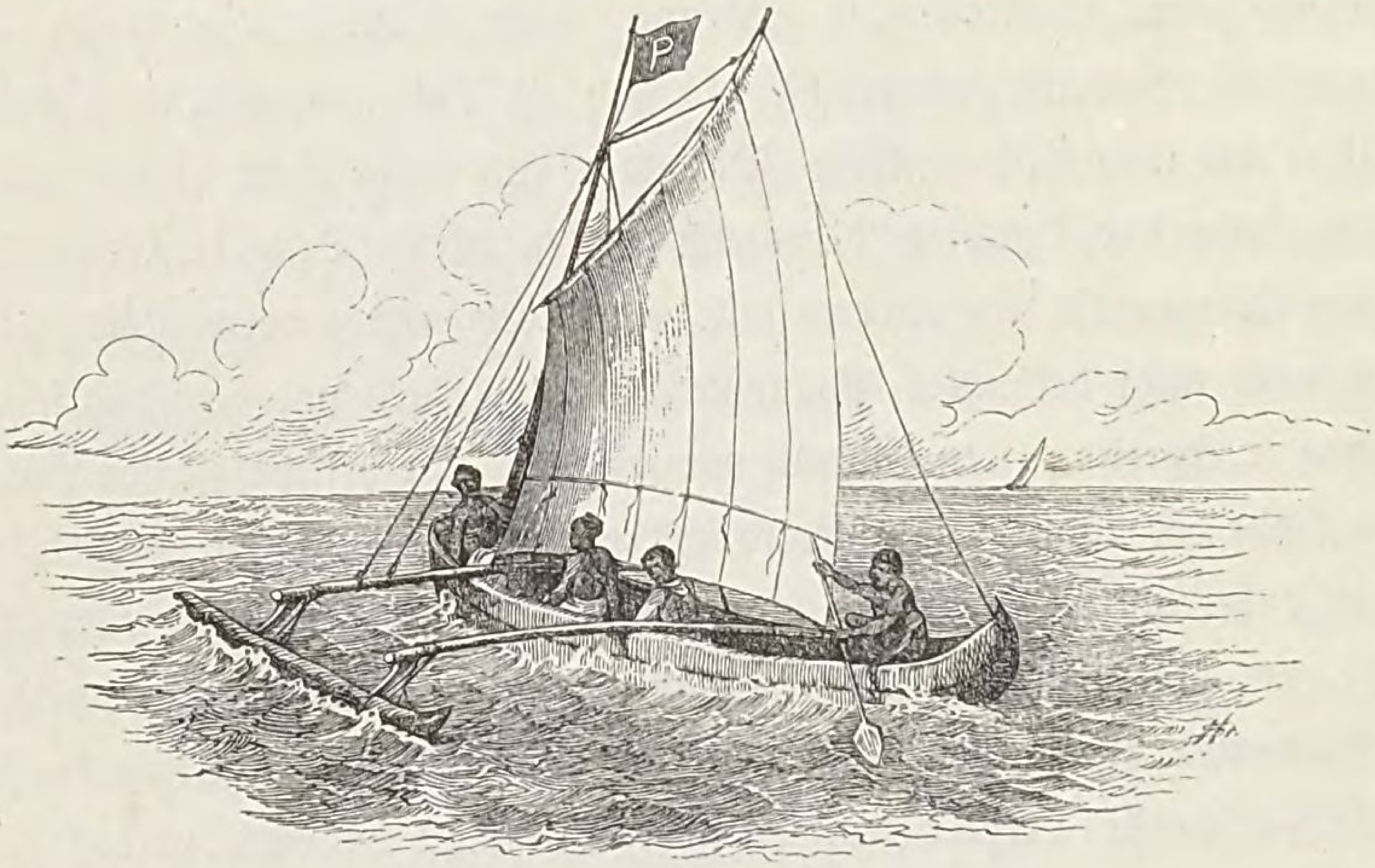
Die nördlichste Kette der Lakkadiven enthält zwanzig Gruppen mit ungefähr 14.000 Atollen und 7000 Einwohnern. Die südlichen Malediven bilden siebzehn Gruppen mit 15.000 Eilanden, von welchen ungefähr fünfzig mit zusammen 150.0000 Einwohnern. Beide Ketten stehen unter britischer Oberhoheit.

Die Hauptproducte der Inseln sind: Kokosnüsse und Kaurimuscheln. Die Namen: „Achtgrad-Canal“, „Neungrad-Canal“ beziehen sich auf die geographische Breite, in welcher diese Durchfahrten liegen.

abnehmende Mond noch nicht aufgegangen, der Himmel dicht bewölkt, es war finstere Nacht. Der auffrischende Wind schwellte die Segel und beschleunigte den Lauf des Schiffes, welches die großen oceanischen Wogen kräftig theilte. Wir durchflogen ein Feuermeer, denn Milliarden phosphorescirender Infusorien, Leuchtquallen und kleiner Leuchtkrebse vereinigten ihre an und für sich schwachen Lichterscheinungen zu einer prachtvoll und schauerlich schönen Gesammtwirkung. Ebenso waren die niederbrechenden Wellenkämme intensiv feuergekrönt, und wenn am Horizont ein Gewitter niederging, so gab es auf ausgedehnte Strecken derselben eine wahre Feuergluth. Das war eine erschreckend schöne Nacht! Später hatte das Leuchten bedeutend nachgelassen. Derselbe Abend bot uns die Gelegenheit, ein anderes mit dem Meerleuchten verwandtes, aber bisher noch nicht bekanntes Phänomen zu beobachten und bezüglich seiner Ursachen zu experimentiren. Wenn man nämlich eine hell brennende Lampe in die Nähe des Wassers brachte, so wurde die Phosphorescenz neuerdings und in höherem Grade erregt als früher. Es genügte das Licht der Lampe, um auf weite Strecken ein bläulich grünes Feuermeer zu schaffen, mit Hunderten großer heller Knollen, die hin und her zuckten und sich mit Blitzesschnelle verbreiteten. Wurde das Licht plötzlich verdeckt, so blieb die Feuererscheinung noch durch fünf bis sechs Minuten sichtbar, bis Alles wieder den früheren Zustand der Dunkelheit angenommen hatte. Beim Oeffnen des Lichtes wiederholte sich das brillante Schauspiel von Neuem. Die Erklärung dieses Phänomens wird um so schwerer, als überhaupt das Leuchten des Meeres noch nicht hinlänglich untersucht ist; immerhin kann aber angenommen werden, daß ein intensives, auf die in unendlich kleinen Wellenflächen gebrochene Woge auffallendes Licht, durch die hiedurch gegebene große Refractionsfähigkeit und Reflexthätigkeit, die Leuchtkraft der phosphorescirenden Thierchen zu erwecken vermag, also eine Art Induction auf dieselben ausübt. Diese Annahme könnte auch das Vorhandensein der vielen Lichtknollen erklären, während die Beleuchtung der großen Fläche als eine Reflexerscheinung derselben angesehen werden müßte. Ob wir es in unserem Falle auch mit einer Art von Nachleuchten,

wie es bei manchen Mineralien beobachtet wird, zu thun hatten, wenn man plötzlich das Licht verdeckte, läßt sich nur schwer behaupten.

Das geschöpfte Seewasser hatte eine Temperatur von 26·2° C. bei einem specifischen Gewichte von 1·025, und besaß eine große Menge von Leuchtkrebschen und Leuchtinfusorien. In der nächstfolgenden Nacht*) wurde das beschriebene Schauspiel nochmals beobachtet, es hatte jedoch nicht mehr die hohe Lichtintensität, die es so wunderbar glänzend erscheinen ließ.



Lootsenboot bei Point-de-Galle.

Am 7. Juli erblickten wir gleich bei Sonnenaufgang unter den Rändern einer schweren Wolkenbank einen dunkelgrauen Streifen Landes; es war der südliche Theil Ceylons. Schon glaubten wir auf den Besuch dieser „Krone der indischen Lande" verzichten zu müssen, als der Commandant den Cours auf Point-de-Galle setzen ließ. Nach Maßgabe, als wir dem Lande näher kamen, erhielt dasselbe Form und Farbe, und hinter dem sanft gewellten Vorlande zeigten sich die in Wolken steckenden Häupter der centralen Urgebirgsmasse, deren südlichstes, aber nicht höchstes, der berühmte, den Buddhisten heilige Adams-Pik oder Samanella (2250 Meter hoch) ist.

*) In der Nacht am 3. Juli befand sich das Schiff im Achtgrad-Canal; am 4. Juli Nachts aber schon 150 Meilen östlich der Malediven.

Unterdessen hatten wir die Segel geschlossen und die Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. Bald entfaltete sich das Land in seiner vollen wunderbaren Schönheit vor unseren Blicken, das frische Grün der unermüdlich sich erneuernden tropischen Vegetation überzog Berg und Thal, als läge ein grüner Teppich über das Land gebreitet. Die Pracht der Details in diesem Bilde konnten wir wegen der großen Entfernung noch nicht sehen, aber bei dem Zauber desselben nur ahnen.

Endlich erblickten wir den weißgetünchten Leuchtthurm von Point-de-Galle, die Stadt verbarg sich unter dem dichten Laubwerk von Baummassen, und nur ein Thürmchen und ein hoher Signalmast ragten hervor.

Noch mehrere Meilen in See, kamen schon eigenthümlich gebaute, schmale, mit nebenan schwimmenden Auslegern versehene singhalesische Fahrzeuge entgegengerudert, deren eines den Regierungs-Piloten an Bord brachte, da ohne seine Dienste kein Schiff in Galle weder ein- noch auslaufen darf. Die Insassen der anderen Boote waren Mäkler, Lieferanten, Wäscher u. s. w. Mit vieler Gewandtheit lancirten sich diese Leute auf die Rüsten und in die Geschützpforten der ziemlich rasch fahrenden Corvette und gelangten alsbald auf Deck und in die unteren Schiffsräume.

Jeder derselben trug einen Actenstoß von Zeugnissen, die selbst einen Bureauchef erfreut haben würden, bei sich und bot seine Dienste an. Zu unserer nicht geringen Belustigung fand man bei einem dieser braunen Inselsöhne ein deutsches Certificat mit folgendem lakonischen Inhalte:

„Der Singhalese Melchior ist ein Lump und betrügt, wo er nur kann, weshalb Jedermann gewarnt wird, mit demselben in Verbindung zu treten.“ Folgt die Unterschrift und ein schön rothes Siegel daneben.

Die Ausfertigung des Zeugnisses war recht hübsch, und so glaubte der ahnungslose Melchior, es müsse sein bestes sein und reichte es zu allererst zur Durchsicht hin. Ob er mit der Zeit wohl daraufkommen wird, daß er einen Uriasbrief mit sich führte?

Gegen Sonnenuntergang erreichte die Corvette den Eingang des Hafens. Dröhnend und mit Ungestüm brandeten die oceanischen Wellen an den hohen Kaimauern und dem isolirt davorliegenden Elefantfelsen,

der vom Schaume überdeckt nur manchmal seine dunkle Farbe zeigte. Desgleichen brachen sich die Wellen auch zu unserer Rechten auf dem weiten Niedergrunde, welcher die Fahrstraße einengt und das Einlaufen der Schiffe erschwert. Dieselben Sandbänke umschließen in einem breiten, bis zur Küste reichenden Gürtel die Ost- und Nordseite des Hafens, der nur wenigen Schiffen Raum gewährt.

Wir ankerten, den Bug seewärts gewendet, mit zwei Ankern und nahmen rückwärts, um das Schiff in dieser Lage zu erhalten, die unterdessen vom Hafenamte vorbereiteten dicken Kabeltaue auf. Der Ocean wälzte uns seine Wogen entgegen, und wir rollten und stampften mit den übrigen Schiffen, die hier lagen, um die Wette. Des anderen Morgens wurde die englische Flagge mit 21 Kanonenschüssen begrüßt, worauf die Salutirbatterie am Lande bei gehißter österreichischer Flagge mit einer gleichen Anzahl Schüssen dankte. Neben uns schaukelten auf 50 Meter Distanz zwei englische Postdampfer der Peninsular and Oriental-Steam-Navigation-Company*), deren Passagiere unsere Kanonade recht unsanft aus dem süßen Morgenschlaf geweckt haben mochte.

Werfen wir vorerst einen Blick auf unsere Umgebung, ehe wir das Land betreten. — Die von hohen Festungswällen eingeschlossene Stadt ist auch vom Hafen aus nicht sichtbar, den Fuß der steilen Mauern umsäumt das weiße Band der Brandung, über den Bastionen dichtes Laubwerk, aus welchem das braune Gebäude der Presbyterianerkirche hervorsieht. Weit reizender, ja sogar prachtvoll, sind die Partien östlich der Stadt. Ein dichter Palmenwald schließt an das Glacis und reicht bis an die Küste. Dort stehen die Kokosnußpalmen zu Hunderttausenden beisammen, die schlanken Stämme nach allen Richtungen geworfen, bald senkrecht aufsteigend, bald wieder schief gestellt, gestürzt, gebrochen. Oft

*) Der langathmige Name dieser Dampfschiffahrts-Gesellschaft wird für den gewöhnlichen Gebrauch in P. & O. (sprich Pi end O) abgekürzt und diese Kürzung findet auch beim schriftlichen Gebrauche statt. Die P. & O.-Dampfer besorgen neben den französischen M. M. (Messagerie Maritime) den Post- und Personenverkehr zwischen Europa und Ostasien.

bespült die brandende See den Waldessaum. So weit man sieht und den Küstenlauf verfolgen kann, überall grüßen uns Palmen aus dem üppigsten Grün. Ein nahes, palmengekröntes, felsiges Eiland wird durch das unermüdliche Spiel der an ihm hochbrandenden See, welche dann in schäumenden Cascaden über die schwarzen Felsen abfließt, zum Glanzpunkt der Scenerie. Dabei fesselt uns der Gegensatz zwischen der tobenden See und der friedlich grünenden Vegetation.

VI. Ceylon*).

Point-de-Galle.

Die Juwelenhändler. — Edelsteine. — Was man in Galle einkauft. — Die Stadt. — Die Vorstadt Pettah. — Straßenleben. — Singhalesen und ihre Frauen. — Classification der Schönheit. — Ananas. — Banane. — Kokosnüsse. — Nutzen und Cultur der Kokospalme. — Karrigewürze. — Karri als Nationalgericht. — Betelkauen. — Tropischer Wald. — Die Arecapalme. — Der Bungalow von Wackwella. — Ein singhalesischer Knabe. — Das Gindurathal. — Der Adams-Pik und die Fußspur Buddha's. — Die Elefanten und andere Säugethiere. — Das Abnehmen der Kokosnüsse. — Wie man sich vor Dieben schützt. — Die Kokosnußmilch. — Buddhisten-Tempel. — Die buddhistische Lehre. — Die heiligen Bücher. — Rig-Veda und altindische Sitten. — Mimosa pudica. — Die Rieseneidechsen. — Die Giftschlangen. — Mittel gegen Schlangengift. — Hausschlangen.

Eine unserer ersten Bekanntschaften in Ceylon waren die „Edelsteinhändler", welche schon bei unserem Einlaufen das Schiff in vielen Auslegerbooten belagerten. Dieser Geschäftszweig liegt in den Händen der arabischen Juden, deren Bekanntschaft wir schon in Aden

*) Ceylon, ein Theil des bei den Hebräern als Ophir und Tarschisch genannten Gebietes; das Tabrobane der Griechen und Römer (von Tabrowan, Sanskrit und Tambapan, Pali); das Serendib der Araber; das Lanka

gemacht haben, nur möchte ich die hiesigen womöglich für noch unverschämter und zudringlicher halten als ihre Stammverwandten in der Felsenburg von Aden.

---

der Hindus auf dem Continente und der Singhalesen; das Elangey der Tamils oder Tamulen; das Lankapoora der Malayen; das Tewalanka der Siamesen; das Seho oder Teho der Birmanen; das Seilan der Portugiesen, der Perltropfen an der Spitze Indiens oder in anderer poetischer Bezeichnung: Ceylon, die Krone der indischen Lande, die goldene Kugel, welche der Pyramide der ganzen Halbinsel aufgesetzt ist ꝛc. ꝛc. 1204 geographische Quadratmeilen, 2,506.000 Einwohner, also ungefähr 2080 per Quadratmeile, darunter Singhalesen 1,500.000, Tamils 750.000, Mauren 130.000. Der Rest der Bevölkerung besteht aus Malayen, Javanen, Arabern, Persern, Parsen, Chinesen, sowie aus Weddahs oder Rhodiahs, einem wilden Volksstamm im Inneren, den man für das ursprüngliche Volk der Insel hält. Das europäische Contingent der Bevölkerung erreicht einschließlich des Militärs kaum 4000 Seelen.

Die vorherrschende Religion ist die buddhistische, zu ihr bekennen sich über 1,400.000 Menschen, Brahminen gibt es 700.000, Mohammedaner 140.000, Christen aller Confessionen 200.000. Werth der Einfuhr 46 Millionen Gulden, dabei 15 Millionen Reis, 10 Millionen Baumwollwaaren. Werth der Ausfuhr 37 Millionen, dabei Kaffee 28 Millionen, Kokosnußöl 2 Millionen ꝛc. Wichtigste Städte an der Westseite: Colombo, Sitz der Regierung, 60.000 Einwohner, — Jaffna 20.000 Einwohner, — Point-de-Galle (Galla) 10.000 Einwohner. An der Ostseite: Trinkomalee (Militärstation) 11.000 Einwohner, endlich im Inneren Candy, die ehemalige Hauptstadt der Insel, 10.000 Einwohner.

Politische Eintheilung. Ceylon, eine unmittelbare Kroncolonie Englands, ist in sechs Provinzen getheilt, u. zw. West-P., Nord-P., Nordwest-P., Ost-P., Süd-P. und Central-P., die wieder in Grafschaften (Counties oder Korles) geschieden sind. Dem Gouverneur steht ein executiver und ein legislativer Rath (council) zur Seite.

Geschichtliche Notizen. Ceylon wurde 543 v. Chr. von Wijaya, einem Prinzen des nördlichen Indiens, erobert. Ihm folgten 160 Regenten, welche sich Könige von Candy nannten; der letzte derselben war Wickrama Raja Singha im Jahre 1815. Die Portugiesen besuchten 1505 die Insel, bauten 1518 das Fort in Colombo. Die Holländer, welche 1602 die Insel zum erstenmale betraten, setzten sich 1640 fest und vertrieben 1658 die Portugiesen. Die Engländer bemächtigten sich der Insel nach der Capitulation von Colombo 1796. Abschaffung der Tortur, Frohnarbeit und Sclaverei 1803, 1832 und 1844. Einführung der Gerichtshöfe 1811. Abschaffung der Polygamie und Polyandrie 1856.

Erst um die Mittagszeit ließ man die Händler hinauf und alsbald gab es einen förmlichen Jahrmarkt auf Deck. Die in Ostasien als „Pidgin-English" (Geschäfts-Englisch) bekannte und im Verkehr mit den Eingeborenen ausschließlich gebrauchte Umgangssprache macht sich eigentlich schon auf Ceylon bemerkbar. In diesem gebrochenen und fehlerhaften Englisch, das sich äußerst komisch anhört, bemühen sich die Händler ihre Waaren anzupreisen und anzubringen. Ins Deutsche übertragen klänge es allenfalls so: „Hier Edelstein, Sar (anstatt Sir)! — Kauft nicht, Sar? — Gutes Stein, — Saphir, — Rubin, — Diamant, — Katzenaug! — Wie viel, Sar, gibt? Sar, ich erzählen niemals Lüge, ich sein good Mann, Sar! — Ein Gentleman kaufte mir Werth für 200 Pfund von diesen Steinen. — Sar, gib 20 Pfund, nimm diesen Saphir! — Nein? — Gib 10 Pfund — gib 5 Pfund, Sar. — Letzter Preis! Nein? Sar, sag 2 Pfund! — Nicht?!! — Ver well, Sar, gib 1 Pfund 10 Schilling, nur weil Sar so gut sein!" — Und wie oft greift Sar zu und zahlt 15 Gulden für einen schönen blauen geschliffenen Saphir — aus Glas! Wir waren über den hier grassirenden Edelstein-Humbug wohl unterrichtet gewesen, hatten somit keinen Schaden erlitten, aber wie viele der mit jedem Mail-Dampfer (Postdampfer) ankommenden „Griffins" (Vogel Greif) werden Opfer der schlauen Händler. — Griffin ist hier der „Spitzname" für alle per mare ankommenden Neulinge in der Tropenwelt, die sich schon nach wenigen Stunden wieder einschiffen müssen, um ihre Reise fortzusetzen. Die oft erstaunliche Unkenntniß vieler Griffins erhält den Humbug in gutem Schwung. Es sei überhaupt jedem Fremden, der in Galle Edelsteine ankaufen will, obwohl man sie in Europa ebenso billig erhält, anempfohlen, dieselben vorher durch Mr. F. Piters, autorisirten Schätzmeister (Nr. 2, Middle Street), prüfen und bewerthen zu lassen.

Während des täglichen Mittagmarktes spielten sich oft recht ergötzliche Scenen ab. So hatte einer unserer Dalmatiner Matrosen nach langem Handeln endlich einen schönen goldenen Ring mit einem erbsengroßen Diamanten um — man staune — eine Rupie (einen Gulden)

erstanden. Seine Freude hatte jedoch bald ein Ende, denn seine Kameraden fanden heraus, daß weder Ring noch der funkelnde Stein echt seien. Sofort ließ sich der arme Mali beim Wachofficier mit der Klage vorführen, er wäre von einem Händler betrogen worden, der Ring sei nicht echt und doch hätte er einen ganzen Gulden bezahlen müssen. Trotz der augenscheinlichen Klarheit der Lage mußte der Händler vorgerufen werden. Seine Vertheidigung war überraschend: „Sar, alle Hände (alle Mann) wissen, wir nicht haben gute Steine, Sar und Gentleman hier auch. Sieh her, Sar, die Rubinen!" Und damit warf er eine Anzahl seiner Rubinen ins Wasser, — ganz à la Don Jannario im Seecadeten! Der Matrose erstaunte, kratzte sich hinter den Ohren und zog, vom Gelächter seiner Kameraden begleitet, ab.

Bekanntlich ist Ceylon der Fundort vieler Edelsteingattungen, darunter Saphire, Rubine, Topase, Amethyste, Granaten, Turmaline und Katzenaugen (cat's eye). Die letztgenannten werden von den Singhalesen ganz besonders geschätzt, weil sie der Meinung sind, das Katzenauge wäre nur auf Ceylon zu finden. Die Imitation dieses Steines ist wohl das Gelungenste, was wir in dieser Richtung zu sehen bekamen, denn es fehlt weder die eigenthümliche Olivenfarbe des Quarzes, noch der scharfe Reflex, welcher als enger Lichtstrahl aus dem Inneren tritt. Die falschen Katzenaugen werden aus einer besonderen Muschelgattung erzeugt.

Nachdem sie so schlechte Geschäfte machten, suchten uns die Schmuckhändler nur am ersten Tage heim, hingegen war der Umsatz in anderen Erzeugnissen recht lebhaft. Darunter gab es Cassetten aus Ebenholz mit Stachelschweinkielen ausgelegt, ferner sehr hübsch und nett gearbeitete Modelle von Auslegerbooten, dann Briefbeschwerer aus den Malmzähnen von Elefanten und andere aus Ebenholz mit Elfenbein-Elefanten in allen Formen vom mageren bis zum kugelrunden, je nach dem zur Verarbeitung gerade verfügbaren Materiale, endlich noch Schildpatt-Arbeiten, wie Ketten, Armbänder und Kämme. Besonders die letzteren spielen auf Ceylon eine große Rolle, nachdem jeder Singhalese einen großen Kamm in den Zöpfen oder als Diadem eingestrichen trägt. Auch wurden große Mengen von

Spazierstöcken aus Palmyra und Kokospalm-Blattstielen, sowie aus Kaffee-, Zimmt- und Ebenholz zum Verkaufe angeboten.

Dieselben Gegenstände findet man in großer Auswahl in den Verkaufsbuden am Lande, überdies auch vielerlei Waaren aus China und Bombay. An diesen Bazars, welche dem Osten so eigenthümlich sind, geht wohl kein Fremder gleichgiltig vorbei, dem es darum zu thun ist, seinen mit fast kindischer Neugier verbundenen Wissensdrang zu befriedigen.

Mit jenem unbeschreiblichen Gefühle angenehmer Aufregung, welche uns die Pulse kräftiger schlagen macht, hatte ich das Land betreten; den indischen Boden zu Füßen, war der Traum meiner ersten Jugendjahre erfüllt. — Ich muß es gestehen, die wallumgebene Stadt fesselte nur wenig meine Aufmerksamkeit. Die Straßen sind breit, die Häuser einstöckig mit vorspringenden Dächern, welche die erhöhten Verandas beschatten. Vor diesen letzteren sowie vor den Thüren hängen Matten aus gespaltenem Rohr, um gegen den grellen Reflex des Sonnenlichtes zu schützen. Gleich beim Landungsplatz befindet sich eine schattige Allee von mächtigen Suriyabäumen. Diese und die Wedel einiger Palmen waren das Einzige, was hier von der in tausend Formen wechselnden tropischen Vegetation zu erblicken war. Fast konnte man vergessen im Paradiese Buddha's zu sein. Also rasch hinaus ins Freie!

Ich hatte mir einen der hier gebräuchlichen baldachinbedeckten Wagen genommen und ließ mich nach Wackwella führen, das wegen seiner prachtvollen Aussicht auf das Ginduratha1 jedem Besucher von Galle anempfohlen wird. Einen Führer mitzunehmen unterließ ich, nachdem der Kutscher versicherte, selbst ein vollendeter Cicerone zu sein. Nun muß man aber wissen, was das zu bedeuten hat. Wenn der Führer den Weg kennt, so ist das wohl Alles, was von ihm gefordert werden kann, man frage aber ja nicht um die Namen der Bäume und Blumen, denn seine botanischen Kenntnisse reichen nicht weiter als bis zur Kokos und Banane. Der Kutscher war ein Singhalese, seine Livrée bestand nebst seiner eigenen braunen Haut nur noch aus einem farbigen Lendentuche, — sie war somit nicht sehr herrschaftlich. — Kaum außerhalb der

Stadt erreichten wir den weitgedehnten reizenden Kokoswald, welcher die Niederung im Norden und Osten bedeckt. Eine gute und breite Straße mündet in denselben ein. Auf beiden Seiten des Weges reihen sich meist mit Palmblättern gedeckte Hütten aneinander. Jede derselben enthält einen kleinen Bazar oder eine Werkstätte; für den Frucht- und Fischmarkt gibt es nebstdem große gedeckte Hallen. — Palmen und großblättrige Bäume neigen sich schützend über die Wohnstätten. — Das ist die Vorstadt Pettah. Die Straße war sehr belebt, als gäbe es irgend ein Fest zu feiern. Ernst und mit einer gewissen Würde schritten die Fußgänger, den Fremden kaum beachtend, vorbei. Fast alle waren barfuß und viele der Männer nur mit einem langen, um die Lenden geschlagenen färbigen Tuch — dem Comboy — bekleidet. Die Wohlhabenderen trugen auch ein leichtes weißes Oberkleid und einen chinesischen Sonnen- und Regenschirm.

Reiche Singhalesen pflegen bei festlichen Anlässen auch noch verzierte Sammtjacken, oft auch, um Rang und Vermögen zur Geltung zu bringen, mehrere Anzüge übereinander zu tragen. — Beachtenswerth ist der Kopfputz der Männer. Die Haare werden in Zöpfe geflochten und rückwärts zu einem Knollen aufgerollt, welchen ein großer Kamm zusammenhält. Sehr häufig wird ein Tuch turbanartig um den Kopf gewunden. Malerisch ist diese Tracht durchaus nicht, aber der Singhalese verbindet sie mit einer Sorgfalt, die ihn als gesitteten Mann kennzeichnet. Ich sah unter den Männern, obwohl sie kleiner als die Europäer sind, meist sehr kräftige und musculöse Gestalten mit kleinen Händen und Füßen, wie überhaupt zierlich gebaute Extremitäten alle Völker des südlichen und östlichen Asiens auszeichnen.

Nicht geringe Aufmerksamkeit widmete ich den Frauen, deren Schönheit zu einem nach unseren Begriffen vielleicht nicht ganz gerechtfertigten Rufe gelangte. Allerdings darf man, wenn von einer Asokamalla, dem mit allen sechsundvierzig Punkten weiblicher Schönheit ausgestatteten singhalesischen Ideale gesprochen wird, nicht daran denken, sie kaue Betel und beöle ihren Körper, man muß vielmehr in der Classification der Frauenschönheit, wie wir sie auf Ceylon finden, nur

einen Ausdruck des Schönheitssinnes suchen, wie er sich bei diesem Inselvolke entwickelt hatte. — Es scheint jedoch, daß die Singhalesen höhere Anforderungen an die Schönheit ihrer Mädchen stellen als wir. Deshalb hätte die reizende Asokamalla auch bei uns ein ganzes Heer von Verehrern gefunden; denn ihr Haar war reich wie der Schweif des Pfauen und hing gelockt bis zu den Knien herab, — ihre Augen glichen dem Saphir und den Blättern der Manilablume, — ihre Augenbrauen aber dem Regenbogen, — unterhalb ihrer Habichtsnase glänzte ein korallenrothes Lippenpaar, das eine Doppelreihe kleiner regelmäßig stehender Zähne, welche Jasminknospen glichen, überdeckte; — Hals rund und dick, — Hüften breit, Brust fest und kegelförmig wie die gelbe Kokosnuß, — ihre Taille war schmal und mit der Hand zu umspannen, — ihre Füße spindelförmig zulaufend, — ihre Haut weich und zart ohne Knochenvorsprünge, so daß die Körpertheile rundlich gewölbt erschienen. — Obwohl ich nicht verlangen konnte, schon bei der ersten Promenade vom Zufalle begünstigt einem der eingeborenen Ideale zu begegnen, so befremdete es mich doch, unter den vielen Frauen und Mädchen, die uns entgegenkamen, nur häßliche Gesichter zu sehen. — Erst später außerhalb Pettahs sah ich ein hübsches Mädchen vor einem Häuschen stehen, sie trug nach Landessitte ein farbiges Unterkleid, wie es die Männer tragen, und eine weiße luftige Jacke; ihr gelbbrauner Teint schien lichter zu sein als der gewöhnlich hier vorkommende. Sie sprach, das Köpfchen anmuthig geneigt, leise zu einem jungen Singhalesen. Der frohe Ausdruck ihres hübschen Gesichtchens verrieth genügend, daß sich die jungen Leute auch auf Ceylon gar interessante Dinge zu erzählen wissen.

Bei den Markthallen schien sich der ganze Straßenverkehr zu vereinigen, auch ich ließ mich dahin führen, um die Landesproducte kennen zu lernen. Vor Allem fesselten mich die vielen tropischen Früchte, die hier zu ganzen Bergen aufgeschichtet waren. Die saftige und aromatische Ananas zählt hier, ihres aristokratischen Charakters ganz entkleidet, zu den gemeinen Obstarten; man erhält das schönste Stück um kaum zehn Neukreuzer. In Singapore und auf Java, wo man die

Ananaspflanze zur Bildung von Hecken und zu Einfriedungen verwendet, steht ihre köstliche Frucht auf noch tieferem Preise. Unsere Matrosen kauften oft das Stück zu zwei Neukreuzer.

Vielleicht noch billiger als die Ananas ist die Banane. Ein ganzer Fruchtast mit 120 bis 140 Stück schöner goldgelber Früchte kostete eine viertel Rupie. Die Banane ist eine schmackhafte, nahrhafte und der Gesundheit zuträgliche Frucht, man darf sie aber nicht vor der Zeit genießen. Im letzten Stadium ihrer Reife besitzt sie einen köstlichen, etwas geistigen Geschmack und gibt auch geröstet ein vorzügliches Gericht. Die Banane (Pisang) ist wie die meisten obstgebenden Palmenarten eine Culturpflanze, die einiger Pflege bedarf. Ihre lichtgrünen, oft geschlitzten Blätter machen sie zu einer wahrhaften Zierde der tropischen Landschaft. — Mangofrüchte, Orangen, Cedern, hauptsächlich aber Kokosnüsse stellen ein mächtiges Contingent auf den Markt. Für die Bewohner des Küstenstriches gibt es wohl keine werthvollere Pflanze als es die Kokospalme ist, ja man kann sagen, sie bilde ihre Lebensbedingungen. Aus dem Stamme erhalten sie das Baumaterial für ihre Häuser, Schiffe und Einrichtungsstücke, die Abfälle dienen zur Feuerung; aus den Blättern erzeugen sie Dächer, Matten und Körbe, aus dem Safte Palmwein, Arrak und Zucker, ja selbst Essig. Die Frucht dient zur Nahrung, zur Oelbereitung, dann als Schönheitsmittel, und gibt dabei ein kühlendes Getränk; die Schale der Nuß wird zu Gefäßen verarbeitet und der sie einschließende Bast (Faser) zu Teppichen, Netzen, Tauen, Bürsten u. s. w. Die Kokospalme deckt somit die Hauptlebensbedürfnisse der Singhalesen. Nebst ihrer eminenten Nützlichkeit waren es aber noch religiöse Ursachen, welche ihre Cultur in so ausgedehnter Weise förderten, indem der Anbau und die Erhaltung von Pflanzen aller Art als ein Buddha gefälliges Werk angesehen wird.

Die Cultur der Kokospalme*) erfordert eine große Sorgfalt und deshalb behaupten die Singhalesen, sie gedeihe nur im Bereiche der

*) Die Cultur der Kokospalme besteht nach Ransonnet in Folgendem: Nachdem die reifen Nüsse an einem besonderen Platze zu keimen begonnen haben, werden

menschlichen Stimme. Die Kokospflanzungen nehmen fast ein Zehnttheil des ganzen auf Ceylon cultivirten Landes ein, und zwar circa 148.000 Wr. Joch bei einem Bestande von mehr als zwanzig Millionen Stämmen. Der durchschnittliche jährliche Ertrag einer Palme soll sechzig Nüsse geben. Die seit 1841 durch Europäer systematisch betriebene Palmencultur bedeckt ein Terrain von ungefähr 25.000 Wr. Joch, welche in der obigen Zahl einbegriffen sind. — Durch die Regelmäßigkeit der Palmenreihen in den europäischen Pflanzungen büßen diese Anlagen viel von jenem zauberhaften Reize ein, welcher die Wälder der Einheimischen so anziehend macht.

Einen vielgekauften Artikel bildeten die verschiedenen Karrigewürze (engl. Curry -- sprich Körri), wie Chillie, rother Pfeffer, Cardamomen u. a. Der Karri ist das berühmte Nationalgericht Indiens und die Krone seiner Küche. Auf Ceylon ist die Milch der Kokosnuß einer der Hauptbestandtheile derselben.

Das Gericht besteht aus einem mit den genannten Gewürzen bereiteten Ragout aus Geflügelfleisch oder Fischen und Krebschen, wonach es auch benannt wird. Unmittelbar vor dem Genusse wird dem Karri einfach in Wasser gesottener Reis beigemengt. In diesem Stadium kommt er im Geschmacke den ungarischen Paprika-Fleischspeisen: dem Gulyas oder auch dem Pörkölt am nächsten. Nach dem Serviren werden noch mehrere Zu-

---

sie in beiläufig drei Fuß tiefen Löchern, in einer Entfernung von 7 bis 10 Meter von einander mit Schlamm und Seetang umgeben, gepflanzt und während der ersten zwei Jahre begossen. Hierauf erhalten die jungen Pflanzen nur noch zeitweilig Salz und Seetang als Dünger, bleiben aber noch längere Zeit zum Schutze gegen ihre zahlreichen Feinde und Freunde mit einem Flechtwerk umgeben. Ungefähr nach fünf Jahren zeigt sich die erste Blüthe. In Bezug auf den Boden ist die Kokospalme nicht wählerisch, doch liebt sie die Nähe des Meeres, und der reine Sandboden der Küste, wie z. B. jener der sich fortwährend bildenden Dünen, scheint ihr wahres Element zu sein. Diesem Umstande verdankt auch Ceylon hauptsächlich sein paradiesisches Aussehen und vor Allem den herrlichen Baumschmuck seiner Küsten, welche den ankommenden Seefahrer entzücken, ohne die Palme aber größtentheils aus ödem Flugsand bestehen würden.

thaten heterogenster Art beigemengt, wie z. B. in rothem Pfeffer eingelegte Fischchen, eingesottene Früchte, geschabte Zwiebel, Gurkensalat ꝛc. — Es ist schwer sich den Wohlgeschmack dieser Speise vorzustellen, und es heißt, daß selbst der blasirteste Feinschmecker Europas im Karri den Gipfelpunkt des Gaumenreizes, die Grenze, über welche hinaus es keine höhere Gourmandise mehr gäbe, finden müsse. — Ich habe in späterer Zeit diese Speise nur gar zu oft kennen gelernt, nachdem sie bei keiner Mahlzeit in den Tropen fehlen darf; sie gilt auch recht häufig als das einzige Auskunftsmittel, wenn unverhoffte Gäste ankommen, oder als nicht unwirksamer Talisman der Hausfrau, wenn sich chronisches Stillschweigen auf die Tafelrunde senkt. Die complicirte Zusammensetzung des Karri macht ihn nämlich in solchen Fällen — wunderbar genug — zu einem recht beliebten Gesprächsstoff. So viele Familien-Diners ich in Indien mitmachte, ebenso viele verschiedenartige Erklärungen wurden mir über den echten, wahrhaften und einzigen Karri gegeben, und fast jede Hausfrau lobte unter dem zustimmenden Nicken der Gäste ihren Karri als den besten in der Stadt. — Ueberhaupt ist in den Tropen die Küche der Europäer durch den gänzlichen Mangel ihrer Hauptstützen gezwungen, zu einheimischen Kraftstücken zu greifen (natürlich mit Ausschluß von Eidechsen, Fledermäusen und Ameisen), oder aber conservirte Gerichte aus der Heimat heranzuziehen, was gar häufig geschehen muß. Aber dessenungeachtet gedenkt der Franzose wehmüthig des feinen Gemüses, der guten Milch und Butter seiner Heimat, während der Engländer nur schwer sein saftiges Beef, der Deutsche aber noch obendrein sein gutes Brod kaum entbehren kann. Desgleichen vermögen die tropischen Früchte bei all' ihrer Pracht und Mannigfaltigkeit die Obstgattungen der gemäßigten Zone nicht zu ersetzen. Eine reizende Lady, die ich kennen lernte, behauptete sogar, alles tropische Obst schmecke wie Pomade. — Wie sehr mußte sie Aepfel und Birnen geliebt haben?

In der Markthalle ging es recht lebhaft zu, das bunte Durcheinander der Käufer gab ein anziehendes Bild. Unangenehm, ja oft geradezu widerlich berührten — wenn man in Details einging — die

vom Betelkauen blutig roth gefärbten Lippen und Zähne der Eingeborenen. Von manchem wild aussehenden Gesellen konnte man fast glauben, er hätte vor einem Augenblicke irgend ein Thier zerfleischt. Und doch darf man das Betelkauen nicht gerade eine Unsitte nennen; uns erscheint sie allerdings als eine solche, ich glaube aber mehr wegen der zurückbleibenden Röthung des Mundes, als etwa wegen der narkotischen Eigenschaften dieses Mittels. Für die Eingeborenen, deren Mund nur beim Essen und Sprechen eine Rolle spielt, nachdem sie die Wonne eines Kusses nicht anzuerkennen vermögen, wie überhaupt bei ihrer nicht ausgebildeten Aesthetik verlieren die Merkmale des Betelkauens vollends jede Bedeutung. — Deshalb ergeben sich Frauen, Mädchen und selbst Kinder ganz ungescheut diesem einheimischen Genußmittel. — Die Bestandtheile desselben: Betelblatt (Siri) im grünen Zustande, Aetzkalk, gestoßene Arecanuß, etwas Kautabak oder Gambir werden, um der individuellen Geschmacksrichtung zu entsprechen, in ebenso viel Mischungen variirt, wie die Schnupf- und Kautabak-Compositionen bei uns.

Außerhalb Pettahs kreuzt sich der Weg, die Fußgänger werden immer seltener, Palmen neigen sich über uns, und wir können, in unseren Betrachtungen durch nichts gestört, recht bald die überwältigenden Eindrücke der mächtigen Tropennatur, die sich hier so überaus reich entfaltet, in uns aufnehmen. Die hier verlebten Stunden werden mir unvergeßlich bleiben. Jeder Schritt nach vorwärts änderte das reizende Bild zu einem noch reizvolleren. Wer vermag die Pflanzen zu zählen und ihre malerische Gruppirung zu beschreiben! Wie bekannt waren mir viele derselben und wie fremd stand ich ihnen gegenüber! Die schwer mit Früchten beladenen Kokos-, Palmyra- und Arecapalmen, die üppige und vollblättrige Banane mit dem goldenen Fruchtbüschel, dann das zartgeblätterte, hoch aufschießende, leicht gebogene Bambusrohr, die gigantischen großblättrigen Brodfruchtbäume und der Jak mit den schweren am Stamme hängenden Früchten unter der dunkelgrünen Baumkrone, dann wieder die symmetrisch aufstrebenden Mango- und Muskatbäume, der rothblättrige Eisenholzbaum, ein Heer blühender Orangenbäume und

Hunderte anderer, mit großen Kelchblüthen von scharlachrother bis buttergelber Farbe übersäeten Bäume und Gebüsche, das Alles in unendlicher und reichhaltiger Farbenabwechslung gruppirt und vielfach von Schlinggewächsen durchzogen, die in schweren Festons von Baum und Busch niederhingen, bildete einen Wald, den selbst Armida's Zaubergärten an Pracht und Reiz nicht übertroffen hätten. Wie beneidete ich die großbeschwingten Schmetterlinge, welche die duftenden Blüthen umgaukelten und dann durch das geheimnißvolle Blättermeer waldeinwärts verschwanden!

Der großartige Ficus, bei uns recht oft eine Zierde der Wohnzimmer, — die melancholische Fuchsie, die unsere Fenster und Gärten schmückt, — die duftige Vanillie und viele andere unserer Zimmergewächse gedeihen hier zu stattlichen Gebüschen. Der Totaleindruck dieser tropischen Landschaft ist ein die Sinne bewältigender; den vollen Reiz derselben genießt man jedoch, wenn man sich die Mühe nimmt, die reich ausgestatteten Pflanzengruppen, wie sie sich zwanglos ergeben, durchzumustern. Besonders malerisch macht sich das Zusammentreten von Palmen und Laubholz, welch' letzteres weiter gegen Wackwella zu vorwaltet, aber dennoch die größte Mannigfaltigkeit entwickelt. Man beachte dabei den Contrast zwischen der vornehmen, schnurgeraden und zierlichen Arecapalme und der in leichter Krümmung aufstrebenden Kokospalme. Erstere, in indischen Poesien wegen ihrer Zierlichkeit mit einer Gazelle verglichen, ist hauptsächlich durch ihre ausgesprochene Steifheit gekennzeichnet, welche Eigenschaft die Kokospalme so wenig besitzt, daß ein singhalesisches Sprüchwort sagen kann: Wer eine gerade Kokospalme, eine weiße Krähe, das Nest eines Reisvogels und einen todten Affen gesehen hat, mag der Unsterblichkeit gewiß sein*). Aber noch andere Contraste drängen sich dem Beschauer auf; so die Kleinheit der menschlichen Wohnungen unter dem hohen, sie schützenden Laubdache, die Zierlichkeit und Kleinheit der Vögel neben der Größe der farbenprächtigen Schmetterlinge und neben dem

*) Nach Ransonnet, Ceylon 1868.



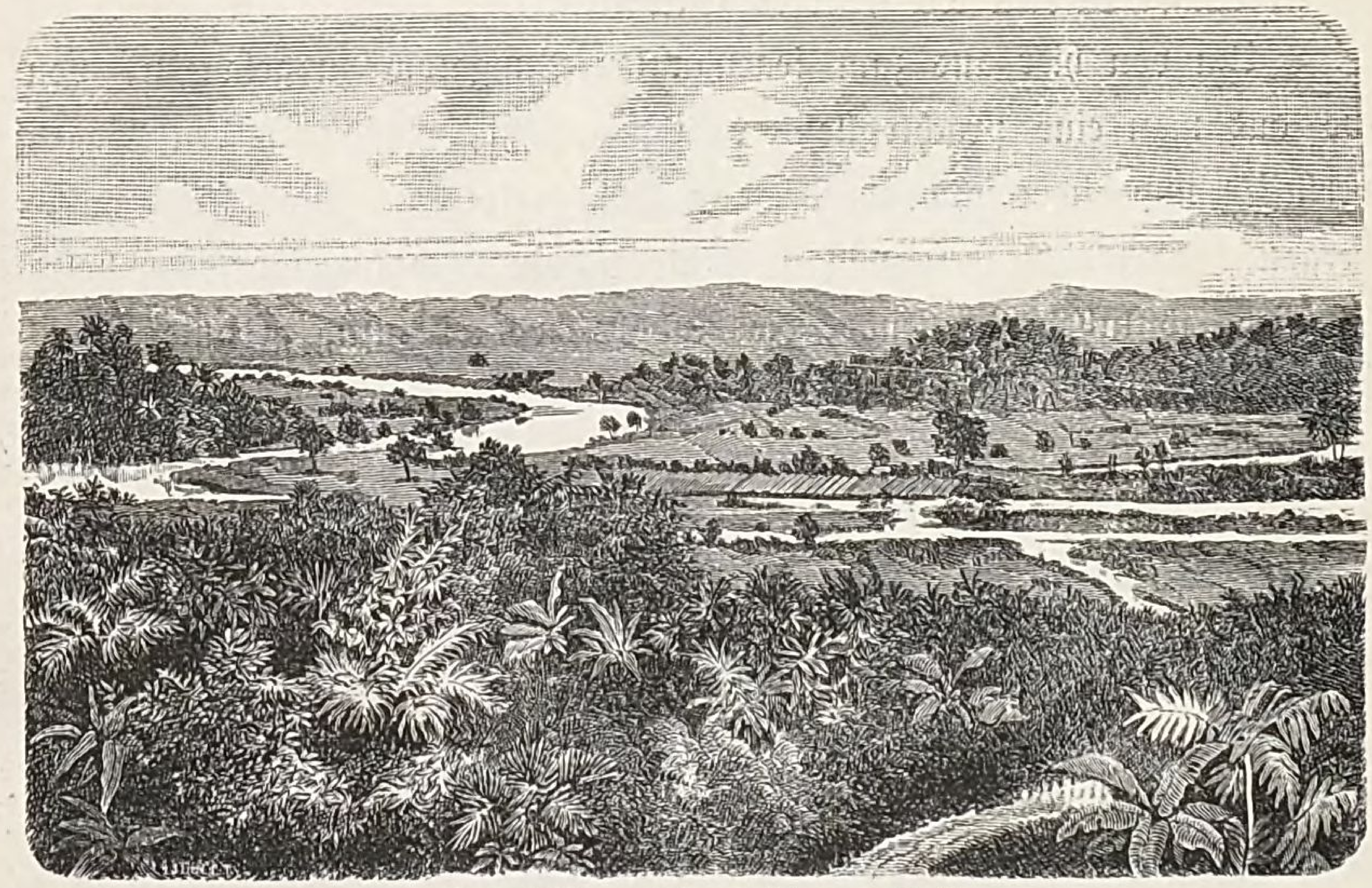
Vegetationsbild aus Ceylon.

bedeutenden Umfange der meisten Baumblätter. — Aeußerst reizend ist es, den colibriartigen Honigsauger in Gesellschaft von Schmetterlingen, die ihn an Größe übertreffen, an den Blumenkelchen nippen zu sehen. Oft spiegelt sich der Sonnenschein auf seinem metallisch glänzenden Gefieder, im Schatten aber unterscheidet man ihn im ersten Augenblicke kaum von seinen ebenso leichten wie heiteren Gespielen.

Um von hier aus zum sogenannten Bungalow zu gelangen, von wo aus man eine prachtvolle Fernsicht genießt, muß man den Wagen verlassen und einen schmalen Pfad zu Fuß verfolgen. Man steigt sachte bergan und erreicht, beständig im Waldesschutz, nach ungefähr einer halbstündigen köstlichen Promenade die Anhöhe, wo ein luftig gebautes Haus mit breiter, von Säulen getragener Veranda im Schatten von Palmen und Laubholze steht. Es ist nur für die Benützung der Fremden erbaut worden und wird auch sehr häufig und gerne besucht*). Bangalo (engl. Bungalow) heißen die nach indischem Style gebauten Landhäuser, und dieser Name hat in den Tropen, besonders in den englischen Colonien, die Bezeichnung „Villa" verdrängt. — Unterwegs hatte sich mir ein hübscher zwölfjähriger singhalesischer Knabe angeschlossen, der mir allerhand Blumen pflückte und sich auf diese Art recht nützlich zeigte. In der kürzesten Zeit hatte ich einen mächtigen Strauß der schönsten Blüthen in der Hand. Dieser Schmuck kennzeichnete mich dem Wärter des Bungalows gegenüber sofort als einen Neuling in den Tropen. Auf den weichen Strohmatten, die er mir am schönsten Punkte der Veranda zurecht legte, gab es einen köstlichen Ruheplatz. — Geheimnißvoll rauschte das Laubwerk über mir und seidenartig erglänzten die Blätter einiger nahen Palmen, welche die angenehm kühle Morgenbrise sanft bewegte. Das Thal des Ginduraflusses, der sich wie ein silbernes Band durch grüne Reisfelder schlängelt, lag zu meinen Füßen. Dunkelgrüne Waldpartien, von sumpfigen Stellen unterbrochen, umsäumen den Thalrand. Dieselbe üppige Vegetation, die uns hier umgibt, überzieht, so weit das Auge reicht, die Berge

*) Man zahlt dort ein Entrée von 6 Pence oder 25 Neukreuzer.

und Hügel. Die Landschaft prangt im saftigsten Grün. Den Horizont umrahmen in violetten Tinten die Contouren des fernen Hochgebirges. Der Aufwärter des Bungalow zeigte mir die konische Spitze des Adams-Piks und den Haycockberg, welche wegen ihrer bedeutenden Entfernung nur an besonders klaren Tagen zu sehen sind.



Aussicht auf das Gindurathal.

Für die Buddhisten ist der Adams-Pik*) ein Ort der höchsten Verehrung, ein Wallfahrtsort von eben solcher Heiligkeit wie es Mekka für die Mohammedaner ist. Die unförmliche riesiggroße Fußspur Buddha's, die auf der Spitze des Piks gezeigt und erhalten wird, die ehrwürdige Sri-pada, soll das sichtbare Zeichen der Anwesenheit des brahmanischen Reformators auf der Erde sein, als er diese zum letztenmale besuchte. Wir hätten es also — wenn man sich an die Traditionen des Buddhaismus hält — mit einer ungefähr 2500 Jahre alten Reliquie zu thun, eine genügend lange Periode, um den Ursprung derselben in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen. Thatsächlich sind die Meinungen darüber sehr

*) In der „Novara-Expedition", ferner in „Ceylon" von Ransonnet sind umfassende Schilderungen über die Besteigung des Adams-Piks enthalten.

verschieden, ja wir finden, daß die Bekenner der hervorragendsten Glaubenslehren (Christen nicht ausgenommen) die Sri-pada für sich in Anspruch nehmen. Wie die Buddhisten die Spur dem Buddha zuweisen, so schreiben sie die Brahmanen ihrem Siwa zu, die Chinesen dem Foe, die Gnostiker dem Jeu (Adam), die Mohammedaner lassen Adam vor seiner Auswanderung über die Adams-Brücke hier gestanden haben zu einem Blicke ins Paradies, während die Portugiesen ihren Ursprung theils vom heiligen Thomas, theils von einem Eunuchen der äthiopischen Königin Candace, der in Ceylon das Christenthum gepredigt haben soll, herleiten.

Daß an dieser Stätte auch Wunder geschehen, wer sollte bei der mystischen Anlage der buddhaistischen Religion daran zweifeln. Die Erhaltung des Glaubens an die Wunderthätigkeit des heiligen Ortes wird überdies durch das Mitwirken der großartigen Hochgebirgslandschaft unterstützt, die aus den sonndurchglühten Ebenen aufsteigt, so daß die Sinne der Andächtigen schon durch die fremdartige ungewohnte Umgebung nicht wenig zum Wunderglauben vorbereitet und hingedrängt werden.

Besonders beschwerlich ist die Besteigung des letzten Theiles des Piks*), jenes kegelförmigen Felsens, der vom letzten kleinen Hochplateau aus noch 300 Meter hoch aufsteigt. Die steilen Abstürze, an welchen vorbei schmale Pfade führen, erheischen eine außerordentliche Vorsicht beim Erklettern. Auch über schlüpfrige Felsenstufen führt der Weg, und bei noch schwierigeren Stellen sind Leitern und eiserne, oft ganz verrostete Ketten an den schwindelerregenden Abstürzen angebracht. In den Reihen der großen Pilgerprocessionen, welche jährlich dahin wallfahren, erklimmen Sieche und Lahme in schwerer Menge die lebensgefährliche Spitze des heiligen Berges, wo sie sich Erlösung von ihren Leiden erbitten. Gar Vielen wird sie zu Theil, aber für die Ewigkeit, und niemals kehren sie wieder heim zu den Ihrigen. Nirwana!

*) Nach Tennent hat der Adams-Pik 7420 engl. Fuß oder 2260 Meter Höhe. Er wird jedoch von drei anderen Bergen, dem Pedurutallagalla, 2545 Meter Höhe, sowie vom Totapella und Kirrigalpotta an Höhe übertroffen. Ceylon zählt überhaupt einhundert Berge von 900 bis 2100 Meter Höhe.

In den Schluchten und auf den schmalen Saumwegen des centralen Hochgebirges der Insel trifft man sehr häufig ganze Herden wilder Elefanten, ja man hat sogar Spuren solcher Thiere am Fuße des felsigen Kegels aufgefunden, welcher die Spitze des Adams-Piks bildet. Gewöhnlich bewohnt der Elefant das leicht gewellte Hügelland und die für den Menschen oft undurchdringlichen Dschungeln der Ebene; wenn er aber ins Hochgebirge steigt, so scheint er nur einer ihm angeborenen Touristenleidenschaft zu folgen. Der Schaden, welchen diese Thiere in den Pflanzungen, besonders in den Reisfeldern, anrichteten, mußte bei ihrer großen Zahl ein sehr bedeutender sein, und er war die Veranlassung, daß die Regierung eine Schießprämie (früher $3^3/_4$ Gulden) auf die Erlegung eines Elefanten aussetzte. Den Nachweis bildete die hier gebräuchliche Jagd-Trophäe, nämlich die Schweifquaste. In neuester Zeit unterblieb die Prämienzahlung, nachdem sich die Elefanten ganz in die Wildniß zurückgezogen haben. Die Jagd ist aber freigegeben, ebenso das Einfangen lebender Elefanten in den sogenannten Kraals, von wo sie meist nach Indien exportirt werden. Man wird nicht weit irren, wenn man annimmt, daß auf Ceylon jetzt noch jährlich 200 Elefanten geschossen und ebenso viele lebendig eingebracht werden. Ein ungezähmter Elefant wird selten um mehr als einhundert Gulden verkauft, während der gezähmte oft einen Werth von tausend Gulden erreicht. Merkwürdig ist die beträchtliche Ueberzahl an Elefanten ohne Stoßzähne (Allia) gegenüber den Aetas, welche solche führen. — Für Liebhaber einer mitunter aufregenden Jagd ist Ceylon wohl außerordentlich günstig, denn Tiger und Löwen, welche das Vergnügen stören könnten, kommen auf der Insel nicht vor, sondern nur ihr Vetter, der Leopard. Dafür gibt es Bären, Büffel, Schakale, Wildkatzen und Affen in großer Menge; auch fehlt es im Gebirge nicht an Hochwild.

Eine ganze Gesellschaft dunkelgefärbter Büffel lagerte am Rande der Reisfelder im Gindurathale, umgeben von vielen Reihern, die sich von der Ferne als blendend weiße Punkte zeigten. Während ich das idyllische Bild mit aller Andacht betrachtete, frug der singhalesische Auf-

wärter, ob ich Kokosnußmilch zur Erfrischung trinken wolle. Diesem Anbote stimmte ich sofort bei. Auch hier war der muntere Knabe, dem ich so schöne Blumen verdankte, rasch bereit, einige Kokosnüsse von einer hohen Palme herunter zu holen. — Es interessirte mich sehr, zu sehen, in welcher Art er sich dieser schwierigen Arbeit entledigen werde. Seine einzige Vorbereitung bestand darin, daß er sich sein Kopftuch in der Höhe der Knöchel um beide Füße band, wodurch sich diese nur ein wenig von einander entfernen konnten. Hierauf umklammerte er mit den Fußspitzen den Stamm, während das Tuch die eigentliche Stütze bildete, und schob sich mit Hilfe der Hände (oft wird dazu ein zweites Tuch verwendet) ruckweise wie eine Spannraupe in die Höhe. Nachdem er sich durch Klopfen überzeugte, ob die Nuß genügende Milch enthalte, durchschnitt er ihren dünnen Fruchtstiel.



Palmenkletterer.

Hier sah ich auch, wie man die Palmen gegen Diebe schützt. Bei der Banane wird der ganze Fruchtast mit einem korbähnlichen Flechtwerk umgeben, bei der Kokos wird der Stamm mit dürren Palmblättern so umgeben, daß die einzelnen Lanzetten derselben den ganzen Stamm

umklammern und durch ihr Geräusch jeden Hinaufkletternden ganz sicher verrathen. — Der Junge hatte mehrere Nüsse herabgeworfen, jede derselben wog einige Kilogramm. Nun wurden sie durch einen kühnen Schnitt an ihrer Spitze so zu sagen geköpft und mir vorgelegt. Die „Milch" war krystallhell und hatte einen süßlichen, angenehmen, etwas an Kuhmilch erinnernden Geschmack. Die beste Milch geben jene Nüsse, welche noch nicht vollkommen reif sind; die dicke fleischige Bastschichte, welche den Kern umgibt, muß an der Außenseite schön lichtgrün gefärbt sein. Ist der Bast vertrocknet, so verdickt sich die Milch und wird äußerst herbe und ungenießbar.

Leider mußte ich, nachdem die Zeit über alles Erwarten so rasch verstrichen war, das Programm des Ausfluges ändern und den Besuch der Zimmetgärten von Gindura, welche von hier aus noch circa sieben englische Meilen entfernt sind, aufgeben. Nur ungerne verließ ich, den Heimweg antretend, die reizende Anhöhe.

Nahe an der Fahrstraße zeigten sich durch die Lichtungen des Laubes die Baulichkeiten eines Buddha-Tempels, welche die Kuppe eines kleinen Hügels einnahmen. Der kleine Singhalese, jetzt mein unzertrennlicher Begleiter, hatte mich darauf aufmerksam gemacht, und als wäre es selbstverständlich und keiner weiteren Ueberlegung bedürftig, schlug er den Weg hügelwärts ein. Recht gerne folgte ich ihm, denn es war das erstemal, daß ich Gelegenheit fand, den Glaubensapparat einer der indischen Religionen kennen zu lernen. Ehe wir die Anhöhe erreichten, war eine Stufenflur zu überschreiten, welche zum Hofraum führte. Dieser letztere hatte keine Einfriedung, war aber recht sauber mit Steinen gepflastert. Der Tempel ist klein und ohne besondere architektonische Merkmale, nur sein Dach ist etwas höher als das der anstoßenden Wohnhäuser (Hamaduruhs). Die Wände der Vorhalle sind mit Malereien bedeckt, welche der Religionsgeschichte und der Genesis entnommen sind. Ihr Inhalt ist oft naiv. Uebrigens spielt bei solchen Darstellungen der Kampf des guten Geistes mit dem bösen eine große Rolle. Daß der letztere schließlich unterliegt, während sich der gute Genius in einer Lotos-

blume ein gemüthliches Ruheplätzchen sucht, ist selbstverständlich. — Der Eingang in das Sanctuarium des Tempels ist durch einen schweren Vorhang verschlossen, dieser wird zur Seite geschoben und wir treten ein. Die riesengroße liegende Gestalt Buddha's überrascht nicht wenig. Sie scheint aus Holz geschnitzt zu sein, bald aber überzeugt man sich, daß es überkittetes Mauerwerk ist und nur die Extremitäten aus Holz sind. Buddha ist in einen faltenreichen rothen Talar, der sich wie ein bequemer Schlafrock ausnimmt, gehüllt. Die Farbe desselben ist hochroth, mit einem goldenen schuppenähnlichen Ornament überzogen, als hätte er die Haut eines Fisches umgenommen. Blumenblätter und Blüthenkelche sind von Andächtigen längs des meterhohen Ruhelagers umhergestreut. Die Halle des Sanctuariums ist nicht sehr hoch, so daß sich Buddha, der hier gegen acht Meter Länge mißt, unfehlbar den Kopf an die Decke stoßen würde, wenn er sich zur Abwechslung niedersetzen wollte. Die ruhende Lage des Buddha ist aber nicht etwa aus räumlichen Rücksichten gewählt, sondern entspricht den indischen religiösen Begriffen, denn „liegen ist besser als stehen, schlafen besser als wachen, das Beste jedoch ist der Tod". — Bekanntlich ist der Buddhaismus aus der brahmanischen Religion entstanden, deren heilige Bücher (die Vedas und Brahmanas) Gautama im VI. Jahrhundert v. Chr. angegriffen und eine neue Lehre gegründet hatte. Nach seinen Satzungen findet der Mensch schon hier auf Erden einen Lohn, indem er bei vollkommener Erfüllung seiner Pflichten und durch Tugend die Würde eines Buddha (im Sanskrit so viel als Weiser) zu erreichen vermag, nach dem Tode jedoch sich in den Zustand des „Nichtseins" (Nirwana) mit dem höchsten Wesen vereinigt. Die Seelen der Bösen müssen jedoch Thierkörper durchwandern. Gautama verwarf mit den Vedas auch die blutigen Opfer und das Kastenwesen*). — Nach seiner Lehre wiederholt sich nach gewissen Zeiträumen (5000 Jahren) die Erscheinung eines Buddha's, der als Purificator die Lehre wieder zu

*) Die niedrigsten dieser Kasten, z. B. die Rodiyas, waren auch noch während des Buddhaismus so verachtet, daß eine Berührung von ihrer Seite schon als eine mit dem Tode zu rächende Verunreinigung angesehen wurde und sie, wenn ihre Zahl

ihrer ursprünglichen Reinheit zurückführen wird. Gleichzeitig ist der Tod eines Buddha der Beginn einer neuen Zeitrechnung. — Gautama soll der fünfundvierzigste und letzte Buddha sein, welcher die Singhalesen besuchte, somit kam der erste vor ungefähr 250.000 Jahren!

Ein Wort über die heiligen Bücher sei mir hier gestattet.

Wenn die Chinesen die ältesten geschichtlichen Annalen besitzen, so findet man bei den Indern die ältesten heiligen Bücher. Die Gebete und Hymnen, welche diese letzteren enthalten, reichen in eine Zeitepoche weit vor der Ankunft der Aryas*) in Indien zurück. — Bei den Aryas erhielten sie sich durch lange Epochen als Tradition, bis sie endlich gesammelt und in den Vedas**) bleibend niedergeschrieben wurden. Die Brahmanas sind theils theologischen, theils lithurgischen Inhalts, es sind denselben auch andere Abhandlungen der neueren Zeit beigezählt worden. Außer ihrem literarischen Werthe haben die Gebete und Hymnen für die Gläubigen noch einen besonders religiösen, indem das Recitiren einzelner Stellen die Macht verleiht, Gutes oder Böses zu thun. In der Rig-Veda finden sich auch Dichtungen im Genre des Salomonischen Hohen Liedes***). — Wir erfahren daraus recht wichtige Einzelnheiten der

---

zu sehr überhandnahm, gleich schädlichen Thieren ausgerottet werden durften. Jetzt werden sie zwar nicht mehr wie Thiere behandelt, aber noch immer sehr verachtet. (Nach Ransonnet.)

*) Bekanntlich existirt über die früheste Geschichte Indiens keine verläßliche Aufzeichnung. Was noch als am wahrscheinlichsten angenommen werden kann, ist, daß die Aryas von den mittelasiatischen Hochplateaus niederstiegen und südwärts wandernd die prächtigen Ebenen Indiens bevölkerten. Aryas war der Name des hauptsächlichsten Theiles des indischen Volkes, gleichzeitig auch der allgemeine Name der persischen Nation, was eine ursprüngliche Stammgleichheit der indischen und iranischen Völker erweist. (Nach Martin's „Les civilisations primitives".)

**) Das älteste und wichtigste ist das Rig-Veda, dann kommt Yadjour-Veda, Sama-Veda und Atharwa-Veda.

***) Um den Charakter derselben zu zeigen, sei hier aus Martin's ausgezeichnetem Werke der sonderbare Dialog zwischen Yama (die Nacht) und Yami (das verborgene Feuer) angeführt:

damaligen Sitten, so im angeführten Dialoge die Verwerfung der Ehe zwischen Bruder und Schwester. Aus anderen Stellen geht auch hervor, daß damals die Monogamie geboten war, ebenso war die Witwe hochgeachtet und die Huldigung, welche ihr zu Theil wurde, sticht sehr von dem späteren grausamen Gebrauche ab, sie mit der Leiche ihres Mannes zu verbrennen. Der altindische Positivismus, wie er sich in den Vedas ausspricht, hat ohne Zweifel die Grundlage des epikuräischen Systems gebildet: „Leben und Tod folgen aufeinander. Daß die Anrufung, welche wir heute an die Götter richten, sich uns günstig erweise. Ueberlassen wir uns dem Lachen und der Glückseligkeit des Tanzes und verlängern wir unser Dasein." Diese Stelle der Vedas brauchte Epikurus einfach zu copiren, um die eigene Anschauung darzustellen. — Seit dem Beginne des Buddhaismus haben auf Ceylon mächtige Einflüsse die altindischen Satzungen und durch diese die gesellschaftlichen Verhältnisse gründlich

---

Yami: Qu'un ami vienne à son amie, et traverse le large Océan de la mort. Que le sage, pour fruit de ses méditations, voie le petit-fils de son pére s'étendre sur la terre.

Yama: Ton ami ne recherche point ton amitié. Si nous avons la même origine (que les autres dieux), notre forme est différente.

Yami: Tous ces immortels désirent quelque chose, ne serait-ce que l'offrande d'un mortel. Moi, ma pensée est unie à la tienne. Que mon époux naisse et se revête d'un corps . . .

Yama: Nous sommes arrivés dans un âge où les épouses doivent supporter la perte de leurs maris. O femme, étends ton bras sous une homme. Désire un autre époux que moi. . . . Je ne rapprocherai point mon corps du tien. On a déclaré pécheur celui qui épouse une soeur. Cherche le plaisir avec un autre que moi. O femme, ton frère ne veut point de toi.

Yami: Helas! Yama, tu es cruel. Je ne reconnais ni ton coeur, ni ton âme Qu'une autre t'enlace avec sa ceinture et t'embrasse comme la liane embrasse l'arbre.

Yama· Yami, embrasse un autre, qu'un autre t'embrasse comme la liane (embrasse) l'arbre. Désire son amour. Qu'il désire tou amour. Que votre union soit heureuse!

verändert. Wir finden nicht nur die Polyandrie im Allgemeinen, sondern auch polyandrische Verbindungen zwischen Geschwistern zur Landessitte erhoben und bis in die jüngste Zeit gesetzlich anerkannt. Die englische Regierung erließ zwar 1856 ein Gesetz, wodurch die Polyandrie als abgeschafft erklärt wurde, sie vermochte jedoch nicht die Ursachen zu beseitigen, welche diesen Gebrauch hervorriefen, wie z. B. die zunehmende Verarmung der einheimischen Bevölkerung. Dies hat zur Folge, daß die Polyandrie nach wie vor besteht und nur die aus einer solchen hervorgehenden Kinder vor Gericht als illegitim betrachtet werden. — Bei dem Luxus an Männern — manche Frau hat deren oft sieben — ist es erstaunlich, nur Weiber mit schweren Körben oder Geräthen belastet des Weges einherschreiten zu sehen, während die sorgfältig frisirten Männer, vom breiten Schirme gedeckt, weit mehr die Rolle vieler unserer meist nur promenirenden Damen zu spielen scheinen.

Auf dem Rückwege nach Galle hatte ich Gelegenheit, die berühmte Mimosa pudica kennen zu lernen. Diese äußerst empfindliche Pflanze faltet nämlich ihre Blätter bei der geringsten Berührung, als wäre dadurch ihre Schamhaftigkeit verletzt, zusammen, und breitet dieselben erst nach einer Weile wieder aus, wenn der fremde Gegenstand sich entfernte. Besonders auffallend zeigt sich diese merkwürdige Eigenschaft, wenn man über einen aus dieser Mimose bestehenden Rasen schreitet; dann bleiben die Fußstapfen für einige Zeit scharf ausgeprägt und wegen der bräunlichen Unterseite der Blättchen dunkel gefärbt. Ueberhaupt brachte jede Ortsveränderung irgend etwas Neues. Bald war es eine jener riesigen Eidechsen — sie messen oft 2 Meter Länge — welche unbeweglich an irgend einer felsigen Böschung hing, bald wieder eine Schlange, die scheu ins Dickicht floh, dann wieder ein schön befiederter Vogel, der in kühnem Schwunge vorbeiflog. Nicht sehr angenehm wurde ich durch die beiden erstgenannten Vertreter der Fauna Ceylons berührt, aber man sagte mir, bei längerem Aufenthalte auf der Insel gewöhne man sich recht bald an Schlangen, Eidechsen und selbst an Krokodile. Die große grau gefärbte Eidechse (Monitor dracaena Lin.), welche auf Ceylon vorkommt,

wird von den Europäern Iguana, von den Singhalesen Talla-gaya genannt. Sie wird gegessen und ihr Fleisch ist (nach Ransonnet) an Geschmack jenem von Hühnern ähnlich; auch gilt Iguana-Suppe für ein recht gesundes Gericht und wird häufig Kindern gereicht. Der Aberglaube der Singhalesen verleiht den ganz harmlosen Iguanas eine Art von Zauberkraft, und zwar werden beim Kochen eines Zaubertrankes mehrere derselben mit den Köpfen nahe an das Feuer gebunden und das zischende Blasen der gequälten Thiere soll durch Anfachen der Gluth zum Gelingen des Hexenwerkes wesentlich beitragen.

Minder harmlos als der Iguana ist die große, bis 3 Meter lange Sumpfeidechse*). — Dem Angreifer gegenüber stellt sich dieses Reptil und vertheidigt sich mit seinem langen Schwanze, mit dem es sehr kräftige Streiche führen soll. Aber weder diese Eidechsen, noch die großen Krokodile (Crocodilus biporcatus Cuv.)**) der zahlreichen Flüsse und Seen der Insel sind von den Eingeborenen so gefürchtet wie einige Schlangenarten. Als giftigste Art wird wohl die Cobra de capello (Brillenschlange)***) angesehen, jedoch scheint die gleichfalls giftige Tic-Polonga (Daboia elegans Daud.) insoferne gefährlicher zu sein, als sie den Menschen auch ungereizt angreifen soll, wenn er in ihre Nähe kommt, während die erstere sich scheu zurückzieht. Man möchte glauben, die Gefährlichkeit dieser Schlangen sollte die Bewohner zur unbarmherzigen Verfolgung und Vertilgung derselben bewegen. Dem widersetzt sich aber der tiefwurzelnde Aberglaube, welcher in dem unheimlichen Wesen der

*) Von den Singhalesen Kabragoya genannt; sie ist dunkelgrün mit kleinen hellgelben Flecken, und nährt sich unter Anderem auch von Fröschen.

**) Das Krokodil greift auf Ceylon nur höchst selten den Menschen an, wohl aber Hunde und kleinere Thiere, welche deshalb oft als Lockspeise ausgesetzt werden. Bei meinem Besuche auf Wackwella erzählte man mir, der Jagdhund eines Europäers wäre kurz vorher von einem Krokodile überfallen und in den Fluß geschleppt worden.

***) Die Brillenschlange erreicht auf Ceylon eine Länge von 2 Meter; die größte Schlange dürfte die Felsenschlange sein, welche bis zu 6 Meter Länge angetroffen wurde.

Schlangen immer neue Nahrung findet. So tödtet der Singhalese keine Cobra, denn alle Brillenschlangen der Umgebung würden sich auf ihn stürzen und ihn zerfleischen. Diese Abneigung, die Cobra zu tödten, ist so groß, daß letztere, auch wenn sie Menschen in ihren eigenen Hütten tödtlich verwundete, oft nur einfach hinausgeschafft, aber nicht unschädlich gemacht wird. Das Volk sieht dieses Thier als ein, einer anderen Welt angehöriges und dem Menschen überlegenes Wesen an.

Vielleicht ist dies noch ein Erbtheil des Schlangencultus (Nagas), welcher in früheren Zeiten auf Ceylon viele Verbreitung gefunden hatte, wobei namentlich der von der Natur glänzend ausgestatteten Cobra, die man für einen verzauberten König hielt, göttliche Verehrung gezollt wurde. Dabei bleibt es aber höchst sonderbar, daß die Eingeborenen oder Eingewanderten der niederen Stände mit bis zu den Hüften entblößten Beinen dennoch furchtlos durch Dick und Dünn hindurch gehen. Zwar ist es Thatsache, daß im Dschungel (sumpfiges Dickicht) die Schlangen nicht so häufig angetroffen werden. Dies und der Umstand, daß sich die Eingeborenen durch einen Teufelszauber vor dem Schlangenbisse schützen zu können glauben, erhält sie gegenüber der eminenten Gefahr so sorglos und vertrauungsvoll. Der Biß der erwähnten giftigen Schlangen soll die gräßlichsten Leiden und wenn keine entsprechenden Gegenmittel rechtzeitig angewendet werden, den Tod unfehlbar nach sich ziehen. Die Schmerzen sollen so heftig sein, daß der Verletzte in krampfhafte Zuckungen verfällt, wobei ihm der Geifer aus dem Munde tritt. Als Gegenmittel wird ziemlich allgemein der sogenannte Schlangenstein (snake stone) angewendet, welcher angeblich eine Composition aus gebrannten Knochen ist und auf die Wunde gehalten das Gift ausziehen soll. Nebstbei wird das Ausbrennen der Wunde vorgenommen. Oft hat sich auch die Erweiterung der Bißwunde durch einen Messerschnitt und darauf folgendes Aussaugen derselben bei Unterbindung der verletzten Extremität als rettend erwiesen. Vielfach, und wie ich glaube mit zweifelhaftem Erfolge, werden auch aus besonderen Pflanzen bereitete „Giftöle“ und die verschiedenartigsten Decocte für die Heilung herbeigezogen; wir wissen jedoch, welchen Antheil

an der Heilkraft derselben das Volk vom Teufel und von seinen Gesellen beansprucht.

Unter den Schlangen Ceylons verdient die große, aber harmlose Rattenschlange (Charyphodon Bl.) jedenfalls einer kurzen Erwähnung; sie hält sich gewöhnlich unter den Dächern der Häuser auf, und oft soll man bemerken, wie sie auf der gespannten Leinwand herumhuscht, die gewöhnlich die Zimmerdecke vorstellt. Indem dieses Thier Ratten, welche besonders auf den Kaffeepflanzungen in großen Mengen vorkommen und viele Verheerungen anstellen, verfolgt, wird es so recht ein natürlicher Verbündeter des Menschen, der diese Schlange als einen nützlichen Hausgenossen ansieht. Erinnert man sich hier nicht des gleichen Schutzes, welcher auch in manchen Gegenden der Türkei den Schlangen gewährt wird? Auch dort gibt es, wie ich selbst gesehen, heimatsberechtigte Hausschlangen, deren Verfolgung eine Sünde wider den Koran wäre.

Ich bedauerte sehr, auf dem Heimwege nach Galle keinen der berühmten Schlangenbeschwörer angetroffen zu haben. Die Kunststücke dieser Leute sind um so unheimlicher, als sie mit der berüchtigten Cobra ausgeführt werden, deren Biß schon so manchem dieser „Zauberer" das Leben gekostet hatte. Es kann deshalb angenommen werden, daß das Geheimniß des Beschwörens, welches sich wie die Kunststücke bei unseren Zigeunern in der Familie vererbt, nur in der kecken Schlauheit zu suchen ist, mit welcher sie die ausgesprochene Scheu des Thieres, seine Giftzähne anzuwenden, auszunützen verstehen. Es wird mehrfach versichert, daß ein reicher Pflanzer den tollen Einfall hatte, seinen Bungalow, wo er oft große Summen Geldes aufbewahrte, durch eine Anzahl Cobras bewachen zu lassen. Dieselben kannten die Hausgenossen, welche sie pflegten, blieben jedoch ein Schreck für alle Diebe.

VII. Ceylon.

Colombo und Candy.

Die Poststraße nach Colombo. — Tiffin im Rasthause. — Die Lagunen bei Colombo. — Die Palmen am Ufer derselben. — Die Stadt Colombo. — Die Malabarinnen und „Burgermädchen“. — Die maledivische Gesandtschaft. — Eisenbahnfahrt nach Candy. — Die Talipotpalme. — Candy. — Die Dagops. — Der botanische Garten von Peradenia. — Die Malabaren. — Tanzende Mädchen. — Der Tempel mit dem Buddha-Zahne. — Die Geschichte des letzteren. — Rückkehr nach Colombo. — Gewitter in den Bergen. — Der Banyanen- und der Bo-Baum. — Geschichte des letzteren. — Fahrt nach Galle. — Herrliche Nacht. — Abfahrt von Galle. — Ceylon in politischer und commercieller Beziehung. — In der Malakkastraße. — Wasserschlangen. — Penang. — Ankunft in Singapore.

Leider konnte die Corvette nur einige Tage in Galle verbleiben. Anfangs sollten es acht Tage sein, aber auch diese Zeit wurde zu allgemeinem Leidwesen um mehr als die Hälfte gekürzt. Es hieß somit, der Zwangslage Rechnung tragen und diesen, wenn auch für die Bereisung der ganzen Insel ungenügenden Aufenthalt dennoch auf das beste auszunützen.

Demnach beschlossen wir, vorerst nach Colombo zu fahren, von dort aus einen Abstecher nach Candy zu machen und sodann wieder über Colombo nach Galle zurückzukehren.

Den nächsten Tag stand schon bei Sonnenaufgang eine kleine Reisegesellschaft vor dem Postgebäude, um sich bei Zeiten Plätze zu erobern. Nach Colombo, der Hauptstadt Ceylons, führt eine vortreffliche, 75 englische Meilen lange Straße. Jeden Morgen und Abend geht eine Postkutsche, die sogenannte „Royal Mail coach“, dahin ab. Nachdem mit

einigem Gepolter der Postmeister geweckt war, erhielten wir unsere Plätze. Als vierter Reisegesellschafter hatte sich ein englischer Major eingefunden, der uns unterwegs den liebenswürdigsten Cicerone machte. Eine ungemein leichte und für die Tropensonne sehr praktisch gebaute Kutsche nahm uns auf, worauf wir, während der singhalesische Postillon ein eigenthümliches Lied anstimmte, davonsausten. Die Gegend war überaus imposant. Wir sahen schon bei Galle, was die ewig schaffende Natur an Schönem hervorzubringen vermag. Hier auf der schon oft geschilderten herrlichen Poststraße wiederholen sich die reizenden Landschaftsbilder und gruppiren sich in der mannigfaltigsten Abwechslung. Die Straße ist so belebt, als befände man sich in der Nähe einer volkreichen Stadt, und doch ist man viele Meilen in den Palmenwald der Küste eingedrungen. Fast könnte man glauben, das müßig einherschreitende Volk hätte eine Massen-Landpartie unternommen. Alle sechs englische Meilen wurden die Pferde gewechselt, so kamen wir ziemlich rasch vorwärts. Bei jeder dieser Gelegenheiten wiederholte sich die bekannte recht widrige Peinigung*) der sehr störrigen Pferde, als wenn es kein anderes Mittel gäbe, diese Thiere in Bewegung zu bringen.

Das erste Ausreißen der Pferde hat bei dieser Behandlung immer etwas Gefährliches an sich, besonders für den Postillon, welcher sich erst im letzten Augenblicke auf seinen Sitz schwingen kann. Sehr lästig für die Reisenden ist das unaufhörliche Schreien und Peitschengeknalle während der wilden Fahrt bis zur nächsten Station, wodurch man auch bei starker Nervenanlage in einen Zustand der Ueberreizung geräth, welcher der Betrachtung der schönen uns umgebenden Natur nichts weniger als günstig ist. Nach den ersten Stunden machte sich nebstbei ein recht fühlbarer Appetit geltend. Bananen, Ananas und Kokosnüssen gelang

*) Gewöhnlich werden die Ohren mit Gewalt eingedreht und dann losgeschnellt, oft aber wird die Procedur mit Nase und Oberlippe bei Anwendung eines besonderen Instrumentes durchgeführt. Von einiger Erfindungsgabe der Singhalesen zeigt es ferner, wenn sie den Pferden so lange ein Tau unter dem Schwanze hin- und herziehen, bis die armen Thiere vor Schmerz durchgehen.

es, die Könige unserer Körper vorläufig zur Ruhe zu bringen und vielleicht dadurch auch unsere Gemüther zu besänftigen. — Ungefähr um 1 Uhr erreichten wir eine größere Raststation (traveller bungalow, auch resthouse). — Es war die Zeit des „Tiffins", das ist des zweiten, oder, wenn man will, des dritten Frühstückes. Die Fremden frühstücken nämlich in den Tropen, wie ich mich später überzeugte, fast den ganzen Tag hindurch — von 6 Uhr Früh bis zum vorgerückten Nachmittage. Um 7 oder $7^1/_2$ Uhr Abends ist dann die übliche Dinerzeit. Sämmtliche Mahlzeiten sind so reich ausgestattet und man spricht denselben so wacker zu, als lebte man in einem der Verdauung zuträglichen kühlen Klima. Diese, wie es mir schien, übermäßige Ernährung wird jedoch von den Fremden als eine gebotene Vorsorge, um den klimatischen Einflüssen widerstehen zu können, angesehen. Welch' riesige Dimensionen diese „Vorsorge" mitunter annimmt, sah ich später in Holländisch-Indien.

Der Tiffin im Resting-house war zwar nicht übermäßig reichhaltig, aber unseren hungerigen Mägen sehr zuträglich gewesen. So gestärkt konnten wir mit neugewonnener Behaglichkeit die immer gleich reizende Gegend bewundern und uns ihrer Wunder erfreuen.

In der Nähe von Colombo ist das Land von vielen Lagunen, die sich oft zu kleinen Seen erweitern, durchzogen. Auch hier übernimmt die Palme die liebliche Rolle, als Zierde der Landschaft zu dienen. Anmuthig neigt sie sich über die ruhige Wasserfläche, auf welcher großblättrige Seerosen schwimmen, und aus dieser reizenden Gesellschaft blickt uns ihr Spiegelbild entgegen. Ueber die verschiedenen Ausmündungen und Lagunenarme*) führen zahlreiche große und gut gebaute Brücken.

---

*) Diese Lagunen (Backwater oder Gobbs) finden sich hauptsächlich an der flachen Westküste Ceylons. Bei Colombo vereinigen sie sich zu einem förmlichen Canalnetze, das in die vielen Küstenflüsse einmündet und zu einem sehr nutzbringenden Wasserverkehr im Binnenlande dient. Diesen Wasserstraßen ist es zuzuschreiben, daß die Verbindungen zu Lande so lange Zeit vernachlässigt worden waren. Das jetzige ausgiebige Straßennetz stammt durchwegs von den Engländern, welche 1796 kaum eine fahrbare Landstraße vorfanden, nachdem die Holländer nur dem Canalsysteme Aufmerksamkeit geschenkt hatten.

Es war 4 Uhr Nachmittags, als die Postkutsche endlich vor dem Hôtel in Colombo anhielt. Trotz unserer Müdigkeit (nach einer so energischen zehnstündigen Fahrt) machten wir sofort einen Gang durch die Stadt. Dieselbe theilt sich wie in Galle so auch hier in die wallumgebene weiße Stadt (Fort) und in das Pettah oder das schwarze Viertel, welches die erstere gleichsam als ausgedehnte Vorstadt in weitem Bogen umgibt.

Wir waren nicht wenig überrascht, in der Europäerstadt so hübsche Gebäude und schöne Straßen vorzufinden, denn der äußere Anblick von Colombo hatte unsere Erwartungen etwas herabgestimmt. Das schönste Bauwerk ist der Palast des Gouverneurs (Queens-house). Dem luftigen Baue sieht man es förmlich an, welch' angenehmen Aufenthalt seine mit englischem Comfort ausgestatteten Räume zu gewähren vermögen.

An Volkstypen noch reicher als Galle, zeigt Colombo ein womöglich noch anziehenderes Straßenleben als jenes. Nebst den Stämmen, die wir schon in Galle kennen lernten, machten wir hier die Bekanntschaft der Malabaren und der sogenannten „Burger", der Mischlinge zwischen Holländern und Indern. Ich muß gestehen, die ersteren machten auf mich, was Körperform und Wahl der Kleidung anbelangt, einen viel günstigeren Eindruck als die letzteren. Mehr und auffallender als bei den Männern fand dies beim schönen Geschlechte statt. Thatsächlich schließt die Erscheinung der malerisch und bunt gekleideten, schmuckbedeckten, ebenholzfärbigen Malabarin etwas Gewinnendes in sich. Schlank und geschmeidig, schreitet sie mit einer natürlichen Eleganz einher, um welche sie so manche Dame beneiden könnte. Wie sehr steht ihr das kleine runde Burgermädchen nach. Ihre Toilette erscheint als ein Gemisch der Moden aller Jahrhunderte und Völker. Weiße Kleider, ein langer Schleier und ein reichgesticktes Tuch, welches den Kopf dachartig überdeckt, sind die Hauptbestandtheile derselben.

Zu Ende des Südwest-Monsuns (September) trifft man in Colombo auch Typen der Bewohner der Malediven. Um diese Zeit langt — wie Ransonnet erzählt — alljährlich mit der sogenannten maledivischen Gesandtschaft eine ganze Flotte von kleinen Booten an. Der Zweck der ersteren ist

eine Art Huldigung, indem der Sultan des mohammedanischen Volkes der Malediven seine Ergebenheit dem Gouverneur von Ceylon (als Vertreter der Königin) ausdrücken läßt und dadurch die Oberhoheit Englands anerkennt. Bei diesen Gelegenheiten werden stets vielerlei Geschenke gewechselt, wobei einer alten Gepflogenheit gemäß der Gesandtschaft auch ein Stück rothen Tuches als königlicher Purpur für den Sultan übergeben wird.

Die Bootsflotten führen hauptsächlich Handelsinteressen nach Colombo, wo die sehr geschätzten Erzeugnisse des Inselvolkes, nämlich zierlich geflochtene Matten, Schnitzwerke und Süßigkeiten auf den Markt gebracht werden. Sind die Geschäfte abgewickelt, so besucht die Flotte die Coromandelküste und kehrt sodann mit dem eintretenden Nordost-Monsun wieder nach dem Archipel zurück. Die noch wenig gekannten Bewohner der Malediven, deren Lebensweise als sehr seltsam geschildert wird, sollen in ihrer Gesichtsbildung mehr an Araber als an Singhalesen erinnern.

Um 7 Uhr mußten wir im Hôtel beim Speisen sein. Außer den festgesetzten Stunden bekommt man nirgends etwas zu essen. Ein Gasthaus existirt nicht, man ist nach englischem Gebrauche im Hôtel auch in Kost und Pflege und muß pünktlich erscheinen.

Ich überlasse es Jedem, sich die Annehmlichkeiten des uns bei recht hoher Temperatur und acutem Schweigen der durchgehends englischen Tafelgesellschaft servirten Diners auszumalen. Selbst der am Schlusse der Mahlzeit erschienene Karri brachte diesmal keinen Meinungsaustausch zuwege. Bald hatte man uns jedoch als Fremde und als Officiere der österreichischen Corvette erkannt und bemühte sich nun auf die zuvorkommendste Art, uns für die Tour nach Candy die besten Rathschläge zu ertheilen.

Nach einer herrlich verträumten Nacht weckte man uns früh, und wir eilten ohne viele Vorbereitungen dem Bahnhofe zu. Die Bahn nach Candy ist das Werk der letzten Jahre und erst seit kurzem dem Betriebe übergeben. Die jetzt befahrene Strecke von 75 englischen Meilen*) verbindet Candy, das Centrum der Kaffee-Region, mit der Küste. Von dieser Haupt-

*) Eine englische Meile ist gleich 1609·3 Meter.

linie werden Zweigbahnen nach Gampola, Matella, Badulla und Kornegalle gebaut werden.

Nebst der bequemen Fahrt, welche die Eisenbahn in Aussicht stellte, erweckte ihr Anblick, noch mehr aber der kräftige Pfiff der Locomotive, die angenehmsten Gefühle in meiner Brust. Es ist ein eigenthümlicher Zauber, welcher das „schnaubende Dampfroß" umgibt, wenn wir es ferne von der Heimat wiederfinden. Das ausgesprochene Weltbürgerthum des Dampfes sollte uns auch ferner noch manch' frohen Augenblick mit heimatlichen Anklängen darbieten.

Anfangs durchfuhren wir die hauptsächlich mit Reisfeldern bedeckte Ebene, gelangten aber bald in das heitere und idyllische Hügelland. Oft bedeckte nur Buschwerk die Anhöhen, zuweilen trat ein Hochwald näher an die Bahn und an seinem Saume wucherten mächtige Gräser, während einzelne Waldriesen, über und über von Schlingpflanzen förmlich überdeckt, kaum als Bäume zu erkennen waren.

Später ging es bergan; zwei Locomotiven schleppten den kleinen Personenzug durch eine Menge Tunnels, über Wasserfälle, an steilen Abhängen vorüber, oft in ganz erstaunlichen Windungen die Bergkette hinauf. Das Panorama, welches sich unsern Blicken darbot, war wirklich ganz unbeschreiblich schön. Ich glaube, ein guter Maler würde den Pinsel weggeworfen haben und müßte sagen: es gibt keine Farben, um das wiederzugeben.

Hier begegneten wir einer uns bisher neuen Erscheinung in der Pflanzenwelt, das ist der mächtigen Talipotpalme *), die man wegen ihrer gewaltigen fächerförmigen Blätter wohl mit Recht eine Riesin unter den

*) Die Blätter der Talipot-, Talpot- oder auch Talipatpalme (Corypha umbraculifera) werden, wenn getrocknet und geglättet, als eine Art Papier für allerhand Aufschreibungen verwendet. Die oft sehr reichhaltigen Bibliotheken der Tempel bestehen durchwegs aus diesem Materiale. Für kirchliche Zwecke werden die Talipot- und andere Palmblätter bei allen Völkern Vorder- und Hinter-Indiens ausschließlich benützt. Bücher aus Palmblättern gemacht heißen Ola-Bücher. Die Talipotpalme hat gelbe, garbenförmig gruppirte Blüthen und blüht nur einmal in ihrem Leben.

Blattpflanzen nennen darf. Ihre imposanten Gestalten harmonirten sehr wirksam mit der Blüthen- und Blätterpracht der reizenden Umgebung.

Je höher wir stiegen, desto mehr änderte sich der Charakter der Gegend, namentlich aber als wir das Gebiet der Kaffeepflanzungen erreichten, welche die Berge manchmal bis an die Kuppen hinauf mit einförmigem Dunkelgrün überkleideten und der Landschaft ein ruhiges Aussehen gaben.

Am besten gedeiht der Kaffee in einer Höhe von 600 bis 1200 Meter über dem Meere, wo mildes Klima, ein fortwährender warmer Frühling herrscht. Das heiße Flachland und die rauhen höheren Gebirgsgegenden der Insel sind der Kaffeecultur weniger zuträglich. Mein Freund, Herr Georg Hütterott*) aus Triest, besuchte im Mai 1875 die Kaffeecultur-Region und veröffentlichte über dieselbe eine sehr interessante Abhandlung, welche besonders für Triest, einem der bedeutendsten Kaffeemärkte der Mittelmeerküste, von vielem Werthe ist. Die nachfolgenden Angaben über den Kaffeebau auf Ceylon sind der erwähnten Schrift entnommen.

Wie jetzt noch weite Strecken unverwertheten Bodens auf Ceylon der Urbarmachung harren, so bedeckte einst uralter, dichter Wald die häufig sehr steilen Abhänge der Berge, über welche sich die Plantagen dehnen. Die Regierung verkauft das Land im Urzustande je nach Lage, Terrain, Bodenbeschaffenheit oder Concurrenz für 4—20 Pfund Sterling per Acre (1 Acre = 1125·2 Wr. □Klafter = 40·47 Ares).

Dann beginnt die Arbeit der Axt; man wählt meist die trockene Jahreszeit, Juli bis September, zum Lichten und legt den Feuerbrand an die gefällten Stämme und abgehackten Zweige, sobald sie nach ein bis zwei Monaten genügend ausgetrocknet sind.

*) Herr Georg Hütterott, der strebsame Sohn eines der ersten Kaufherren Triests, unternahm 1875 eine große Instructionsreise, von welcher er nach Umreisung der Erde im December 1876 heimkehrte. Bei dieser Gelegenheit besuchte er die Weltausstellung von Philadelphia und verfaßte über dieselbe, als Special-Delegirter der Triester Handelskammer, einen ebenso umfassenden wie an schätzenswerthen Details reichen Bericht, der 1877 veröffentlicht wurde. Auf unser Zusammentreffen mit Herrn G. Hütterott in Johore, Singapore und Hongkong werde ich später zurückkommen.

Die mächtigsten Stämme werden dabei ein Raub der Flammen, oder liegen, dem Verfaulen preisgegeben, halb verkohlt noch jahrelang zwischen den Kaffeepflanzen; bei dem geringen Holzwerthe lohnt es sich nicht, sie zu verwerthen, man würde durch das Fortschaffen kaum die Transportkosten herausschlagen.

Auf das Ausfallen dieses Brandes legen die Pflanzer sehr verschiedenen Werth. Ein guter Brand, der viel verzehrt, säubert das



Volkstypen aus Ceylon.

1. Buddha-Priester. — 2. Junger Singhalese. — 3. Tamile aus dem Volke. 4. Tamile vom Stande. — 5. Alter Singhalese. — 6. Fischer. — 7. Wäscher.

Terrain und erspart Kosten und Zeit beim Wegräumen des Unzerstörten; Asche und Kohlen düngen den Boden. Ein schlechter Brand, bei dem die Flammen nur rasch über das Holzwerk hinweggeglitten sind, hat den Humus des Waldbodens geschont und soll deshalb gute Aussichten für die Zukunft der Plantage bringen. Das Terrain wird nun möglichst gereinigt und sodann mit den aus frischem Samen in Beeten gezogenen und einige Monate alten Kaffeepflänzchen (Coffea arabica) in langen

Reihen mit circa zwei Meter Abstand von einander besteckt, so daß ungefähr 1700 bis 2000 Pflanzen auf einen Acre kommen. Gleichzeitig mit der Bepflanzung müssen Pfade und an Abhängen auch Rinnen (drains) zur Ableitung des bei den heftigen Niederschlägen mächtig von den Bergen strömenden Wassers durch die ganze Plantage gezogen werden. Gegen das Bloßspülen schützen manche Pflanzer die Wurzeln der Bäumchen durch mauerartig um jedes Stämmchen gelegte Steine. Ein emsiges Ausjäten des Bodens ist besonders in den ersten Jahren der Anlage von großer Wichtigkeit, damit das überaus rasch und üppig wuchernde Unkraut die jungen Pflanzen nicht erstickt. Geht eine der letzteren aus, so wird sie durch eine neue ersetzt und die ganze Plantage in dieser Weise immer wieder und so lange überarbeitet und ergänzt (supplying), bis jede Lücke in den Reihen verschwunden ist. Die Pflanzen schießen rasch und gerade auf und haben schon nach einem Jahre die für ihre spätere Ausnützung vortheilhafteste Höhe von ungefähr 1·5 Meter erreicht. Das Höherwachsen wird durch Abschneiden der aufwärts steigenden Triebe verhindert und die volle Entwicklung nach den Seiten begünstigt. In 8 bis 10 Jahren ist das Bäumchen ziemlich ausgewachsen, viel breiter als hoch und oben ganz platt geworden; das gerade Stämmchen hat dann in der Mitte eine Dicke von 10 bis 15 Centimeter erreicht und die langen aber dünnen Aeste füllen den Raum zwischen den Reihen gänzlich aus.

Die sorgsame Pflege hat jedoch damit nicht aufgehört. Schlechte Triebe müssen fortwährend beschnitten, der Boden rein, die Drains in gutem Zustande gehalten werden, und will man recht gute Ernten erzielen und der Pflanze ihre Tragfähigkeit für lange Jahre erhalten, so darf man ein zeitweises Düngen nicht versäumen.

Auf manchen Plantagen wird dazu unter Anderem das lange Gras der Wiesen verwendet, wenn solche in der Nähe sind, der ganze Boden der Plantage damit bedeckt und dasselbe erneuert, sobald es verfault.

Die Krankheiten, denen die Kaffeepflanze auf Ceylon ausgesetzt ist, sind außer hin und wieder vorkommenden Bohrwürmern noch die Leafdisease und die Bug. Bei ersterer verliert der Baum alle Blätter

und angesetzten Früchte und stirbt manchmal ab, bei letzterer werden Stamm und Aeste der Pflanze, die in gesundem Zustande hellgelb sind, schwarz und sie trägt nicht mehr. — Leafdisease kommt vereinzelt, Bug streckenweise in den Plantagen vor und ist sehr schwer zu vertreiben; gewöhnlich umwickelt man den Stamm der daran erkrankten Bäume mit Gras.

Am gesundesten und kräftigsten sollen die aus dem sogenannten Monkeycoffee (Affenkaffee) im Walde wachsenden Kaffeepflanzen sein, die der Pflanzer gerne sammelt, um sie in seine Plantage zu setzen. Die Affen fressen die reifen Früchte von den Plantagen und richten dabei oft Schaden an; sie lieben das süßliche Fleisch der Beere, verdauen auch nur dieses und geben die harten Bohnen wieder von sich, welche sodann zu sprossen beginnen. Dieser Monkeykaffee, der sehr häufig in kleinen, vom Regen reingewaschenen Häufchen gefunden wird, soll den wohlschmeckendsten Kaffee geben. Das Geheimniß seiner Entstehung möge die Freunde dieses Lieblings unserer heutigen Civilisation, nämlich des Kaffees, durchaus nicht abhalten, nach den besten Sorten auszuspähen.

Nach dem zweiten Jahre der Anpflanzung beginnen die Bäumchen Früchte zu tragen. Auf guten Plantagen geben sie unter günstigen Ernteverhältnissen im Durchschnitte 130 Kilogramm reinen (trockenen, exportbereiten) Kaffee per Acre. — Im vierten Jahre gewöhnlich schon mehr als das Doppelte, und im fünften und sechsten Jahre haben sie meist ihre ganze Tragfähigkeit erreicht. Ausgewachsene Plantagen tragen bis zu 1000 Kilogramm, im Durchschnitte jedoch 300 Kilogramm reinen Kaffee per Acre. Ein ausgewachsener Baum gibt in guten Jahren 2000 bis 2050 Beeren, welche ungefähr 0·63 Kilogramm reinen Kaffee geben. Auf 100 Kilogramm reinen Kaffee gehen also ungefähr 317.000 frische Beeren oder 634.000 Kaffeebohnen.

Die Blüthezeit des Kaffeebaumes fällt in das Frühjahr; aus den weißen, sternförmigen Blüthen, die in den Blattwinkeln auf kurzen Stielen büschelweise bei einander sitzen, entwickeln sich in fünf bis sechs Monaten die reifen Beeren, welche im Herbste geerntet werden. Sie gleichen in

Gestalt und Farbe einer etwas plattgedrückten, dunklen Kirsche. Unter der dünnen rothen Hülle umschließt eine schleimige Fleischschichte zwei Kerne, die Kaffeebohnen; diese stecken je in einer pergamentartigen Haut und liegen mit der flachen Seite gegeneinander.

In manchen, durch Lage und Boden begünstigten Gebieten ist die Blüthezeit an keine Saison gebunden. Es gibt in solchen Districten zwei Haupternten, eine im Frühjahr und eine im Herbst, eigentlich wird aber das ganze Jahr hindurch kleinweise geerntet.

Sobald die Beere roth ist, muß sie gepflückt werden; sie wird in Säckchen gesammelt (picking) und von entfernten Stellen in langen Röhren, welche über die ganze Plantage laufen, zum allgemeinen Sammelplatze durch Wasserkraft geschwemmt. Dort gelangt das Wasser mit den Beeren zwischen eiserne sich rasch drehende Walzen, deren Oberflächen mit Reihen von Spitzen versehen sind. Die äußere rothe Haut der Beere wird dadurch von der Bohne abgehülst (pulping), durch ein von derselben Maschine gerütteltes Sieb ganz von dieser geschieden, und fließt ab, um als Dünger oder bei den Eingeborenen als Zuthat beim Branntweinbrennen Verwendung zu finden, während die geschälte Beere in großen, mit Wasser gefüllten Behältern je nach Wärme des Klimas ein bis zwei Tage liegen bleibt. Die schleimige Masse, welche als Fleisch die Kerne noch umschließt, macht dabei einen Gährungsproceß durch und löst sich los. Beide Bohnen stecken nun noch je in einer Pergamenthaut, sind aber von einander abgefallen, die Beere hat sich so zu sagen getheilt. Durch Umrühren in reinem Wasser werden diese Bohnen nun gewaschen, wobei die schlechten, leichten an der Oberfläche schwimmen und von den guten, vollen unterschieden und abgesondert werden. Die Bohnen werden nun auf Asphaltterrassen an der Sonne während mehrerer Tage getrocknet und in der Pergamenthaut als Coffee in parchment nach Colombo versendet.

Die Witterung hat hauptsächlich zur Blüthe- und Erntezeit großen Einfluß auf das Ergebniß der Ernte. Kaltes und nasses Wetter ist dem Gedeihen der Blüthe schädlich; große Trockenheit vor der Reife hindert die volle Entwicklung der Kerne in der Beere und man erhält dann nur

kleine, leichte Bohnen. Warmer Regen kurz vor dem Pflücken läßt die Beere zu schnell reifen; es kann nicht rasch genug gesammelt werden und ein großer Theil der Beeren geht durch Abfallen verloren. Regnet es, wenn die von Schale und Fleisch befreiten Bohnen getrocknet werden sollen, so schwebt die ganze eingesammelte Menge in Gefahr, durch eine zweite Gährung zu verderben. Allerdings kann dem durch fleißiges Uebergießen mit kaltem Wasser bei häufigem Umschaufeln für einige Tage vorgebeugt werden.

In den großen Mills von Colombo wird der Coffee in parchment nochmals getrocknet, dann durch ein mit Dampfkraft bewegtes Walzwerk von der spröden Pergamenthaut befreit, ferner nach Größe und Form der Bohnen gesiebt und endlich durch Handarbeit (singhalesische Weiber) vollkommen gereinigt und zur Verschiffung in Fässer oder Säcke gepackt.

Bis dahin wird das Quantum gewöhnlich nach Buschels gemessen (1 Buschel = $^1/_8$ Imp. Quarter = 4·729 Wr. Achtel = 36·35 Liter). 100 Buschels frische Beeren müssen ungefähr 55 Buschels Coffee in parchment geben, und 5 Buschels Coffee in parchment, die bei gut trockenem Kaffee je 13·6 Kilogr. (30 engl. Pfund), also zusammen 68 Kilogr. wiegen, gehen auf 50·8 Kilogr. (1 engl. Centner = 112 engl. Pfund) reinen Kaffee. Der Gewichtsabgang, welcher durch das Ablösen der Pergamenthaut entsteht, macht somit mehr als 25 Percent aus.

Viele der Eingeborenen von Ceylon pflanzen Kaffeebäume um ihre Hütten oder legen auch ganze Kaffeegärten an. Ohne weitere Pflege wächst dort die Pflanze ungehindert in ihrer natürlichen Gestalt als buschartiger Baum, der eine Höhe von 3 bis 5 Meter erreicht. Der Ertrag ist viel kleiner, die Bohne meist nicht so schön wie die auf Plantagen gezogene und gibt bei der primitiveren Behandlung zu ihrer Gewinnung (Trocknen und Stampfen der Beere) auch nur den geringeren Nativekaffee (Kaffee der Eingeborenen). — Auf Java läßt man die Kaffeepflanze gleichfalls auswachsen, ohne sie zu ziehen oder zu beschneiden; selbst in den ausgedehnten Plantagen der holländischen Regierung wird ihr keine Pflege zugewendet, ja es wird nicht einmal gedüngt; so kommt

es, daß auf Java eine Pflanzung nach 12 bis 14 Jahren kaum noch trägt, während auf Ceylon die Plantagen, welche das doppelte oder ein noch höheres Alter erreicht haben, noch immer schöne Ernten geben.

Die südindischen Provinzen Tanjore, Trichinopoly, Madura und Tinnevelly liefern den größten Theil der Arbeitskraft für die Plantagen. Viele der von dort eingewanderten Tamils haben sich fest auf Ceylon niedergelassen, andere reisen alljährlich nach Hause; sie durchwandern meist zu Fuß die Insel bis zur Adams-Brücke, werden dort in nur dazu bestimmten Booten aufs Festland übergesetzt und kehren nach drei bis vier Monaten zu ihrer Plantage zurück; ihre Zahl beträgt viele Zehntausende. Der Pflanzer baut ihnen Wohnungen (Lines), liefert ihnen Reis und Medicamente à conto ihres Lohnes, welcher für den Mann ungefähr 9 Pence (38½ Nkr.), für die Frau 6—7 Pence (26—30 Nkr.), für ein Kind aber 3 Pence (13 Nkr.) ausmacht. Die Arbeiter (Kuli) leben sehr sparsam und erübrigen noch etwas von diesem kargen Lohne.

Der Plantagenbesitzer, welcher inmitten seiner Kaffeebäume, abgeschlossen von der großen Welt, seine Tage in emsigem Schaffen verbringt, hatte in früheren Jahren auch nur mäßigen Gewinn aus seiner Pflanzung ziehen können; einestheils war dies durch die Geldverhältnisse und die niedrigen Preise des Kaffees verursacht, anderseits aber durch allerhand schwere Lieferungsbedingungen.

Bei der jetzigen Lage des Artikels ist darin Manches besser geworden. Die Pflanzer verdienen bedeutend mehr, ihre Plantagen sind hoch im Werthe gestiegen. Dadurch ermuthigt, nimmt der Kaffeebau auf Ceylon seit den letzten Jahren rasch zu; viele neue Plantagen sind angelegt und die alten theilweise beträchtlich erweitert worden.

Große Strecken Urbodens befinden sich schon im Privatbesitz, um mit der Zeit zur Cultur der werthvollen Bohne bestimmt zu werden. Im Jahre 1869 nahm das mit Kaffee angebaute Land auf Ceylon eine

Fläche von	176.467	Acres ein,
1874 waren schon angebaut	237.345	"
In fünf Jahren sind also	60.878	Acres oder

95 englische Quadratmeilen Urwald in Kaffeepflanzungen umgewandelt worden.

Der Einfluß dieser neuen Anlagen auf die Kaffeeproduction Ceylons muß fühlbar werden, sobald die jungen Pflanzen ihre Tragfähigkeit erlangt haben werden.

Die Kaffeecultur, welche auf Ceylon durch die Araber eingeführt worden ist, hat im Laufe der Zeiten manche Periode der Blüthe und des Verfalles durchgemacht. In den letzten Decennien war sie stets in innigem Zusammenhang mit den Verhältnissen des Kaffeezolles in England wie auch mit den Schicksalen Amerikas, insbesondere aber mit der Sclaven-Emancipation in den Antillen. Nach Ransonnet verdreifachte sich die Menge des producirten Kaffees von 1837 bis 1847. Heutzutage sind die meisten Plantagen Eigenthum der Europäer, obgleich auch Eingeborene sich an der Cultur rege betheiligen.

* * *

Gegen Mittag kamen wir in Candy (550 Meter über dem Meeresspiegel) an. Die Umgebung der alten Hauptstadt Ceylons ist recht anmuthig. „Gleich einer Perlenschnur" umfließt der reißende Mahawelliganga-Fluß ihr Gebiet, das sich in malerischen Partien zu einem Gesammtbilde von besonderer Anziehungskraft ordnet. Das Vorhandensein eines großen Sees, in dessen Nähe sich der wettergebräunte große Tempel erhebt, dann die grünen Hügel und die durch das Laubwerk weißschimmernden Dagops tragen dazu wesentlich bei.

Die Dagops oder auch Dagobas sind die Wahrzeichen des Buddha-Cultus. Gewöhnlich enthalten sie eine Reliquie Buddha's. Ihrer äußeren Form nach gleichen sie einer Blumenzwiebel, der man eine Spitze aufsetzt; oft haben sie auch die Gestalt einer geschweiften Kuppel. Der Bau ist massiv und wird weiß bemalt. Auf Ceylon besonders interessant ist der Dagop von Anaradjapura, dessen Höhe nach Tennent über 80 Meter bei einem Rauminhalte von mehr als dreiviertel Millionen Kubikmeter beträgt. Ueberhaupt besitzt die buddhistische Religion, wie wir uns später

in Siam überzeugten, Denkmäler von so gewaltigem Umfange, daß man durch sie an die ägyptischen Pyramiden erinnert wird.

Da wir uns nur bis zum nächsten Morgen in Candy aufhalten konnten, so waren wir gezwungen, die Sehenswürdigkeiten so zu sagen im Fluge durchzumustern. Nur dem botanischen Garten von Peradenia, der wegen der Fülle seiner Naturschönheiten ein Paradies genannt zu werden verdient, widmeten wir längere Zeit, und zwar den ganzen Nachmittag. Gleich nach dem Frühstücke machten wir uns auf den Weg und langten in einer halben Stunde in Peradenia an.

Auf einer durch die Windungen des Mahawelliganga gebildeten Halbinsel nimmt der außerordentlich reizende und vorzüglich gepflegte Garten eine Fläche von etwas über 100 Wr. Joch ein. Alle Pflanzen der Tropen sind hier in auserlesenen Exemplaren vertreten und in Uebereinstimmung mit den günstigsten Bedingungen zu ihrer Entwicklung gruppirt. Dabei ist das landschaftliche Moment mit vielem Geschmacke berücksichtigt, so daß Natur und künstlerische Anordnung sich harmonisch ergänzen. Die sorgfältig gepflegten Wege schlängeln sich durch grüne Parkwiesen zu all' den Herrlichkeiten, welche die unermüdliche und ewig schaffende Tropenwelt hier anhäufte und welche hier in Ueberfülle das Auge erfreuen. Schmetterlinge, Käfer und Vögel von den schönsten Farben tummeln sich auf den prachtvollen Blüthen herum. Wir versuchten, mit einem Netz eines oder das andere dieser Thiere zu fangen, was uns jedoch nicht gelang. Jeder Augenblick brachte uns in die Nähe eines Thieres oder einer Pflanze, die unsere Aufmerksamkeit erregten. Doch wie verschieden ist der Eindruck, den man hier empfängt, von jenem in der Wildniß bei Galle!

In letzterer die ganze Pflanzenwelt mit unerbittlicher Consequenz im Kampfe ums Dasein, hier aber ungestörter Friede; dort ungebändigtes Gedränge, in welchem die Pflanze verkümmert, hier ausgesprochene Wohlhabenheit, die ihr freies Wachsthum gewährt; kurz, hier der wohlthuende Einfluß der Cultur und dort der leibhaftige Communismus der Wildniß.

Ueber drei Stunden promenirten wir in diesem Paradiese, endlich mußte aber doch geschieden sein. Hoch befriedigt kehrten wir in die Stadt zurück.

Die Eingeborenen wohnen auch hier in niederen, mitunter nur aus Lehm zusammengeklebten Hütten, deren jede den obligaten Bazar vor dem Eingange besitzt. Die eingewanderten Malabaren, welche auf den Kaffeepflanzungen Arbeit finden, bilden einen großen Theil der Bevölkerung von Candy. Ihre von den Singhalesen verschiedene Abstammung wird nicht nur durch ihre Gestalt und Kleidung, sondern auch durch ihren Charakter, ihre Sprache und Religion bezeigt. Der Mehrzahl nach sind sie Verehrer des Wischnu oder Schiwa. Ihre Sprache ist die Tamul'sche*). Am meisten und auch von den Europäern sehr geachtet, sind unter denselben die Handelsleute (Chetties). Von athletischer Gestalt bei unbedeutenden Gesichtszügen (großer Mund, kleine Nase, tiefliegende, länglich geformte Augen), tragen die meisten Malabaren Ohren- und Nasenringe, während ihre Kleidung sehr dem adamitischen Costume nahe kommt. Außer dem Lendentuche benützen sie oft auch einen Ueberwurf von weißem Stoff und ein Kopftuch.

In einer Hütte hörten wir einen musikalischen Lärm und fanden darin fünf Frauen, von welchen zwei auf einen Tam-Tam schlugen und sangen, während die anderen nach diesen Klängen tanzten. Sie ließen sich durch uns gar nicht stören, wie denn überhaupt diese Leute mit den Weißen sehr freundlich sind.

Die so unerwartet aufgefundene Damengesellschaft bestand aus malabarischen Mädchen. Wenn man nur ihre Gesichter betrachtete, so konnte man keines derselben auch nur im entferntesten Sinne hübsch nennen,

---

*) Die Tamul'sche oder auch Tamil'sche Sprache wird von ungefähr zwölf Millionen Menschen im südlichen Theile Indiens gesprochen und ist ein Hauptzweig der dravidischen Sprachenfamilie. Die Sprache der Singhalesen gründet sich auf das Sanskrit, besitzt aber eine bedeutende Beimengung von Pali. Dieses letztere — auch vom Sanskrit abstammend — kommt nur noch als todte Schriftsprache der Priesterkaste auf Ceylon, dann in Siam und Ava in reinem Zustande vor.

und doch wie vortheilhaft stand ihnen das gewinnende Lächeln, das ihre Lippen umspielte. — Die schlanken Gestalten der Tanzenden, das Ebenmaß ihrer schönen Formen, der milde Ausdruck ihrer dunklen Augen, wenn sie den neugierigen Blick auf uns Eindringlinge warfen, gab ein Bild von fast zauberhaftem Reiz.

Wie in ihrer äußeren Erscheinung, so unterscheiden sich die Malabarinnen auch in ihrer Kleidung recht günstig von den Singhalesinnen. Gewöhnlich tragen sie ein weißes und rothgesäumtes oder auch gelbrothes Tuch in schönem Faltenwurf um die Hüfte geschlungen und dann über eine der Schultern schräge über die Brust gezogen. So einfach diese Kleidung auch ist, so verstehen sie es doch, dieselbe mit viel Koketterie anzulegen, damit die Gestalt zwar verhüllt sei, die Form aber doch hervortrete.

Recht gut kleidet auch der Schmuck auf ihrer dunklen sammtartigen Haut. Ringe an den Fingern, oft auch an den Zehen, dann goldene Spangen an den Armen und an den Fußgelenken, Halsketten aus Gold oder Korallen, endlich goldene trommelähnliche Einsätze von 2—6 Centimeter Durchmesser im Ohrläppchen und ein kleiner Ring im linken Nasenflügel sind die gebräuchlichsten Schmuckgegenstände.

Die Bewegungen der Tänzerinnen entsprachen durchaus nicht der gewöhnlich den Hindumädchen eigenen Anmuth und Grazie, die man bei ihren täglichen und einfachsten Beschäftigungen beobachten kann; überhaupt bestand ihr „Tanz" in einer Reihenfolge eingelernter, oft linkischer Stellungen, ohne Schwung und Feuer. Wie weit übertrafen ihre reizenden Naturgaben die schlecht aufgefaßte Kunst; gerne hätten wir den artigen Tänzerinnen zugerufen: Warum wollt Ihr weiter schweifen, seht, das Gute liegt so nah! — Unwillkürlich kam mir angesichts der edelgeformten dunklen Gestalten die Meinung eines geistreichen Schriftstellers über natürliche Anmuth der Frauen und über den Einfluß dieser Eigenschaft auf die Kunst ins Gedächtniß.

Indem er — ich glaube es war Mérimée — den Rückschritt der plastischen Kunst im Allgemeinen bedauert, glaubt er den Grund, daß die heutigen Künstler keine so edlen Gestalten hervorzumeißeln vermögen,

wie wir solche von den alten Griechen besitzen, nicht so sehr in einem Talentmangel, als in der Wahl der Modelle zu finden. Den griechischen Meistern wären Frauen der edelsten Geschlechter zu Modell gesessen, während die heutigen Künstler ihre Vorbilder aus dem niederen Volke entnehmen, wo jene undefinirbare, aber den Sinnen höchst fühlbare natürliche Anmuth oft gar nicht oder doch nur in minder hohem Grade vorhanden sei, wie bei den ersteren. Welch' prächtige Modelle hätten unsere, einem edlen Stamme entsprossenen Hindumädchen abgegeben!

Eines kleinen Zwischenfalles muß ich noch erwähnen. Als wir in das Hôtel zurückgekehrt waren, machte man uns aufmerksam, daß wir an den Beinen bluten. Thatsächlich hatten zwei unserer Gefährten an der bezeichneten Stelle auffallend große Blutflecken. Die sofort vorgenommene Untersuchung zeigte, daß sich einige Blutegel, von welchen es auf Ceylon in den Büschen und auf Wiesen förmlich wimmelt, unbemerkt angesogen hatten. Die außerordentlich große Menge dieser Thiere soll ein Campiren unter freiem Himmel sehr gefährlich machen. Kann man dieses vermeiden, so sorgen Musquitos, Zecken und Ameisen (besonders Termiten) dafür, in Ceylon noch immer kein vollkommenes Paradies zu finden.

Am Abende sahen wir, wie ein Kaufmann seine Tagesrechnung auf einem Palmenblatt machte, in welches er die Buchstaben mit einem Stifte wunderschön einritzte. Wir wollten ein so beschriebenes Blatt haben; es wurde uns jedoch erklärt, daß diese Documente aufbewahrt und nie aus der Hand gegeben werden. Jeder Singhalese kann lesen und schreiben. Es ist sehr komisch, die Kinder vor dem Schulgebäude sitzen zu sehen. Einer der Knaben hält das Palmenblatt mit dem Alphabet und alle singen zusammen einen Buchstaben nach dem andern.

Erst bei Sonnenuntergang kamen wir dazu, den berühmten Tempel mit dem Buddha-Zahn zu besuchen. Das Aeußere desselben ist ebenso verwahrlost wie das Innere und entspricht nur wenig der religiösen Bedeutung und Verehrung, welche der Tempel genießt. Wir fanden eine Gruppe großer Gebäude, aus welchen der achteckige Tempelthurm mit

dem Spitzdache hervorragt. Eine Mauer mit Schießscharten und ein Wassergraben umgeben ihn; die erstere verbindet den Tempel auch mit dem benachbarten alten königlichen Palaste, einem Gebäude von bedeutendem Umfange. In seiner Nähe befindet sich der Glanzpunkt Candys, nämlich der prächtige Palast des Gouverneurs. Der ihn umgebende Park ist im englischen Geschmacke angelegt, seine reizendste Partie ist der sogenannte „Lady Horton's walk“, eine Anhöhe, von der man ein schönes Panorama über Candy und dessen Umgebung genießt.

Es war ein besonders günstiger Moment, als wir beim Tempel ankamen, denn vor unseren Augen und mit einem wahren Höllenlärm von Trompeten und Trommeln wurde er zum Besuche geöffnet.

Die Gläubigen kamen mit Körben voll Lotosblumen, die sie Buddha opfern, um sich irgend eine Gunst zu erbitten; sie werden eingelassen, wir aber müssen warten, bis die in gelbseidener Toga bekleideten Priester erscheinen. Sodann führt man uns in das Heiligthum.

Hier sollten wir nun die ehrwürdige Reliquie des Buddhaismus sehen, jenen heiligen Gegenstand, vor dem sich Millionen Gläubige ehrfurchtsvoll niederbeugen. Dieser sogenannte Zahn Buddha's oder die „Dalada", wie ihn die Singhalesen nennen, hat seine eigene Legende, die bis in das VI. Jahrhundert v. Chr. zurückreicht, wo der Zahn bei Verbrennung der Leiche Buddha's glücklich aus den Flammen gerettet wurde. Von da bis zum IV. Jahrhundert n. Chr. — also durch volle achthundert Jahre — wurde er von den Königen von Calinga (Bengalen) aufbewahrt, endlich aber gegen kostbare Geschenke dem Könige von Ceylon übergeben. Nach Tennent soll ihn eine Fürstin im Haare verborgen an den Hof des Königs gebracht haben. Im Jahre 1315 fiel er den Malabaren in die Hände und wanderte wieder auf das Festland, bald aber gelangte er neuerdings in den Besitz der Könige von Ceylon, welche ihn später während der Kriege mit den Portugiesen an verschiedenen Orten versteckt hielten; dennoch wurde er 1560 aufgefunden und nach Goa gebracht. Auf die Trauerkunde vom Verluste des Zahnes bemächtigte sich der Buddhisten eine arge Verzweiflung und durch alle Länder ver-

breitete sie sich. Der König von Pegu bot den Portugiesen 400.000 Goldstücke als Lösegeld und noch obendrein eine Allianz an, aber der portugiesische Vicekönig, unter dem Einflusse der katholischen Geistlichkeit (namentlich des Erzbischofs von Goa) schlug die Auslieferung dieses Palladiums der Abgötterei aus, und der Zahn wurde noch in demselben Jahre zu Goa öffentlich verbrannt und seine Asche in das Meer gestreut. Ueber das erneuerte Auftreten des Zahnes heißt es im „Novara-Werke", derselbe wäre schon am Morgen nach der Verbrennung in einer Lotosblume des Candy-Tempels aufgefunden worden, wo ihn Buddha selbst niedergelegt hätte; nach Tennent aber tauchten einige Jahre nach der Verbrennung (1566) gleichzeitig zwei Daladas auf, eine in Ceylon, die andere aber in Pegu; die erstere wird, obwohl ganz sicher falsch, doch für die echte gehalten, und sie ist es, die gegenwärtig im Tempel zu Candy aufbewahrt wird.

Das Sanctuarium des Tempels ist nichts weiter als ein fensterloses Gemach des Thurmes; dort ruht auf einem altarähnlich gehaltenen silbernen Tische ein schwerer goldener eiförmiger Körper, in welchem der Zahn eingelegt und versiegelt ist. Der eiförmige Körper soll eine Lotosblume vorstellen. Sie wird mit mehreren reichverzierten silbernen Glocken überdeckt. Der Luxus an kostbaren Edelsteinen und schweren goldenen Ornamenten bleibt bei dem verwahrlosten und schmutzigen Zustande des Gemaches geradezu unverständlich. Ueberhaupt trägt dieser Ort das Zeichen des moralischen Verfalles der buddhistischen Hierarchie, die in Candy ihren Hauptsitz hat, an sich. Wir mußten nun heimkehren, da unterdessen die Dinerzeit herangerückt war.

Der nächste Morgen fand uns schon auf der Rückreise nach Colombo. Ich erwähne nur flüchtig eines Gewitters in den hohen Bergen, das einzig in seiner Art war. Aus den schweren dunklen Wolken schossen heftige Blitze herab, aber man hörte keinen Donner, ebenso gab es keinen Regen. Dieses eigenthümliche Phänomen in den Bergen Ceylons wird von den Singhalesen zu einem recht gelungenen Vergleiche herbeigezogen, indem sie einen Lügner mit einem Ceylon-Blitz bezeichnen.

Bei der Ankunft in Colombo konnten wir noch über einige Mußestunden verfügen, nachdem die Post nach Galle erst spät am Abende abzugehen hatte. Während wir fast planlos in der Stadt herumschlenderten, schloß sich uns Mr. B*** — ein ausnahmsweise gesprächiger Engländer — an, der uns als Fremde erkannt hatte. Auf das Zuvorkommendste übernahm er die Rolle der Führerschaft, und war bemüht, uns die Sehenswürdigkeiten Colombos zu zeigen oder uns auf Dieses oder Jenes aufmerksam zu machen. In Europa, wie überhaupt in jenen Ländern, wo unsere Race vorherrscht, ist das gemeinsame Band, welches uns als Kinder eines Stammes umschlingt, kaum fühlbar; anders ist es aber in den fernen, von farbigen Völkern bewohnten Gebieten. Dort fühlen sich die Besitzer der weißen Haut unwillkürlich einander näher gerückt und fragen weder nach Nationalität, noch nach Beruf, ja oft — wie in unserem Falle — nicht einmal nach der „indispensable introduction“ der englischen Etikette.

Mr. B*** verdankten wir die Bekanntschaft des riesigen Banyanen-Feigenbaumes (Ficus indica) in der Vorstadt Colpiti. Seine unzähligen Luftwurzeln, deren viele schon zu förmlichen Stämmen auswuchsen und das mächtige Geäste stützen, überspannen, einem Triumphbogen gleich, die Straße. Dieses Riesenthor durchfuhren wir bei der Ankunft in Colombo, aber das Zeltdach des Wagens entzog es unseren Blicken. Der Banyanenbaum wird von den Brahminen verehrt, während die Buddhisten dem sogenannten Bo-Baum (Ficus religiosa), welcher dem erstgenannten sehr ähnlich ist, aber keine Luftwurzeln treibt, die Heiligkeit zusprechen. Beide Ficusarten werden aber recht oft miteinander verwechselt.

Die Bo-Bäume, die fast bei jedem Buddha-Tempel zu finden sind, haben einen kurzen, massiven, vertical gerippten Stamm und eine mächtige Laubkrone, deren dunkle und glänzende Blätter so fein gestielt sind, daß sie der leiseste Windhauch schon bewegt*). Kaum dürfte es auf der Erde

*) Das beständige Schwanken und Zittern der Blätter und Zweige, welches beiden Ficusarten gemein ist, wird von gläubigen Buddhisten als die Folge jener Scheu einflößenden Scene bezeichnet, von welcher der Sage nach der Bo-Baum einst Zeuge war; ähnlich wie die syrischen Christen in dem Umstande, daß das heilige

andere Gewächse geben, über deren Herkunft und Schicksale so genaue Daten vorhanden sind als über jene der Bo-Bäume.

Der Urstamm derselben, der im Walde von Urawela in Bahar wuchs, verdankte seine Berühmtheit der Sage, daß Gautama Buddha, während er unter dessen Laubdache Schutz und Obdach suchte, die höhere Buddhawürde erlangt habe. Im Jahre 288 v. Chr. soll sich ein Ast desselben Baumes von selbst losgetrennt haben und diesen hätte der König von Magadha nach Ceylon bringen lassen, wo man ihn unter der Prophezeiung, „daß er grünen und blühen werde immerdar" zu Anaradjapura im nördlichen Theile des Königreichs Candy pflanzte. Seitdem sind 2162 Jahre über ihn hinweggegangen, und er ist ebenso unversehrt geblieben in den zahllosen Kriegen, welche so viel Unheil über Ceylon gebracht haben. Die Stadt, welche einst in seiner Nähe stand und durch die verschiedenartigsten Schenkungen der Könige von Candy aufblühte, ist schon längst verschwunden, desgleichen hat die Religion, deren Wohle er dient, schon lange degenerirt, allein noch grünt und blüht der Riese als ehrwürdiger Greis unter seinen zahlreichen Nachkommen. Die berühmte Chronik der Singhalesen, das von Mahanamo verfaßte „Mahawanso", welches einen Zeitraum von 2300 Jahren (bis 1758 n. Chr.) umfaßt, sagt von dem heiligen Baume: „Und so hat dieser Fürst des Waldes, begabt mit wunderbaren Kräften, Jahrhundert und Jahrhundert gestanden in dem köstlichen Maha-mego-Garten in Lanka (Ceylon), fördernd das geistige Wohl seiner Bewohner und die Verbreitung der wahren Religion". Läßt man auch seine religiöse Bedeutung unbeachtet, so bleibt er doch noch besonders in naturgeschichtlicher Richtung von hohem Interesse.

Als die Nebel der Nacht sich herabgesenkt hatten, war auch unsere Abfahrtsstunde herangerückt, und wir sagten Colombo Lebewohl! Die Route nach Galle führte uns wieder durch die reizenden Landschaften, die uns so entzückt hatten. Es gab eine herrliche Nacht. Das blasse Licht des

---

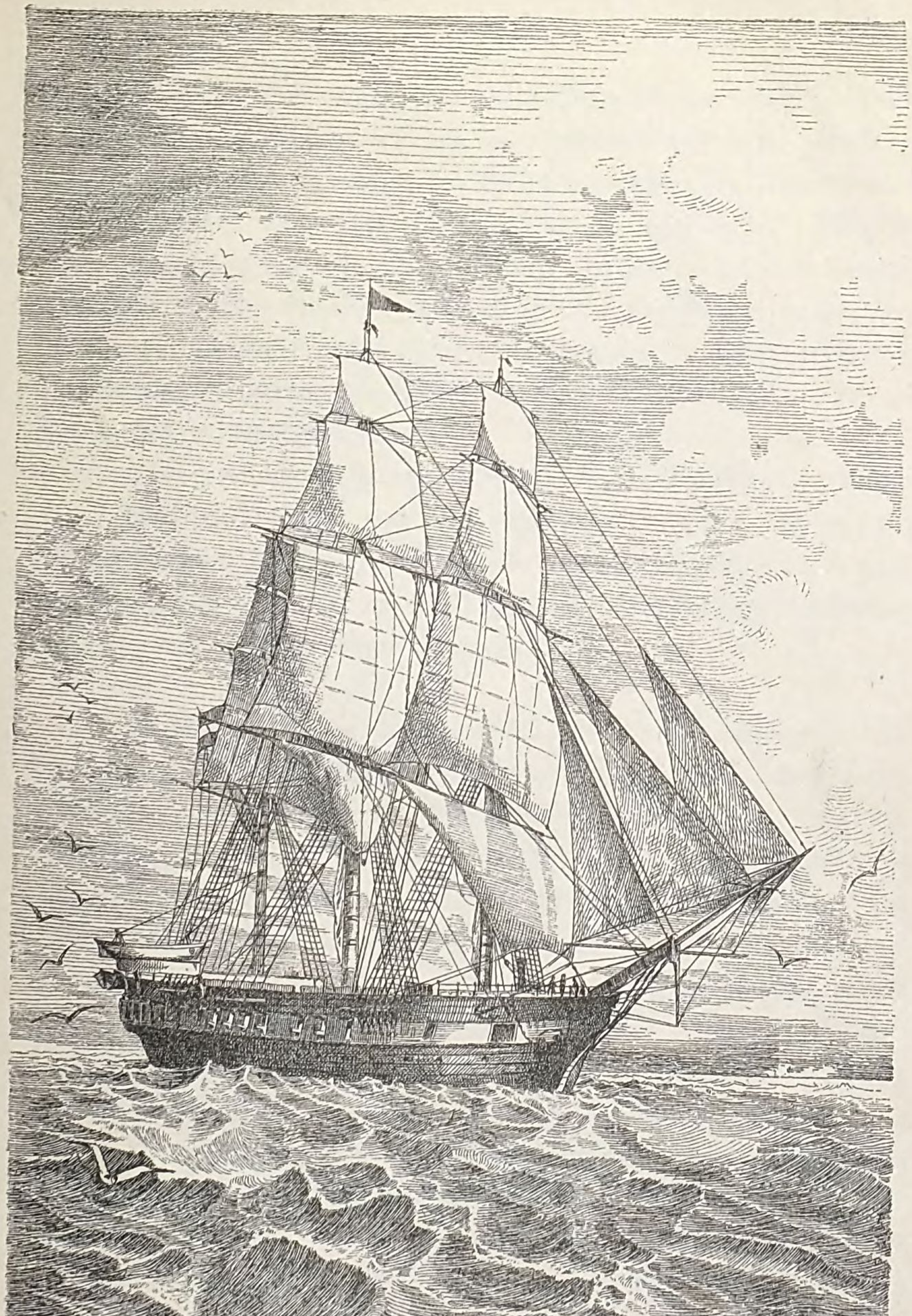
Kreuz angeblich aus Espenholz gefertigt war, die Ursache zu erkennen glauben, warum die Blätter der Espe noch bis zum heutigen Tage vor Angst und Schrecken erzittern. Nach „Novara-Reise".

Mondes übergoß die Gegend mit jenem warmen, durchsichtigen und bläulichen Ton, der nur den Sommernächten des Orientes eigen ist, und Tausende großer, hellflimmender Leuchtkäfer im Vereine mit dem matten Glanze der Gestirne steigerten den Eindruck dieser Scenerie zu einem feenhaften Zauber, der an Romantik kaum übertroffen werden dürfte.

Recht ermüdet kamen wir am Morgen des 11. Juli in Galle an. Unser „Friedrich" schaukelte lustig im Hafen und war bereit, diese seine Lieblingsbeschäftigung nun in hoher See fortzusetzen. Am Bord hatte man nur auf unsere Ankunft gewartet, um die Abfahrtsstunde zu bestimmen, und als auch das letzte Geschäft vor jeder Abreise, d. i. das Bezahlen der Rechnungen, abgewickelt war, schieden wir um $2^1/_2$ Uhr p. m., reich an werthvollen Erinnerungen, aber wehmüthigen Herzens von dieser prächtigen Insel. Das Getöse der Brandung war rasch verhallt, wir hatten die hohe See erreicht und steuerten unserem Reiseziele Singapore entgegen.

So weit es mir möglich war, trachtete ich im Vorhergehenden ein Bild des üppigen Pflanzenwuchses, der schönsten Zierde Ceylons, in die Erzählung unserer Erlebnisse einzuflechten, es erübrigt nur noch, ein Wort über die politische und commercielle Bedeutung dieser Insel beizufügen.

Vor Allem verdankt Ceylon seine jetzige Blüthe der geographischen Lage, welche, indem sie die Insel zu einer wichtigen Etappe im Weltverkehr bestimmte, auch die Bürgschaft für eine große Zukunft in sich schließt. Die Küstenbeschaffenheit für sich betrachtet, sehen wir im Nordosten der Insel den großen und weitverzweigten Golf von Trinkomali, welcher den Schiffen bei jedem Wetter die sichersten Ankerplätze bietet und mit Ausschluß des portugiesischen Goa der einzige gute Hafen in ganz Vorder-Indien ist. Gleichzeitig ist er als Kriegshafen und Flottenstation von ausgezeichneter politischer Wichtigkeit. An der Westseite der Insel sehen wir in neuester Zeit Galle und Colombo unter ganz verschiedenen Verhältnissen um die commercielle Suprematie ringen. Ersteres ist durch seine Lage der Knotenpunkt sämmtlicher Dampfschiffahrts-Verbindungen nach den asiatischen und australischen Häfen geworden und nur deshalb



Corbette Friedrich.

von Bedeutung. Es dürfte sich dieses Vorzuges aber blos so lange erfreuen, bis die Schutzdämme des neuen Hafens von Colombo ausgebaut sein werden; dann tritt dieses als Ausmündungspunkt der Eisenbahn und als natürlicher Stapelplatz für die Producte der central gelegenen Pflanzungen, sowie auch als Hauptstadt der Colonie in die bisherigen Vortheile Galles. Die weiteren Quellen seines Wohlstandes betrachtend, finden wir auf Ceylon noch ausgedehnte Gebiete der Cultivirung zuführbar, welche eine Steigerung der überaus reichen und mannigfaltigen Bodenproduction in Aussicht stellen.

Die bedeutende Steigerung im Werth der Ein- und Ausfuhr während des letzten Decenniums zeigt nicht nur vom Aufschwunge und von der Entwicklung des Plantagenwesens, besonders der Kaffeepflanzungen, sondern ist auch ein Beweis dafür, wie sehr die Principien der heutigen Verwaltung auf gesunden Voraussetzungen fußen.

* * *

Es dunkelte bereits, als das Schiff frei von der Südspitze Ceylons den Cours auf Groß-Nikobar setzte. Die Maschine wurde schon vorher abgestellt und Segel beigesetzt. Der Monsun hat hier eine fast westliche Richtung, ist aber nur von mäßiger Stärke. Ohne besondere Ereignisse segelten wir nach Osten und erblickten beim ersten Morgengrauen des 17. Juli die Umrisse der hohen Insel Groß-Nikobar und später die Berge von Atschin auf Sumatra. Wieder brachte uns die Annäherung an das Land erst viel Regen, später auch einige Windböen. Am 18. erreichten wir die Malakkastraße. Der Monsun weicht hier den variablen Brisen, welche die Nähe des Landes hervorbringen, und der oceanische Seegang ist durch den vorliegenden riesigen Wellenbrecher Sumatra kaum mehr zu fühlen. Je weiter wir vorwärts kamen, desto mehr machte sich der vollkommene Umschlag in der Witterung fühlbar; anfangs gab es nordwestliche Brisen, später aber behielten sehr leichte variable Winde aus südlicher Richtung die Oberhand. Wir kamen nur sehr langsam vorwärts und sahen einer recht langwierigen Segelfahrt durch den südlichen Theil der Straße entgegen. Die einzige Anregung bot das Thierleben

durch die neuen Formen, welchen wir begegneten. Anstatt der großen Scharen fliegender Fische und der Seeschwalben, die im Ocean zu sehen waren, traten hier bedeutende Mengen der gelb und schwarz gefleckten giftigen Wasserschlangen (Chorsydrus fasciatus) auf, deren eine zu fangen uns gelang. Diese interessanten Reptile liegen oft regungslos an der Oberfläche des Wassers, bis sie durch das herankommende Schiff aufgescheucht werden und zu entfliehen trachten. Unter den Seevögeln war der großschnäbelige Tölpel in ansehnlichen Gesellschaften auf schwimmendem Treibholze am häufigsten sichtbar.

Nachdem die südlichen Winde vorherrschten und wir mit Rücksicht auf das Reiseprogramm nicht viel Zeit zu verlieren hatten, so wurde am 20. die Maschine in Betrieb gesetzt. Noch an demselben Tage steuerten wir an der englischen Colonie Penang vorbei. Sie ist eine der englischen Niederlassungen der Malakkastraße, welche unter dem Namen der „Straits-Settlements" bekannt sind, und zwar ist sie nach Singapore die bedeutendste. Nebst dem südlicher gelegenen Malakka zählt auch das 1874 erworbene Königreich Perak zu diesen Settlements. Von den reizenden Landschaften Penangs, welches von den Familien Singapores oft als Sommerfrische besucht wird, bekamen wir leider nur wenig zu sehen. Am 24. vor Tagesanbruch nöthigte uns ein mit aller Heftigkeit niedergegangenes Gewitter, rasch zu ankern, nachdem wir schon in der Nähe des Archipels vor der Einfahrt von Singapore angekommen waren. Diese Vorsichtsmaßregel kommt besonders im beengten Fahrwasser des südlichen Theiles der Straße, wo es fast überall Ankergrund gibt, recht häufig zur Anwendung und bewahrte schon viele Schiffe vor der unnöthigen Bekanntschaft mit dem Lande.

Das Wetter klärte sich nach kaum einer halben Stunde und wir konnten die Fahrt wieder fortsetzen.

Der stürmischen Nacht folgte ein herrlicher Tag, der uns die grünen Eilande und die reizenden vollbewaldeten Inselchen, zwischen welchen wir fuhren, noch anmuthiger erscheinen ließ. Endlich kam auch die baumreiche Insel Singapore in Sicht, und nachdem wir die hohen

Blakan-Mati-Inseln dublirt hatten, gelangten wir auf die weitgedehnte Rhede von Singapore, wo wir um 1 Uhr p. m. ankerten. Es lagen nicht sehr viel Schiffe vor Anker, aber zu unserer größten Genugthuung sahen wir die österreichisch-ungarische Flagge auf den Masten mehrerer Handelsschiffe wehen, ein sicheres Zeichen, daß die Pionniere unseres vaterländischen Handels hier in der ersten Station Ostasiens festen Fuß gefaßt hatten.

Wegen des seichten Wassers lagen wir gegen $1^1/_2$ Seemeilen vom Lande entfernt. Von hier aus erscheint die Insel als ein schmaler langer Streifen grünen Landes, aus welchem das Fort Canning mit dem Flaggenmaste, sowie mehrere Hügel im Hintergrunde hervorragen. Von der Stadt Singapore ist nur wenig sichtbar, denn mit Ausnahme der Magazine am Kai und einzelner Häusergruppen, verbirgt sie sich hinter den vorstehenden Bäumen, über welchen nur das Stadthaus (Town-Hall) und die hübsche evangelische Kirche zu sehen ist.

VIII. Singapore*).

Das Reich des Dollars. — Geschäfte und Familien der Europäer. — Der deutsche und der englische Club. — Die Landhäuser. — Die Dienerschaft. — Stellung der Europäer. — Malayische Prauen und chinesische Dschunken. — Charakter der Stadt. — Der neue Hafen. — Im chinesischen Quartiere. — Die Chinesen. — Mr. Whampoa. — Die Malayen. — Ihr Charakter. — Ihre Kleidung. — Malayische Waffen. — Die malayische Sprache. — Die Javanen. — Die Klings. — Straßenbilder. — Opium- und Spirit-Spelunken. — Wirkungen des Opiums. — Ein Opiumrauchversuch.

Hat man Singapore erreicht, so ist man auch im großen Reiche des Dollars angelangt, welches sich von hier aus über ganz Ostasien und Nordamerika bis an die Küsten des Atlantischen Oceans erstreckt. Rasche Erwerbung von Capital ist in diesem Reiche

*) Singapore, auf der gleichnamigen Insel gelegen, ist die Hauptstadt und der Stützpunkt der englischen Niederlassungen in der Malakkastraße, welche unter dem Namen der Straits-Settlements bekannt sind. Bis zum Jahre 1867 waren

weit mehr als irgendwo das Losungswort der weißen Menschen; jedoch ebenso wie besondere Landestheile verschiedene Gebräuche haben, die sich aus ihren Eigenthümlichkeiten herausbilden, ebenso finden wir auch im Dollarreiche wesentliche Unterschiede im geschäftlichen Leben seiner östlichen und westlichen Hälfte. In der ersteren, also in Amerika, sammelt sich das erworbene Capital an und wird dem Lande nutzbringend, in Ostasien findet aber das Gegentheil statt. Der „gemachte Mann" reist in seine Heimat zurück, der fremden Scholle den Rücken kehrend, sobald er ihrer nicht mehr bedarf. — Selbstverständlich werden die gesellschaftlichen Verhältnisse durch ein mit so kräftigem Motor bewegtes geschäftliches Leben vollständig beeinflußt, oft fällt selbst die Zufriedenheit der Familie und das häusliche Glück dem Dollar zum Opfer.

Im großen Ganzen kann die nachfolgende Darstellung als eine nur gar zu oft zutreffende Schablone, nach der sich das Familienleben der

---

dieselben in administrativer Richtung der ostindischen Regierung untergeordnet, dann aber wurden sie in Folge begründeter Proteste zur britischen Kroncolonie mit der Hauptstadt Singapore erhoben. — Mit Ausschluß des erst in jüngster Zeit erworbenen Peraks, über das keine Daten zur Verfügung stehen, haben die Straits-Settlements zusammengenommen einen Flächeninhalt von 57·6 geographischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung (1874) von 308.097 Seelen. Hievon entfallen auf Singapore 97.111 (von welchen nur 22.763 weiblichen Geschlechtes), auf Insel Penang und die dazu gehörige Provinz Wellesley 133.230 (hievon 49.081 weiblichen Geschlechtes) und auf Malakka 77.756 (hievon 35.820 weiblichen Geschlechtes).

Von der oben angegebenen Bevölkerungsziffer sind:

	In den Straits-Settlements	In Singapore	
Europäer und Amerikaner	1.730	1.329	(davon 303 weibl. Geschl.)
Chinesen	103.936	54.098	„ 7.467 „ „
Malayen	147.188	19.250	„ 9.209 „ „
Javanen	4.665	3.239	„ 1.084 „ „
Klings	18.994	9.297	„ 1.638 „ „

Der Rest vertheilt sich auf vierundzwanzig andere in der Colonie vertretene Völker und Stämme.

Die Verwaltungskosten der Colonie betrugen 1874 die Summe von 6·6 Mill. Gulden, davon entfielen auf Singapore 3·7 Mill. Gulden.

Colonisten gestaltet, angesehen werden. Die Männerwelt sitzt vom Morgen bis zum Abend in den am Kai gelegenen Comptoirs, — die Familie bewohnt aber ein oft recht entferntes Landhaus (Bungalow) im Inneren der Insel. Wenn sich dann die Sonne dem Untergange nähert, kommt wohl der Wagen mit Frau und Kind angefahren, um den müden Papa vom „office" abzuholen, damit die Zeit bis zum Diner durch eine Fahrt auf den gut gepflegten Straßen, welche die blühenden Gärten der Insel durchkreuzen, abgekürzt werde. Oft gelingt es auch der Frau, vielleicht noch mehr dem wohlthuenden Rütteln des Wagens, alle Gedanken an das Geschäft aus dem Kopfe des Gemals zu vertreiben oder sie wenigstens in ein Kämmerchen seines Gehirnes bis zur nächsten Comptoirs-Eröffnung zu vereinigen. Oft, aber nicht immer. Kaum, daß der letzte Bissen des Diners die Halsschleife passirte, muß Papa wieder fort, denn im Clubhause wartet seiner ein Geschäftsfreund und gar wichtige Dinge sind

Jahr	Werth der Ausfuhr	Werth der Einfuhr	Zusammen
1872	134·7 Mill. Gulden	137·9 Mill. Gulden	272·6 Mill. Gulden
1873	125·5 „ „	135·7 „ „	261·2 „ „

Hievon entfallen auf Singapore die im X. Abschnitte angeführten Summen.

Schiffahrtsbewegung von Singapore im Jahre 1874:

	Dampfer	Segler	Dschunken	Tonnengehalt	Bemannung
Eingelaufen	982	604	2.361	1,482.250	82.956
Ausgelaufen	965	562	2.387	1,384.130	78.295

Unter österreichisch-ungarischer Flagge befanden sich darunter:

	Dampfer	Segler	Dschunken	Tonnengehalt	Bemannung
Eingelaufen	—	7	—	4.876	124
Ausgelaufen	—	7	—	4.876	124

Die Hauptausfuhr-Gegenstände Singapores waren 1874: Gambir (33.000 T.), Pfeffer (12.000 T.), Stuhlrohr (6000 T.), Sago (19.000 T.), Zink (6000 T.), Zucker (2000 T.), Tapioka (3500 T.), Guttapercha (1800 T.), andere Gummisorten (1500 T.), Kaffee (2800 T.), Kutsch (1000 T.) u. s. w.

Hievon sind nach Triest über 700 Tonnen, darunter 551 Tonnen Kaffee, verschifft worden. Ein großer Theil dieser Producte figurirt auch in der Einfuhr, die noch Reis, Manufacturwaaren, Metalle, Lebensmittel, Brennstoffe u. s. w. ausweist.

noch heute abzumachen. Und die Frau muß damit zufrieden sein, an ihr schreitet die Zeit des Sammelns mit bleiernen Schritten vorbei. Unter diesen Verhältnissen bleibt es für die Frauen wohl die größte Sorge, wie die Zeit — hier könnte man keinen besseren Ausdruck finden — „todtzuschlagen" sei. Man macht deshalb häufig Visiten oder veranstaltet Damen-Tiffins, welche am trefflichsten mit unseren heimatlichen Kaffeegesellschaften zu vergleichen wären, obgleich behauptet wird, der tropische Klatsch sei mitunter noch giftigerer Natur. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß eine solch' eigenthümliche Lebensweise der Damen dem Aufblühen oder der Erhaltung ihrer Reize nicht zuträglich sein könne; thatsächlich sind sie meist blaß, mitunter selbst von kränklichem Aussehen, und frische, rothwangige Gesichtchen, aus welchen die helle Freude spricht, gehören zu den Seltenheiten.

Bei dem zum herrschenden Tone gewordenen Luxus ist die Erhaltung einer Familie so kostspielig, daß nicht alle Kaufleute reich genug sind, dieselbe bei sich zu behalten. Oft ist auch die Sorge um die Erziehung der heranwachsenden Kinder die Ursache ihrer Heimreise. Deshalb sind Frauen oder gar Mädchen nur wenig in der europäischen Gesellschaft vertreten.

Die Gründung von Clubhäusern hob das gesellschaftliche Leben nicht unbedeutend. Die hier lebenden Deutschen und Schweizer bilden den „Teutonia-Club", während die Engländer ihren stereotypen „English-Club" besitzen. Beide Gesellschaften veranstalten von Zeit zu Zeit recht hübsche Festabende, an welchen natürlich die Damenwelt theilnimmt. Man musicirt, singt und tanzt sogar. Ja, man tanzt bei tropischer Hitze! Nur die Deutschen berücksichtigen die klimatischen Verhältnisse, indem sie einen leichten weißen Anzug mit kurzer Jacke zur Balltoilette der Herren erhoben, während der conservative Sinn und der starre Schematismus der englischen Erziehung dem schwarzen Frack eine ebenso triumphirende Berechtigung im English-Club decretirt, wie er sie im nebelbedeckten Mutterlande in so hohem Maße genießt. Das Praktischeste an der englischen Toilette schienen mir die Glacéhandschuhe zu sein, obwohl sie nicht

genügend wasserdicht sind, um die Transspiration so zu verbergen, daß kein shocking-Ruf von den Lippen irgend einer empfindsamen Mistreß oder Lady zu vernehmen wäre. Der englische Toilettezwang hat zur Folge, daß die Deutschen die Unterhaltungen des English-Club wenig besuchen, während die Engländer — aber nicht ihre Frauen — an den Abenden der Teutonen recht gerne vorsprechen.

Obwohl der Verkehr innerhalb gleicher finanzieller Schichten, in welche sich die Gesellschaft strenge sondert, ein recht herzlicher ist, so bleibt der Engländer auch fern von seinem Vaterlande immer der steife Fremde, der unbeugsame Engländer, während der Deutsche recht gerne jeden



Ansicht von Singapore.

lästigen Zwang ablegt und so zu sagen „seine Kaste verliert". — Aber die seiner Proteusnatur eigenthümliche Flexibilität verschafft ihm einen nicht geringen Einfluß auf die Sitten der Eingeborenen und unterstützt und fördert seine Handelsoperationen. Bezüglich der letzteren ist es eine Thatsache, daß die Deutschen, unterstützt durch ihre Thätigkeit und vertrauenerweckende Pünktlichkeit, den Handelsstand der anderen Nationen überflügelten, die Engländer aber fast aus dem Felde schlugen. Diese Ueberlegenheit wird offen eingestanden.

Der Export liegt hauptsächlich in deutschen Händen, während der Import meist durch Schweizer Firmen geschieht, welche besonders in

10

Manufacturwaaren treffliche Geschäfte machen, nachdem sie es verstehen, dem Geschmacke der Eingeborenen durch die Wahl beliebter Muster und Farben zu genügen.

Die Clubhäuser befinden sich in der prächtigen Gartenzone, welche die Stadt im Norden umschließt und die reizenden Bungalows der Europäer enthält. In der Bauart sowohl der Clubhäuser als auch der Bungalows zeigt sich das Bestreben, die Wohnräume möglichst gegen die Hitze zu schützen und kühl zu erhalten.

Das Dach ist weit vorstehend und überdeckt eine luftige und breite Veranda, die um das ganze Haus führt. Zwischen den Säulen, welche das Dach außerhalb stützen, sind geflochtene oder aus gespaltetem Rohr erzeugte Matten angebracht.

Das Gebäude ruht auf gemauerten, oft 3 Meter hohen Säulen, zwischen welchen die Luft frei hindurch streichen kann. Von der Veranda aus münden hohe Thüren in die inneren Appartements, welchen große Fenster und hohe Zimmerdecken niemals fehlen. Eigenthümlich, aber durch das tropische Klima hinlänglich begründet, ist das Fehlen der Glasfenster. Dieselben sind so überflüssig, daß man gar nicht an sie denkt. Als ich ein Jahr später durch längere Zeit auf dem Lande wohnte, bemerkte ich erst nach einigen Wochen, daß meine Fenster keine Glasscheiben, sondern nur Jalousien hatten.

In der Nähe des Herrschaftshauses und durch gedeckte Gänge mit ihm verbunden, stehen die Wirthschaftsgebäude, die Küche u. s. w. Rings herum breitet sich der meist sehr hübsch gehaltene Park aus, welcher dem Besitzer die Gelegenheit bietet, seine Lieblingsgewächse in größter Mannigfaltigkeit um sich zu versammeln. Die zahlreiche Dienerschaft eines Bungalows besteht gewöhnlich aus Chinesen, Javanen, Klings oder Malayen, welche gleichfalls in den Nebengebäuden untergebracht sind. Europäer in der Eigenschaft als Diener kommen niemals vor; den Europäern fällt vielmehr die Rolle zu, die großen Herren zu spielen oder zum mindesten für solche zu gelten. Die Dienerfrage ist dadurch nur schwer zu lösen, da man in den seltensten Fällen einen für alle Zweige

des Haushaltes tauglichen Chinesen oder Malayen aufzutreiben vermag. Gewöhnlich ist man genöthigt, mehrere derselben anzustellen, um sich eine gute Bedienung zu verschaffen. Junge Chinesen, die noch niemals im Dienste waren, scheinen bei sonst gutem Charakter am besten verwendbar, wenn man sich die Mühe nimmt, sie vorerst abzurichten. Freilich geschieht es, daß sie im Uebereifer die Schuhe nicht nur von außen, sondern auch von innen putzen oder den Rock mit Seife und Wasser reinigen. Dies thun übrigens nur Neulinge in ihrem Geschäfte. Der ausgelernte chinesische oder malayische Bediente ist viel zu faul und indolent, um mehr zu leisten, als absolut gefordert wird. Unter diesen Verhältnissen kann man sich einen Hausstand nur schwer vorstellen. Man denke sich alle Obliegenheiten des Hauswesens unter ein Dutzend Diener vertheilt, von welchen keiner des andern Dienste übernimmt, wenn es auch nothwendig wäre. Kommen Gäste, so geschieht es gar häufig, daß die Leute es für eine ungebührliche Zumuthung halten, jemand anderen als ihren Herrn zu bedienen, höchstens verstehen sie sich dazu, einem guten Freunde ihres Herrn irgend eine kleine Gunst zu erweisen. Ein Fremder begegnet aber nur feierlich ernsten Gesichtern, in welchen sich die tiefste Entrüstung malt, sobald er eine Leistung verlangt. Aeußerst komisch gestalten sich diese Verhältnisse bei Tisch. Ist man zum Speisen eingeladen, so muß man, um nicht ohne Essen zu bleiben, seinen eigenen Diener mitbringen, und so steht denn hinter dem Stuhle eines jeden Gastes entweder ein langbezopfter Chinese in weißem Kleide oder ein dunkelfarbiger Kling mit großem, gelbrothem Turban. Bei großen Tafeln, wie z. B. bei den Tables d'hôte im Hôtel, gibt dies ein äußerst belebtes Bild. Die Speisen werden nicht wie bei uns servirt, sondern jeder Diener bringt seinem Herrn die besten Stücke, die er erlangen konnte, auf dem Speiseteller. Weibliche Bedienung (gewöhnlich Malayinnen) kommt höchstens in der bekannten Form der Küchenamphibien vor, also nur für die niedrigsten Dienstleistungen. Das Geschäft der Kammerkätzchen besorgen auch nur Männer, hauptsächlich Chinesen, welche überdies gute Köche liefern. Die beliebte Titulatur für die hiesigen Diener ist nach Art des französischen

„garçon“ das englische „Boy“ (Knabe). Es paßt dies sowohl für die jungen als auch für die alten — Knaben.

Das Verhältniß der Europäer zu den farbigen Einwohnern läßt sich am besten mit der Stellung unseres begüterten hohen Adels gegenüber den Bauern vergleichen. Ihre Ueberlegenheit mit Bezug auf Bildung und Ehrenhaftigkeit, die Hautfarbe und äußere Haltung, der Luxus in ihrer Lebensweise, die Freigebigkeit u. s. w. sind natürliche und unübersteigliche Schranken, welche sie von so manchen ebenfalls reichen Asiaten sondern, und ihnen eine achtunggebietende und bevorzugte Stellung sichern. Das Vertrauen zu den Europäern ist so groß, daß man niemals Geld mit sich zu tragen braucht und doch überall nach Belieben einkaufen kann. Die zu bezahlende Summe wird auf ein Zettelchen geschrieben und das letztere dem Händler übergeben, welcher später die Eincassirung besorgt.

Von dem fernen Ankerplatze der „Friedrich“ sah man nur die größeren Handelsschiffe, die allen möglichen Nationen angehörten; man unterschied aber nicht das Gewimmel der kleineren Küstenfahrer, der malayischen Prauen und chinesischen Dschunken, welche theils in der Nähe der Küste, theils aber in den oft weitverzweigten „Creeks“ (Bucht, Wasserarm) lagen. Sowohl Prauen wie Dschunken sind ihrer Form nach aus Abbildungen hinlänglich bekannt; mir kamen sie wie alte Freunde vor, welchen man nach langer Abwesenheit wieder begegnet. Die Prauen, von welchen es im Stadt-Creek ordentlich wimmelte, sind im Allgemeinen kleine Fahrzeuge, welche zwischen den kleinen und großen Sunda-Inseln verkehren und die dortigen Rohproducte nach Singapore bringen. Ihr Aeußeres ist recht pittoresk, denn sie sind bunt bemalt, und oft führen sie sogar reichgeschnitzte Verzierungen. Die schweren Mattensegel haben sie mit den Dschunken gemein. Diese letzteren vereinigen sich gewöhnlich in dem großen, östlich der Stadt liegenden Kallang-Creek, welcher durch das lebhafte Treiben der Chinesen einen in vieler Beziehung lohnenden Anblick gewährt. Die Dschunken machen jährlich nur eine Reise nach Singapore. Sie kommen nämlich mit dem Nordost-Monsun an und bleiben bis zum

Einsetzen des Südwest-Monsuns, der sie dann wieder in ihre Heimat bläst. Für eine regelrechte Navigation eignet sich weder ihre Bauart, noch die freche Unerfahrenheit ihrer Führer und Matrosen, welche sie ein Element aufsuchen läßt, dem sie nicht gewachsen sind. Nach der Ankunft wird die Dschunke abgetakelt und in einen Bazar verwandelt. Rothe, groß beschriebene Papierstreifen hängen an den Schiffsseiten als Verkaufsanzeigen und Handelsschilder herab, denn die Ladung einer Dschunke gehört gar vielen unternehmungslustigen Chinesen, von denen jeder für sich verkauft und gleichzeitig für die Rückladung beizeiten Einkäufe besorgt. Auf anderen Dschunken geht es wieder lärmend und toll zu. Dort vertreibt man sich die Zeit damit, die bösen Geister durch knatterndes Feuerwerk und Gongschlagen zu verscheuchen, und von den guten durch Verbrennen und Absingen von Gebeten eine günstige Rückreise zu erflehen. Der fremdartige Anblick dieser Scenen und das ruhelose Wesen der feilschenden Chinesen blieben mir noch lange im Gedächtnisse.

Der Kalang-Creek ist von einem ziemlich ausgedehnten Kokos-Palmenwald umgeben, durch welchen gute Straßen führen. Eine Anzahl hübscher, meist Chinesen gehörender Bungalows sind tief im Walde erbaut. Einige derselben dienen der chinesischen jeunesse dorée als beliebte Ausflugsorte.

Die Häuser Singapores reichen bis zum Kalang-Creek. An der ausgedehnten Seefront führt die breite Fahrstraße zur Esplanade — einem großen Rasenplatz dicht am Meere, den herrliche Baumanlagen umgeben. Bei Sonnenuntergang findet dort eine Corsofahrt statt, während auf der Wiese das englisch-nationale Ballspiel Cricket ansehnliche Herrengesellschaften in Bewegung setzt. Einen meistens aus See-Officieren bestehenden Cricket-Verein sah ich öfter schon um $2^1/_2$ Uhr p. m., also zur heißesten Tageszeit, beim Spiele. An der nördlichen Seite der Esplanade befindet sich die in einem Park liegende evangelische Kirche und das weitläufige Hôtel d'Europe, westlich aber einige öffentliche Gebäude, unter welchen die Town-Hall (Stadthaus) das bedeutendste und schönste ist.

Den freien Platz vor der Front desselben schmückt das vom Könige von Siam anläßlich seines Besuches der Stadt gewidmete Elefant-Monument, ein hoher Steinsockel mit einem großen broncenen Elefanten darauf. Es ist ebenso einfach wie wunderlich, entspricht aber nach siamesischen Begriffen einer hohen Auszeichnung.

Vor dem Landungsplatze beim Stadt-Creek steht ferner das Raffles-Monument, ein ansehnlicher, dem Gedächtnisse des Gründers von Singapore errichteter Obelisk. Das Vorherrschen von Gartenanlagen und freien Plätzen gibt diesem Stadttheile ein entschieden ländliches Aussehen, und selbst in der meilenlangen, schnurgeraden Victoria-Street, welche parallel zum Strande bis Kalang reicht, vermißt man den bei unseren Städten gewohnten Charakter, nachdem die Zeilen der niedrigen, oft nur ebenerdigen Häuser häufig von eingefriedeten Gärten unterbrochen sind.

Erst auf der westlichen Seite des Stadt-Creeks, über welchen eine Kettenbrücke und mehrere hölzerne Brücken führen, gelangt man in die City, wo das ganze Geschäftsleben vereinigt ist. Eigentlich ist es eine Stadt von Magazinen, Niederlagen und Comptoiren. Ein viereckiger Platz (Commercial-Square) von mäßiger Dimension ist der Centralpunkt des Verkehrs für die Europäer; er könnte ebensogut Börse heißen, da er deren Stelle fast vertritt. Um die City reiht sich längs des Creeks die Chinesenstadt an, die allmälig in die Hindu- und Malayen-Quartiere übergeht, welche sich bis gegen New-harbour (Neuer Hafen) hinziehen.

Der neue Hafen*), welchen die früher genannte Insel Blakan-mati gegen Süden schützt, liegt knapp an der westlichen Einfahrt zur Rhede. Die großen Dampf- und Segelschiffe besorgen dort die Umladungen, weshalb die durchaus sumpfige Küste großartige Kai-Anlagen noth-

---

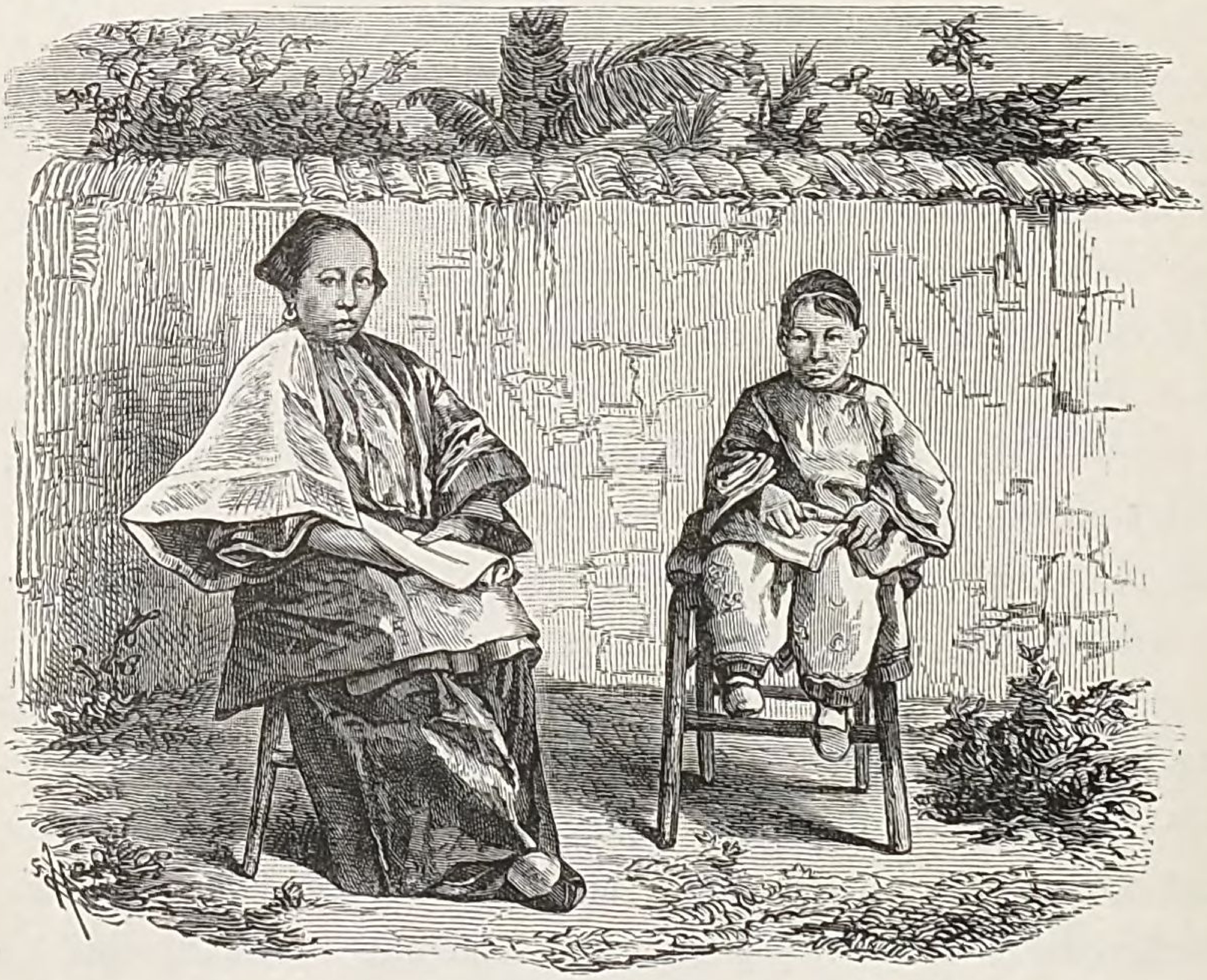
*) New-harbour liegt ungefähr zwei Seemeilen westlich vom Centrum der Stadt. Es war die erste Anlage bei Singapore, und entstand, nachdem man sich überzeugt hatte, daß die vermöge der seichten Ufer bei der Stadt nothwendige Verwendung von Lichterbooten und Pontons für die Aus- und Einschiffung der Waaren der steigenden Güterbewegung nicht mehr genügt. Zwischen New-harbour und Tandjong-Pagar erstreckt sich ein sumpfiger Küstenstrich von fast einer halben Seemeile Länge.

wendig machte, die theils von verschiedenen Dampfschiffahrts-Gesellschaften, theils aber durch Actien-Unternehmungen (Tandjong-Pagar, Borneo-Wharf) hergestellt wurden. Tandjong-Pagar besitzt nebst einem Dock auch noch Maschinenwerkstätten und Schiffswerften. Die hier aufgestapelten Steinkohlen weisen einen Vorrath von über 80.000 Tonnen*) auf. Der steigende Verkehr hat in letzter Zeit das Bedürfniß nach bedeutenden Zubauten hervorgerufen, und zwar soll der Kai von New-harbour bis nach Tandjong-Pagar verlängert werden, wodurch sich eine Kai-Entwicklung von über einer Seemeile Länge ergeben würde. Während unserer Anwesenheit in Singapore wurde auch über ein Project vielfach discutirt, nach welchem Tandjong-Pagar und New-harbour durch einen Schienenstrang mit den Magazinen von Singapore zu verbinden wären; es scheint jedoch wenig Aussicht zur Durchführung desselben vorhanden zu sein, und ich glaube, die Handlungshäuser werden sich weit eher entschließen, ihre Magazine in die Nähe der neuen Hafenanlagen zu verlegen, als jährlich hohe Summen im Waarentransport einzubüßen.

Den besten Ueberblick über das ausgedehnte Stadtgebiet, und auch eine lohnende Rundsicht erhält man vom Fort Canning (Government-hill), das mitten in der Stadt liegt. Gegen Süden ist die Rhede von einer Kette dichtbewaldeter Inseln und Eilande in großem Bogen umschlossen, welche ihr das Aussehen eines Binnensees verleihen. Zwischen durch führt die Dampferroute nach Batavia. Gegen Norden erblickt man eine zwar immergrüne, an reizenden Details reiche Landschaft, welcher jedoch die Hauptelemente für ein malerisches Bild als großes Ganzes abgehen. Viele niedrige, kaum 30 Meter hohe Hügel rücken bis hart an die Stadtgrenze vor, einzelne Waldriesen mit starker Laubkrone, die Ueberreste des nun ausgerodeten Urwaldes — der einst hier gestanden — ragen hoch über das Buschwerk hervor. Auch weiter im Inneren der Insel sieht man viele solche Hügel aus den Niederungen aufsteigen, deren jeder auf seinem Gipfel ein hübsches, palmenumgebenes

*) Eine großartige Feuersbrunst zerstörte 1877 gegen 50.000 Tonnen dieses Brennmaterials.

Landhaus trägt. Die dunklen Säulen der Waldriesen, die man zur Erinnerung stehen ließ, erscheinen aus der Ferne wie aufgesetzte Panache. Der Region der Landhäuser folgt dichter Wald, welcher die Insel bis an ihre Nordküste gleichmäßig bedeckt. Die einzige größere Erhebung ist der 180 Meter hohe Bukit-tima-Berg.



Chinesin mit ihrer Tochter.

Beim ersten Betreten Singapores wird man durch die Begegnung fast aller Volkstypen des Ostens völlig überrascht, denn es ist eine Thatsache, daß keine andere Stadt auf der Erde eine solche Völkermischung aufzuweisen vermag. Das Blaubuch*) der Straits-Settlements weist

*) Das jährlich erscheinende Blaubuch der Straits-Settlements, welchem die meisten hier vorkommenden statistischen Daten entnommen sind, weist für 1874 außer den in der Anmerkung am Beginne dieses Capitels aufgeführten fünf numerisch am stärksten vertretenen Völker noch auf: Armenier 80, Juden 73, Abyssinier 5, Atschinesen 83, Afrikaner 5, Andamanen 1, Araber 1122, Bengalen und andere Eingeborene Indiens 2796, Boyanesen 1776, Bugis 2091, Burmanesen 222, Cochinchinesen 94,

1874 nicht weniger als 28 verschiedene Völker auf, die in Singapore vertreten sind, wobei Europäer und Amerikaner als ein Typ angenommen sind.

Bei dieser Zusammensetzung einer Bevölkerung zeigt das Straßenleben wohl ein recht buntes und hochinteressantes Treiben, welches selbst Demjenigen auffällt, der andere asiatische Handelscentra kennen gelernt hat. Numerisch am stärksten sind in den Settlements die Malayen ver-



Malayische Frauen in Singapore.

treten, aber in Singapore selbst herrschen die Chinesen weitaus vor. Obwohl diese letzteren nicht besonders reinlich sind, so ist ihr Stadttheil, Dank der Fürsorge der aus Klings, ihren größten Feinden, bestehenden Polizei, nicht so schlecht gehalten. Dies gilt nur bezüglich des Aeußeren der Straßen, aber die Nase hat dabei viel zu leiden. Unüberwindliche

Dayaks (Borneo) 2, Hindus 9166, Japaner 11, Jawipakans 3491, Tagalen 7, Mantras 30, Parsis 37, Perser 6, Siamesen 492, Singhalesen 37, verschiedene transmarine Völker 1790. — Mischlinge von Weißen und Asiaten, sogenannte Euroasians (englisch), gibt es 5772.

Das britische Militär zählt 675, das indische 792 Mann. Das Strafhaus enthält 921 Gefangene.

Anforderungen werden an sie gestellt und zwingen oft zum Rückzug aus der Gasse. Außer dem von Unrath und von faulenden Abfällen herrührenden Gestanke gibt es noch einen specifisch chinesischen Geruch, von dessen Vorhandensein wir uns nur zu oft überzeugen mußten. Die Ursache desselben liegt nicht so ferne, wenn man bedenkt, daß sich die Chinesen in ihrer Lebensweise, Kleidung, Nahrung und in ihren Gebräuchen gründlich von allen andern Völkern unterscheiden; namentlich mag der Gebrauch geölter und gefirnißter Stoffe, der besondere Anstrich ihrer Wohnungen bei nicht großer Reinlichkeit, endlich auch die häufige Verwendung des Kampherholzes für Möbel und Schränke zur Erzeugung des unangenehmen Geruches nicht wenig beitragen. Der Chinese scheint ihn aber nicht zu fühlen, wie denn überhaupt der Begriff des Gestankes ein relativer ist. Würden wir einem Chinesen stinkenden Käse oder ein Wild mit haut-goût zu kosten geben, er würde sich ebenso bedanken wie wir, wenn man uns faule angebrütete Eier (ein Leckerbissen der Himmelssöhne) vorsetzte. In den Verkaufsläden ist die Schale solcher Eier gewöhnlich etwas geöffnet, damit der Käufer sich überzeugen könne, daß nicht etwa ein frisches Ei anstatt des begehrten angeboten werde.

In manchen Theilen der Stadt tritt das chinesische Element so sehr in den Vordergrund, daß man glauben könnte, in China zu sein. Obgleich wir später die Söhne des Himmelreiches in ihrer Heimat aufsuchen werden, so muß ich doch ihrer hiesigen Lebensverhältnisse erwähnen, weil sie von jenen in China vielfach verschieden sind. Der größte Theil der jetzt in Singapore lebenden Chinesen betrat die Insel entweder als Kuli oder Sinkay: jener ist freier Arbeiter, dieser ein privilegirter Sclave.

Beide Classen von Einwanderern entstammen gewöhnlich den südlichen chinesischen Provinzen Quang-tong und Fuh-kjank und sollen aus dem schlechtesten Proletariat bestehen, ja es heißt sogar, die dortigen Behörden bedienen sich dieser Auswanderung, um ihrer Krüppel und Taugenichtse los zu werden. Bei der Ankunft in Singapore schulden die armen Leute die Reisekosten und werden durch die Unternehmer an chinesische Geschäfts-

leute und Plantagenbesitzer, welche die Schuld decken, gegen einen Jahreslohn von nur 11 Dollars als Arbeiter vermiethet. Die Dauer dieser durch ordentlichen Pachtvertrag verbürgten Menschenlieferung beträgt ein bis drei Jahre, je nach der Höhe der Reiseschuld, deren Betrag mit der Nachfrage an Arbeitskräften in einer gewissen Verbindung steht. Diese Arbeiter sind die früher erwähnten Sinkay *). Nach Jagor **) sollen jährlich gegen 10.000 Chinesen hier ankommen, um nach den benachbarten Ländern und Inseln verschickt zu werden. Nach vollendeter Frohnarbeit verheuert sich der Sinkay als freier Arbeiter; er wird Kuli und ist anfangs Lastträger oder dient dem Bodenbau. Ist er sparsam und fleißig, so etablirt er sich bald als kleiner Geschäftsmann, wozu nur wenige Dollars als Anlage-Capital erforderlich sind. In diesem Fache, das wie bei den Juden die Hauptforce der Chinesen bildet, ist er nun mit dem Aufgebote aller seiner Fähigkeiten bestrebt, den Wohlstand zu erreichen und schließlich mit den Ersparnissen in die Heimat zurückzukehren. Aber auch als Handwerker ist er tüchtig, und man kann sagen, daß alle Gewerbe, die Geschicklichkeit und Ausdauer erfordern, nur von Chinesen betrieben werden; dabei macht sie ihre Genügsamkeit, Sparsamkeit und das ausgesprochene rücksichtslose Streben nach Gewinn zu unüberwindlichen Rivalen auf jedem Gebiete. Viele erreichen den Wohlstand allerdings nicht, weil ihre Ersparnisse in die Opiumbuden wandern, oder im Spiele, das jeder Chinese außerordentlich liebt, verloren gehen; aber die Zahl jener, welche zu materiellem Wohlstande, ja sogar zu bedeutendem Reichthume gelangen, ist immerhin eine bedeutende. Unter den letzteren nimmt der bekannte Kaufmann H. A. K. Whampoa unstreitig den ersten Rang ein. Mr. Whampoa ***) wird in jedem Reisewerke über Singapore

*) Seit 1875 ist der Kulihandel in Macao, welches ein Emporium desselben war, durch die portugiesische Regierung verboten.

**) Singapore, Malakka, Java. Reiseskizzen von F. Jagor.

***) Schon 1842 erwähnt Commodore Wilkes des Schiffsverproviantirers Whampoa und empfiehlt denselben. Fregatte „Novara" übergab ihm 1858 die Lieferung des Proviantvorrathes auf sechs Monate und war sowohl bezüglich des Preises und der

erwähnt, indem er sich im Laufe der Jahrzehnte zu einem fast unersetzlichen Inventarstück dieser Stadt emporgeschwungen hat. An ihm sieht man, was chinesischer Fleiß und Rührigkeit zu leisten vermögen. Bei einem erneuerten Besuche Singapores hatten wir das Vergnügen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, worauf ich später zurückkommen will. Was nun seinen Reichthum anbelangt, so wird dieser gar häufig überschätzt. Ich führe hier nur Werner's Werk: „Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam 1860 bis 1862“ an, worin Whampoa's Besitz mit 30 bis 40 Millionen Dollars angegeben ist. Das ist jedenfalls hoch über die Schnur gehauen. Auch in seinen besten Zeiten war unser liebenswürdiger Freund nur das, was man bei uns mit „armer Millionär“ auszudrücken pflegt. Ob er es jetzt noch ist, nach den Verlusten, die er durch das Falliment seines Associés, eines Engländers, vor wenigen Jahren erlitten, lassen wir dahingestellt sein. So viel ist aber gewiß, daß sich seine finanziellen Verhältnisse seit diesem Zwischenfalle wieder besserten und sein Credit nach wie vor ein unbegrenzter verblieb. Nebst seiner commerciellen Stellung ist Whampoa Mandarin des blauen Knopfes, kais. russischer Consul und — Ritter des österr. Franz-Josef-Ordens. Die letztere Auszeichnung wurde ihm für seine besonderen Verdienste zu Theil, womit er die Beschickung zur Wiener Weltausstellung 1873 zu fördern wußte. Er hat diesen schönen Orden sehr lieb und trägt ihn bei jeder festlichen Veranlassung auf seinem Nationalkleide.

Im Gegensatze zu den holländischen und spanischen Colonien, wo man die Thätigkeit der Chinesen vielfach beschränkt, sie hoch besteuert und die Eingeborenen möglichst gegen die Wirkungen ihrer hervorragendsten Charakter-Eigenschaften zu schützen bestrebt ist, wurde die Einwanderung derselben in den Straits-Settlements von jeher begünstigt, und man kann sagen, daß der rasche Aufschwung der Colonie zum großen Theile

Qualität der Lebensmittel, wie auch betreffend die Raschheit der Durchführung vollkommen zufrieden. Dasselbe war auch mit unseren Schiffen 1869 — „Donau“ und „Friedrich“ — dann 1871 „Fasana“ und 1874 bis 1876 wieder mit „Friedrich“ der Fall.

dieser freisinnigen Verfügung zu danken sei. Andererseits hatte die den Chinesen gebotene unbeschränkte Freiheit die Bildung geheimer Gesellschaften (Hoeys)*) politischer und socialer Färbung zur Folge, wie solche über ganz China verbreitet sind. Obwohl diese Verbrüderungen kaum eine ernste Gefahr für den Bestand der Colonie in sich schließen, so waren sie doch häufig die Veranlassung zu Störungen, die nur schwer zu ordnen waren. Ich erinnere mich eines Vorfalles, der sich während meiner Anwesenheit in Singapore, Februar 1875, ereignete und mit dem Wirken der Hoeys in Verbindung gebracht worden ist. Es war die große Revolte der chinesischen Gefangenen im Strafhause. Nur dadurch, daß man die europäischen Gefangenen zur Unterstützung der sehr schwachen Wachmannschaft verwendete und eiligst bewaffnete, gelang es, die große Zahl der durchwegs armirten Revoltanten zu bewältigen.

Der Aufstand hatte den Charakter eines förmlichen Gefechtes angenommen, bei welchem 28 Chinesen getödtet und 15 schwer verwundet wurden. Dabei gelang es 21 Sträflingen zu entfliehen. Ein anderer geradezu mysteriöser Fall, der sich etwas früher zutrug, wurde mir von

*) Im „Novara-Werke" wird die geheime Gesellschaft Tinté-huy (Bruderschaft des Himmels und der Erde), deren Tendenzen communistischer Art sind, besprochen und deren Zweck mitgetheilt. F. Jagor führt uns hingegen die politische Hoey-Hung vor. Nach einem Original-Document, das von der Polizei in Beschlag genommen wurde, lauten zwei Paragraphe der Statuten:

§. 4. Vom Augenblicke des Eintrittes in die Brüderschaft Hung müssen alle Brüder bei jeder Gelegenheit, wo die Brüderschaft sich gegen die Regierung erhebt und die Soldaten ihr Widerstand entgegensetzen, nach ihren äußersten Kräften Hilfe leisten; sie müssen sich bemühen, alle Gefangenen, die gemacht werden, zu befreien, und dürfen nichts thun, was ihrer Flucht hinderlich sein könnte. Mögen alle, die anders handeln, binnen einem Monate sterben, vom Blitz getroffen, und ihre Gliedmaßen zerstreut werden.

§. 5. Vom Augenblicke des Eintrittes in die Brüderschaft Hung darf Keiner gegen Bestechung Emissäre der Regierung führen, um andere Brüder gefangen zu nehmen. Sollten Habsüchtige oder lasterhaft Gesinnte also handeln, so mögen sie umkommen innerhalb eines Monats unter 10.000 Schwertern. Werden sie aber entdeckt, so sollen sie sicherlich von den Brüdern erschlagen werden.

einer glaubwürdigen Person erzählt. Bekanntlich starb 1874 der Kaiser von China. Die chinesischen Kaufleute Singapores wußten von diesem Todesfalle zwei Tage vor dem Eintreffen des officiellen Telegrammes. Man wollte damals aus dieser Thatsache den Beweis für das Bestehen einer Verbindung herleiten, welche die Hoeys mit ihren Bruderschaften in China durch optische Telegraphen oder durch Brieftauben unterhalten. Wenn auch die erstgenannte Art einer Verständigung bei den topographischen Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen, mit Recht bestritten werden kann, so bleibt die Ueberbringung so wichtiger Nachrichten durch die Taubenpost immerhin möglich.

Die Verhältnisse der verschiedenen geheimen Gesellschaften untereinander kennzeichnet ein in F. Jagor's vortrefflichem Werke aufgenommener Artikel der Overland-Straits-Times vom 21. November 1863. Darin heißt es:

„Die unaufhörlichen Unruhen und Fehden der Chinesen, die oft in Straßenkämpfe ausarten, haben ihren Ursprung in dem gegenseitigen Haß der verschiedenen geheimen Gesellschaften, mehr noch in dem Haß der verschiedenen Factionen oder Clans, in welche die Chinesen gespalten sind. Es scheint, daß die Chinesen weniger Individualität besitzen als irgend ein anderes Volk; sich, wie schwache Thiere, erst in Herden wohl fühlen, und von jeher das Bedürfniß hatten, sich auf diese Weise zu schaaren. In China aber bewegt sich jede Herde auf ihrem eigenen Gebiet, während hier Mitglieder der verschiedensten Verbindungen nur ein gemeinschaftliches Gebiet haben und daher häufig in Collision kommen. In den holländischen Colonien ist in jedem District, wo über 100 Chinesen wohnen, einer der Angesehensten von amtswegen als Hauptmann angestellt, der mit anderen unter ihm stehenden, auch amtlich ernannten Gehilfen die chinesische Bevölkerung in Ordnung zu halten hat und bis zu einem gewissen Grade für sie verantwortlich ist."

Seitdem wurden auch in Singapore die angesehensten Chinesen nach englischer Sitte zu Special-Constablern gemacht und dadurch die besten Erfolge erzielt.

Ich muß es hier bekennen, daß mir die erste Begegnung mit diesem interessanten Volke im Allgemeinen keinen widerlichen oder abstoßenden Eindruck hervorbrachte; vielleicht wäre es anders, wenn ich, wie die hiesigen europäischen Kaufleute, den Söhnen des Himmelreiches im geschäftlichen Verkehr begegnet wäre. Aber selbst die Europäer rühmen als einen der angenehmsten Züge im Charakter der Chinesen das zärtliche und durchaus patriarchalische Familienleben derselben, das bekanntlich auch die Grundlage ihres staatlichen Verbandes bildet. Für die Colonie ist jedoch der Mangel an chinesischen Frauen, welcher schon im Straßenleben auffällt, ein bedeutendes Hinderniß der endlichen Begründung gesunder und stabiler Verhältnisse. In den letzten zehn Jahren ist hierin eine unmerkliche Besserung eingetreten, denn während früher das Verhältniß der Frauen zu den Männern wie 1 : 8 bestanden hatte, stellt es sich jetzt wie 1 : 7. Läßt man jedoch Mädchen und Knaben außer Rechnung, so erhält man allerdings noch immer das Verhältniß 1 : 8·4 *).

Von der ganzen Bevölkerung Singapores sind es nur die Malayen, welche sich hier zu Hause fühlen und einen stabilen Wohnsitz aufschlugen. Sie sind zum großen Theile ein seefahrendes Volk. Fischfang und das demselben verwandte Einsammeln von eßbaren Holothurien (malayisch Trepang), Agar-Agar (aus dieser Seetangart wird eine süße Sulze bereitet), Muscheln und Schildkröten bilden nebst Tauschhandel ihre Hauptbeschäftigung. Wenn sich die Gelegenheit ergibt, auf billige Art einen Raub auszuführen, so sind sie rasch zur Hand.

Die schiffahrttreibenden Mintras (malayisch Orang-laut, Seemenschen) der Halbinsel Malakka halten sich für die Ureinwohner dieses Gebietes. Interessant ist es, in ihren Ueberlieferungen und Märchen der Darwin'schen Theorie über die Abstammung des Menschen zu begegnen. Die Mintras leiten nämlich ihre Herkunft von zwei weißen Affen ab.

*) In Singapore lebten nach dem Census 1873 bis 1874:

Chinesen:	43.678 Männer,	5200 Frauen,	3426 Knaben,	2268 Mädchen.
Malayen:	6.448 „	6709 „	3593 „	3500 „

Diejenigen ihrer Nachkommen, welche in der Ebene blieben, wurden Menschen, während der Theil, welcher auf dem Berge verblieb, auch später dem Affengeschlechte angehörte.

Unter den malayischen Stämmen des südlichen Malakka zeichnen sich die Mintras und dann noch die Jakuns durch Gutmüthigkeit und



Reiche Malayin.

Reinlichkeit aus. Der Einfachheit ihrer Sprache angemessen, nennen sie sich nach dem Charakter des von ihnen bewohnten Gebietes entweder Orang-utan*) (Waldmenschen), oder Orang-bukit (Bergmenschen) wie auch

*) Der bei uns Orang-Utan genannte große Affe wird auf Borneo und Sumatra, seiner Heimat, von den Malayen Mias genannt. (Nach Jagor.)

Orang-binua (Menschen des Binnenlandes). Ihre äußere Erscheinung ist unbedeutend. Sie sind von kleiner Statur, haben dunkle, gelbbraune Hautfarbe, welche bei den Vornehmeren etwas heller ist, großen vorstehenden Mund, aber ohne aufgeworfene Lippen, und bedeutend ausgebildete Backenknochen. Das Kopfhaar ist schwarz, drähtig und schlicht. Eine gewisse Zierlichkeit des Körperbaues, namentlich kleine Hände und Füße, zeichnet



Javanen.

den Malayen besonders aus. In ihrem Charakter macht sich eine gewisse Ritterlichkeit bemerkbar; sie sind trotz ihrer Armuth und geringen Befähigung zu Handel und Gewerben stolz, verschlossen, gegen Beleidigungen empfindlich, ernst. Als Bediente, wozu sie sich selbst bei guter Behandlung nicht gut eignen, sind sie verläßlicher und anhänglicher als die Chinesen, deren Eigennutz ihnen gänzlich abgeht. Untereinander zeigen sich die

Malayen sehr rücksichtsvoll und gebrauchen keine Schimpfwörter. Ihre Kleidung läßt an Einfachheit und gebotener Nützlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Für beide Geschlechter ist der nationale Sarong der Haupttheil derselben und besteht aus einem ungefähr zwei Meter langen und einem Meter breiten Stück Wollzeuge (bei Reichen aus Seide) *), welches um die Hüfte geschlagen wird. Die Frauen tragen darüber noch ein kurzes Kleid, manchmal auch eine Jacke oder ein buntes Zeug en bandelier. Die Füße bleiben gewöhnlich unbekleidet, auf Reisen werden Sandalen aus Büffelleder angelegt.

Die Frauen theilen auch bei den Malayen die den asiatischen Völkern anhaftende Prunksucht. Zu ihrem übrigens bescheidenen Putze zählen gestickte Pantoffeln, goldene Nadeln im üppigen Haare und Ringe. Recht possirlich nehmen sich die kleinen nackten Mädchen aus, die oft ein silbernes Feigenblatt wie manche unserer Statuen tragen. Bei der malayischen Bevölkerung der englischen Straßenniederlassungen ist die Vertheilung der beiden Geschlechter eine recht günstige, und zwar gibt sie das mit Ende 1873 schließende Blaubuch folgendermaßen an:

	Gesammtzahl der Malayen	Weiblich	Männlich
Singapore	19.250	9.209	10.041
Penang und Wellesley	70.464	34.963	35.501
Malakka	57.474	29.372	28.102

Besonders auffallend ist die bedeutende Lebenskraft der Malayen, die aus ihren Altersverhältnissen am besten zu ersehen ist. Allerdings muß man bedenken, daß dieses Volk hier zu Hause ist, aber dennoch würde man diesen schwächlich gebauten Menschen keine solche Zähigkeit zusprechen, wie sie sich aus dem sorgfältig durchgeführten Census ergeben hat. Von allen hier vorkommenden Völkerstämmen stehen den Malayen nur die Chinesen in dieser Richtung am nächsten, während sich die Altersverhältnisse der anderen Völker (die indischen Stämme: Klings und Bengalen obenan)

*) Mit dem Sarong wird oft viel Luxus getrieben. Die holländischen Damen benützen denselben ausschließlich für ihre Haustoilette und scheuen sich nicht, in dem dadurch erlangten, nach unseren Begriffen sehr indecenten Aufzuge selbst Besuche zu empfangen.

bei weitem nicht mehr so günstig gestalten. Doch lassen die bedeutenden Schwankungen in der Volksbewegung nur einen halbwegs richtigen Vergleich zwischen den Malayen und Chinesen zu, deren Zahl nebstbei genügend groß ist, um daraus eine beiläufige Vorstellung von der Lebenskraft beider Völker zu erlangen. Vielleicht wird die nachfolgende Zusammenstellung nicht unerwünscht sein; sie enthält die Altersverhältnisse sowohl des männlichen wie auch des weiblichen Theiles beider Völker nach den drei Niederlassungen geordnet.

Altersjahre	Malayen						Chinesen					
	Singapore		Penang		Malakka		Singapore		Penang		Malakka	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.
bis 10	2942	2803	**12407**	**12264**	**11144**	**10462**	1723	1528	1975	1788	1111	932
10—15	651	697	2991	3094	3249	3710	1703	740	1036	722	604	407
15—20	973	1186	2837	3917	2483	4079	4266	1374	2062	892	873	410
20—30	**2192**	**2017**	**5938**	**6314**	**4012**	**4979**	**15806**	**2010**	**9171**	**1342**	2540	740
30—40	1504	1109	**4424**	**3661**	**3202**	**2780**	**12428**	**886**	**8034**	**717**	2313	491
40—50	838	640	2823	2257	1801	1511	5947	448	4439	384	1289	269
50—60	444	372	1869	1567	1116	930	2433	229	2240	206	659	172
60—70	250	205	1245	968	624	521	799	112	847	107	284	104
70—80	133	105	616	596	332	267	184	51	205	38	95	42
80—90	41	38	209	199	55	48	44	12	50	11	13	13
über 90	10	12	70	61	20	9	8	2	10	—	2	1
unbestimmtes Alter	63	25	72	65	64	76	1290	75	99	7	67	25
Summe	10041	9209	35501	34693	28102	29372	46631	7467	30168	6214	9850	3606

Was uns in dieser Tabelle besonders auffällt, ist bei den Malayen die große Anzahl von Kindern und deren ungewöhnliche Mortalität. Die erstere erklärt sich aus der günstigen Vertheilung der beiden Geschlechter bei großer Fruchtbarkeit, — die Mortalität ist jedoch die Folge der ungünstigen Lebensverhältnisse, besonders der ungesunden Wohnstätten. Bei den Chinesen erscheinen die Altersjahre von 20 bis 40 am stärksten vertreten, nachdem der größte Theil der chinesischen Einwanderer in einem Alter von 20 bis 40 Jahren die Colonie betritt. Aehnlich, aber nicht in dem Maße, findet man aus derselben Ursache auch bei den Malayen starke Ziffern in dem genannten Alter. Beim Vergleiche der Ziffern

für die Greisenjahre kommt zu berücksichtigen, daß eine Anzahl alter Chinesen wieder in das Vaterland zurückkehrt, während eine Auswanderung alter Malayen weniger häufig vorkommt. Ueber das 70. Lebensjahr hinaus ist aber die Fluctuation bei beiden Völkern eine nur unbedeutende und kann gänzlich außer Berücksichtigung bleiben, woraus sich somit eine größere Lebensdauer für die Malayen ergibt.

Die Malayen und Bugis *) schlagen ihre Wohnstätten mit großer Vorliebe an Flußufern und Flußmündungen auf, und selbst die Angesessenen in Singapore weichen darin von diesem Gebrauche nicht ab. Sie sind die heutigen Pfahlbauer, ihre Häuser stehen auf einem System von Pfählen, entweder im Wasser oder am sumpfigen Ufer, und sind aus Bambus, Matten und Palmblättern recht einfach zusammengefügt. Ich habe später solche Pfahldörfer auf Borneo gesehen und überzeugte mich, daß sie den malayischen Vorstädten in Singapore (Kampong-Malakka und Rochor) vollkommen glichen.

In Borneo, wo die Flüsse die einzigen Verkehrswege bilden und ein sumpfiger Boden vorherrscht, ist der Pfahlbau wohl begründet, — hingegen läßt sich sein Vorkommen in Singapore nur der Indolenz der malayischen Bevölkerung zuschreiben, welche den veränderten Verhältnissen keine Rechnung zu tragen geneigt ist. So ist es auch bekannt, daß die malayischen Familien gewöhnlich im sogenannten „Gänsemarsche“ — Einer hinter dem Andern — auf der Straße einherschreiten, wie sie es auf den schmalen Waldpfaden zu thun genöthigt sind und wie es auch die Sitte der amerikanischen Indier ist, weshalb die englische Bezeichnung „indian file“ auch hier häufig angewendet wird.

Die Hauptwaffe des Malayen ist der bekannte Kris, ein ungefähr 25 bis 30 Centimeter langer und recht breiter Dolch mit geflammter flacher Klinge. Griff und Scheide sind gewöhnlich aus hartem Holz ganz unförmlich erzeugt, jedoch findet man auch feiner ausgeführte Waffen,

*) Die Bugis bewohnen Celebes und wandern sehr viel nach den andern Sunda-Inseln und den englischen Colonien aus.

wobei namentlich auf die Scheide viel Sorgfalt verwendet wird. Die schönsten und mit kostbarer Ciselirarbeit und Edelsteinen verzierten Krise sah ich im Museum zu Batavia. Die Berg- und Waldmenschen der Halbinsel Malakka gebrauchen ein starkes, breites Waldmesser, das ihnen alle Werkzeuge ersetzt. Für die Jagd bedienen sie sich des Blasrohres (Sumpitan), aus welchem vergiftete Pfeile geschossen werden. Bei kleineren Thieren soll der Tod schon nach einer Minute erfolgen. Das Blasrohr ist ungefähr 2 Meter lang und 2 Centimeter im Durchmesser bei einer inneren Oeffnung von 15 Millimeter. Die 18 Centimeter langen Pfeile bestehen aus Palmenbast mit einem 20 Millimeter langen Kegel aus weichem Holz, dessen scharfe Spitze in das Pfeilgift getaucht wird, beim Auftreffen aber abbricht und in der Wunde stecken bleibt. Als beste Sumpitanbläser werden die Jakuns gerühmt. Sie sollen eine Palme auf 100 Schritt Entfernung mit Leichtigkeit treffen. Ueber die Bereitung des unter dem Namen Upas bekannten Pfeilgiftes erzählt Jagor: „Man schlug drei Pflöcke in die Erde, setzte eine eiserne halb mit Wasser gefüllte Pfanne darauf, zündete Feuer darunter an und that die feingeschabte Rinde folgender Pflanzen hinein: akar-ipo (Giftwurzel) oder lada-ipo (Giftpfeffer) eine starke Hand voll; ipo-batang (Baumstammgift) und Sabalei je eine kleine Prise. Nach einer Minute wurde die Rinde im Wasser mittelst der Hand stark ausgepreßt und fortgeworfen. Nachdem der Extract viele Minuten gekocht hatte, wurde er mit großer Vorsicht abgegossen, wobei ein auf den Rand der Pfanne gelegter kleiner Ballen feingeschabter Bambusfasern als Filtrum diente, um die noch in der Flüssigkeit schwimmenden Rindentheile zurückzuhalten. Nachdem die Pfanne sorgfältig mit Sand ausgescheuert, wurde der Absud — etwa $^1/_2$ Liter — in dieselbe zurückgegossen. Man setzte, als er zu kochen begann, einen Theelöffel voll Saft des Ipo-batang hinzu. Dieser geringen Menge wegen hatte man einen großen Baum gefällt, aus dessen Querschnitt der Saft langsam ausschwitzte. Nach Zusatz dieser Substanz entstand in der bisher klaren Flüssigkeit ein Coagulum, das zu Boden sank. Zwei Minuten später goß man abermals die klare Flüssigkeit ab,

in die man vorher ein Stückchen durch Realgar verunreinigten Arseniks von der Größe eines Stecknadelknopfes geworfen hatte. Eine so geringe Menge kann wohl keine Wirkung haben; auch gilt der Zusatz nach Aussage des Giftkochers nicht für wesentlich, und unterbleibt, wenn kein Arsenik vorhanden ist, ohne der Wirksamkeit des Pfeilgiftes zu schaden. Nachdem der Bodensatz beseitigt und die Pfanne abermals sorgfältig mit Sand ausgescheuert worden war, goß man wieder das Filtrat in dieselbe zurück und dampfte es bis zur Syrupdicke ein. Das fertige Gift wird entweder gleich auf die Pfeile gebracht oder in kleinen Bambusen verwahrt und soll viele Jahre seine Wirksamkeit behalten."

Die Wirkung des so bereiteten Giftes soll herzlähmend (wie Anthiar) sein, jedoch gibt es bei den Malayen auch Gifte, welche wie Strychnin tetanisirend wirken, was sich wohl daraus ergeben mag, daß von akar-ipo, einer Strychnosart, eine stärkere Dosis beigemengt wird.

Sowohl in Singapore, wie überhaupt in allen Küstenorten Oceaniens, dient die malayische Sprache für den allgemeinen Verkehr. An und für sich wortarm, mit einer an die Sprache der Kinder erinnernden Satzbildung, stellt sie die menschliche Sprache in einer ihrer ersten Entwicklungsstufen vor; an Wohlklang überbietet sie jedoch selbst das Italienische und Spanische. Eine Charakteristik dieser Sprache ist die Unveränderlichkeit der Wörter und die leichte Aussprache. Im Allgemeinen werden die Worte ohne jede Verbindung zu Sätzen aneinandergereiht, aber selbst diese erfahren durch die Bequemlichkeit des hiesigen Publicums noch so manche Corruption. Ueberhaupt ist es zu verwundern, daß eine so wortarme Sprache wie die malayische, allen Bedürfnissen eines so mächtigen Handels-Emporiums zu genügen vermag. Die nachfolgende Wörtersammlung, die zum Theile Jagor's Werke entlehnt ist, gibt nicht nur eine Vorstellung von der Sprache, sondern läßt auch einen Einblick in die Denkweise des Volkes zu, der sie angehört.

mata Auge,
ayer Wasser, } mata-ayer Thräne, ayer-mata Brunnen (Wasserauge).

batu Stein, ayer-batu Eis (Wasserstein).

mata-mata Polizei (Auge-Auge).
hari Tag, mata-hari Sonne (Auge des Tages).
mati todt, mata-hari-mati Westen, Sonnenuntergang (Sonne todt).
hidop leben, mata-hari-hidop Osten, Sonnenaufgang (Sonne lebend).
besi Eisen, } besi-brani Magnet.
brani tapfer, }
anak Kind, anak-ayer Bach (kindliches Wasser).
duit Geld (vom holländischen Deut), anak-duit Rente (Kind des Geldes).

Auf diese Art ist der Flußarm ein Kind des Flusses, der Schlüssel ein Kind des Schlosses, das Kalb ein Kuhkind, das Ferkel ein Schweinekind, und im Kirchenstyl wird den malayischen Christen anak-kambing-wolanda: Kind einer holländischen Ziege, als Lamm Gottes vorgeführt.

obad Medizin, } obad-bedil Schießpulver,
bedil Flinte, }
isi Inhalt, } bedil trada isi die Flinte ist nicht geladen.
trada nicht, }
suda schon, oder: abis fertig, vollendet — bezeichnet die vergangene Zeit; nanti warten, oder: mau wollen, die zukünftige; di drückt das Passivum aus.
makan essen, di makan gefressen werden.
tuwan-suda-makan der Herr hat gegessen (Herr schon essen).
tuwan-nanti-makan der Herr wird essen.
suda geschehen! antwortet der Bediente, wenn man ihm etwas befiehlt; suda! schreit auch der kleine Junge, wenn er Schläge bekommt und wünscht, daß sie schon vorüber wären.
nassi Reis, makan-nassi Mittagessen.
api Feuer, api-makan ruma das Feuer frißt das Haus, d. h. das Haus brennt. Desgleichen frißt der Wind die Segel, wenn er sie bläht, und das Messer frißt Holz, wenn es dasselbe schneidet; 100 frißt 5, d. h. 5% Zinsen; das Löschpapier frißt Tinte, der Bediente Lohn, der Kummer das Herz und orang-puti-makan-angin weiße Menschen fressen Wind, d. h. gehen spazieren, eine Beschäftigung, welche den Malayen ganz unbekannt war und für die sie einen Ausdruck erfinden mußten.

Die den Malayen stammverwandten Javanen machen einen recht vortheilhaften Eindruck. Ein schlanker und kräftiger Gliederbau bei stolzer Haltung und angenehmen Gesichtszügen zeichnet sie aus. Nebst ihrer etwas helleren Hautfarbe unterscheiden sie sich auch durch ihre Kleidung von den Malayen, die sie in culturlicher Beziehung bedeutend überragen.

Unter den Repräsentanten der übrigen Völkerstämme verdienen die von der Koromandelküste eingewanderten Klings besonders hervorgehoben zu werden. Wir kennen sie bereits von Ceylon her, wo sie, wie überhaupt in allen asiatischen Colonien Großbritanniens, als ebenso energische wie verläßliche Polizeileute eine dauernde Versorgung erlangen. Sie sind ein schöner Menschenschlag; hochgewachsen, mit kühnen Gesichtszügen und feurigem Auge bei sehr dunkler chocoladefarbiger Haut, nehmen sie sich in ihrer Uniform sehr vortheilhaft aus. Besonders imponirend, zugleich aber sehr malerisch fand ich die in den indischen Farben gelb und roth gekleideten Pions des Gouverneurs. Sie bilden eine Art Leibgarde und versehen den Ordonnanzdienst. Die Klings zählen neben den Chinesen zu den fleißigsten und sparsamsten Arbeitern und gedenken, wie diese, einst als wohlhabende Leute in ihr Vaterland zurückzukehren. Dieser süßeste aller Gedanken läßt sie wohl recht oft die richtige Zeit der Heimkehr vergessen und sie sterben auf fremder Scholle. Wie die Chinesen, so bringen auch die Klings nur selten Frauen mit, weshalb bei ihnen gleichfalls ein bedeutendes Mißverhältniß in der Zahl beider Geschlechter zu verzeichnen ist. Die Klings genießen als Bootsführer, Kutscher, Hausirer, Packträger und Diener einen guten Ruf. Auch wird ihnen nachgesagt, sie seien gute Wäscher, was ich aber nicht zu bestätigen vermag. Allerdings brachten sie das Waschen und Plätten zuwege, aber die barbarische Procedur, die sie dabei übten, vernichtete auch neue Wäsche in der kürzesten Zeit. Gegen dieses Verfahren gibt es kein Schutzmittel, aber die Europäer trachten sich durch Benützung von Baumwollwäsche, die man auch als der Gesundheit zuträglicher ansieht, vor größerem Schaden zu bewahren, was auch jedem Fremden anzurathen ist.



Eine Strasse mit Buddhisten-Tempel in Singapore.

Die Straßenanlage Singapores zeigt durchwegs ein recht monotones Gepräge; längs der Häuserreihen ziehen sich in ununterbrochener Folge gedeckte Bogengänge, unter welchen der Verkehr stattfindet. Krämer, öffentliche Schreiber und Handwerker sind dort sehr zahlreich vertreten; sie besorgen ihre Geschäfte unter den Gängen, wo nebstbei ganze Bazars, ambulante Garküchen, Fruchthändler und Antiquare jeden freien Raum mit ihren Waaren einnehmen. Die Werkstätten der Gewerbetreibenden stehen ganz offen und gestatten Jedermann freien Einblick. Es sind gewöhnlich nur Chinesen, welche darin vom frühen Morgen bis in die späte Nacht mit großer Emsigkeit arbeiten. Und wie einfach und urwüchsig sind ihre Instrumente! Die meisten kleinen Geschäftsleute und Handwerker sieht man halbnackt in ihren Localen. Die dickleibigen Chinesen, deren es viele gibt, machen einen mehr abstoßenden als komischen Eindruck, wenngleich der glattgeschorene langbezopfte Schädel, der mit dickem Halse auf der fleischigen Masse sitzt, recht lebhaft an die in unseren Kinderstuben vorkommenden „chinesischen Pagoden" erinnert. Wie schon früher erwähnt, begegnet man selten Frauen. Nur des Abends, wenn die Arbeit feiert, erblickt man hin und wieder einzelne Chinesinnen oder Klingsweiber. Die Kleidung der ersteren ist immer decent und reinlich bei vorherrschend dunkler Farbe. Hingegen zeigen sich die Klingsweiber nach ihrer Sitte in schreienden Farben und förmlich mit Schmuck beladen.

In einer der Straßen besuchte ich eine chinesische Apotheke. Ihr Inneres erinnerte an das Aussehen so mancher Droguenhandlung, wie man sie in kleinen Provinzstädten zu sehen bekommt. Da gab es Affengerippe, Hörner, Hufe, Wespennester, leere Häute von Cicaden, all dies als besondere Heilmittel. Der chinesische Apotheker war so freundlich, mir ein Mittel gegen Altersschwäche und Entkräftung zu zeigen; es war ein zu großen Pillen verdickter Tigerknochen-Extract!

Die vielen in Singapore vertretenen Racen und ihre Religionen erklären das Vorkommen aller nur denkbaren Bethäuser, Tempel und Kirchen, die oft ganz unscheinbar in die Reihen der Häuser eingefügt sind. In einer der breiteren Straßen an der Westseite des Creeks

besuchten wir einen chinesischen Tempel; wie man uns sagte, ist er der schönste auf der Insel.

Von der Straße aus sieht man nur eine kleine gedeckte Thorhalle, welche von dicken Steinsäulen getragen wird; ein niedriges Eisengitter schließt sie ein. Die Säulen haben Ornamente mit verzierten Drachenfiguren.

Nachdem wir Lärm geschlagen, erschien bei einer Seitenthüre ein kahlrasirter Bonze, der uns in Anhoffnung eines Douceurs mit freundlicher Miene zum Besuche des Tempels einlud.

Durch das Hauptthor gelangt man in einen gepflasterten Hof, welchen ein gedeckter Gang, ähnlich wie in Klosterhöfen, umgab. Das Sanctuarium befand sich dem Thore gegenüber, stand aber als erweiterte Halle ganz offen. Die Hauptfigur desselben ist natürlich Buddha, der in sitzender Haltung im Kelche einer Lotosblume ruht. Diese letztere ist als solche kaum zu erkennen, und es wäre gut, wenn man etwa dazuschreiben würde: „Das soll eine Lotosblume sein". Buddha hält jedoch die Hände über seinen wohlgenährten Bauch gefaltet und macht ein gar seliges Gesicht: man glaubt es ihm ohne weiters, daß er sich in seinem Nirwana vollkommen wohlbefindet. Auch in dieser Auffassung verkörpert er, wie auf Ceylon, den Begriff der Vergangenheit und der ewigen unabänderlichen Ruhe, zu der er gelangt ist. Rechts und links von ihm sitzen zwei andere, gleich ihm ganz vergoldete Götter; sie halten, der eine den linken, der andere den rechten Arm empor, als Zeichen ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Thätigkeit. Das ist die buddhistische Dreieinigkeit: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Vor der Hauptstatue befindet sich ein Tischchen mit zwei Vasen und einem Gestelle mit glimmenden Räucherstäbchen; Lampions in allen Farben und Formen hängen von der Decke herab; die Seitenwände der Halle sind mit langen Papierstreifen behängt, welche Sinnsprüche und Gebete enthalten; der Boden endlich ist, wie der ganze Tempel, recht schmutzig und der ungläubige Beschauer dieses Glaubensapparates, dessen Styl das Gepräge des Ernsten und Majestätischen

durchaus abgeht, kommt unwillkürlich auf den Einfall, ob es Buddha vielleicht nicht zuträglicher wäre, wenn man einige Besen zu seinem Lobe in Bewegung setzen würde, anstatt die übelduftenden Räucherstäbchen zu verbrennen. Wie an der Eingangshalle, so ist auch im Inneren des Tempels und auf den geschweiften Dächern ein großer Ueberfluß von Drachen und abenteuerlichen Monstra zu bemerken. Der Totaleindruck, den man empfängt, ist ein fremdartiger, welcher uns aber weit mehr erheitert als abstoßt.

Der freundlich grinzende Bonze erzählte uns eine Menge hübscher Dinge — natürlich in chinesischer Sprache, die wir nicht verstanden, was ihn aber in seiner Redelust gar nicht beirrte. Nur etwas verstanden wir, als er nämlich bei unserem Weggehen die Hand ausstreckte, um ein Trinkgeld zu erhalten. Allerdings war dies nicht chinesische, sondern europäische Sitte und vielleicht das Einzige, welches er von unserer Cultur erlernt hatte.

In der Nähe des in Rede stehenden Buddha-Tempels sieht man zwei weißgetünchte Thürmchen, welche einem Hindu-Tempel angehören. Obwohl die Außenseite dieses unansehnlichen und unschönen Gebäudes die Vermuthung zuließ, daß sein Inneres auch nur sehr bescheiden ausgestattet sei, so hätte uns ein Besuch desselben dennoch zugesagt. Aber der brahmanische Bonze erklärte uns auf sehr unzweideutige Art, daß „sein" Tempel den Ungläubigen nicht zugänglich sei.

Auffallend sind die vielen Spirit- und Opium-Shops, d. h. die Locale für den Ausschank von Spirituosen und für das Opiumrauchen. Die Befugniß hiezu ertheilt die Regierung; sie findet darin eine ihrer Haupteinkünfte. Im Jahre 1873 betrug die Einnahme hiefür in Singapore 1,012.200 Gulden österr. Währ., davon entfielen 778.900 Gulden für die Opiumlicenz. In Penang gingen in derselben Zeit 458.870 Gulden und in Malakka 142.560 Gulden ein, somit im Ganzen 1,613.630 Gulden. Bekanntlich ist das Opium der aus den unreifen Kapseln des Gartenmohns ausfließende und an der Luft eingetrocknete Milchsaft. Nach dem Sammeln wird das Opium in Kugeln von ungefähr 15 Centimeter Durchmesser gepreßt, und gelangt, je 24 Stück in eine Kiste verpackt, in den

Handel *). In diesem Zustande ist das Opium zum Rauchen noch nicht geeignet und Jedermann kann damit Handel treiben. Um es rauchbar zu machen, wird es durch ein umständliches Verfahren, bei welchem die im Wasser löslichen Theilchen ausgeschieden werden, in eine dickflüssige syrupartige Substanz (Tschandu) umgewandelt. Die Befugniß, diese Transformation vorzunehmen, ist an die Erwerbung der Opiumlicenz gebunden, welche in allen Städten an den Meistbietenden, den Opiumfarmer, vergeben wird. Dieser verfügt über ein ansehnliches Corps eigener Wächter, welche im Vereine mit den Regierungs-Policemen darüber wachen, daß kein Unberechtigter Opium siede.

Die große Zahl der Opiumkrämer bezieht das Tschandu vom Farmer und zahlt demselben nebstbei eine Abgabe für das Recht, einen „licensed Opium shop“ zu halten. Trotz der enorm hohen Pachtsummen bringt der Farmer dennoch einen recht anständigen Gewinn bei Seite. Immer sind es Chinesen, die sich um die Opiumfarm bewerben; keinem Anderen würde es gelingen, unter den hiesigen Verhältnissen eine durchgreifende Beaufsichtigung und Controle auszuüben. Aber auch der Shophalter oder Krämer macht bei den hohen Opiumpreisen lucrative Geschäfte **).

---

*) Gegenwärtig kommen in Singapore verschiedene Sorten Opium vor, die 1873 einen Handelsumsatz von zusammen 17·7 Millionen Gulden repräsentirten, wobei 1873 der Werth des Opiumconsums in Singapore (wenn man die Ausfuhr von der Einfuhr abschlägt) 2·04 Millionen Gulden betrug. Die besten Sorten sind jene von Benares und das im Handel als Patna bekannte Opium von Behar, beide in Englisch-Indien unter strengster Aufsicht der Regierung dargestellt. Ersteres bildet mehr als 95% des ganzen Umsatzes. Weniger gut ist das aus Indisch-Malwa stammende Opium, welches hauptsächlich nach Nord-China geht. Dann kommt noch das türkische und persische Opium, jedoch in geringen Mengen, vor.

Am Opiumhandel betheiligen sich nicht nur Chinesen, sondern auch andere Kaufleute; das unsittliche Moment kommt nicht in Betracht.

**) Der größte Theil des Gewinnes ergibt sich aus dem Verkaufe der Abfälle. Das Tschandu hinterläßt nämlich beim Rauchen einen Rückstand aus Kohle, brenzlichen Oelen, einigen Salzen und etwas unverbranntem Opium. Dieser Rückstand heißt Tinko und beträgt fast die Hälfte des ursprünglichen Tschandu. Er wird an die

Das Opiumrauchen hat in den letzten Jahren erschreckende Dimensionen angenommen und greift wie eine böse Seuche um sich; desgleichen ist das Opiumessen in steter Zunahme begriffen, wenngleich nach dem Ausspruche mancher Aerzte ein mäßiger Genuß dieses Narkoticums der Gesundheit ebensowenig abträglich sein soll, als ein mäßiger Genuß geistiger Getränke. Unwillkürlich drängt sich hier ein Vergleich zwischen dem Säufer und dem Opiumraucher auf, und ich möchte den letzteren, wenn überhaupt eine Wahl statthaft wäre, erträglicher finden, als den ersteren. Seiner Umgebung fällt er nicht so lästig, da er, abgeschieden von ihr, seiner Leidenschaft folgt und durch deren Folgen keine jener widrigen und eklen Auftritte herbeiführt, wie sie bei Branntweintrinkern so häufig vorkommen. Aber die physiologischen Wirkungen des übermäßigen Opiumgenusses auf Körper und Geist scheinen womöglich noch furchtbarer zu sein als jene der Trunksucht.

„Die Möglichkeit einer chronischen Opiumvergiftung", sagt Husemann in seiner Toxikologie, „ist eine über allem Zweifel erhabene Thatsache." Hammer bezeichnet die Liebhaber des Opiums als wankend und schwankend, blaß, abgezehrt, mit gestrecktem Halse, ausgescharrten Leichnamen ähnlich. — Oppenheim: „Die Thätigkeit der Verdauungsorgane liegt ganz darnieder, die Stuhlentleerung ist anfangs ungemein träge, oft in Intervallen von acht bis vierzehn Tagen erfolgend; später macht sie der Diarrhöe und Dysenterie Platz. Die körperlichen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten gehen einem raschen Verfall entgegen. Schwindel, Kopfschmerz, Neuralgien, Zittern der Gliedmaßen, Schlaflosigkeit, manchmal eine Art Delirium tremens, Blödsinn, allgemeine Paralysie.... stellen sich ein und einem allmälig sich entwickelnden Leiden der Lunge und des Herzens erliegen die Opiumesser früher oder später."

Die Wirkung des übermäßigen Opiumrauchens ist eine ähnliche. Beide Sorten von Opiumconsumenten nehmen ein ähnliches Ende wie

---

ärmere Classe zum halben Preise verkauft; man raucht oder ißt ihn. Im ersteren Falle läßt er den Samsching zurück, der von Aermeren erworben und verschluckt wird, da er nicht mehr brennt. (Nach Jagor.)

die Säufer, sie gehen ihrem Ruine entgegen und verkommen auf die elendeste Art. Unfähig zu geistiger Beschäftigung und durch die eingetretene allgemeine Erschlaffung der Kräfte zu keiner Arbeit geeignet, bieten sie ein Bild des Jammers dar. Die größte Verzweiflung, oft sogar mit physischem Schmerze gepaart, bemächtigt sich ihrer, wenn die geringen Mittel, welche sie erwerben können, zur Bestreitung des Opiums nicht mehr ausreichen. Dann besuchen sie bettelnd die Opium-Shops, um die ekeln Reste aus den Pfeifen schaben zu dürfen. Es soll nur in den seltensten Fällen gelingen, sich den Genuß des Opiums, wenn er zur Leidenschaft wurde, abzugewöhnen. Im Spitale und im Strafhause zu Singapore werden an solche Consumenten kleine Opiummengen über ärztliche Anordnung verabreicht, und ich weiß aus eigener Erfahrung, welchen Reiz das Opium auf den Körper auszuüben vermag, selbst dann, wenn es, wie bei mir, durch längere Zeit nur als Medicament eingenommen wurde. Ein plötzliches Einstellen hätte von üblen Folgen sein können, ich durfte mir das Opium — zu immer kleineren Dosen greifend — nur allmälig abgewöhnen. Auch in China nehmen die Meisten das Opium zuerst als schmerzstillendes, angenehm erregendes Mittel, und gewöhnen sich allmälig so daran, daß sie dem Genusse nicht mehr entsagen können.

Wir wissen, welchen mächtigen Zauber die narkotischen Mittel seit jeher auf ihre Verehrer bei allen Völkern ausübten, wie sie mit unwiderstehlicher Gewalt die Willenskraft lähmten und einen Sinnenrausch herbeiführten, in welchem Schmerz und Leid erstickten. Der Vorgänger des Opiums, und bei vielen Völkern noch heutzutage sein Rivale, war das bekannte Haschisch*). Nach Homer fand schon Helena in Aegypten das kostbare Nepenthes, welches zum Weine gemengt getrunken wurde. Die Wirkung dieses Trankes schildert der berühmte Epiker folgendermaßen:

*) Makrisi sagt, daß die Entdeckung der betäubenden Eigenschaften des Hanfes (Haschisch) nicht weiter als bis zum siebenten Jahrhundert der Hedschra reicht, aber Sacy hält sie für älter. Es ist bekannt, daß seit Herodot's Zeiten Hanfkörner dazu verwendet wurden, um Berauschung herbeizuführen, welche der durch Opiumgenuß erzeugten ähnlich war.

„Zorn und Schmerz einschläfernd, erlaubte das Nepenthes einen ganzen Tag nicht, Thränen zu vergießen, selbst solchen nicht, die einen Vater oder eine Mutter verloren, oder vor deren Augen man einen theuren Bruder oder Sohn erwürgte." Es unterliegt keinem Zweifel, daß damit das Haschisch gemeint war, von welchem ein späterer arabischer Poet ausruft: „Zurückstoße weit von mir allen Kummer und das bitterste Leid!"

Nach M. de Sacy bestand der Effect des Haschisch in einer Art Exstase, einem süßen und tiefen Traum, während dessen die Berauschten alle Wollüste zu genießen glaubten, die Mohammed's Paradies ersehnen ließ. Es wird fast allgemein angenommen, der Opiumrausch übe eine gleiche Wirkung auf die Sinne. Dies scheint jedoch insoferne unrichtig zu sein, als weder beim Haschisch noch beim Opium das übrigens sehr relative „wollüstige Gefühl" durch ein Auftreten erotischer Vorstellungen verursacht wird. Vielmehr muß in Sacy's Schilderung, die in viele Werke überging, weit eher eine Ausschmückung als eine Thatsache gesucht werden.

Darauf Bezug nehmend, stehen mir die Resultate eines nach wissenschaftlichen Principien 1873 in Hongkong durch den russischen Anthropologen N. v. Maclay vorgenommenen Opium-Rauchversuches zur Verfügung, dessen Beschreibung meines Wissens nur in chinesischer Sprache veröffentlicht worden ist. Herr N. v. Maclay, dessen Bekanntschaft ich in Singapore machte und auf dessen Thätigkeit in Ostasien ich gelegentlich zurückkommen werde, beabsichtigte mit dieser Publication der Verbreitung des Opiumlasters in China entgegenzuwirken, wie es seinerzeit De Quincey durch sein Werk *) für Europa bezweckte. Ich glaube durchaus keine Indiscretion zu begehen, wenn ich hier die Daten anführe, die ich aus Maclay's mir seinerzeit zur Verfügung gestelltem Manuscripte über den Rauchversuch entnahm; auch liegt es im allgemeinen Interesse, daß über den Effect des Opiumrauchens eine richtige Vorstellung gewonnen werde. Vorher einige Worte über die Manipulation des Rauchens. Der Raucher liegt auf einer Art Pritsche ausgestreckt. Neben sich hat er ein Spiritus-

*) Confessions of an Opiumeater (Geständnisse eines Opiumessers).

lämpchen, dann die Dose mit dem Tschandu, in welchem eine lange Metallnadel steckt. Der Pfeifenkopf ist ein kleiner, hohler, aber geschlossener cylinderförmiger Körper mit einer winzig kleinen Oeffnung an der oberen Seite. Er steckt an einem ungefähr 3 Centimeter dicken Bambusrohr von 60 Centimeter Länge, jedoch nicht am Ende desselben, sondern circa 15 Centimeter vom letzteren entfernt. Nun nimmt der Raucher mit der Nadel eine geringe Dosis des Tschandu und zündet sie allmälig an, wozu einige Gewandtheit erforderlich ist, nachdem die Substanz nur schwer brennt; hierauf bringt er sie auf die feine Oeffnung des Pfeifenkopfes, zieht den Rauch ein, behält ihn einige Zeit bei sich und bläst ihn wieder aus. Dies wiederholt er so lange, bis die mit der Nadel genommene Menge verbrannt ist. Auf diese Art rauchte er „eine Pfeife".

Zur Charakteristik des Rauchers: Herr Maclay ist 27 Jahre alt, von mittlerem Wuchs, 1·64 Meter hoch, etwas blaß und mager aussehend, aber von starker Constitution, die jedoch in den letzten Jahren durch anhaltendes Fieber geschwächt wurde. Er nahm absichtlich am vorhergehenden Tage nur ungezuckerten Thee zu sich, ist daher hungrig.

Der Rauchversuch fand am 10. April 1873 im chinesischen Club zu Hongkong statt, wo Alles bequem zum Opiumrauchen eingerichtet ist. Dr. med. C*** war als Zeuge gegenwärtig und besorgte die Aufschreibungen. Die Fragestellungen wurden vorher aufgesetzt, um über die Art der Empfindungen beim Rauchen eine zuverlässige und bündige Antwort zu erhalten.

1. Pfeife. — 1 Uhr 45 Minuten p. m. Kleines Zimmer des Clubs. Die unbequeme europäische Kleidung wird gegen chinesische weite Beinkleider und eine leichte Kabaja (Jacke) vertauscht. Halb liegende Stellung, den Kopf auf ein hartes Kissen gestützt. Auf einem nahegestellten Tischchen befinden sich alle zum Opiumrauchen nothwendigen Gegenstände.

Maclay befindet sich ganz normal, klagt jedoch über Hunger. Pulsschläge 72, Respirationen 24, Temperatur 37·5° C.

Die 1. Pfeife, welche ein Opiumkügelchen von der Größe eines Hirsekornes enthielt, wurde in zwei Minuten geraucht.

2. Pfeife. — 1 Uhr 47 M. Maclay theilt mit, während des Rauchens einen ziemlich angenehmen Geschmack, in den Zwischenpausen aber einen bitteren zu verspüren. Der Rauch wird verschluckt.

3. Pfeife. — 1 Uhr 55 M. Das Hungergefühl ist verschwunden. Puls 80.

4. und 5. Pfeife. — Keine Aenderung des Befindens, blos in den Zwischenpausen schwerer Kopf und leichte Neigung zum Schlafen. Die Antworten sind correct. Maclay bemerkt, er denke langsamer, er müsse nämlich jede Frage lange bedenken, um sie recht zu verstehen und zu beantworten. Er kann sich noch ohne Hilfe aufrichten und im Zimmer auf und ab gehen.

6. Pfeife. — 2 Uhr 11 M. Puls 68. Zunehmende Schläfrigkeit. Die Antworten sind langsam, aber correct.

7. Pfeife. — 2 Uhr 15 M. Puls 70 (voll). Respirationen 28 per Minute.

8. Pfeife. — 2 Uhr 20 M. Größere Schläfrigkeit. Maclay erkennt die Zeit auf seiner Uhr. Puls und Respirationen unverändert.

9. Pfeife. — 2 Uhr 25 M. Das Sprechen wird schwieriger und undeutlicher. Maclay bemerkt, ihm werde die Zunge dicker. Puls und Respirationen wie früher.

10. Pfeife. — Er klagt über bitteren Geschmack und Schwindel. Die Antworten sind langsam, aber correct.

11. Pfeife. — 2 Uhr 33 M. Das Gehen wird unsicher.

12. Pfeife. — 2 Uhr 37 M. Diese Pfeife wird langsam geraucht. Maclay sagt, er fühle sich sehr behaglich, möchte aber Singen und Musik*) hören. Puls und Respirationen wie früher.

*) Dieses Verlangen hatte Maclay, so weit ich mich erinnere, auch im normalen Gemüthszustande öfter geäußert.

13. und 14. Pfeife. — Sie werden gierig geraucht, wobei Maclay wiederholt laut auflacht; er kann aber keine Rechenschaft über die Ursache dieses Lachens ausfindig machen. Er ist sehr schläfrig.

15. Pfeife. — 2 Uhr 45 M. Maclay wünscht eine Stelle aus Schumann's „Manfred" zu hören.

16. Pfeife. — 2 Uhr 52 M. Er klagt über Unterbrechungen beim Rauchen und wünscht eine ungestörte Fortsetzung desselben. Die Augenlider sind schwer und die Augen bleiben meist geschlossen. Die Conjunctiva ist stark injicirt. Er hört Musik aus der Ferne.

17. Pfeife. — 2 Uhr 56 M. — Ein Gehversuch mißlingt. Puls 72, Respirationen 28.

18. bis 21. Pfeife. — 3 Uhr 7 M. Große Schläfrigkeit. Die Antworten sind sehr langsam, einsilbig, aber correct. — 3 Uhr 20 M. Maclay verlangt eine neue Pfeife.

22. Pfeife. — 3 Uhr 25 M. Er liegt mit geschlossenen Augen, bemerkt aber, daß er sich wie nie jemals vorher fühlt, aber dieses eigenthümliche Gefühl ist weder angenehm noch unangenehm.

Puls und Respirationen wie früher. Sclera sehr stark injicirt.

23. Pfeife. — 3 Uhr 27 M. Subjectives Gefühl großer Ruhe und eines angenehmen Wohlbehagens, über dessen Grad sich Maclay dahin ausspricht: esset magis amoenum, quam consitus cum pulcherrima puella.

Aber es waren absolut keine erotischen Bilder oder Erinnerungen, welche diese Bemerkung veranlaßten.

24. Pfeife. — 3 Uhr 37 M. Subjectives Gefühl schöner Ruhe. — Maclay sagt: „Ich will nichts und verlange nach nichts."

25. Pfeife. — 3 Uhr 40 M. Sehr große Schläfrigkeit. Ein gelinder Stich mit einer Bleifeder in die Milzgegend macht ihn auffahren. Maclay verlangt immer mehr zu rauchen.

26. Pfeife. — Sie wird mit augenscheinlichem Wohlbehagen geraucht; hierauf scheint Maclay zu schlafen. Puls 72, Respirationen 26, sehr regelmäßig.

Sehr laut gestellte Fragen werden nicht beantwortet. Die Frage, ob er noch rauchen will, wird von ihm durch Kopfnicken bejaht.

3 Uhr 58 M. — Puls 70, Respirationen 24, regelmäßig. Die Hände transspiriren stark. Die Fragen werden nicht mehr verstanden, doch macht Maclay Zeichen, noch rauchen zu wollen. An dieser Stelle bemerkt er später: „Ich hörte die Fragen deutlich, verstand sie auch, vergaß sie aber fast sogleich; ich konnte nicht antworten, weil die Stimmorgane den Gehorsam versagten. Ich versuchte mehrmals zu sprechen, aber ohne Erfolg."

27. Pfeife. — 4 Uhr. Maclay antwortet, man hört es aber nicht; er spricht einige Worte in einer fremden Sprache. Dann sagt er: „Ich bin sehr matt." — Er raucht jedoch in kräftigen Zügen weiter.

4 Uhr 10 M. — Er hört auf zu rauchen und scheint zu schlafen. — Keinerlei Muskellähmung wahrnehmbar. Puls 68, Respirationen 24, Temperatur 37·2° C. — Die gestellten Fragen bleiben absolut unbeantwortet; die Hände schwitzen stark, die Haut ist kühl, die Gesichtsfarbe normal.

4 Uhr 40 M. — Maclay schlägt die Augen auf, die er sogleich wieder schließt. Er antwortet auf die Frage: „Wie geht es?" mit: „Gut, ich bin ganz betäubt, möchte mehr rauchen, ist der Mann mit der Pfeife schon fort?"

4 Uhr 55 M. — Langsame Wiederkehr der Besinnung.

Am Schlusse dieser Aufschreibungen bemerkt Maclay: „Obwohl sehr betäubt und schwindlich, behielt ich die Erinnerung, daß ich mich ankleiden konnte; ich weiß auch, daß man mich in das untere Stockwerk forttragen mußte; desgleichen entsinne ich mich auch, als ich im Palankin

den Club verließ, eine große Menschenmenge gesehen zu haben, die mich neugierig ansah, erinnere mich aber nicht, wie ich ins Haus meines Gastfreundes Dr. C*** gebracht wurde. Ich wachte gegen 3 Uhr Nachts auf. Beim Scheine der Lampe sah ich verschiedene Speisen auf dem Tische aufgestellt, ich verspürte Hunger, da ich 33 Stunden ohne Nahrung geblieben war. Ich erhob mich vom Bette, erreichte schwankend den Tisch und verschlang gierig die Speisen. Dann schlief ich wieder ein.

Am 11. April um 7 Uhr Früh wurde ich durch den Diener geweckt, da ich Tags vorher den Plan gefaßt hatte, nach Kanton zu fahren. Ich versuchte es, mich aufzurichten, fiel aber fast kraftlos in die Kissen zurück. Ich schlief neuerdings ein. Um 1 Uhr Nachmittags stand ich auf mit einem Gefühle großer Mattigkeit in den Beinen und einer Leere im Kopfe. Nicht blos am Abende dieses Tages, sondern auch am folgenden hatte ich leichten Kopfschmerz und empfand beim Gehen Schwindelanfälle. Ich bemerkte eine leichte Schwerhörigkeit am ersten Tage nach dem Experimente, eine Störung in der Verdauung ist jedoch nicht eingetreten.

Während der $2^3/_4$ Stunden, welche das Rauchen währte, habe ich über 107 Gramm Opium von der Qualität, wie es die Chinesen gewöhnlich rauchen (Tschandu), verbraucht. Eine solche Menge wird von diesen nie auf einmal geraucht.

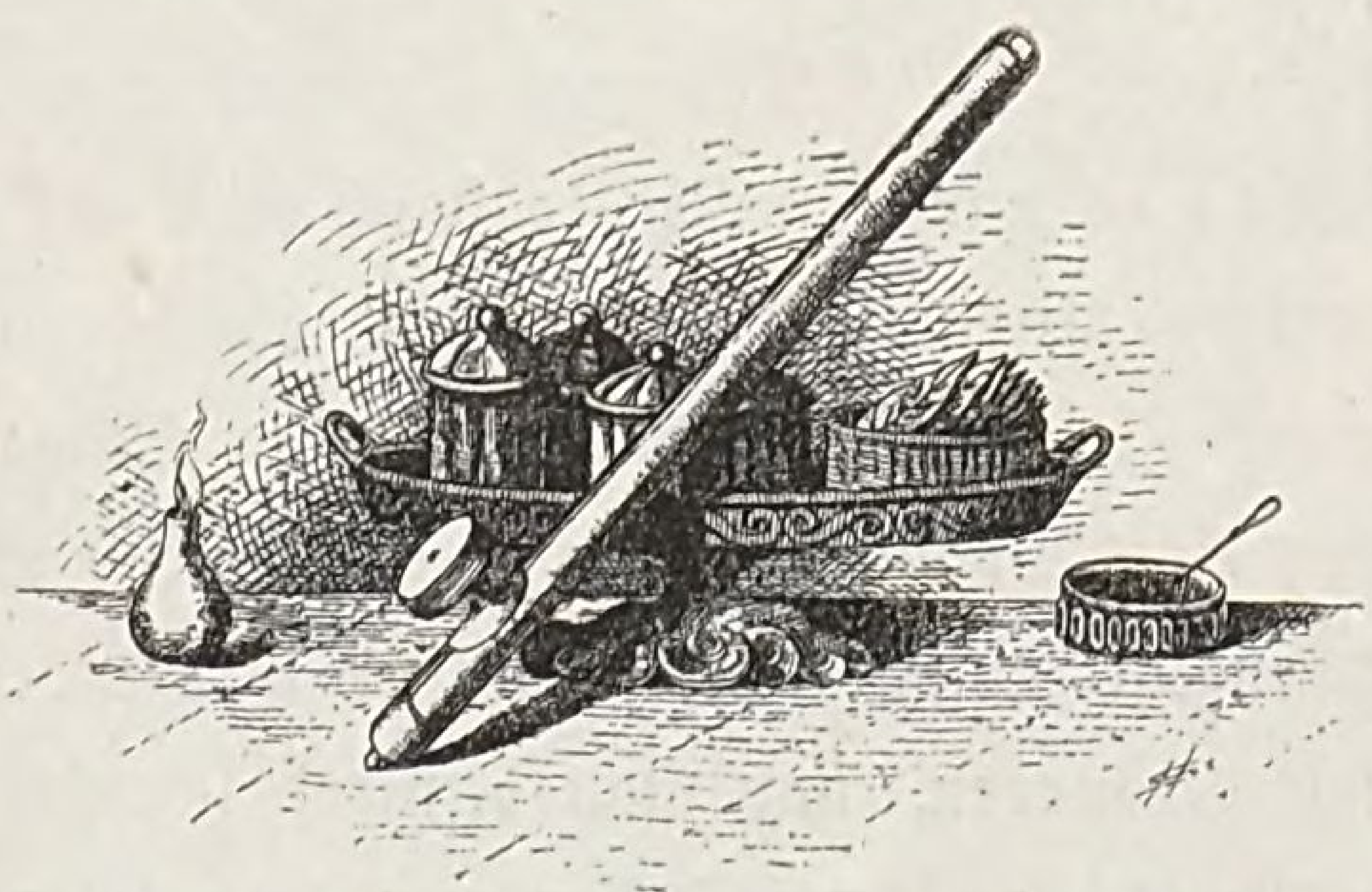
Zum Schlusse sei noch bemerkt:

1. Daß man über eine Stunde anhaltend rauchen muß, um eine auffallende Wirkung des Opiums zu verspüren;
2. daß zuerst die Locomotions-Organe afficirt werden und dann erst die Nervencentra;
3. daß die Sinnesorgane (das Gesicht und Gehör) Sinnestäuschungen unterworfen werden, daß aber
4. keinerlei Hallucinationen, Bilder, Träume während und nach dem Opiumrauchen auftreten. Ich betone dies ausdrücklich, da meine Beobachtungen mit den Angaben der Meisten, welche über das Opiumrauchen bis jetzt schrieben, im Wider-

spruche stehen. Die Gehirnthätigkeit ist eher deprimirt als erregt, der Ideengang wird immer langsamer und schwieriger, das Gedächtniß stockt und schließlich denkt man an nichts.

Nachdem man eine genügende Dosis Opium geraucht, kommt man in einen Zustand tiefer Ruhe. — Dieser Zustand ist sehr eigenthümlich, man hat ein Gefühl, daß man nichts, absolut gar nichts wünscht. Da man sich an gar nichts erinnert, an gar nichts denkt, nichts wünscht, so ist man nahe daran, sein „Ich" ganz zu verlieren. Dieses Gefühl der Ruhe und des Nichtsbegehrens ist so anziehend und angenehm, daß man aus diesem Zustande niemals befreit werden möchte."

Es sei hier bemerkt, daß nach Lockhart die gewöhnliche Dosis eines Opiumrauchers in China ungefähr eine Drachme (60 Gramm) beträgt, doch verbrauchen manche auch zehn Drachmen des Tags; dies können jedoch nur reiche Wüstlinge thun, die weder der hohe Preis des Narkoticums, noch eine Beschäftigung davon abhält, sich dem verderblichen Sinnentaumel zu ergeben.



IX. Singapore.

Im „Hôtel Europe“. — Der Garten und seine prächtigen Pflanzen. — Wohnung und Diener. — Klima von Singapore. — Die Mahlzeiten. — Das Stuhlrohr. — Aerztliche Praxis. — Herr Conighi, der österreichisch-ungarische Consul. — N. v. Maclay. — Die Gecko-Eidechsen. — Der botanische Garten. — Dschungeln. — Mangrovewälder. — Landbildung. — Tiger. — Tapioka-Plantage. — Der Sago und seine Gewinnung. — Gambir und Pfeffer. — Polizeistationen. — Das Piratenunwesen im Sundameere. — Abtretung Singapores an England. — Deckbazar. — Indische Waaren. — Die Früchte. — Abschied von Singapore. — In der Chinasee. — Ankunft in Hongkong.

Während unseres Aufenthaltes in Point-de-Galle hatte ich mir ein Wechselfieber zugezogen, welches zwar schon nach wenigen Tagen einer energischen Chininbehandlung gewichen war, aber eine so bedeutende Schwäche in mir zurückließ, daß ich mich auf Anrathen unserer Schiffsärzte, welche meine Kräftigung von einem ruhigen Landleben erwarteten, für die Zeit unseres Aufenthaltes in Singapore ausschiffen mußte. Ich bezog eine Wohnung in dem schon früher erwähnten „Hôtel Europe“. Nach englisch-amerikanischem Muster ist mit der Wohnung auch die ganze Pension verbunden, und man befindet sich für den verhältnißmäßig geringen Preis von drei Dollar per Tag (wenn man nur ein Zimmer benützt) recht wohl und ist — einschließlich des Trinkgeldes — aller kleinlichen Sorgen, die man auf unserem lieben europäischen Continente in allen Formen zu bewältigen hat, befreit. — Gewiß wird es hier Niemandem einfallen, vom Gaste zu verlangen, er solle bei vergnügtem Mahle im Gedächtnisse behalten, wie viele Brodschnitten er



Fächerpalme in Singapore.

den genossenen Speisen als Begleitung mitgegeben, oder ob ein Gericht „mit oder ohne“ verzehrt wurde. Eine solche Einmengung in die gastronomische Theorie des Gastes würde als Mißbrauch der Dienerpflichten angesehen werden. — Nun gar das Trinkgeld; es ist hier vollends unbekannt, obwohl das Anbieten eines solchen noch immer nicht als Beleidigung angesehen wird, wie z. B. in San Francisco. Allerdings ist man dort im Centrum des Dollarreiches und hier nur an dessen Grenze.

Das Hôtel ist einstöckig und bildet ein langgestrecktes Gebäude mit drei vorspringenden Pavillons, deren erstes Stockwerk luftige, von dicken Säulen gestützte Hallen enthält. Der ansehnliche, jedoch schlecht gepflegte Garten vor der Hôtelfront enthält eine Auswahl prächtiger Bäume und Gesträuche. Die majestätische Fächerpalme, der in gelben Dolden blühende, hier „Schmetterlingsbaum“ genannte Strauch, einige Cactusarten in abenteuerlichen Formen, dann Gummi- und australische Grasbäume gruppiren sich recht malerisch um die mit großen und farbenprächtigen Blüthen verschwenderisch ausgestatteten Blumenbeete. Begünstigt vom ewigen Sommer, der hier herrscht, reift die Bananenfrucht in mächtigen Büscheln zwischen den breiten geschlitzten Blättern der Pisangpalme. Früchte und Blüthen sind das ganze Jahr hindurch sichtbar. Obwohl das Reifen der Früchte an keine Jahreszeit gebunden ist, so haben dennoch alle tropischen Früchte ihre eigene Saison, in welcher sie am schmackhaftesten sind. Diese Eigenthümlichkeit im Leben der tropischen Pflanzenwelt wurde mir von mehreren Seiten bestätigt. Neben dem östlichen Pavillon steht vereinsamt ein dickstämmiger Brodbaum (Artocarpus incisa); seine mächtigen und grotesken Blätter kann ich von meinem Fenster aus berühren. Er trägt nur Früchte kleinerer Gattung, obwohl sie mäßig großen Melonen gleichen. Sein Vetter, der Nangka oder mit seinem englischen Namen der „Jack“ (Artocarpus integrifolia), trägt hingegen Früchte, deren eine allein bis zu dreißig Kilogramm schwer wird. Sie wachsen sowohl aus dem Stamme als aus den Aesten des Baumes hervor. Die Holländer nennen die Jackfrucht auch Sauersack. Englischer-

seits wird denselben angedichtet, sie hätten diesen Namen aus dem Grunde gewählt, weil es eine „sauere Arbeit" wäre, eine ausgewachsene Frucht zu tragen! Der Geschmack der Jackfrucht ist angenehm und würzig; im unreifen Zustande wird sie häufig im Karri genossen, Europäer essen sie aber fast niemals.

Um einige Beete, welche ein ganzes Dickicht von Ananaspflanzen einnahm, wucherte die merkwürdige Mimosa pudica, die wir schon auf Ceylon fanden; sie trug hier violette, kugelige Blüthen. Ich hatte Gelegenheit, diese zierliche Kriechpflanze öfter zu beobachten. Die Blätter, welche sich durch eine Berührung geschlossen hatten, öffneten sich erst beim nächsten Sonnenaufgang. Darum Noli me tangere!

Die Einrichtung meines recht luftigen Zimmers war sehr einfach, sie genügte mir aber vollkommen, nachdem der Hauptgegenstand derselben — das Bett — allen Anforderungen entsprach, denn es war groß und gegen die lästigen Mosquitos durch eine dichte Mullgardine geschützt. In einem Gebäude hinter dem Hôtel, aber durch gedeckte Gänge mit demselben verbunden, sind die Badecabinen, deren jedes Zimmer eine zugewiesen erhält. Ein Pumpenwerk speist die Reservoirs für die Douche und die Wannenbäder. Man muß es zugeben, daß in dieser Richtung den klimatischen Verhältnissen recht gut entsprochen wird; hingegen läßt die Reinlichkeit Alles zu wünschen übrig, was aber bei der Schwierigkeit, gute Diener aufzutreiben, kaum zu ändern ist. Nachdem die Hôtelverwaltung den Gästen für gewöhnlich keine Bedienung beistellt, so war ich gezwungen, schon am ersten Tage einen Chinesen als Diener aufzunehmen. Unser liebenswürdiger und aufmerksamer Consul Herr A. C. Conighi war mir dabei behilflich.

So kam denn beim Morgengrauen des nächsten Tages mein „Boi", um mich aus dem Schlafe zu wecken. Sein Zopf war schon hübsch geflochten und mit der niemals fehlenden seidenen Masche geziert. Dieses Anhängsel ist hier zu Lande wie in China berufen, die Rolle eines Gradmessers der Etikette zu spielen. Einer meiner neuen Bekannten, dessen Energie durch einen längeren Aufenthalt in den Tropen durchaus

keine Einbuße erlitten hatte, machte mich auf die „unglaubliche Ungezogenheit" der Bois aufmerksam. „Stellen Sie sich vor", so rief er völlig entrüstet, „so ein lumpiger Boi hat oft die Unverschämtheit, mit aufgerolltem Zopf das Zimmer zu betreten!" Schauderhaft, dachte ich mir. Mein Boi ließ es jedoch an der nothwendigen Ehrerbietung niemals fehlen. Schweigend brachte er den ersten Imbiß: Thee, Bananen und Butterbrod, und entfernte sich ebenso ruhig wie er gekommen war.

Die Morgenstunden sind recht kühl und angenehm, weshalb das frühe Aufstehen, ähnlich wie in Curorten, allgemein eingehalten wird. Gewöhnlich macht man einen Spaziergang, oder wenn die Witterung dies nicht gestattet, wiegt man sich auf der Veranda im Rohrstuhle. Dies dolce far niente währt bis ungefähr 8 Uhr, um welche Zeit die versengende Gluth der schon hochstehenden Sonne recht fühlbar wird. Das ist die Zeit des ersten Bades. Es sei hier kurz erwähnt, daß bei der äquatorialen Lage Singapores (1° 17′ Nordbreite) der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tag nur einige Minuten beträgt; aus derselben Ursache bewegt sich auch die Temperatur innerhalb enger Grenzen. Die mittlere Jahrestemperatur ergibt 26·5° C. bei einem Maximum von 33·3° C. Bei Sonnenuntergang pflegt gewöhnlich ein nur unbedeutendes Sinken der Temperatur einzutreten, welche dann bis ungefähr 3 Uhr Früh so ziemlich gleichmäßig bleibt. Ein rapides Sinken derselben (bis zu 19·9° C.) erfolgt erst in den Morgenstunden. Häufige, von oft wolkenbruchartigen Regengüssen *) begleitete Gewitter mildern die Tages-

---

*) Die jährliche Regenmenge betrug nach den Aufschreibungen der meteorologischen Beobachtungsstation 1869: 2·301 Meter, 1870: 3·129 Meter, 1871: 2·779 Meter, 1872: 1·912 Meter, 1873: 2·173 Meter.

Der stärkste Regenfall des Jahres 1873 fand am 21. Mai statt, er betrug 114 Millimeter.

Mit Bezug auf die Vertheilung des Regens in Singapore kann das Jahr in Perioden getheilt werden, und zwar erstens vom Jänner bis April, wo der Regenfall veränderlich und unbestimmt ist; zweitens vom Mai bis August, wo er in seiner Gesammtheit am geringsten ist, obwohl einzelne starke Regenfälle vorkommen. Diese

temperatur, wozu die frischen Land- und Seebrisen gleichfalls wesentlich beitragen. Ohne deren wohlthätige Einwirkung wäre eine so üppige Pflanzendecke, wie sie die Insel aufweist, kaum denkbar. Es regnet, man kann sagen, fast täglich, im Winter etwas mehr als im Sommer; diese Jahreszeiten sind hier selbstverständlich kaum durch andere Umstände von einander zu unterscheiden. Mit der großen Regenmenge in engster Verbindung steht die außerordentliche Feuchtigkeit der Luft, in Folge welcher Lederwaaren durch den rasch ansetzenden Schimmel verderben, und Phosphorhölzchen vollkommen unbrauchbar zur Feuererzeugung werden. Aus dieser Ursache werden hier, wie überhaupt in den Tropen, nur die sogenannten schwedischen Zündhölzchen verwendet.

Um 9 Uhr wird im großen Speisesaale das erste Frühstück servirt. Es sind ungefähr vierzig Gäste und mehr als so viel Diener anwesend. Dem Neulinge bietet sich ein fremdartiger Anblick dar. Das Gewoge der dienstfertigen, in allen möglichen Trachten gekleideten Diener, deren Köpfe die oberhalb der Tafel in riesigem Bogen sich schwingende Punka fast berührt, ließe sich ganz gut in die Scenen eines Maskenballes eingefügt denken. Die vorherrschende Farbe ist weiß, jedoch kommen bei der Dienerschaft auch die indischen Farben vor. Ein ebenso lebhaftes Menschengedränge findet man bei den anderen Mahlzeiten: Tiffin und Diner.

Mein Platz war an einem der Tafelenden neben Consul Conighi, der seit Jahren im Hôtel wohnt und die österreichisch-ungarische Flagge oberhalb eines Hôtelpavillons führt. Unsere Tischnachbaren waren gleichfalls Stammgäste und bildeten so zu sagen eine geschlossene Gesellschaft, die sich aus den verschiedenartigsten Berufskreisen zusammengesetzt hatte. Die

---

Saison kann die trockene genannt werden; endlich drittens vom September bis December, wo die Regenmenge am größten ist, also die nasse Jahreszeit herrscht. — 1873 betrug der höchste Barometerstand 761·4 Millimeter, der niedrigste 752·5 Millimeter bei 10 Meter Höhe der Beobachtungsstation. Die oben angeführten Temperaturgrade beziehen sich gleichfalls auf das Jahr 1873, weichen jedoch von früheren Jahren nur unbedeutend ab.

Unterhaltung gestaltete sich dadurch recht anregend. Neben mir saßen zwei Vertreter einer Hamburger Stuhlrohrfabrik, Herr W. und Herr P. Ihr Geschäft besteht in dem Einkaufe, dem Rösten und Verfrachten des spanischen Rohres (malayisch Rotang) und der sogenannten Malacca canes *). Die Producte werden sowohl vom Festlande wie hauptsächlich von den Sunda-Inseln durch malayische Prauen nach Singapore gebracht und müssen vor ihrer weiteren Verschiffung gereinigt, getrocknet und geröstet werden. Bekanntlich ist das Stuhlrohr oder spanische Rohr eine Kletterpalme, die ihrer Dimension nach wohl unter die längsten aller Pflanzen gezählt werden muß. Sie bildet im Urwalde neben anderen Calamusarten ein dichtes Gewirre, das sich theils, gespannten Tauen gleich, quer durch das Unterholz des Waldes zieht, theils aber wie die Liane die Holzriesen erklettert. Es wird erzählt, daß manche Arten eine Länge von ungefähr 600 Meter erreichen. Herr W. unterrichtete mich von allen Details seines Geschäftes. Recht sinnreich fand ich die Art, durch welche es ihm seit Jahren gelingt, das Rohr spesenfrei nach Europa zu bringen. Es wird nämlich von Singapore nach Rangoon verfrachtet; dort versammelt sich jährlich zur Zeit der Reisernte eine ganze Flotte von Handelsschiffen, welche das Stuhlrohr als Unterlage der Schiffsböden für die Reisladung verwenden. Die Capitäne nehmen diese blinde, aber für sie nothwendige Fracht recht gerne und verpflichten sich noch obendrein, sie im ersten von ihnen berührten europäischen Hafen nach Hamburg zu instradiren.

Mit größeren Schwierigkeiten hat ein anderes Mitglied unserer Gesellschaft, Herr Dr. T., in Ausübung seiner ärztlichen Praxis zu kämpfen. Strebsam und, wie ich höre, sehr geschickt, wußte er sich rasch

---

*) Man unterscheidet in Singapore: Rotang-biliang, Wachsrotang, der im Wasser unverwüstlich ist und spärliche kurze Fiederblätter trägt; dann Rotang-batu, Steinrotang, er wird zu Tauen verwendet und hat schmale Blätter; endlich Rotang-lajer, Segelrotang, er wird in Schnüre gespalten und zum Segelmachen und anderem Materiale verwendet; seine Fiederblätter sind lang und schmal. Die Malacca canes sind dickes Rohr mit langen Schößen, wie man es bei uns häufig zu Spazierstöcken verwendet.

einen geschätzten Namen nicht nur bei den fremden Residenten, sondern auch bei der farbigen Bevölkerung zu gründen. Diese letztere, namentlich die Chinesen, zu behandeln, welche als Verehrer des Tigerknochen-Extractes eine so geringe Auffassung der ärztlichen Kunst darlegen, ist an und für sich sehr human, aber in materieller Richtung ebenso undankbar. Häufig geschieht es, daß das Honorar aus einigen dicken Bambusrohren besteht. Ich sah in seinem Office eine ganze Mustersammlung dieser sonst recht nützlichen, aber als Honorar wenigstens bei uns nicht gebräuchlichen Pflanze, welche sich nebstbei zu einer Capitalsanlage gar so schlecht eignet.

Die andern Stammgäste trugen zum Theile einen officiellen Charakter, darunter waren der Consul Frankreichs und Mr. Studer, Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Allein den Centralpunkt bildete Herr Conighi *), der österreichische Consul, ein ebenso würdiger wie allgemein hochgeachteter Functionär, dessen Wirken und Streben durch die umfassende Vertrautheit mit den Verhältnissen des Landes ihm selbst bei wichtigen Anlässen einen Einfluß verschaffen, der für unsere Monarchie höchst ehrend, und für unseren Handel auch von materiellen Vortheilen und Erfolgen begleitet ist. Die Stellung Conighi's ist daheim bei uns niemals richtig gewürdigt worden, ebenso wenig seine Thätigkeit und der nicht gewöhnliche glänzende Ruf, den er sich in einer langen Reihe von Jahren zu erringen wußte, und man kann es getrost aussprechen und wird hier nirgends auf Gegner stoßen, daß, wenn unser Lloyd, wie überhaupt unser Handel, in nächster Zeit festen Fuß in Singapore gefaßt haben wird, dies in bedeutendem Umfange durch unseren ehrenwerthen Vertreter Herrn Conighi

*) Bei Gelegenheit der österreichischen Handelsexpedition nach Ostasien unter der Leitung Erichsons 1843, betrat Alex. Conighi das erstemal Singapore. Nach der Rückkehr war er bis 1858 theils in Europa, theils in der Levante thätig. Seit jener Zeit bekleidet er die Stelle eines für die Verhältnisse Singapores f a s t u n b e s o l d e t e n Consuls. Anfangs war damit die Vertretung einer österreichischen Dampfmühlen-Gesellschaft verbunden, welche sich später vom Exporte zurückzog. Herr Conighi ist sowohl nach Altersjahren, als auch mit Bezug auf die Dauer des Aufenthaltes der älteste Resident Singapores.

in vorbereitender Art ermöglicht worden sei. Es steht zu hoffen, daß jetzt, wo ihn das Alter ereilte, wenigstens ein Theil der Anerkennung, welche wir ihm noch immer schulden, abgetragen werde. — Möge er, der liebe und zuvorkommende Freund, in den wenigen Worten, mit welchen ich seiner hier gedenke, den Ausdruck aufrichtigster Werthschätzung erblicken.



N. v. Maclay mit dem Papua-Jungen Achmat.

Während meines zweiten Besuches in Singapore (Februar und März 1875) hatte die Gesellschaft der Stammgäste an Umfang zugenommen. Unter die interessantesten Bekanntschaften aus dieser Zeit zähle ich den schon früher erwähnten russischen Anthropologen N. v. Maclay, dessen Studien alle Länder Ostasiens und das oceanische Gebiet umfassen.

Er war kurz vorher von einer mit besonderer Kühnheit durchgeführten mehrmonatlichen Forschung auf Neu-Guinea (Südostküste) zurückgekehrt und hatte von dort einen Papua-Jungen, Achmat, ein wahres Scheusal, mitgebracht, das selbst von den durchaus nicht hübschen Malayen als häßliches Schreckbild angestaunt wurde. Der Junge war eilf Jahre alt, maß ungefähr $1\frac{1}{4}$ Meter Höhe und hatte eine sehr dunkle Hautfarbe, war jedoch schwächlich gebaut. Am meisten ausgebildet war sein Mund und das Gebiß; ersterer nahm besonders beim Lachen, wozu Achmat häufig Veranlassung fand, fast gefährliche Dimensionen an, indem er sich bis zu den beiden Ohrläppchen ausdehnte. Achmat besaß große dunkle Augen, aus welchen manchmal die volle Wildheit seines Stammes hervorleuchtete. Er zeigte große Anhänglichkeit an seinen Herrn, war tagsüber dessen Schatten, bei Nacht aber schlief er wie ein Hund unter dessen Bette. Für Maclay war der Junge ein Gegenstand großer Sorgfalt, er lehrte ihn die russische und malayische Sprache und machte ihn testamentarisch zu seinem Universalerben, woran er jedoch die Bedingung knüpfte, daß Achmat sich zu keinerlei Religion bekennen dürfe, also confessionslos wie er war auch in Zukunft verbleiben müsse. Von seinen Erlebnissen auf Neu-Guinea erzählte mir Maclay, welcher vorzüglich deutsch sprach, nur Einzelnheiten. Eine russische Corvette hatte ihn an die Südostküste gebracht und dort auf sein Verlangen ohne weiters ausgeschifft. Er war allein am Strande, als das Schiff wieder die hohe See aufsuchte. Die erste Begegnung mit den Papuas war feindseliger Art: die Eingeborenen schossen mit Pfeilen nach ihm, wobei er leicht verwundet wurde. Allein hiedurch ließ sich Maclay nicht hindern, den Angreifern ohne Gegenwehr muthig entgegen zu gehen. Diese ebenso kühne wie kluge That scheint die Wilden von der Ungefährlichkeit des Eindringlings überzeugt zu haben und führte den Austausch von Freundschafts-Versicherungen nach sich. Mit Hilfe seiner ärztlichen Kenntnisse war Maclay schon in kürzester Zeit ein vielbegehrter Mann in Nah und Fern, und da er sich den Sitten und der Lebensweise der Papuas vollständig anbequemte, so wurde er sogar ihr Liebling. Diese Zuneigung ging so weit, daß ihm einer der

Häuptlinge zwei Mädchen zum Geschenke machte; Maclay schlug diese jedoch aus und wünschte statt derselben einen Knaben, den er auch erhielt. So kam Achmat in seinen Besitz. Uebrigens mußte Maclay beim Scheiden versprechen, wieder an die Südostküste zurückzukehren, was er auch zu thun gedenkt.

Die Papuas sind ein muthiges, kriegerisches, in viele Stämme getheiltes Volk, das in fast ununterbrochener Fehde lebt. Das Schlachten der Kriegsgefangenen und andere barbarische Sitten kommen gleichwie bei den meisten Eingeborenen Oceaniens und einzelner Sunda-Inseln auch auf Neu-Guinea vor. — Maclay, den ich für durchaus glaubwürdig halte, erzählte, es wäre ihm öfter gestocktes Menschenblut in entzweigespaltenen Bambusen zum Essen aufgetragen worden. Obgleich er dies cannibalische Gericht ausschlug, so wäre nach seiner Meinung das ihm täglich vom Häuptlinge (dessen Gast er war) vorgesetzte Mahl um nichts appetitlicher gewesen. Es bestand aus einem aus allerhand Reptilien und Insecten zusammengesetzten Ragout, dem einige eßbare Pflanzen beigemengt wurden. Die Entstehung desselben ist höchst originell. Unter Tags pflegt der Papua im Walde herumzustreifen, um die Ingredienzen für den Mittagstisch zu besorgen. — Zu diesem Zwecke trägt er über die Schulter gehängt ein dickes, meterlanges Bambusrohr, das eine verschließbare Oeffnung hat. Mittelst eines zugespitzten Stockes wird nun Alles „was kriecht und fleugt", jedoch ohne Anstrengung erreichbar ist, gefangen und in den Bambusbehälter gethan. Ist dieser genügend gefüllt, so kehrt der „Jäger" heim. Dort wartet bereits das Weib beim Feuer, über dem im Kessel das Wasser siedet, in welches nun der Inhalt des Bambuses ausgeleert wird!

Maclay hatte für die nächste Zeit eine Durchreisung der Malakka-Halbinsel projectirt, ein Unternehmen, das in dieser Art, und zwar von Johore durch den Urwald nordwärts, noch niemals ausgeführt wurde. Das malayische Fürstenthum Johore*) (Dschore), dessen Maha-

*) Auch die Corvette „Friedrich" besuchte Johore 1875.

radscha ihn mit der größten Gastfreundschaft aufnahm, war ihm schon früher der Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Urwaldtour nach Pachang (Ostküste Malakkas). Maclay trug sich damals mit der Idee, in der Nähe des Ortes Johore eine im maurischen Style zu erbauende internationale Station für Naturforscher aus eigenen Mitteln zu gründen, welche einem bekannten Vorbilde ähnlich, den malayischen Namen „Tampat-Senang", d. i. Ort der Ruhe, führen sollte. Aber auch hierin machte sich der etwas excentrische Zug Maclay's geltend, indem die Benützung dieses sans souci allen Blaustrümpfen und weiblichen Gelehrten verwehrt bleiben sollte. Es ist mir nicht bekannt, ob das Project zur Ausführung kam.

Die Stunden nach dem Diner verbrachte ich gewöhnlich auf der Veranda, welche ich bald als ein ergiebiges Jagdgebiet für entomologische Sammler erkannte und nach Thunlichkeit ausnützte. Auf den weißgetünchten Wänden*) trieben die ebenso niedlichen wie gutmüthigen Gecko-Eidechsen (Hemidactylus frenatus D. Bibr.) ihr Unwesen. Ihre mit Eidechsenkrallen ausgestatteten Froschfüße helfen denselben über alle Hindernisse hinweg. In den Wohnzimmern kommen diese Thiere seltener vor, aber ich brachte einige derselben zu mir, da sie als Insectenvertilger außerordentlich nützlich sind.

* * *

Von allen Punkten der Stadt führen vortreffliche und gut gehaltene Straßen in die nächste Umgebung und zweigen sich dort nach den früher erwähnten Bungalows des Villengürtels ab, während die große Bukit-tima-Straße durch die Mitte der Insel bis an die Nordküste reicht. Zierlich zugestutzte Hecken aus immergrünem dichten Zwergbambus frieden die meisten Gärten und Besitzungen ein; man bewundert nicht nur die

---

*) Nachdem sich weißgetünchte Wände am besten reinhalten lassen und schädliche Insecten sofort bemerkt werden, so sind Wandmalereien oder gar Tapeten, letztere schon wegen der herrschenden Feuchtigkeit in den Tropen, nicht im Gebrauche. Das Gewerbe der Zimmermaler ist hier vollkommen entbehrlich, daher auch nicht vertreten.

herrliche Pflanzenwelt, die uns gestaltenreich umgibt, sondern auch die Nettigkeit der Anlagen. Der eisenhaltige Lehm, der nebst Granit und kieselhaltigem Sand auf den Straßen zu Tage tritt, gibt diesen eine warme rothbraune Färbung, welche sehr wirksam von den grünen Tönen der Vegetation absticht. Eine der reizendsten, aber wenig besuchten Promenaden ist jene über Wallroad; hingegen wird der botanische Garten von der eleganten Welt mit Vorliebe aufgesucht. Er ist recht groß, und wenn ihm auch bis jetzt die wissenschaftliche Vollendung abgeht, so entspricht er in jeder andern Richtung dem ursprünglichen Zwecke, welchen seine Gründer vor Augen hatten, nämlich als öffentlicher Park zu dienen. In letzter Zeit hat die Regierung dies gemeinnützige Unternehmen kräftigst unterstützt und es ermöglicht, den Park auch zu einem zoologischen Garten zu machen. Im Jahre 1875 war der Thierbestand schon ein sehr bedeutender, indem er durch viele werthvolle Schenkungen bereichert wurde. Abgesehen von seinem herrlichen Pflanzenschmucke besitzt der Park ein Orchideenhaus, das wegen seines großen Reichthums an Arten dieser interessanten Luftgewächse als Sehenswürdigkeit namhaft gemacht werden muß. Viele dieser Pflanzen werden auch als Schmarotzer auf Bäumen gepflegt, welche binnen kurzer Zeit völlig überwuchert werden. Ich fand hier Gelegenheit, die Königin der Blumen, die Victoria Regia zu sehen. Der Anblick dieser riesigen Wasserpflanze ist überraschend. Ein Bassin von ungefähr 20 Meter im Durchmesser gibt kaum ausreichenden Platz für ein solches Gewächs. Die runden saftgrünen Blätter, deren acht bis zehn mit aufgestülpten Rändern wie gigantische Tassen an der Wasseroberfläche schwimmen, haben jedes einen Durchmesser von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter; sie machen den Eindruck, als wäre ihre Schwimmkraft ausreichend, ein Kind zu tragen. Die Blattflächen waren vollkommen trocken und dienten einer ansehnlichen Colonie von Fröschen zu Tummelplätzen. Die Blüthe der Victoria Regia*) hatte ungefähr 30 Centimeter im Durchmesser; sie gleicht

*) An Größe wird die Victoria Regia von einer auf Sumatra einheimischen Blume, der Rafflesia Arnoldii übertroffen. Diese merkwürdige Pflanze, eines der größten Wunder der Pflanzenwelt, besteht nach Jagor nur aus einer prächtigen Blume

einer riesigen Camelie von lichtrosa Färbung, aber mit dem Unterschiede, daß die hundert Blätter ihrer Blüthenkrone in spitze und geschweifte Formen auslaufen. Längs des Saumes der Bassins, deren der Park mehrere enthält, blühten, von dunkelgrünen Blättern umgeben, einige rosarothe Lotosblumen. Auf langen Stielen wiegten sich ihre mächtigen, aber zarten Blüthenkelche und neigten sich anmuthig zu einander, als hätten sie von Liebe traulich zu lispeln.

In seinem nördlichen Theil geht der botanische Garten in Dschungelland über, welches von einem ganzen Netz tief eingerissener, oft stagnirender Wasseradern durchzogen ist und einen sumpfigen Charakter hat. Hohes Gebüsch und allerhand Schmarotzerpflanzen machen dem Menschen das Vordringen äußerst schwierig. Ausgerodet und urbar gemacht, ist der Boden der Dschungeln außerordentlich ergiebig und fruchtbar, allein es bedarf eines bedeutenden Aufwandes an Arbeitskraft, um zu diesem Resultate zu gelangen. Deshalb schreitet die Urbarmachung der Dschungelstrecken nur sehr langsam vorwärts und auch die unentgeltliche Zuweisung von Terrain an Einwanderer (meist Chinesen) hat sich noch immer nicht als ein genügend kräftiges Zugmittel bewährt, um diese zur Cultivirung im größeren Maße zu ermuthigen. Im Laufe der Jahre sind zwar ansehnliche Pflanzungen auf der Insel entstanden, allein es erübrigt noch, ein weites Terrain in reichen Nutzboden zu verwandeln.

Dem äußeren Anscheine nach gleichen die Dschungeln den Mangrovesümpfen, welche in den Tropen ausschließlich die flachen Küstensäume einnehmen; allein ihrem Wesen nach sind beide sehr verschieden von einander. Die Mangrovesümpfe (Mangrove-swamps, auch Mangolsümpfe) entstehen durch die eigenthümliche Fortpflanzungsart der Mangolbäume (Rizaphoraceen), welche, wie es sichergestellt ist, nur im Meere

---

von einem Meter Durchmesser und schmarotzt ohne Stiel und Blätter pilzartig auf dem Stamm oder der Wurzel einer großen Liane. Das Verdienst, sie aus Sumatra nach Java eingeführt zu haben, gebührt Teysmann (Batavia), aber der Ruhm, sie in Europa zur Entfaltung zu bringen, was bei den heute vorhandenen Mitteln und bei ernstem Willen wohl sicher gelingen müßte, ist noch zu erlangen.

wachsen und gedeihen, jedoch absterben, wenn ihnen dies Element entzogen wird. Das dichte Faserwerk ihrer Wurzeln begünstigt die Anschwemmung erdiger Substanzen, wodurch sich anfangs Sümpfe bilden; mit der Zeit, wenn noch mehr Erdreich sich angesammelt hat und die vegetabilischen Abfälle sich anhäufen, sterben die Mangolbäume zum großen Theil aus und es entsteht das Dschungelland.

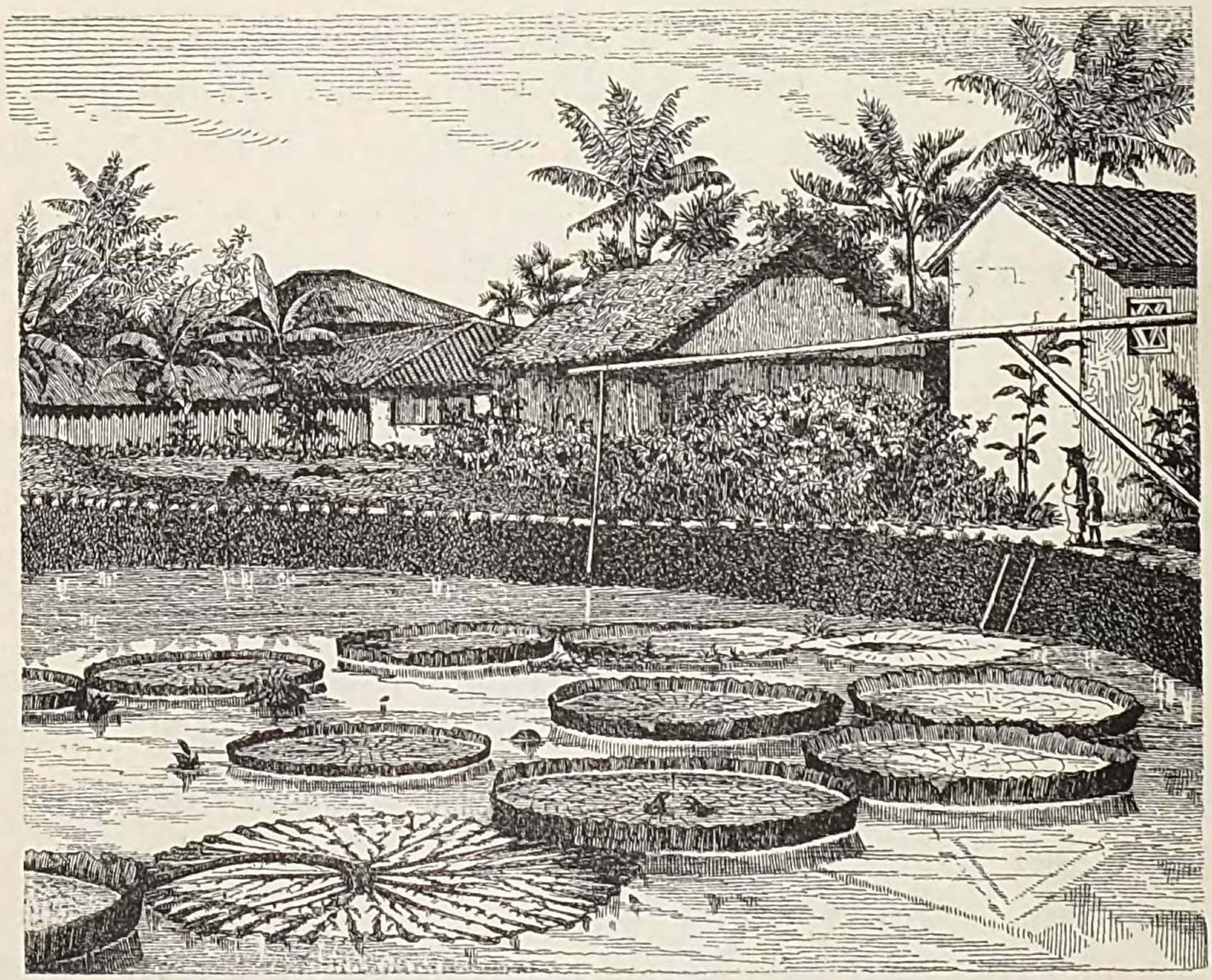
Deshalb erweist sich der Mangrovesumpf als ein erstes Stadium der Landbildung. Ist das Wasser seicht, so schreitet der Wald immer mehr seewärts. Die Früchte des Mangrovebaumes erhalten nämlich schon Wurzeln, während sie noch am Mutterstamme hängen, sind also strenge genommen schon junge Bäume. Es geschieht oft, daß die Wurzeln niedrig hängender Früchte noch vor dem Abfallen der letzteren den Boden erreichen und sich entwickeln.

Ebenso entspringen viele Luftwurzeln*) aus dem Geäste schon größerer Bäume. Sie hängen in ganzen Strähnen fadenförmig herab, bilden sich aber, am Boden angelangt, zu starken, vielfach verflochtenen Stämmen aus, welche den Mutterstamm säulenartig umgeben und sein Geäste unterstützen. Der Boden dieser Sümpfe ist durch das, über ihm gewölbte dichte Laubdach den Sonnenstrahlen niemals zugänglich, und wo die Sümpfe in größerer Breite längs der Küste laufen, wie auf Borneo und Sumatra, sind sie der Herd böser Miasmen, welche schwere Fieber mit tödtlichem Ausgange hervorrufen. Die Wasseradern der Dschungeln münden in die Küstensümpfe aus, nehmen daher an der Ebbe und Fluth des Meeres Theil; dadurch werden, nachdem der Wasserausgleich sich oft mit erstaunlicher Vehemenz vollzieht, viele faulende Stoffe mitgerissen. Dieser von der Natur bewirkten Säuberung ist es zuzuschreiben, daß sich im Dschungel fast keine Malaria entwickelt.

---

*) Auch die besonders auf Java sehr häufig vorkommenden Waringibäume (Ficus benjamina indica [vergl. Ceylon] und F. microcarpa) bilden in großartiger Weise Luftwurzeln aus. Neben dem großen Rasenplatz bei der evangelischen Kirche in Singapore befindet sich ein prächtiger Waringibaum, der, obgleich kaum 15 Jahre alt, schon bedeutende Dimensionen hat.

Aber der Charakter der Dschungeln zeigt sich den Menschen in anderer Weise höchst gefährlich, indem er den Tigern sichere und schwer zugängliche Verstecke bietet, aus welchen sie die auf den Plantagen arbeitenden Chinesen beschleichen und überfallen. Während unserer Anwesenheit in Singapore wurden drei Tiger bei Bukit-tima gesehen; man wollte eine große Treibjagd veranstalten, ich erfuhr jedoch nicht, welches



Victoria Regia im Whampoa-Garten zu Singapore.

Resultat erzielt wurde. Die Tigerplage, welche man schon für beseitigt hielt, war somit noch immer vorhanden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Tiger von Malakka aus die schmale Meerenge durchschwimmen. Ein schönes Exemplar, ein Leander im Tigerpelz, verwickelte sich bei einer solchen Schwimmpartie in ausgeworfene Fischernetze und wurde lebendig gefangen. Seit vielen Jahren

wird gegen diese Raubthiere ein förmlicher Vernichtungskrieg geführt. Am wirksamsten waren Tigerfallen; sie bestehen aus ungefähr 8 Meter tiefen, konisch geformten und am Grunde stark ausgeweiteten Gruben, die mit Reisig und Erde so geschickt verdeckt sind, daß selbst der vorsichtig tastende Tiger irregeführt wird und durchbricht. Oft werden am Boden der Grube spitze Pfähle eingerammt. Noch vor einem Decennium fielen auf Singapore 350 bis 400 Menschen jährlich den Tigern zum Opfer. Interessant ist der Vergleich, welchen Jagor zwischen dem Treiben der Tiger auf Java und auf Singapore anstellt. — Nach dem Java-Courant wird die Gesammtzahl der auf Java 1863 durch Tiger Getödteten auf 148 angegeben. Die Richtigkeit der Zahlen vorausgesetzt, wäre dies unter Berücksichtigung der beiderseitigen Bevölkerungen nur $^1/_{300}$ so viel als in Singapore. — Wären jedoch die Unglücksfälle in Java ebenso häufig wie in Singapore, so müßten dort jährlich 44.000 Menschen von Tigern zerrissen werden. — Die Mittheilung des Java-Courant enthält noch andere wissenswerthe Angaben:

Ursache des Todes	Java u. Madura	Andere Besitzungen	Summa
Blitz	356	10	366
Ertrinken	948	173	1121
Sturz von Bäumen ꝛc.	431	73	504
Tiger	148	151	299
Rhinoceros	4	—	4
Krokodile	49	125	174
Büffel	6	—	6
Schlangen	43	3	46
Selbstmord	127	28	155
Andere Unfälle	393	136	529
Summa	2505	699	3204

In demselben Jahre schrieb die „Straits Times, Overland Journal", daß auf Singapore die Todesfälle durch Tiger wieder in Zunahme begriffen seien. In den letzten vierzehn Tagen wären sieben Fälle bei der Polizei angemeldet und die verstümmelten Leichen aufgefunden worden. Alle, welche auf diese Weise ihren Tod fanden, waren Arbeiter auf Gambir-

pflanzungen. Es sei bemerkenswerth, daß bei diesen Leichen immer nur ein kleiner Theil des Körpers verzehrt sei, es fehle meist nur ein Bein, ein Arm, häufig nur der Kopf. Zum Schlusse ihrer Notiz bemerkt die Redaction allen Ernstes: „Es ist ein Jammer, daß die Thiere ein Opfer nicht ganz verzehren, ehe sie ein anderes angreifen, das gäbe ein großes Ersparniß an Menschenleben."

Man will auf Singapore zweierlei Arten von Tigern unterscheiden, und zwar eine, die ausschließlich Menschen angreift (Menschen essender Tiger, englisch meneating tiger) und eine andere, welche nur Thieren nachstellt. Ob diese Classification begründet ist, lassen wir dahingestellt sein.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Gegenwart der Tiger hier zu Lande durchaus nicht beunruhigend wirkt, und weder den gewöhnlichen Verkehr auf der Insel, noch die Arbeiten auf den Plantagen behindert.

Eine dieser letzteren, die sich auf dem Jagdgebiete der Tiger bei Bukit-tima befindet, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden von Singapore entfernt, besuchte eine Gesellschaft unserer Officiere, nachdem uns ihr Eigenthümer Herr L. Chassériau — ein geborener Franzose — zu ihrer Besichtigung freundlichst eingeladen hatte. Herr Chassériau, dessen Bekanntschaft ich Herrn Conighi verdanke, ist ein kräftiger Mann von hoher Statur; er steht in den besten Jahren, also hoch in den Vierzigern. Das lebhafte Wesen seiner Nation und die gesellschaftlichen Vorzüge, welche sie auszeichnen, sind ihm eigen und machen seinen Umgang sehr angenehm. Obwohl auf seiner Pflanzung ein bedeutendes Terrain mit Kokosnußpalmen bebaut ist, so ist sie in Singapore doch nur durch ihre zweite Abtheilung, die Tapioka-Erzeugung — bekannt und benannt. Das Tapioka wird aus der Wurzel der Jatropha Manihot, einer Pflanze aus der Classe der Euphorbiaceen, gewonnen. Dieselbe bildet im wilden Zustande ansehnliche Sträuche, deren tief eingeschnittene Blätter die Form ausgespreizter Finger haben. Die Wurzel ist knollig und enthält einen großen Percentsatz von Stärkemehl. In der Cultur zieht man die Pflanze derartig, daß sie weder Seitentriebe noch viel Blattwerk ansetze, somit die Wurzelknollen ausbilde. Eilf bis zwölf Monate nach dem Pflanzen kann geerntet

werden. Die unterdessen armdick herangewachsenen Stämmchen werden umgehauen und die länglich geformten Knollen, deren eine Pflanze oft bis zu 15 Kilogramm Gewicht ansetzt, ausgegraben. Die Gewinnung des Stärkemehles geschieht nun auf folgende Art: Zuerst werden die Knollen durch mehrmaliges Waschen von allen Erdtheilen befreit und gelangen dann in ein Schneidewerk, aus dem sie in Form eines Breies hervorgehen. Dieser wird nun durch ein Mahlwerk getrieben und in wassergefüllte Reservoirs geleitet, wo er sich in blendend weißer Farbe am Boden ablagert. Nach einiger Zeit wird das Wasser abgelassen und das Tapioka hat nun eine Consistenz ungefähr wie gelöschter Kalk. In diesem Zustande gelangt es in die Dörre, wo es in großen Pfannen mittelst Anwendung von Sieben in die handelsübliche Perl- oder Sagoform gebracht wird. Nach seiner Angabe producirte Herr Chassériau im Jahre 1874 über 1000 Tonnen Tapioka, also fast die Hälfte des ganzen Exports an diesem Artikel, wobei der Werth mit ungefähr 180 Gulden per Tonne*) veranschlagt werden kann.

Die Pflanzung nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein, es ist aber noch einiges uncultivirtes Terrain vorhanden, dessen Urbarmachung wegen des hochstämmigen Urwaldes nur langsam und schwierig bewerkstelligt werden kann. Auf dem ausgerodeten Boden ließ der Eigenthümer einzelne Waldriesen stehen; die Malayen nennen sie Tropalbäume, ihren botanischen Namen konnte ich aber nicht erfahren. Sie zeichnen sich durch eine enorme Dicke und Höhe des Stammes aus, der wie die meisten Urwaldbäume eine sehr kleine Blätterkrone besitzt. Auffallend sind die breiten, aber flachen Wurzeln, welche den Stamm wie Strebepfeiler stützen. Wie ich hörte, werden diese Wurzeln sehr viel zu Tischplatten verarbeitet. Das

*) Nach dem Blaubuche stellt sich der Durchschnittspreis des ausgeführten Tapioka auf 191 Gulden per metr. Tonne. Die Angabe Chassériau's bezüglich der Productionsmenge seiner Pflanzung scheint mir etwas zu hoch gegriffen zu sein, obgleich ich zugeben muß, daß die Pflanzung, wenn sie einmal durchwegs cultivirt sein wird, vielleicht noch mehr zu produciren vermag. Für 1873 stellt sich die Production Chassériau's nach dem Vergleiche des Ex- und Imports auf ungefähr 400 Tonnen.

Holz des Tropalbaumes hat eine rothbraune Farbe, soll aber als Bauholz nicht gut verwendbar sein. Auf den Werth dieses letzteren wird überhaupt sehr wenig Gewicht gelegt, so zwar, daß eine Ausfuhr gar nicht in Betracht kommt. Auch Chassériau, dessen Plantage an der vorzüglichen Hauptstraße liegt, gewinnt kein Bauholz, sondern brennt die urbar zu machenden Waldpartien nach alter Gepflogenheit nieder. Während eines Rundganges auf der Plantage begegneten wir einem als Affenscheucher angestellten Malayen; es sind deren mehrere mit diesem Ehrenamte bekleidet. Ihre Aufgabe besteht lediglich darin, längs der Einfriedung der Culturen umherzugehen und mittelst eines aus dickem Bambus hergestellten Apparates Lärm zu schlagen. Die harten und weit hörbaren Töne dieses einfachen Instrumentes sollen den diebischen Affengesellschaften so unangenehm sein, daß sie eiligst entfliehen.

Auf einem großen Felde arbeiteten ungefähr achtzig Chinesen und Malayen während der größten Sonnenhitze. Zu dieser Arbeit wären unter solchen Verhältnissen europäische Bauern gewiß nicht zu verwenden, wie denn überhaupt für europäische Auswanderer im gewöhnlichen Sinne in den Tropen nichts zu gewinnen ist. Hingegen gibt es namentlich in Ostasien noch ein höchst fruchtbares Gebiet für jene Wohlhabenden, welche, wie Herr Chassériau, Plantagen durch Eingeborene bewirthschaften lassen. Von der Genügsamkeit und Willigkeit der Arbeiter konnten wir uns selbst überzeugen. Es war nämlich der Mittag und mit diesem die Essenszeit herangerückt, die Arbeit wurde unterbrochen, die Arbeiter versammelten sich am Saume des Feldes, wohin man zwei Körbe voll gekochten Reis und eine Schüssel Karri gebracht hatte. An der Menge dieser Speisen hätten sich kaum zwanzig österreichische Bauern satt gegessen, hier aber genügte sie achtzig Menschen, welche tüchtig gearbeitet hatten. Eigenthümlich waren die Stellungen, welche namentlich die Malayen auswählten, um recht bequem essen zu können. Die Meisten hockten oder kauerten in einer Art, welche selbst einen Turner ermüdet hätte, und man sah, daß sie aus ihren unteren Gliedmaßen, die von Jugend auf in Uebung gehalten werden, weit mehr Nutzen ziehen als wir. Daß die Füße sehr

häufig die Stelle der Hände vertreten, ist bei allen malayischen Stämmen gebräuchlich. Anstatt sich zu bücken, heben sie Sachen mit den Füßen vom Boden auf und benützen diese auf die mannigfachste Art, wie es etwa der Affe thut. Mit dem letzten Bissen im Munde nahmen die Leute die Arbeiten wieder auf, die ganze Rast währte kaum eine Viertelstunde und doch betrug die tägliche Arbeitszeit zwölf Stunden.

Herr Chassériau bringt den größten Theil des Jahres auf seiner Besitzung zu, er bewohnt dort ein hübsches und mit allem Comfort ausgestattetes Haus, verfügt über einen Billardsalon, Bäder u. s. w., kurz, es fehlt ihm an nichts. Vor dem Tiffin lud er uns ein, Nektar zu trinken. Auf meine neugierige Frage: „Le Nectar? Qu'est ce que c'est que ça?" erklärte er uns die Bereitung seines Göttertrankes, die sehr einfach ist. Dem Wasser junger Kokosnüsse (malayisch Kalappas) wird etwas Cognac beigemengt und der Göttertrank ist fertig. Ich fand den Geschmack desselben äußerst angenehm und milde, der Name Nektar schien mir gut und passend gewählt zu sein. Dies veranlaßte mich zur Frage:

„Est-ce que c'est le même Nectar, que buvaient les Dieux à leurs fêtes dans l'Olympe?"

„Mais certainement, Monsieur!" antwortete Herr Chassériau. „Qu'il y avait des cocottes*) dans l'Olympe ça va, mais dites moi, Monsieur, d'òu les Dieux gourmands prenaient-ils le Cognac?" frug ich und glaubte dadurch unseren Freund in Verlegenheit zu setzen. Aber durch seine schlagfertige Entgegnung: „Ils l'avaient déjà, le Cognac ètant la matière première de la Création!" wußte er sich nicht nur geschickt aus der Falle zu ziehen, sondern es gelang ihm dabei, dem französischen Lieblingsgetränke auf sehr drastische Art eine gewiß schmeichelhafte Berechtigung anzudichten.

*) Diesen Calembour konnte ich um so leichter auf mein Gewissen nehmen, als er verstanden wurde, nachdem in Singapore das englische Wort coco in alle Sprachen übernommen wurde und Kokos bedeutet.

Nach dem Tiffin, welchen ähnlich heitere Gespräche würzten, sagten wir unserem liebenswürdigen Gastgeber Lebewohl und fuhren nach Singapore zurück.

Nebst der seit einem Decennium betriebenen Tapiokaproduction hat auf der Insel in den letzten Jahren auch die Sagogewinnung großartige Dimensionen angenommen. Vor zehn Jahren waren kaum Anfänge derselben wahrzunehmen, 1873 producirte man aber schon 7500 Tonnen. Außerdem stieg die Menge des zur Raffinerie meist aus Borneo eingeführten rohen Sagos auf ungefähr 6200 Tonnen, so daß 1873 schon 13.700 Tonnen im Werthe von 1·8 Millionen Gulden exportirt werden konnten. — 1874 ergab sich eine weitere Steigerung um 2000 Tonnen. Kaum eine andere Nutzpflanze, die Banane oder Kokospalme nicht ausgenommen, gibt bei nur geringer Arbeit eine solche Menge von Nahrungsstoff wie die Sagopalme. Sobald dies erkannt und gewürdigt wurde, schenkte man ihrer Cultur erhöhte Aufmerksamkeit, und sah, daß vorderhand auf Singapore keine Hindernisse bestehen, um die Production noch weiter zu steigern. Die Palme bedarf ungefähr sieben Jahre zu ihrer Entwicklung. Kurz vor ihrer Blüthezeit (sie blüht terminal und stirbt, wenn die Früchte reif sind, langsam ab) wird sie umgehauen; das Mark ihres 5 bis 6 Meter langen Stammes wird von der dünnen Rinde befreit und zu Sago geschlemmt und geperlt. Es wird angenommen, daß ein Baum circa 380 Kilogramm Sago liefert, darnach stellte sich der Ertrag eines mit Sagopalmen bebauten Ackers an Werth zehnmal so hoch, wie jener eines gleich großen Weizenfeldes in unserer Heimat.

Ebenso bedeutend wie die Sagoproduction ist jene des Gambir*), eines Gerbestoffes, welcher in Europa mehr unter dem Namen Terra japonica

---

*) Nebst dem Gambir gelangt noch ein anderer Gerbestoff, das Catechu oder Cutsch auf den hiesigen Markt. Es wird von einer Mimose, der Acacia Catechu, und zwar aus dem Herzen des Stammes und den Schoten durch Auskochen und Eindicken des Absudes gewonnen. Die Bezugsquellen sind Birma, Malabar und das nördliche Bengalen. Von Singapore wurden 1873 ungefähr 1000 Tonnen exportirt. Sowohl chemisch als in Bezug auf seine Verwendung gleicht das Catechu dem Gambir.

bekannt ist. Die Insel erzeugte hievon 1873 ungefähr 7300 Tonnen, exportirte jedoch durch die stattgehabten Zufuhren nicht weniger als 33.000 Tonnen im Werthe von 6·6 Millionen Gulden. Der Gambir wird aus den Blättern der Uncaria-Gambir-Pflanze ausgekocht und der Absud zur Consistenz dünnen Syrups eingedickt. Diese Flüssigkeit läßt man unter Anwendung einer besonderen Hantirung gleichmäßig erstarren und schneidet sie schließlich wie Seife in Stücke von ungefähr 50 Kilogramm Gewicht. Vom Säen bis zum Sammeln der ersten Blätter werden 13 bis 14 Monate erfordert, aber erst nach sechs weiteren Monaten soll die Pflanze den vollen Ertrag geben und kann im Jahre drei- bis viermal abgepflückt werden. Man nimmt an, daß der Boden einer Gambirpflanzung schon nach fünfzehn Jahren vollkommen erschöpft ist.

Mit dem Gambir wird stets auch Pfeffer gebaut, dessen Boden mit den ausgekochten Blättern des Gambirs gedüngt wird. Die Pfefferpflanze rankt mit dunkelgrünen, herzförmigen Blättern wie Epheu an aufgestellten Pfählen oder Bäumen; aus dem dichten Laubwerke hängen in reicher Menge die traubenförmigen Früchte, die reifen Beeren in scharlachrother, die andern in grüner Färbung heraus. Nach dem Pflücken werden die Beeren geröstet und schrumpfen ein. Die völlig reifen, deren Hülle sich durch Maceration im Wasser ablöst, geben den sogenannten weißen Pfeffer.

Der größte Theil der Plantagen Singapores ruht in chinesischen Händen. Dieses von der Regierung im Interesse des Aufschwunges der Colonie unterstützte Verhältniß machte eine umfassende Ueberwachung der Insel nothwendig, nachdem entlegene und in Schlupfwinkeln betriebene Plantagen zu Diebshehlereien vielfach benützt worden waren, außerdem aber durch die Anhäufung und Verbreitung mord- und raubgierigen Gesindels die öffentliche Sicherheit sehr gefährdet erschien. Diesen Erwägungen folgend, wurde die Insel mit einem System von Polizeistationen versehen, deren eine im Bereich der andern steht, so daß sowohl das Treiben auf den Hauptstraßen wie auf den Seitenwegen gehörig überwacht werden kann. Trotz dieser Maßregeln steht es mit der

Sicherheit im großen Ganzen nicht sehr befriedigend, und was hiebei sehr von Belang ist, den Sicherheitsorganen gelingt es nur selten, die Verbrecher (besonders Mörder) ausfindig zu machen. Im Jahre 1873 wurden von 61 Mördern nur 14 eingebracht. Todesurtheile wurden 12 vollzogen. Die Zahl der schweren Verbrechen gegen Person und Eigenthum betrug 403, die Hälfte derselben waren Fälle von Raub und Mord. Hingegen ist es der Energie der Regierung gelungen, dem Piratenunwesen, welches die Malakkastraße und die wichtigsten Seestraßen des Sundameeres den



Chinesischer Schuhflicker in Singapore.

Handelsschiffen völlig versperrte, gründlich zu steuern. Welchen Umfang die Piraterie angenommen hatte, erhellt am besten aus den amtlichen Zusammenstellungen, die hierüber bestehen.

Nach Ransonnet beginnen sie mit dem Jahre 1837, in welchem 20 Piratenschiffe an der Ostküste Malakkas 98 Menschen theils tödteten, theils zu Sclaven machten. Dabei wurde ein siamesisches Schiff genommen. Bald darauf wurde eine siamesische Dschunke, welche sieben Kanonen führte, von neun Piratenbooten angegriffen, desgleichen griffen zwei Boote eine europäische Handelsbrigg an; beiden Schiffen gelang es zu entkommen.

Im Juli desselben Jahres wurden 27 Menschen aus Kidah (Queda), die als Sclaven verkauft waren, ausgelöst. Gleich darauf wurden drei auf der Fahrt nach Singapore begriffene Borneoschiffe von vier Piratenschiffen angegriffen. Eines der ersteren wurde genommen und verbrannt. Ebenso wurde ein kleines Handelsschiff zwischen Singapore und Malakka von Seeräubern genommen.

Aber auch die Holländer hatten viele Verluste erlitten. Ein Boot des Dampfers „Wilhelm" wurde mit acht Matrosen und einem Officier genommen, später aber wieder ausgelöst. Im October 1837 wurde ein holländischer Schooner von dreißig Piratenschiffen mit 800 Mann Bemannung genommen. Dem holländischen Residenten auf Rhio-Insel gelang es, 200 Javanen, welche als Sclaven geraubt wurden, zu befreien.

Das Jahr 1838 brachte gleichfalls viel Schaden. Es wurden mehrere Boote der Eingeborenen genommen, ein amerikanisches und ein holländisches Schiff geplündert. Desgleichen hatten die Bewohner der Molukken so viel Schaden erlitten, daß man sich endlich entschloß, ihnen Hilfe zu gewähren. Englische und holländische Kriegsschiffe begannen gegen die Seeräuber zu kreuzen, und es gelang ihnen auch, denselben empfindliche Verluste beizubringen. In einem Gefechte des englischen Dampfers „Diana" gegen sechs Piratenschiffe, die mit 360 Mann bemannt waren und dem Sultan von Sulu gehörten, hatten die Piraten 270 Todte und Verwundete und verloren 30 Gefangene. Drei ihrer mit Kanonen armirten Schiffe wurden in den Grund gebohrt. Ueber dieses blutige Treffen sagt der Commandant der „Diana" in seinem Berichte: „Die Verheerung, welche die englischen Kugeln bei diesem Gefechte anrichteten, war so groß gewesen, daß es schien, als schöpften die Piraten aus ihren leck gewordenen Booten nur Blut."

Die Piratenschiffe waren 17 bis 26 Meter lang, $3\frac{1}{2}$ bis 7 Meter breit, führten eine 12pfündige Kanone am Bug und mehrere kleinere an der Breitseite. Außer ihren großen Segeln hatten sie sechzig und oft auch mehr Ruder, die häufig von Sclaven bewegt wurden. Im Einklange

mit dem Räuberhandwerk hatte sie sehr starke Bemannungen bis zu 80 Mann, die mit Musketen, Speeren und Kris bewaffnet waren. Galt es einen Raubzug, so vereinigte sich eine große Zahl von Schiffen und operirte wie eine Flotte nach einheitlichen Befehlen. Das englische Kriegsschiff „Mary" begegnete einer Flotte von 200 Piratenschiffen, welche drei amerikanische Wallfischfahrer gekapert hatten. Man kam bald zur Einsicht, daß es nicht genüge, die Piraten auf dem Wasser zu verfolgen, sondern daß man sie in ihren befestigten Häfen aufsuchen und vernichten müsse. Aber erst 1845 gelang es den Engländern, das berüchtigte, mit 25 Kanonen armirte Räubernest des Sheriff Osman (Borneo) zu zerstören. Desgleichen beschossen die Holländer einen ähnlichen Schlupfwinkel bei der Insel Kalutta, welcher zwei Batterien und eilf Schiffe besaß.

Der Widerstand der Malayen bei Gefechten wird durchwegs als sehr hartnäckig geschildert; es soll vorgekommen sein, daß verzweifelte Leute, den Kris im Munde, die Boote der Kriegsschiffe schwimmend angriffen oder, auf den eigenen Schiffen in die Enge getrieben, sich buchstäblich bis auf den letzten Mann wehrten, ohne Pardon anzunehmen. Die Piraterie hatte zu jener Zeit einen politischen Hintergrund und muß als eines der Auskunftsmittel angesehen werden, durch welches, wie es noch heutzutage versucht wird, einige malayische Machthaber das Festsetzen der Europäer auf ihren Gebieten zu verhindern trachteten und die Eingeborenen durch Ausübung einer Schreckensherrschaft zwangen, den Verkehr mit den Weißen zu meiden. Ihr Einfluß wurde nach und nach gebrochen und dem Unwesen durch Verträge mit den Sultanen und Häuptlingen*) so viel als möglich gesteuert. Allein noch im Jahre 1859 sah sich der Gouverneur von Singapore genöthigt zu berichten, „daß die Seeräuberei neuerdings sehr zugenommen habe, sowohl in der Form von eigens ausgerüsteten Unternehmungen in großem Maßstab, als von

*) Solche Verträge wurden abgeschlossen mit dem Sultan von Indragiri (Sumatra) und jenem von Sumanap (Madura), ferner mit den Häuptlingen von Simpang und Matam (Borneo).

Straßenraub auf offenem Meere, häufig von Mord begleitet, erstere in Dschunken, die in Singapore armirt werden" *).

Aus dem Jahre 1819, in welchem Stamford Raffles Singapore gründete, besteht eine von dessen malayischem Schreiber verfaßte Chronik, welche über die Seeräuberei in jener Zeit recht interessante Daten enthält und auch als ein Beispiel der Auffassungsweise eines sehr fähigen Eingeborenen aufgestellt zu werden verdient. Nach Jagor, der sie dem „Journ. Ind. Arch." 1854 entnimmt, heißt es darin: „. . . Zu jener Zeit wagte kein Sterblicher durch die Straße von Singapore zu fahren, selbst Djins (Genien) und Teufel fürchteten sich, denn dies war der Ort, den die Seeräuber benutzten, um dort zu schlafen und nach einem glücklichen Angriff auf die Prauen oder Boote eines Schiffes ihre Beute zu theilen; dort brachten sie auch ihre Gefangenen um, und sie selbst bekämpften und tödteten sich gegenseitig bei ihren Streitigkeiten um Theilung der Beute."

„Längs des ganzen Strandes (wo jetzt Singapore ist) lagen Hunderte menschlicher Schädel, einige alt, andere frisch, deren Haar noch daran saß, einige mit noch scharfen Zähnen und andere ohne Zähne, kurz in verschiedenen Stufen der Verwesung. Die Seemenschen wurden gefragt, wessen Schädel dies seien. Sie antworteten: „Dies sind die Köpfe von Menschen, die von den Seeräubern erschlagen worden sind." Wo immer diese Leute Prauen oder Schiffe angreifen, so kommen sie nach Singapore, um die Beute zu theilen. Hier zanken sie sich und tödten einander bei Vertheilung des Raubes. Einige ihrer Gefangenen binden sie am Rande des Strandes fest und versuchen ihre Waffen an denselben . . . ."

Von besonderem Interesse ist jene Stelle der erwähnten Chronik, welche die erste Unterredung Raffles mit Tuanko-Long **), dem von

*) Nachdem fast alle hier verkehrenden Dschunken der eigenen Sicherheit wegen bewaffnet sind, so benützen dieselben jede sich darbietende günstige Gelegenheit, um einen Raub auszuführen. Aus derselben Ursache entspringt die Piraterie an den chinesischen Küsten, die noch heutzutage in großem Umfange betrieben wird.

**) Die Insel Singapore gehörte zu dem malayischen an der Südspitze Malakkas gelegenen Fürstenthum Johore (Dschore). Nach dem Tode des Sultans von Johore

England vorgeschobenen Besitzer des Gebietes von Singapore, den man heimlich aus Rhio holen ließ, behandelt. Darüber schrieb der Malaye in äußerst geblümter Weise: „Mr. Raffles benahm sich mit großer Höflichkeit und Hochachtung gegen Tuanko-Long. Ersterer begann das Gespräch, mit einem Gesicht von Lächeln umkränzt, sehr liebreich und seinen Kopf neigend, kurz sein Benehmen war süß wie ein Meer von Honig. Wäre eines Menschen Herz von Stein gewesen, so hätte es schmelzen müssen beim Hören der sanften, süßen Worte des Mr. Raffles. Seine Stimme war wie entzückende Musik und darauf berechnet, Angst und Mißtrauen aus den innersten Gedanken zu verscheuchen. Wie die tobende See, die gegen einen Korallenriff anprallt, sich legt, wie auf den herumschweifenden Wind in dunkler, stürmischer Nacht stilles, heiteres Wetter mit milden, duftigen Lüften folgt im goldenen Licht eines vollen Mondes: so war die Wirkung der Aufrichtigkeit und Offenheit Mr. Raffles auf Tuanko-Long. Freude verdrängte plötzlich den Kummer und sein Antlitz übergoß sich mit Huld. Sobald Mr. Raffles diese Veränderung wahrnahm, stand er auf, ergriff Tuanko-Long bei der Hand, führte ihn in eine Privat-Kajüte, wo sie bei verschlossenen Thüren zusammen sprachen, so daß Niemand den Gegenstand ihres Gespräches kennt. Nachdem sie also einige Zeit eingeschlossen gewesen, erschienen sie wieder, beide mit lächelndem Antlitz und einander die Hände gebend."

Nach dieser für England so wichtigen Unterredung wurde Tuanko-Long, welcher noch immer fürchtete, als Gefangener nach Kalkutta gebracht zu werden, im Namen des Generalgouverneurs von Indien zum König von Singapore proclamirt und erhielt den eigenthümlichen Titel: „Sultan Mohammed, Schah von Singapore und den dazu gehörigen Buchten, Flüssen und Provinzen". Seine erste früher beschlossene Staats-

---

traten verschiedene Prätendenten für diesen Besitz auf; unter diesen wählte Raffles den Tuanko-Long, dessen Anrechte durchaus nicht ohne Zweifel waren. Die Holländer unterstützten hingegen den Bruder des Erstgenannten. Hinter diesen vorgeschobenen Gestalten bekämpften sich die beiden Staaten mehrere Jahre hindurch und erst 1824 anerkannten die Holländer die stattgefundene Besitznahme Singapores.

action war, Singapore an die Indische Compagnie abzutreten. Dies geschah am 7. Februar 1819.

* * *

Am Tage vor der Abreise eines Schiffes pflegen die Curiositätenhändler noch einen letzten verzweifelten Angriff auf die Casse der Kauflustigen zu unternehmen und belagern, mit ihren schönsten Objecten versehen, das Schiff und dessen Verdeck. So fand ich denn, als ich mich am 1. August nach einigen überaus angenehmen, auf der reizenden Insel zugebrachten Tagen wieder einschiffte, einen Deckbazar vor, der an Lebhaftigkeit des Verkehrs und Mannigfaltigkeit der feilgebotenen Waaren alle früheren Bordmärkte übertraf. Das Hauptcontingent an werthvollen Waaren hatte die indische Industrie beigestellt, während Singapore mehr durch Rohproducte, wie Muscheln, Obst und Stuhlrohrstöcke, vertreten war. Die textilen Erzeugnisse Indiens bestanden hauptsächlich aus Schafwollstoffen (Kaschmir), seidengestickten Burnussen, Capuchons und ähnlichen Artikeln der Damentoilette. Recht hübsch waren auch bengalische Gold- und Silberstickereien auf Tuch, für Polster und Tabourets. — Von ähnlichen türkischen Artikeln unterscheiden sie sich recht vortheilhaft durch die gefälligeren Muster und oft sehr gelungene Farbenharmonie. Hier fand man auch eine große Auswahl an Lampentellern u. dergl., deren Mittelstück ein Muster aus glänzend schillernden Käferflügeln und einer Moosart enthielt, deren Umfang jedoch mit den Enden von Pfauenfedern reich besetzt war. Man sieht es diesen Sachen an, daß sie mehr für den Effect als für den Gebrauch berechnet sind. Dagegen fanden die eigenthümlichen und reizenden Mosaikgegenstände und Holzschnitzereien von Bombay sehr viel Anklang; sie werden, wie ich hörte, fabriksmäßig hergestellt und sind ihrem Wesen nach nur Imitationen musivischer Arbeiten, mit welchen die bengalischen Reichen viel Luxus treiben. Die Dessins der Hauptflächen und Borduren an den Cassetten, Albumdeckeln, Büchsen, welche diesem Genre angehörten, waren von einer gewinnenden Zierlichkeit und zeigten eine sehr nette Ausführung. Während das echte Musiv aus dreieckigen Stückchen Silber, Elfenbein

und grünem Malachit zusammengefügt ist, deren Theilchen auf sehr mühsame Art aneinandergereiht oder eingesetzt wurden, geschieht dies bei der Imitation nicht, sondern es wird ein anderes, nebenbei gesagt, recht sinnreiches Verfahren angewendet, um das musivische Bild zu erhalten. Der Vorgang ist ungefähr folgender: Aus dem für die Imitation zu verwendenden Materiale, Zinn oder eine Metallcomposition, Sandelholz, reines oder gefärbtes Elfenbein, auch Ebenholz, werden dreikantige Stäbchen von einigen Centimeter Länge geschnitten und nach den Dessins (Rosetten oder gemusterte Felder) aneinandergeklebt. Dadurch entstehen dicke Stäbe, welche man wieder aneinandersetzt, bis eine genügend große Querfläche vorhanden ist. Wenn dieser Mosaiksatz gehörig ausgetrocknet ist, wird er der Quere nach in Blätter geschnitten, die — wenn polirt — als Fourniere zur Bekleidung der Gegenstände dienen. Selbstverständlich erfordert diese Arbeit, um gefällig zu erscheinen, eine große Geschicklichkeit in jeder ihrer Phasen.

Der Reichthum an Muscheln und Korallen in allerhand Formen, welcher in vielen Booten zur Schau gestellt war, erwies sich dem Auge angenehmer als der Nase, und ich weiß, daß später so manche damals gekaufte Conchylie aus sanitären Rücksichten dem Meere zurückgegeben werden mußte. Allerdings ist dies wohl die bequemste und sicherste Art, sich vor den nachtheiligen Folgen der verwesenden Fleischtheile, welche im Inneren der Conchylie zurückblieben, zu schützen. Man erreicht es auch durch gutes Auskochen der Gehäuse, in welche sodann etwas Spiritus gegossen wird; allein diese Operation muß nach ungefähr einem halben Jahre wiederholt werden, wenn eine gründliche Reinigung unterdessen nicht gelungen sein sollte. — Von kolossaler Größe sind namentlich die Neptunbecher und Riesenmuscheln; sie werden auf den Korallenbänken bei Singapore von Malayen gesammelt und auf den Markt gebracht. Man kauft gewöhnlich eine ganze Bootsladung für 8 Dollars. Zu Spottpreisen bot man uns Bündel von Stuhlrohrstöcken (Malacca canes) an; sie hatten eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Meter und 2 bis 3 Centimeter Durchmesser. Nach der Versicherung meines Tischnachbarn im Hôtel, Herrn W., sollen

sie meist scartirte Waare sein, welche durchreisenden Fremden als Curiosität angehängt wird. Wie früher erwähnt, verarbeitet eine Hamburger Stockfabrik große Mengen dieser Gattung. Hiebei sei eines wenig bekannten, aber in ethnologischer Hinsicht interessanten Umstandes erwähnt, auf den mich Herr W. gelegentlich aufmerksam gemacht hatte. Es finden nämlich in Frankreich nur Stöcke von mäßiger Stärke, in Deutschland, hauptsächlich in Bayern, nur sehr dicke Exemplare Absatz! Jedenfalls wäre die Fabrik in der Lage, auch für andere Völker Europas die beliebtesten Dimensionen anzugeben. Wer sich allenfalls entschließen sollte, einen Zusammenhang zwischen Volkscharakter und Stockdicke zu suchen, wende sich an die genannte Fabrik um nähere Daten.

Von großer Mannigfaltigkeit waren die Früchte und Obstgattungen, welche die Gärten von Singapore in bester Qualität und großer Fülle liefern. Voran Ananas (malayisch Nanas) und Bananen, diese von einer Größe, wie ich sie vorher noch niemals sah, jene hingegen an Saftigkeit und Wohlgeschmack alle in Ceylon, Java, Siam und den Philippinen vorkommenden übertreffend. Ueber das Aroma der Singapore-Ananas gab es bei den Mahlzeiten einen häufig wiederkehrenden Meinungsaustausch, indem die Behauptung aufgestellt wurde, die bei uns in Treibhäusern gezogenen Nanas wären duftiger als die hiesigen. Dieser Meinung schloß ich mich nicht an, gebe aber gerne zu, daß sie in dieser Richtung einander gleich seien, obwohl man eingestehen muß, daß die Ananas bei uns meist mit einer gewissen Andacht genossen werden, die wohl im Stande ist, die Sinne für ihren Duft empfänglicher zu machen, als dies hier stattfindet.

Unter den von uns noch nicht gekannten tropischen Früchten wurde hingegen der köstlichen Mangustine (Garcinia mangostana) einstimmig der erste Preis zuerkannt. Die reife Frucht ist von sehr dunkelvioletter, fast schwarzer Farbe bei kugelförmiger Gestalt und erreicht die Größe eines gewöhnlichen Apfels. Die Schale ist sehr dick und holzig, im Inneren der Frucht ist der schneeweiße, saftige und fleischige Kern, dessen Geschmack dem unserer Pfirsiche nahe kommt. Am bequemsten läßt sich

derselbe mittelst einer Gabel herausheben, wenn man die Frucht vorher der Quere nach durchschnitten hat. Die harte Schale enthält einen großen Percentsatz an Gerbsäure, und wird getrocknet zu Decocten u. dergl. verwendet. Es soll bisher nicht gelungen sein, die Mangustine, die auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt ist, nach Ost- oder Westindien zu verpflanzen. Im Jahre 1872 gelangte hingegen eine Sendung reifer Früchte nach England; man bezahlte das Stück mit einer Guinee!

Weniger befreundeten wir uns mit den Orangenarten, die in allen Größen und Varietäten vorkommen. Die kleinste Art, der Kumqwat, ist nicht größer als eine Kirsche, die Pampelmuse, auch Pumpelmuse (Citrus decumana), erreicht aber die Größe einer Melone. Man findet sie häufig als Schaustück bei Diners, wozu sie sich gewiß besser eignet als für den Genuß, obgleich sie einen recht angenehm würzigen Geschmack hat, dafür aber saftlos ist.

Häufiger wird die Papaya*), die Frucht des Melonenbaumes (Carica papaya) genossen, deren Geschmack nur wenig an unsere Melonen erinnert.

Ueber die Papaya, mehr aber noch über den Durian, wird viel gespöttelt; dies ist das Loos vieler tropischen Früchte, deren Geschmack oft nur schwer mit unseren Begriffen über Fruchtgeschmack in Einklang zu bringen ist; so sagt Jagor über die erstere: „In der inneren Höhlung liegen eine große Menge dunkelgrüner Kerne; sie sehen aus wie Kapern, riechen wie Kresse und schmecken gar nicht.“

Viel ärger ergeht es dem Durian (Durio zibethinus). Obwohl ich mich nicht zu seinen Freunden bekenne, da ich den ungemein penetranten

*) Nach Jagor enthält der Saft unreifer Papayas etwas Fibrin, das außer bei Pilzen noch bei keiner Pflanze nachgewiesen wurde. Dieser Saft, ja die bloße Ausdünstung der Blätter, mehr noch die Berührung hat die höchst auffallende Eigenschaft, die Muskelfaser zu zersetzen, das zäheste Fleisch zart zu machen. Diese interessante Pflanze ist über ganz Indien so verbreitet, daß ihre Abstammung aus Amerika erst in neuerer Zeit festgestellt worden ist. In fast allen botanischen Gärten kommt sie gewöhnlich nur in verkümmerten Exemplaren vor. Vauquelin, der einige aus Isle-de-France stammende Proben dieses Saftes analysirte, sagt, die Aehnlichkeit desselben mit thierischen Substanzen sei so groß, daß man einen Betrug vermuthen könnte.

Knoblauchgeruch zu sehr scheute und daher niemals den Wohlgeschmack der Frucht schätzen lernte, so schienen mir doch die oft ekelerregenden Schilderungen und Bemerkungen, in welchen sich manche Reisende über den Durian aussprachen, sehr übertrieben. Ich habe später bei einem Diner zu Valparaiso eine ähnliche zweideutige Frucht, und zwar die peruanische Palta, die Frucht des Advocatenbaumes, als Seitenstück zum Durian kennen gelernt. Sie schmeckte nach faulen Eiern, war aber hochgeschätzt und salonfähig. So weit hat es der Durian allerdings nicht gebracht, bei den Malayen wird er aber als Leckerbissen betrachtet und zählt auch bei den Chinesen und selbst bei den Europäern viele Anhänger. Die Frucht wächst auf hohen Bäumen, gedeiht im Walde besser als im Garten und erreicht die Größe einer mäßig großen Melone. An ihrer Außenfläche ist sie wie die Artocarpusfrüchte warzig. Ihr Inneres enthält eine crême-artige, weißlich gelbe Masse, deren Eigenschaften schon früher angedeutet wurden. Man sagt, der penetrante Geruch dieser Crême sei anfänglich Jedem zuwider, der Wohlgeschmack wäre aber so groß, daß der ursprüngliche Widerwille sich bald in eine leidenschaftliche Zuneigung verwandle. Der Durian zählt unter die theuersten Früchte, man bezahlt das Stück mit 2 bis 3 Dollars.

Noch einer Frucht sei schließlich erwähnt, nämlich der chinesischen Lei-tschi — eine Nepheliumart. Sie wird häufig gedörrt und schmeckt nach Entfernung der äußeren spröden, aber dünnen Kapsel ungefähr wie getrocknete Pflaumen. Im rohen Zustande ist sie zwar süß, aber ohne Aroma.

Singapore hatte uns die angenehmsten Eindrücke hinterlassen, das Interesse des Naturfreundes fand dort inmitten einer herrlichen Vegetation und eines an Arten reichen Thierlebens volle Befriedigung, und gewiß stimmte er der Symbolik der Malayen bei, welche in ihren Erzählungen die Insel den „Liebesgarten Tamsak" nennen. Freunde gesellschaftlichen Verkehres fanden hingegen in allen Kreisen der europäischen Gesellschaft, besonders bei den Deutschen, das liebenswürdigste Entgegenkommen und die wärmsten Sympathien. Die „Teutonia" hatte den Schiffsstab

zum Besuche ihres schönen Clubhauses freundlichst eingeladen, und bemühte sich auf jede Weise, uns den Aufenthalt in Singapore möglichst angenehm zu machen.

Am 2. August 9 Uhr a. m. wurde gelichtet und aus dem Hafen gedampft.

Unser nächster Bestimmungsort war Hongkong; auf der Segelroute gab es 1400 Seemeilen zu durchlaufen, um es zu erreichen. Kaum außerhalb des, auf einem Riffe an der östlichen Einfahrt erbauten schönen Leuchtthurmes von Horsbourg, fanden wir schon den Südwest-Monsun *), löschten daher gegen Sonnenuntergang die Kesselfeuer und setzten Segel bei; sodann wurde der Propeller aus dem Wasser gehoben, wozu eine besondere Vorkehrung benützt wird, und der Maschinenschlot (Kamin) fernrohrartig eingezogen. Damit war die Metamorphose, die uns aus einem Dampfer in ein Segelschiff umwandelte, vollendet.

In den ersten Tagen der Reise hatten wir nur leichte Brisen und machten wenig Weg, erst am 7. August frischte der Monsun etwas auf, hielt jedoch nur bis zum 11. aus, dann folgten in dem Maße als wir uns der chinesischen Küste näherten, sehr leichte Brisen aus südlichen Richtungen. Am 10. befanden wir uns auf der sehr ausgedehnten Macclesfields-Bank, einem oceanischen Hochgrunde, welcher den Schiffsverkehr durchaus nicht behindert. Dessenungeachtet wurde eine durch astronomische Beobachtungen fixirte Lothungslinie bestimmt und zur Vervollständigung in der Seekarte eingetragen.

Am 14. waren wir der Küste schon auf 60 Seemeilen nahe gekommen; unser Nordcours mußte uns bald in die Nähe der zahlreichen Eilande bringen, die viele Meilen seewärts von Hongkong liegen. Solche Inselvorposten erfordern beim Anlaufen des Landes einen guten Auslug, besonders wenn sich das Dunkel der Nacht herabsenkt, ehe auch nur die

*) Die Monsune sind in der Chinasee ungefähr an dieselbe Zeit gebunden wie im Indischen Oceane. Am beständigsten ist der Südwest-Monsun im Juni, Juli und August. Der Nordost-Monsun ist am kräftigsten und anhaltendsten im December und Jänner, in welchen Monaten er oft einen stürmischen Charakter annimmt.

Spur einer Küste wahrzunehmen ist. So war es auch bei uns der Fall. Mit prachtvoller Färbung der Wolken und das weite Meer mit den wärmsten Tönen übergießend, verschwand die Sonne in den Fluthen, ehe Land in Sicht gekommen war. Eine flaue Brise blähte nur leicht die Segel und mit nur geringer Kraft theilt der Bug des Schiffes die See.

Einige Dschunken mit grotesk aussehenden Mattensegeln kamen in Sicht, eine derselben hielt — als es schon sehr dunkelte — auf uns ab. Sie zeigte Lichter, verbrannte Papier, um unsere Aufmerksamkeit zu erregen, denn als das Fahrzeug ganz nahe an unsere Leeseite heran gekommen war, hörte man die vielstimmigen Rufe: Pilot for Hongkong! Pilot, good Pilot sir! und wieder sah man Lichter und das helle Aufleuchten des verbrennenden Papiers.

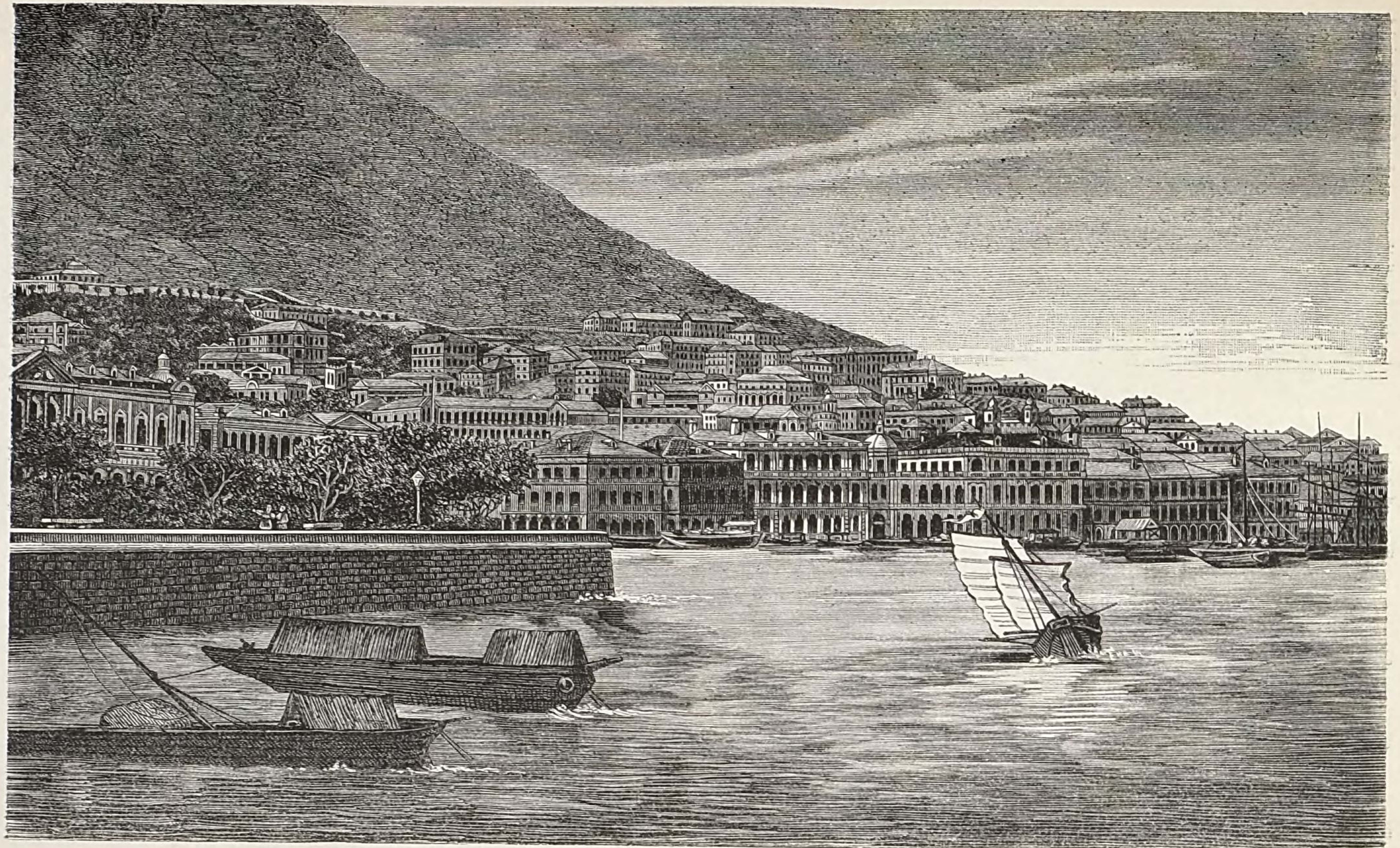
Es war vergeblich diesen Leuten zuzurufen, wir hätten keinen Lootsen nothwendig, mit wahrhaft chinesischer Beharrlichkeit lancirten sie ein Boot ins Wasser, nicht größer als eine Nußschale, und ruderten auf uns zu, mußten aber sogleich wieder unverrichteter Dinge und sichtlich enttäuscht zurückkehren. Das war gewiß die vorgeschobenste Piloten-Dschunke bei Hongkong; man mag sich vorstellen, wie sehr es ihrer Bemannung darum zu thun sein mochte, einen Verdienst zu erlangen, umsomehr als hier die Capitäne nur beim ersten Befahren dieser Gewässer einen Lootsen aufnehmen. Unter solchen Verhältnissen scheint der Verdienst dieser Piloten-Dschunken ein sehr karger zu sein, nachdem die wenigen Dollars, welche eine Dienstleistung einbringt, gerade ausreichen dürften, um den mehr als bescheidenen Lebensunterhalt der Bemannung während einer oft sehr langen Wartekreuzung zu bestreiten.

Unterdessen hatten wir unsere Maschine bereit gemacht und später in Bewegung gesetzt. Mit beschleunigtem Lauf scheuchte das Schiff große Schwärme fliegender Fische auf, die geängstigt auseinander stoben; ebenso wurden, nach den Phosphorescenz-Erscheinungen zu schließen, Wasserschlangen und größere Fische aus der süßen Nachtruhe geweckt, denn man sah zu beiden Seiten des Schiffes feurige Streifen und Zickzackgänge in allen Stärken und Längen.

Nach langer Segelfahrt ist das Heizen der Kessel und das „Ansetzen" der Maschine ein Act freudigster Art, besonders wenn es gilt, dem Hafen entgegenzusteuern. Deshalb wird die Benützung des „vento di stiva" (Wind vom Schiffsraume), wie unsere Matrosen die Arbeit der Maschine treffend bezeichnen, immer mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen. Gewöhnlich schließt man gleichzeitig die Segel, wodurch die oft sehr beschwerlichen Arbeiten in der Takellage und auf Deck entfallen. Der Matrose betrachtet schmunzelnd den dicken Schlot, aus dem sich dichte Wolken schwarzen Rauches wälzen, und weiß, daß er wenigstens für die nächsten Stunden weder Segel zu reefen noch zu bergen hat. Dies ist ein Festtag für ihn und genügt, seine ohnedies heiter angelegte Natur noch um einen Grad froher zu stimmen.

Schon gegen Mitternacht waren wir in Sicht der um Hongkong liegenden Lama-Inseln; der starke Strom, welcher längs der Küste streift, hatte uns etwas früher dahin getragen, als wir annehmen konnten. Wir steuerten fortan mit verminderter Kraft gegen die Einfahrt zum Lama-Canal, welcher die westliche Zufahrt zu Hongkong bildet.

In den ersten Morgenstunden — es war ein klarer Tag — hatten wir die äußersten Inseln erreicht. Die Wälder, welche dieselben einst bedeckten, sind nun verschwunden, und niedriges Gebüsch, frisches Gras und saftgrüne Moose überziehen sie mit einer grünen Decke, aus welcher an vielen Punkten dunkelbrauner Granitfelsen hervortritt. Dem Auge ist der Anblick recht wohlthuend. Es schwebte mir hier die Erinnerung an so manche unserer dalmatinischen mit Ericagebüsch reichlich bekleideten Inseln vor. — Im Lama-Canale steuernd, senkten sich zu unserer Rechten die steilen Abhänge der Insel Hongkong; hie und da sah man auf bedeutender Höhe Gruppen reizender Landhäuser mit schönen Gartenanlagen und inmitten grüner Matten rauschten in leichten Terrain-Einschnitten einige wasserreiche Sturzbäche dem Meere zu, das sie oft in kleine Wasserfälle endigend erreichten. Hoch oben auf dem 603 Meter hohen Pik der Insel glänzte, von der Morgensonne grell beleuchtet, ein winziges Häuschen, nebenan stand ein hoher Mast. Das ist die Signalstation, welche alle



Ansicht von Hongkong.

das Land anlaufenden Schiffe sofort der Colonie optisch signalisirt. So wurde auch unsere Ankunft beizeiten bekannt gegeben, jedoch passirte hiebei ein kleines Versehen, indem man anstatt eines österreichischen Kriegsschiffes ein spanisches anzeigte. Die große Aehnlichkeit der Flagge dieses Staates mit der unserigen mag auf größere Entfernung, besonders wenn das gelbe Mittelfeld der spanischen Flagge etwas abgebleicht ist, sehr leicht solche Verwechslungen herbeiführen. Es ist als sicher anzunehmen, daß auch der seinerzeit viel besprochene Piratenüberfall in der Siboku-Bai (Borneo), welcher zweien unserer braven Matrosen das Leben kostete, einer solchen Verwechslung unserer Flagge mit der spanischen zuzuschreiben ist.

Um 11 Uhr a. m. lag die Corvette vor der Stadt Victoria, der Hauptstadt der Colonie Hongkong, geankert.

X. Hongkong*).

Die Stadt Victoria. — Die Chinesenstadt. — Lebhaftes Treiben im Hafen. — Chinesische Ueberhebung. — Marktscenen am Bord. — Chinesische Maler. — Contraste in den Sitten bei Chinesen und Europäern. — Die Wasserbevölkerung in Hongkong. — Straßenleben. — Die Polizei. — Anblick einer chinesischen Straße. — Garküchen. — Der Kleinverkehr. — Die Palankinträger. — Chinesischer Gewerbefleiß. — Luxus in Curiositäten. — Ein chinesischer Verkaufsladen. — Curiositäten. — Schachergeist der Chinesen. — Pitschen-Englisch. — Die chinesische Sprache. — Die Schriftsprache. — Eine echt chinesische Erzählung. — Die Stylarten.

Der geräumige und recht gute Hafen von Hongkong (eigentlich Hoong-Keang, d. h. „der rothe Gebirgsstrom") wird durch die gleichnamige Insel und das ihr gegenüberliegende Festland gebildet, von welchem die Landzunge Cowloon auch zur englischen Colonie gehört. Er erscheint

*) Hongkong, seit dem Frieden von Nanking 1842 englische Kroncolonie besteht aus der gleichnamigen Insel und der ihr gegenüberliegenden Landzunge

als ein weites buchtenreiches Bassin, dessen Zusammenhang mit dem Meere beim ersten flüchtigen Anblick nicht wahrzunehmen ist. Die chinesische Küste ist bergig und kahl, hohe Gebirgszüge, überragt von anderen Bergketten, fassen sie ein. Ein kalter Ton lagert auf der Gegend. Hingegen entschädigt der Anblick der Stadt Victoria, welche sich an den nördlichen, dem Hafen zugekehrten Abhängen der Insel terrassenförmig bis zu ungefähr 130 Meter Höhe aufgebaut hat. Den unteren Theil nehmen lange Fronten palastähnlich gebauter Häuser ein, dahinter erheben sich Reihe für Reihe große, luftige Bauten bis zu den hübschen Villen, welche frischgrüne und baumreiche Gärten recht anmuthig umgeben. Sie bilden die oberste Abgrenzung der Stadt. Darüber hinaus gibt es nur noch steile grasbewachsene Abhänge, die vielfach von den braunen Serpentingängen einiger Wege durchschnitten werden, welche über die Signalstation des Piks auf die Südseite der Insel führen. Der Anblick ist ein malerischer und völlig überraschender.

Cowloon, 1·4 geographische Quadratmeilen mit 128.000 Einwohnern, wovon in der Hauptstadt Victoria 102.000 leben.

Die Insel liegt östlich von der Mündung des Perlflusses und ist wie die Küste und die anderen ihr vorliegenden Eilande vulcanischer Bildung. Im Jahre 1840, beim Ausbruch des ersten Opiumkrieges, wurden die Engländer, nachdem der chinesische Commissär Lin jeden Handel mit denselben untersagte, auf die Insel aufmerksam. Bis 1841 war dieselbe kahl und öde wie die sie umgebenden Lama-Inseln und diente nur einigen Fischerfamilien zum Aufenthalt. Die factische Besitzergreifung erfolgte am 26. Jänner 1841. Schon während des Krieges war der Hafen von Hongkong, welcher sich für eine umfassende Vertheidigung prächtig eignet, der Versammlungsort der englischen Kriegs- und Handelsschiffe. In handelspolitischer Richtung muß der Besitz Hongkongs als eine der wichtigsten Errungenschaften des britischen Reiches angesehen werden. Hongkong ist der Bankplatz für ganz Ostasien und deshalb der Kreuzungspunkt fast des ganzen chinesischen Küstenhandels.

Hauptartikel des Zwischenhandels nach China: Manufacturwaaren und Opium; von China jedoch kommt Seide, Thee, Kampher, Porzellan, Nankingstoffe, Perlmutter, Baumwolle, Zinn, Blei, Eisen, Papier u. a. m.

Notizen über China sind im Anhange dieses Werkes enthalten.

Der östliche Theil der Stadt wird von Europäern bewohnt; er enthält die schönsten Gebäude und viele Gartenanlagen. Sowohl vom Hafen aus betrachtet wie auch in den breiten rein gehaltenen Straßen macht sich ein gewisser Comfort geltend, der wohlthuend von der Dürftigkeit in der Chinesenstadt absticht, wo Raumersparniß mitunter bis ins Unglaubliche getrieben wird. In dieser Beziehung gleichen sich alle chinesischen Städte von echtem Schrot und Korn. So ist beispielsweise Amoy, eine Stadt von über 250.000 Einwohnern, auf einer Fläche erbaut nicht größer als die, welche eine unserer kleinen Provinzstädte einnimmt. Die Gäßchen sind dort so enge, daß kaum zwei Menschen nebeneinander zu gehen vermögen. Victoria hat jedoch auch in der Chinesenstadt 6 bis 8 Meter breite und gepflasterte Straßen. Nach chinesischer Anschauung ist das eine barbarische Raumverschwendung. Dafür entschädigen sich die Bewohner durch die größte Sparsamkeit in Raum und Licht im Inneren der Häuser, welche durchwegs völlig überfüllt sind.

Im Hafen lag eine große Zahl von Schiffen aller Art und Größe. Zunächst dem Kai wiegten sich Hunderte chinesischer Dschunken, deren braune, unförmliche Körper und schwere dunkle Mattensegel einen undurchdringlichen Wall vor dem Strande zu bilden schienen. Der Mastenwald weiter draußen gehörte modernen Schiffen an, die sich hier aus allen Weltgegenden eingefunden hatten. Riesige Dampfer kamen an und fuhren wieder ab, kleinere Dampfboote durchkreuzten den Hafen nach allen Richtungen, überall puffte der Dampf aus den Hebemaschinen, womit Waaren geladen und geborgen werden, dazu das Gerassel der Ketten an den Winden, hin und wieder der schrille Pfiff irgend eines Dampfers, manchmal auch Chorgesänge arbeitender Matrosen; dies zur Gesammtwirkung vereinigt, gab ein Bild, wie es geschäftiger und bewegter nicht leicht gedacht werden kann. Auf den Dschunken hingegen war es ruhig; der Kuli schleppte lautlos die Waaren ans Land, kein Dampf unterstützt ihn bei der schweren Arbeit, er bleibt allein auf seine Muskelkraft angewiesen. Kein Wunder, daß hier die heitere Stimmung fehlte. Der Gegensatz war auffallend genug. Bei der großen Genügsam-

keit des chinesischen Arbeiters und den äußerst billigen Taglöhnen mag dem Chinesen der Vortheil des Dampfes bei gewöhnlichen Arbeiten nicht so belangreich vorkommen, und schon aus diesem Grunde denkt er auch nicht daran, das Beispiel der Fremden nachzuahmen. Aber auch der Abneigung gegen jede Neuerung muß dies zugeschrieben werden; der unbeugsame conservative Sinn spielt überhaupt eine so bedeutende Rolle im Charakter der Chinesen, daß nur großartige politische und sociale Umwälzungen, welche das himmlische Reich im Laufe der Jahrhunderte in seinen Grundfesten erschütterten, darin Aenderungen hervorzubringen vermochten.

Dies krampfhafte Festhalten am Althergebrachten scheint keine Consequenz, und wir haben heute ebensowenig Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge in China wie vor etlichen Jahrhunderten. Der Einfluß der Fremden blieb nur insoweit fühlbar, als er Abhängigkeitsverhältnisse und Interessen jeder Art berührte, allein Sitten und das culturliche Leben blieben bisher vollkommen unangetastet. — Mit staunenswerther Ueberhebung und Geringschätzung sagt uns der gebildete Chinese heute wie früher: „Ihr seid reich, seid mächtig und kennt sehr viele Dinge; Ihr seid aber doch Barbaren und wir stehen geistig über Euch!" Dieser Zug starrer Intoleranz kommt dem Größenwahne nahe und ist für uns unfaßbar. Auch bezüglich des Handels erlaubt die hochmüthige Verachtung alles Fremden den meisten Chinesen nicht, die Vortheile des Handels mit dem Auslande offen einzugestehen, vielmehr wird die Ausfuhr als eine „Handlung der Barmherzigkeit" gegen die Ausländer dargestellt, welche sich ohne die Erzeugnisse Chinas höchst unglücklich fühlen müßten. Der Umgang mit gebildeten Chinesen ist jedoch durchaus angenehm, sie können sehr liebenswürdig sein, auch hat ihre Höflichkeit nie etwas Geziertes oder Affectirtes an sich, sondern scheint ihnen angeboren zu sein. An die oft sehr übertriebenen Complimente, mit welchen sich die Chinesen gegenseitig überhäufen und welche sie auch dem Fremden gegenüber anwenden, gewöhnt man sich sehr rasch, denn sie ermüden weder, noch geht denselben ein gewisser freundlicher Anstrich ab.

Daraus könnte man schließen, daß die Chinesen keineswegs eine tief eingewurzelte Abneigung gegen die Fremden hegen. Diesen Umstand

bestätigen auch die meisten Reisenden, welche das Innere Chinas kennen lernten. An der Hand der Geschichte läßt sich der Nachweis führen, daß der Geist der Ausschließlichkeit und das Fernhalten fremder Elemente erst seit der Regierung der Mandschu, welche China hermetisch abschließen wollten, bei fast allen Staatsactionen zur Geltung kam und gewiß auch in socialer Richtung von schädigendem Einfluß für die Fremden wurde. Man muß bedenken, daß die Mandschu nun durch mehr als 200 Jahre alle Mittel aufwenden, um sich der Fremden zu erwehren, die sie gleich den Gegnern im Inneren des Reiches als hochgefährlich für die Aufrechthaltung ihrer — Fremdherrschaft ansehen.

Bei unserem Einlaufen in den Hafen ruderte eine Menge der hier üblichen kleinen Eiboote (Sanpan, Dreibrett) auf uns zu, und je mehr wir uns dem Ankerplatze genähert hatten, desto größer wurde der Schwarm unserer winzigen Begleiter.

Beim Fallen des Ankers erfolgte, als wenn dies ein verabredetes Zeichen gewesen wäre, ein allgemeiner, aber friedlicher Angriff auf uns. Die Scene war sehr ergötzlich. Gab das ein Stoßen und Schreien zwischen den Leuten auf den Fahrzeugen! Jedermann wollte seine Nußschale zuerst und an dem besten Platze des Schiffes anlegen, um früher als Andere seine Dienste anbieten zu können oder sogleich Geschäfte abzuschließen. Bei jedem ankommenden Schiffe wiederholt sich dieser Vorgang; der kleine chinesische Geschäftsmann wird dabei ein Miniatur-Raubthier oder wenigstens ein „papierner Tiger". Der letztgenannte Ausdruck ist specifisch chinesisch und wird solchen Personen beigelegt, welche viel drohen, sich aber dabei selbst ängstigen und nie zur Gewaltthat schreiten, ähnlich wie es die Venetianer Gondolieri bei ihren Streitigkeiten zu thun pflegen. Bei uns sollte die Vermittlung des Verkehrs nicht so ohne weiters eingeleitet werden, denn noch hatten wir den üblichen Kanonensalut der englischen Flagge zu leisten, und somit mußte der Bootsschwarm, welcher sich wie eine compacte Masse zu beiden Schiffsseiten vor den Kanonen aufgestaut hatte, vorerst entfernt werden. Man rief den chinesischen Wassermenschen in englischer Sprache zu, sich vom

Bord frei zu halten, da geschossen werden müsse. Nichts half es, vielmehr schien es, als drängten sie sich noch näher heran. Da verfällt ein findiger Matrose auf den guten Gedanken, seine mimischen Talente in der gleichen Absicht zu versuchen. Auf recht drastische Art mit beiden Armen gesticulirend und mittels einiger kräftiger „Bum-Bum“ macht er sich sofort verständlich. Vor dem Bum-Bum haben die Chinesen einen ordentlichen Respect; kaum waren diese fürchterlichen Worte ertönt, so ergriff unsere Belagerer eine allgemeine Panik. Mit derselben Hast, mit der sie gekommen waren, trachteten sie sich wieder zu entfernen, ihre „Tiger aus Papier“ wirkten zwischen Frauen- und Kinderstimmen neuerdings Wunder der Tapferkeit.

Nach dem Salut vermochte keine Rücksicht mehr die Chinesen abzuhalten, sie überschwemmten förmlich das Schiff und ließen ihrer geriebenen geschäftlichen Gewandtheit freies Spiel.

Die Zahl der Händler mit Elfenbein- und Sandelholzschnitzereien, mit Manufacturwaaren, Papageien und Eßwaaren ist sehr groß; am zudringlichsten aber sind die Agenten einiger Wäschereien. Gefolgt von zwei bis drei jedenfalls gut gewaschenen und recht hübschen Chinesinnen, welche die Stelle der Lockvögel zu spielen berufen sind und in ihren bescheidenen schwarzen Anzügen den Fremden gewiß bestechen, halten uns die Agenten riesige Büschel von Zeugnissen über ihre guten Leistungen entgegen und senden ihre Mädchen, ohne um die Zustimmung zu fragen, um die gebrauchte Wäsche. Allein während wir noch unterhandeln, flugs macht sich ein Schneider an uns und mißt uns, ohne weiter zu fragen, Jacke, Pantalons und vielleicht auch einen Ueberzieher an. Schweigend notirt er sich die metrischen Maße in sein Buch, — vielleicht machen wir doch eine Bestellung bei ihm. Wir wenden uns um, der Schneider, den wir zu sehen vermeinten, ist fort, in unserer Rocktasche finden wir seine Adreßkarte. Statt dessen grinst uns das dicke Gesicht eines Schusters freundlich an. Die gut gearbeiteten Schuhe, die er vorzeigt, kosten nur einen Dollar das Paar; seine Versicherung, es sei Alles Handarbeit, glauben wir vollkommen, denn diese ist in China bekanntlich sehr billig.

Endlich begegnet man auch Photographen und Malern, welche Probeleistungen ihrer Kunst zur Schau stellen. Jene haben ihr Fach sehr gut inne und leisten recht Befriedigendes, diese hingegen verdienen mehr Bewunderung, obgleich von einer Kunstleistung nicht gesprochen werden darf. Diese Leute würden ihre bemalte Leinwand nach dem Meter verkaufen, denn sie betreiben die Malerei fabriksmäßig. Nach einer kleinen Photographie in Visitkartenformat malen sie Bilder in Lebensgröße zum Preise von einigen Dollars, bei trockenem Wetter mit einem Tage Lieferungszeit! Das Colorit und die Ausführung sind natürlich mangelhaft, aber die Züge werden in den meisten Fällen recht gut getroffen. Die Farbe der Haare, der Augen und der Kleider muß dem „Künstler" angegeben werden, wobei es nur schwer gelingt, ihm die Farbe blonder Haare begreiflich zu machen.

Aber auch in Miniaturmalereien auf Elfenbein wird viel gesündigt; diese Leistungen sind wegen der großen Feinheit der Ausführung gewiß das Beste, was die „Malerschulen" zu Kanton und Hongkong liefern. Bei dem Besuche eines solchen Ateliers fand ich neben gut und correct entworfenen Skizzen auch recht gelungene Copien europäischer Genre- und Historienbilder; sie waren auf Bestellung gearbeitet. Aus eigenem Entschlusse hätte der Chinese nimmermehr die Pfade seiner landesüblichen Kunst, der es an Plastik und Perspective vollkommen gebricht, verlassen. So will es sein Publicum und nur so ist am meisten Geld zu verdienen. Bei dem Abgange ästhetischer Grundlagen bewahrt die chinesische Malerkunst doch ihren Charakter, aber zu ihrer Beurtheilung darf kein europäischer Maßstab angelegt werden. Sie bildet wie andere Eigenthümlichkeiten, die uns bei jedem Schritte auffallen, einen Theil der chinesischen Civilisation, die von der unseren zwar abweicht, aber in ihrer Art vollendet ist. Schon aus diesem Grunde würde es schwer fallen, durch reformatorische Maßregeln einen Wechsel herbeizuführen. Eine recht launige Zusammenstellung der Gegensätze, welche der Fremde in China antrifft, theilt R. Werner *)

*) „Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam 1860 bis 1862" von R. Werner.

mit. Darnach gab ein Reisender in einer kleinen Schrift folgende Schilderung seines ersten Eintrittes in China: „Auf meine Frage an den Bootsführer, in welcher Richtung Macao läge, wurde mir die Antwort: im „Westnorden“ und der Wind sei „Ostsüd“. Wir sagen nicht so in Europa, dachte ich bei mir, staunte aber noch mehr, als er mir beim Compasse erklärte, daß die Magnetnadel nach Süden zeige. Um den Gegenstand des Gespräches zu wechseln, bemerkte ich hierauf, daß er wahrscheinlich zu einer hohen Festlichkeit gehe, da er ganz weiß gekleidet sei. Er antwortete mir jedoch mit einem verächtlichen Blick, sein Bruder sei vor acht Tagen gestorben und er befände sich deshalb in tiefster Trauer. Bei meiner Landung lenkte sich meine Aufmerksamkeit auf einen Militär-Mandarin, der einen gestickten Unterrock, ein Perlenhalsband und einen Fächer, aber keine Waffen trug und von der rechten Seite sein Pferd bestieg. Ich sah mich von Eingeborenen umgeben, die ihren Kopf geschoren trugen, während ein Theil von ihnen das Haar im Gesichte wachsen ließ. Auf dem Wege nach dem Hause, wo ich absteigen wollte, begegnete ich zwei chinesischen Knaben, die mit großem Ernste über den Besitz einer Orange stritten. Die Debatte war sehr lebhaft, schließlich setzten sie sich ruhig nieder und theilten die Frucht gleichmäßig unter sich. Kurz darauf bemerkte ich einige alte Chinesen mit außerordentlich großen Brillen. Die Greise ließen Drachen steigen, während eine Gruppe von Kindern mit gespannter Aufmerksamkeit ihrer unschuldigen Beschäftigung zusah.......

Ich verharrte bei meinem Entschlusse auszudauern, und erhielt am nächsten Morgen einen chinesischen Lehrer, der glücklicherweise englisch verstand. Ich wußte, daß ich eine Sprache ohne Alphabet zu studiren hatte, war jedoch nicht darauf vorbereitet, daß mein Lehrer, als er das Buch öffnete, von hinten zu lesen anfinge. Er begann mit dem Tage der Publication des Werkes „Fünftes Jahr, zehnter Monat, dreiundzwanzigster Tag!“ Nach der Bemerkung, unser Datum werde anders bezeichnet, bat ich ihn, mir etwas über chinesisches Ceremoniel zu erzählen. „Wenn Sie,“ begann er, „in China einen hohen Gast empfangen, so vergessen Sie nicht, ihn an Ihre linke Seite zu setzen, denn das ist der

Ehrenplatz. Ebenso hüten Sie sich, das Haupt zu entblößen, dies würde eine unpassende Vertraulichkeit bekunden." Im Verlaufe unseres Gespräches kam auch die Rede auf die chinesische Philosophie, und indem der Lehrer das Buch wieder zur Hand nahm, las er mit größtem Ernst: „Die gelehrtesten Leute sind entschieden der Ansicht, daß der Sitz der menschlichen Vernunft im Magen zu suchen sei." Nun wurde es mir aber zu arg, ich ergriff in Verzweiflung mein Buch und stürzte zur Thür hinaus."

Obgleich diese Thatsachen absichtlich aneinandergereiht sind, so ist dabei nichts übertrieben, nur darin fehlte der Erzähler, wenn er die Chinesen den Sitz der Vernunft in den Magen verlegen läßt, nachdem sie vielmehr das Herz als die Hülle der Vernunft bezeichnen. Aber noch in anderen Beziehungen stehen die Sitten der Söhne des himmlischen Reiches im Gegensatze zu den unseren. Das chinesische Gastmahl beginnt mit dem Nachtisch und hört mit dem in Wasser gekochten Reis auf. Die jungen Leute tragen keine Schnurbärte, sondern nur jene Alten, welche so glücklich sind Großväter zu sein; die Ehrentitel sind nicht erblich, dafür auf die Vorfahren rückwirkend; um zu bejahen, schüttelt man den Kopf, und verneint durch ein Nicken des Hauptes; Visit- und Einladungskarten sind roth. Große Männer erhalten keine Denkmale, dafür werden Witwen und Jungfrauen Triumphbogen *) errichtet. In China bilden

*) Es kommt oft vor, daß ein Mädchen nicht heiratet, um sich ganz ungehindert der Pflege ihrer Eltern zu widmen, oder daß eine Witwe aus Hochachtung für ihren verstorbenen Mann nicht zum zweitenmale heiraten will. Solchen weiblichen Wesen werden nach deren Tode Denkmäler errichtet, deren Kosten von Freunden und Bekannten bestritten werden, manchmal betheiligt sich die ganze Gemeinde daran. Diese Triumphbogen zu Ehren des Witwenstandes und der Jungfräulichkeit sind gewöhnlich aus Stein oder Holz gearbeitet und enthalten mitunter kostbare Schnitzarbeiten, meist fabelhafte Thiere, Blumen und Vögel. Auf dem Vordergiebel des Denkmals sind die Lobsprüche in horizontalen Reihen, an den Seiten aber die Tugenden der Gefeierten eingravirt. Eine Straße von Ningpo soll nur aus solchen Triumphbogen bestehen und von hübscher Wirkung sein. Man erzählt, daß die Engländer 1842 mit dem Gedanken umgingen, alle diese an schönen Sculpturen so reichen Denkmäler nach London zu schaffen. Interessant ist, daß nach chinesischer Anschauung die Frauen keine Seele haben.

sich keine Wohlthätigkeits-Gesellschaften aus der wohlhabenden Classe, hingegen gibt es Bettler-Consortien, welche nach communistischen Grundsätzen auf Kosten der Bemittelten leben. Bei uns heiraten beliebte Theaterdamen hochgestellte Personen, in China ist die Heirat mit einer Schauspielerin mit den schwersten Strafen bedroht. Große Ohren sind die Merkmale besonderer Weisheit u. s. w.

Diese Gegensätze, welche uns so räthselhaft erscheinen, vermag nur eine langjährige Vertrautheit mit dem Volke, mit seinem Denken und Fühlen zu erklären.

Recht interessant war das Treiben der Wasserbevölkerung Hongkongs, das sich täglich vor unseren Augen abspielte. Die meisten Sanpanboote und auch viele der Last-Dschunken sind die Wohnungen ganzer Familien, deren eine oft aus sieben bis acht Personen besteht. Wie sie es anstellen, um in einem kleinen Boot genügenden Raum für ihre Unterkunft zu finden, ist ein chinesisches Räthsel, deren es so viele gibt. Ich erinnere mich, an jedem Morgen einen Sanpan gesehen zu haben, den ein junges Ehepaar bewohnte, ich glaube aber nicht, daß es noch in den Flitterwochen stand, obgleich die Poesie dieser Periode für sie unverständlich geblieben wäre. Mann und Frau, beide sehr jung, ruderten um das Schiff, mit einem kleinen Grundnetz allerlei Dinge, die früher einmal ins Wasser fielen, auffischend. Aus der recht zahlreichen Collection alter Flaschen, rostiger Blechbüchsen, unbrauchbarer Taustückchen u. s. w., welche der tägliche Fang einbrachte, konnte man schließen, daß die jungen Leute keinen anderen Erwerbszweig betrieben, sondern nur von dem Erlöse dieser Dinge den Lebensunterhalt bestritten. An besonders glücklichen Tagen brachte das Netz auch irgend einen Fisch oder eine dickbeinige Krabbe an die Oberfläche; dies gab dann einen köstlichen Zubiß zum täglichen Reis. Dieser nebst Kochsalz waren gewiß die einzigen Lebensmittel, welche die jungen Leute kauften, denn alles Andere lieferte ihnen der Meeresgrund. Sie schienen übrigens recht glücklich zu sein und zeigten, wie wenig irdische Güter dazu nothwendig sind. Mich interessirte dies Stückchen chinesischer See-Idylle außerordentlich. Die Frau nahm



Queens-Road in Hongkong.

sich des vom Manne heraufgezogenen vollen Netzes besonders an, wobei die Neugierde gewiß ein gut Theil mitspielte. Jeder gefischte Gegenstand wurde bezüglich seiner möglichen Brauchbarkeit von ihr untersucht und sortirt, wobei auch die winzigsten Kohlenstückchen, welche im Hafen zahlreich zu finden sind, bei Seite gelegt wurden. Dies Brennmaterial diente, wenn getrocknet, als Feuerung für den kleinen Herd, welcher im rückwärtigen Theile der Nußschale als Familienküche functionirte. Dort betrieben die Leute ihre oft wahrhaft kühne Kochkunst, selbstverständlich nach ihrer Art. Zu einer anderen Zeit — die Corvette lag im Yang-tse-kiang-Flusse vor Anker — hatte ich Gelegenheit, der Kochkunst einer anderen Wasserfamilie aus größter Nähe zu folgen. Es waren auch arme Leute, aber dafür — und erfahrungsgemäß vielleicht deshalb — reichlich mit Kindern gesegnet. Die kleinsten derselben trugen Schweineblasen an den Hüften gebunden oder waren an langen Schnüren angeknüpft, damit man sie bei einem Sturze ins Wasser ohne weiters retten könne. An der Bereitung des Mahles betheiligten sich alle Familienmitglieder, deren ich sechs zählte. Die Mama schöpfte das braune Wasser des „Blauen Flusses“ in den Kochtopf, klärte es durch etwas Alaun, und gab, wenn es im Sieden war, den Reis hinein. Daneben bereiteten die Händchen der Kinder allerlei eingelegte und eingemachte Sächelchen zu einer Menge von Gerichten. Allerdings füllte ein jedes derselben nur eine kleine Schale, aber solcher Schälchen waren gar viele vorhanden. Man sah, daß selbst diese armen Leute zu den Genußmenschen zählen. Allerdings hat es mit ihren Genüssen seine eigene Bewandtniß; gewiß entziehen sie sich europäischer Beurtheilung, da es unter unseren Gourmands schwerlich Jemanden gibt, welcher entscheiden könnte, ob gekochte oder gebackene Regenwürmer den Vorzug verdienen, oder ob ein hochfeines Ratten-Ragout den saftigen Cotelettes von gemästeten Hunden den Vorrang streitig mache.

Obgleich uns chinesisches Straßenleben seit dem Besuche Singapores nicht fremd war, so erschien es in Hongkong doch völlig neu, denn seine Staffage war eine andere. Schon der allgemeine Anblick des Landes ist

ein von den Gegenden des Aequatorialgürtels sehr verschiedener. Hongkong liegt zwar noch in der Tropenzone ($22^1/_2{}^0$ Nordbreite), aber knapp an deren Grenze, und so ist die reiche und mannigfaltige Vegetation derselben nur mehr spärlich vertreten, da sie allmälig in die Pflanzenwelt der gemäßigten Zone übergeht. Allein auch diese Combination hat ihre Reize, nachdem sie der heimatlichen Flora näher steht als die großartige Naturpracht der Centraltropen, die wir zwar bewundern, in welcher wir uns aber nicht heimisch fühlen.

Betritt man beim Hauptlandungsplatze die meist von hohen und mitunter luxuriös aufgeführten Gebäuden eingefaßte Praya (Kai), in welche breite und rein gehaltene Straßen ausmünden, so könnte man sich leicht in irgend eine europäische Seestadt versetzt denken. Diese Aehnlichkeit unterstützen so manche Details, wie Gaslaternen, ein naher Thurm mit großer Uhr, dann hin und wieder vorbeirollende europäische Wagen u. a. m. Allerdings ist man im Stadttheile der Fremden. Die erste Person, welcher wir begegnen, ist der englische Policeman.

Das Geheimniß der Engländer, die hinterlistigen, aber immer furchtsamen Massen der Chinesen im Zaume zu halten und Ordnung und Reinlichkeit in den Straßen zu erzwingen, beruht zum großen Theile in den strengen polizeilichen Maßregeln, welche angewendet und von verläßlichen Leuten durchgeführt werden. Wichtige Posten sind mit englischen Policemen, deren Gefälligkeit und Unerbittlichkeit sprichwörtlich ist, besetzt. Unter Andern zählt die Beaufsichtigung der Praya, hauptsächlich aber der Landungsplätze, und die Controle der Fremden zu solchen Posten. Daß die letztere nur zum Schutze des Publicums dient und keine Belästigung desselben mit sich führt, sollte eigentlich gar nicht erwähnt werden; man sah sich nämlich gezwungen, den Verkehr der Fremden zwischen Land und Hafen zu überwachen, nachdem sich Fälle mehrten, daß Fremde, welche bei Nacht ein chinesisches Boot für die Fahrt auf ihr Schiff miethеten, spurlos verschwanden oder als Leichen aufgefunden wurden. Offenbar wurden sie während der Ueberfahrt ermordet und ausgeraubt. Nach den jetzt von der Polizei getroffenen Maßnahmen ist jedes Boot für die

Sicherheit der Fremden verantwortlich, seine Nummer und die Bemannung ist behördlich eingeschrieben. Will man des Nachts an Bord seines Schiffes fahren, so geht man zu einem der Policemen an der Praya; dieser bestimmt einen der Sanpans zur Fahrt, notirt sich in sein Buch die Stunde, Namen, Schiff und Nummer des Fahrzeuges und wünscht uns ein „Good bye".

In der inneren Stadt und im Chinesen-Quartier regiert der indische Policeman, den wir schon in andern englischen Colonien kennen lernten. Hier ist er ganz weiß gekleidet, trägt einen großen weißen Korkhut auf dem Kopfe und in der Hand einen ungefähr $1/_3$ Meter langen, dicken Stab aus hartem Holz, der als Amtszeichen gilt und auch als Instrument für nothwendig werdende Executionen verwendet wird. Wegen kleiner Vergehen wird der Chinese nicht arretirt, sondern erhält sofort einige Hiebe, wobei ihn der Policeman beim Zopfe hält. Bei solchen Betheiligungen sammelt sich sofort eine Anzahl der stets sehr neugierigen Chinesen um die Stelle, wo es so viel zu sehen gibt; da aber eine Ansammlung von mehr als vier Personen sehr strenge verboten ist, so treibt der Policeman die Menge durch tüchtige Hiebe auseinander. Ich habe gesehen, daß mit dem schweren Amtsstabe auf die glattrasirten Köpfe und nicht etwa auf andere Körpertheile losgedroschen wurde. Die Ordnung ist jedoch hergestellt und keiner der Geschlagenen würde es wagen, Beschwerde über diese Behandlung zu führen. Selbstverständlich ist dem Europäer Vieles gestattet, was der Chinese kaum zu denken wagen darf.

In der Hauptstraße Queens-Road concentrirt sich der größte Theil des geschäftlichen Treibens; besonders gegen Abend, wenn die Sonne nicht mehr so heiß niederbrennt, ist sie sehr belebt. Die unter den Laubgängen zu beiden Seiten ununterbrochen aneinandergereihten Verkaufsgewölbe haben die bekannten vertical hängenden Schilder ausgestellt, welche der Straße ein eigenthümliches, aber durchaus malerisches Aussehen geben. Meistens sind es rothlackirte lange Holzblätter, worauf mit goldenen chinesischen Zeichen die Art des Geschäftes bis ins Detail verkündigt ist. Außerdem sind die Eingänge und das Innere der Verkaufsläden durch

allerhand transparente Ballons, welche gleichfalls die Namen der Firmen führen, geschmückt. Am Abende macht sich dies sehr effectvoll. In den kleineren Straßen sind ambulante Garküchen sehr häufig anzutreffen; man versicherte uns, daß dieselben an einem Tage oft Hunderte armer Chinesen abfüttern, denn ihre Speisen sind sehr billig. Ein Chinese erhält für täglich zehn Kreuzer so viel von den mannigfachen und verdächtigen Gerichten, daß er der Meinung ist, gut zu leben. China bietet, wie gewiß kein anderes Land der Erde, viel Gelegenheit, die Lebensweise der ärmeren Bevölkerung, die in mancher Beziehung von großem Interesse ist, zu beobachten, nachdem ihr ganzes Thun sich auf der Straße abspielt; schon nach kurzer Zeit wird der Fremde zugestehen müssen, daß trotz der enormen Uebervölkerung des Landes ein Pauperismus in unserem Sinne in China nur in Folge elementarer Ereignisse oder durch andere schädigende Einflüsse eintreten kann; eine stabile Erscheinung wie etwa bei uns ist er jedoch nicht. Diese Thatsache ist eines der schönsten und erfreulichsten Resultate der chinesischen Civilisation. Die Genügsamkeit und der sparsame Sinn des Chinesen zeigt sich am schlagendsten im Kleinverkehr, wo auch der winzigste Gegenstand zum Handelsartikel wird. Der Käsch*) (engl. Cash, Sapeke), wohl die kleinste aller Verkehrsmünzen, erleichtert die Manipulation. Um einen Käsch kauft man ein Stückchen Nuß, ein Schnittchen einer Birne oder eines Zuckerrohres, man erhält ein Dutzend Melonenkerne oder ebensoviel geröstete Bohnen, eine Messerspitze irgend eines Gemüses, ein Täßchen Thee oder auch eine Pfeife Tabak. Wer

*) In China ist der Tael eine Gewichtsmünze. 3 T. = 4·16 Dollars oder 717 T. = 1000 Dollars. — Die Silberbarren, welche gewöhnlich die Form von Schuhen oder auch von chinesischen Kopfbedeckungen haben, und überhaupt alle Silbermünzen werden nach Taels gewogen. — Für das leichte oder reine Silber ist Seissi der chinesische Bankname. Das gewöhnliche Gewicht eines Silberbarrens ist 10 Taels.

1 T. = 3 fl. ö. W., 1 Haikuan = 3 fl. 20 kr., 100 Haikuan-T. = 111·4 Schanghai-T.

1 T. = 10 Tsin oder Mäß = 100 Fen oder Kandarin = 1000 Käsch oder Sapeken, die noch in halbe und viertel Käsch getheilt sind. — In den Vertragshäfen ist der Dollar die Verkehrsmünze, sein Werth unterliegt jedoch Schwankungen.

zu arm ist, eine Orange zu kaufen, kauft sich eine halbe. Die kleinen Industrien, welche auf diese Art ermöglicht werden, bedürfen nur eines Capitals, das man nach Kreuzern schätzen kann, und doch ernähren sie in China viele Millionen Menschen. Aehnliches ist bei uns undenkbar.

Für die wohlhabenden Chinesen bestehen mitunter reich ausgestattete Restaurants, deren Namen der chinesischen Prahlerei entsprechen. Schmutzig sind sie aber doch, ob sie nun „Herberge der erfüllten Wünsche", oder „Gasthaus zu den Glückseligkeiten", oder auch „Zum unerschöpflichen Ueberflusse" u. s. w. heißen mögen. Die Mahlzeiten der ärmeren Familien werden auf der Straße eingenommen. Wenn man gegen 7 Uhr Abends durch die Straßen der Chinesenstadt wandert, trifft man die Familien vor dem Hause, das sie bewohnen, um einen kleinwinzigen Tisch sitzend an; auf dem Tischchen steht das ganze Essen. Jede Person hat eine Schale mit gekochtem Reis in der einen Hand und die bekannten zwei Beinstöckchen, welche als Eßzeug dienen, in der anderen, und schaufelt und schiebt sich den Reis in den weit geöffneten Mund. Von Zeit zu Zeit wird aus den vier bis fünf Schüsselchen, welche auf dem Tischchen stehen und kleine Mengen anderer Speisen enthalten, ein Stückchen mittelst der Beinstöckchen, die wie eine Zange angewendet werden, eingeklemmt und zur Aufbesserung des Geschmackes in den Mund geführt. Diese Art zu essen trägt viel Komik in sich. Bleibt man stehen und sieht den Leuten zu, so sind sie anfangs etwas ernster, bald aber bricht ein schallendes Gelächter aus, welches gewöhnlich die Mädchen beginnen; natürlich läßt man sich dadurch in seinen Beobachtungen nicht stören. Hingegen vertreibt uns die starke Ausdünstung, welche hier von allen Seiten entgegenduftet.

Ich habe schon früher des unangenehmen undefinirbaren Geruches erwähnt, welcher China und den Chinesen eigenthümlich ist. Aber auch wir Europäer besitzen nach der Aussage der Chinesen einen besonderen Geruch, der jedoch nicht so stark ist wie jener anderer Völker, mit welchen sie in Berührung kommen. Huc erzählt, als er mit Gabet heimlich durch China wanderte, hätte sie kein Mensch erkannt, wohl aber wurden sie

von den Hunden gewittert, welche hinter ihnen bellten und sicherlich wußten, die Beiden seien Fremde, trotzdem ihr Aeußeres ein völlig chinesisches war. Araber, Neger, Malayen, Hindu, wie überhaupt alle Völker haben ihren besonderen Geruch, welchen auch das Land und der von ihnen bewohnte Boden ausdünstet. Am stärksten fiel uns jedoch der Chinesen-Geruch auf, an diesen konnten wir uns durchaus nicht gewöhnen.

Das Communicationsmittel in chinesischen Städten ist die Sänfte, Palankin oder der Tragsessel (englisch Chair). Für kürzere Strecken genügen zwei Träger (Chairmen), bei längeren Touren werden vier derselben genommen. Wägen und Equipagen sind nur in geringer Anzahl vorhanden; sie sind hier, da man mittels derselben nicht in alle Straßen gelangen kann, nicht gut verwendbar. Die Chairmen bilden einen eigenthümlichen Straßentyp; sie lungern an allen Ecken und Plätzen und können so recht die chinesischen Lazzaroni genannt werden. Auffallend ist ihre Körperbildung, welche durch das Métier des Tragens und Gehens eine eigenthümliche Deformirung zeigt. Man stelle sich magere Männer mit kräftig ausgeprägten Muskeln an den Beinen vor, mit einem langgestreckten Halse, welcher durch den häufigen Druck auf die Achseln außer jede Proportion gebracht, die Gestalt des Trägers carikirt. Der Anzug gewöhnlicher Chairmen ist recht dürftig, meist tragen sie blaue, sehr weite Pantalons und eine ebenso gefärbte über die Hüften reichende Jacke. Gegen die Sonnenstrahlen oder gegen Regen schützt sie ein chinesisch geformter Hut, der mitunter einen Meter im Durchmesser hat. Die Chairmen wohlhabender und reicher Familien erscheinen in blendend weißen Anzügen, die entweder rosa oder blau gesäumt sind und einen sehr günstigen Eindruck machen. Für den Verkehr sind die Sänften, welche auch von Damen oft und gerne benützt werden, von großem Nutzen; man befindet sich darin recht wohl und kommt bei den großen und gleichmäßigen Schritten der Träger rasch von der Stelle. Bei Sonnenschein wird über die Sänfte ein Zelt oder Holzdach gegeben.

Wir haben im Verlaufe der Reise in Schanghai und in ganz Japan noch andere Verkehrsmittel getroffen, welche wir später erwähnen werden.

Außer ihrer Nützlichkeit verschaffte denselben die enorme Billigkeit der Entlohnung rasche Verbreitung und starken Zuspruch.

Die Billigkeit jeder Arbeit ist ein weiteres Resultat der gesellschaftlichen Zustände Chinas, die sich durch die Länge der Jahrhunderte, unter der Einwirkung einer hochgesteigerten Concurrenz bei thätigstem Gewerbfleiße völlig consolidirten. Betrachtet man die chinesische Industrie,



Strassenrestaurant in Hongkong.

so findet man, daß sich der Ursprung so mancher nützlichen Künste und Fertigkeiten in dem Dunkel der Zeiten verliert, und manche Erfindungen Personen zugeschrieben werden, deren historisches Dasein von den Geschichtschreibern in Zweifel gezogen wird. Die Seiden-Industrie reicht in das höchste Alterthum zurück und zeigt eine Vollendung (geblümter Atlas und Crêpes), die bis heute unübertroffen blieb; ebenso war die Fabrication des Porzellans schon frühzeitig auf einer solchen Stufe der

Vollkommenheit, daß es uns nur schwer gelang, sie annähernd zu erreichen, ohne jedoch dieselbe Festigkeit und Wohlfeilheit der Waare zu erzielen. — Bekannt sind auch die dauerhaften und lebhaften Farben, die feinen Tusche, Papiere und andere Artikel Chinas, deren Herstellung zugleich Geduld, Sorgfalt und Geschicklichkeit erfordert. Bekannt ist ferner, daß die Chinesen schon vor mehr als 5000 Jahren die Eigenschaften der Magnetnadel kannten, desgleichen kannten sie lange vor uns das Schießpulver und andere explosive Zusammensetzungen, welche bei Feuerwerken von so überraschender Wirkung sind, und wir haben Recht, wenn wir glauben, die Bombarden und Steingeschosse der Mongolen im XIII. Jahrhunderte seien die Vorbilder für die europäische Artillerie gewesen.

Auch Kunst- und Gewerbe-Ausstellungen, welche bei uns erst in diesem Jahrhunderte als Mittel zur Aneiferung und um dem schaffenden Talente einen Spielraum zu gewähren, eingeführt wurden, sind schon im alten China zu demselben Zwecke benützt worden. — Noch als unsere Vorfahren sich in Bärenfelle kleideten, waren in China alle Bürger berufen, über die ausgestellten Artikel ihr Lob oder ihren Tadel auszusprechen, und jenen Ausstellern, die sich ausgezeichnet hatten, wurden von den Behörden entsprechende Belobungen und Belohnungen zuerkannt.

Aus einer in Huc's Werke über China citirten Stelle einer arabischen Chronik aus dem IX. Jahrhunderte sei es mir gestattet, das Nachfolgende zur Ergänzung beizufügen. Der arabische Erzähler schreibt: „Die Chinesen gehören zu denjenigen Geschöpfen Gottes, welche die größte Handfertigkeit besitzen zum Zeichnen, zum Fabriciren und für alle Arten von Arbeit. In dieser Hinsicht werden sie von keinem anderen Volke übertroffen. In China macht ein Mensch mit seiner Hand, was ein anderer Mensch wohl schwerlich zu verfertigen im Stande wäre. Eine vollendete Arbeit bringt er zum Gouverneur und fordert eine Belohnung für den Fortschritt, welchen er in der Kunst gemacht hat. Der Gouverneur läßt den eingelieferten Gegenstand an der Thür seines Palastes ausstellen und dort bleibt er ein Jahr lang zur öffentlichen Schau. Hat inzwischen Niemand daran getadelt, dann belohnt der Gouverneur den Künstler und

läßt ihn in seine Dienste treten. Er bekommt aber nichts, wenn Jemand erhebliche Fehler hat nachweisen können. — Einst brachte ein Mann einen Seidenstoff; in demselben war eine Aehre gewebt, auf welcher ein Sperling saß. Wer das sah, mußte glauben, er habe eine wirkliche Aehre vor sich, auf welcher ein leibhafter Sperling sich niedergelassen hatte. Der Seidenstoff blieb eine Zeit lang ausgestellt. Endlich erschien ein Buckliger und hatte allerlei daran zu tadeln. Der Gouverneur ließ ihn vor sich kommen und der Tadel mußte im Einzelnen begründet werden. Da sprach der Bucklige: „Kein Mensch wird behaupten, daß eine Aehre sich nicht biege, wenn ein Sperling sich darauf setzt; nun steht aber hier der Sperling auf einer geraden Aehre, das ist ein Fehler." Der Gouverneur erklärte den Tadel für begründet und der Künstler erhielt keine Belohnung. Der Zweck der Chinesen ist, daß sie durch solche Ausstellungen das Talent aufmuntern und die Künstler zum reiflichen Nachdenken bei Allem, was sie unternehmen, veranlassen wollen, und damit Alles, was aus ihren Händen hervorgeht, mit äußerster Sorgfalt gearbeitet werde." — So dachte man in China im IX. Jahrhunderte über die Kunstleistungen.

Seitdem ist die chinesische Industrie merklich zurückgegangen und manche Fabricationsgeheimnisse sind spurlos verschwunden, so zwar, daß gegenwärtig selbst die fähigsten Arbeiter keine so feinen und vollkommenen Gegenstände zu erzeugen vermögen, wie dies vor mehreren Jahrhunderten der Fall war. An und für sich ist der reiche Chinese ein Liebhaber von Kunststücken und Curiositäten jeder Art, für deren Erwerbung er große Summen Geldes aufwendet, und so ist auch seine Leidenschaft für Antiken (Ku-tun) leicht erklärlich. Alte Porzellansachen, Broncen, Malereien und Seidengewebe, die gewiß vorzüglicher sind als die heutzutage erzeugten derlei Artikel, werden am liebsten gesammelt; sie bilden den Hauptbestandtheil des chinesischen Luxus. Ich erinnere mich, in Singapore bei dem bereits erwähnten Kaufmanne Whampoa einen Elfenbeinaufsatz gesehen zu haben, dessen Werth auf 10.000 Gulden geschätzt wurde. Es war eine mit reichen Ornamenten in feinster Zeichnung aus einem Elefantenzahn geschnitzte Kugel von ungefähr 14 Centimeter Durch-

messer, welche auf einem aus demselben Stück gearbeiteten Piedestal ruhte. Die Kugel hatte fünf kleine runde Oeffnungen, durch welche hindurch die Arbeit im Inneren ausgeführt worden ist. Es bewegten sich nämlich in der Kugel noch zweiundzwanzig andere reich ornamentirte, welche, eine in der anderen sitzend, jedesmal aus der Vorgängerin herausgearbeitet werden mußten. Die Schalen der inneren Kugeln hatten gleichfalls fünf mit der äußern correspondirende Oeffnungen, die, immer kleiner werdend, bis zum Mittelpunkt reichten. Whampoa sagte mir, ein solches Kunststück zu machen wäre in China kein anderes Mal gelungen, bisher vermochte man nur 19 Kugeln auszuarbeiten! Besucher der Wiener Weltausstellung werden vielleicht ähnliche Arbeiten in der chinesischen Abtheilung bemerkt haben. — Auf einen anderen Gegenstand seiner Sammlung machte mich Whampoa besonders aufmerksam. Ich sah einen großen Stein, der ungefähr 15 Kilogramm schwer sein mochte und dessen Oberfläche bräunlich gefärbt war, ähnlich den Steinen, welche aus der Erde gegraben werden; nur an einer Stelle war eine kleine viereckige Fläche gereinigt und polirt. Dort erkannte man, daß der Stein ein Nephrit sei. Das gereinigte Stückchen hatte eine milchigweiße Farbe, welche die Chinesen beim Nephrit besonders schätzen und wegen deren sie ihn dann Schöpsenfettstein (Yang-tschüh-yüh)*) nennen. Der liebenswürdige Whampoa meinte, der Stein wäre „unter Dieben" (anstatt „unter Brüdern" wie bei uns) wenigstens 20.000 Gulden werth, wenn man nur wüßte, daß seine Farbe durchgängig milchigweiß sei, wie an der polirten Fläche. — „Lassen Sie also den Stein ganz poliren und über-

*) Aus dem Nephrit, der gewöhnlich von lauchgrüner Farbe und fettig anzufühlen ist, werden die verschiedensten Gegenstände geschnitten, wie Ringe, Armbänder, kleine Vasen u. dergl. m. Der chinesische Name „Yüh", von welchem wahrscheinlich die von den Fremden gebrauchte Benennung „Jade" (englisch) herstammt, bezeichnet keine besondere Sorte des Minerals, sondern überhaupt jede Art geschnittener Gemme. Der gewöhnlich röthlich gesprenkelte Speck- oder Seifenstein (Agalmatolith) wird ebenfalls zu verschiedenen Artikeln verarbeitet, ist aber von viel geringerem Werth. Wir fanden den letzteren besonders in Schanghai sehr häufig zum Kaufe angeboten.

zeugen Sie sich von seiner Farbe," entgegnete ich. Er lächelte und meinte: „Bewahre, dann wäre der Yüh möglicherweise keine Curiosity mehr, da er vielleicht doch einige Flecken hat!"

Solche Artikel, welche nicht nur die Sehnsucht der Chinesen reizen, sondern auch jeden Fremden bestechen, finden sich in den zahlreichen Verkaufsläden (Curiosity shops) der Queens-Road in großen Mengen angehäuft; sie sind zwar von einer überraschenden Mannigfaltigkeit, aber doch schon durchgehends für den europäischen Geschmack hergerichtet, und entsprechen in vielen Richtungen sogar manchen irrigen, aber in Europa geläufigen Vorstellungen über chinesische Waare. Von uns wurde hauptsächlich die Firma Wong-Woo, welche uns durch die Officiere der Fregatte „Donau" anempfohlen war, besucht. Zwar fanden wir bei späteren Besuchen, daß die Güte der Waaren kaum einen Vorzug vor anderen Firmen verdient, allein Wong-Woo war stets sehr freundlich und ließ bei größeren Einkäufen tüchtige Abstriche zu. Außerdem ist man bei den eigenthümlichen Geschäfts-Anschauungen der Chinesen förmlich gezwungen, nur ein und dieselbe Firma zu frequentiren, nachdem man bei anderen Händlern kein zusagendes Entgegenkommen findet, wenn sie erfahren, man bediente sich vorher anderswo. Wong-Woo sandte bei unserer Ankunft sofort seine Karte mit der Einladung an Bord, seinen Shop zu besuchen; dies geschah denn auch recht häufig, da die Stadt Hongkong kaum interessantere Objecte aufzuweisen vermag, als es die „Chinesereien" bei Meister Wong-Woo sind. — Sprach man bei ihm vor, so grinste er äußerst freundlich, grüßte sehr höflich, wobei er nach chinesischer Sitte die geballten Fäuste aneinandergeschlossen vor der Brust hielt. Sodann kehrte er an sein Pult zurück und überließ es uns, seine Waaren, die in großen Glasschränken längs der Wände ausgestellt waren, nach Belieben zu betrachten. Frug man um die Bestimmung eines Gegenstandes, so hieß es immer „das ist numble one Curiosity". — Mit dem numble one (anstatt number one, Nummer eins) wird jener Grad von Vollkommenheit einer Sache ausgedrückt, den etwa unsere vaterländischen Commis mit „hoch- oder pikfein" zu bezeichnen pflegen. Man kann die Artikel

eines solchen Shops in folgende Gruppen eintheilen: Elfenbeinarbeiten, ferner Waaren aus Porzellan, Lack, Schildpatt, Stroh, Holz und Seide, und schließlich specifische „Chinesereien", deren Verwendung und Zweck uns oft völlig unbekannt ist. Besonders anziehend sind die äußerst rein und nett ausgeführten Elfenbeinsachen. Es gibt darunter solche, deren Feinheit in Zeichnung und Arbeit wahrhaft staunenswerth ist und eine Geduld der Verfertiger verräth, die ihresgleichen sucht. Wir fanden dort nebst den in Europa schon bekannten geschnitzten Bechern, Gefäßen, Etuis, Cassetten, Toilettegegenständen, Fächern und Nippsachen auch Elfenbeinbrochen, welche zwar für den praktischen Gebrauch nicht empfehlenswerth sind, sich aber als Schaustücke prächtig eignen. Ihre Oberfläche ist durch ein à jour gearbeitetes Blumenbouquet gebildet, das an Zartheit und Zierlichkeit von überraschendem Effecte ist. Oft ist auch der bekannte chinesische Garten mit acht bis zehn Personen in durchbrochener Arbeit und voller Plastik auf der kleinen Fläche dargestellt. Um sich einen Begriff von der Billigkeit dieser Brochen zu machen, erwähne ich nur, daß wir die feinsten in Kanton zu ungefähr zwei Gulden das Stück zahlten. In Hongkong, wo nur Filialen von Kantoner Geschäften sind, kosteten sie etwas mehr. Mehr noch erstaunte ich über die außerordentliche Billigkeit kleiner Knöpfe, wie man sie für die Herren-Toilette gebraucht. Für solche mit einem aus drei Blumen bestehenden Bouquet zahlte man einen Gulden für 25 Stück!

Unter die „Chinesereien" rechneten wir — das wird gewiß auch jeder Fremde thun — alle jene Dinge, die nur Zeugniß von der Geduld des Arbeiters geben, ohne von irgend welchem praktischen Nutzen zu sein. Wir fanden beispielsweise Glasflaschen mit sehr engem Halse und darin ein aus Stäben, Perlen und anderem Materiale zusammengesetztes Durcheinander, welches offenbar durch den engen Hals hindurch in der Flasche gearbeitet sein mußte, also eine echte „Kapuziner-Arbeit". Dazu gehören ferner die in durchbrochener Zeichnung geschnitzten Rhinoceroshörner oder zu barocken Gestalten und Aufsätzen geschnittenen Baumwurzeln u. dergl. m.

Eine Specialität sind auch die Bilder auf dem sogenannten „Reispapier"*), deren lebhafte Farben und mitunter feine Malereien beachtenswerth sind; sie werden am besten in Kanton erzeugt.

So lange der Besucher nicht um den Preis eines Gegenstandes frägt, bleibt der Händler ganz gleichgiltig gegen ihn, obwohl er gewiß im Stillen schon berechnete, was für ein Gewinn aus diesem Gentleman herausgeschlagen werden könnte; er belebt sich aber sichtlich, sobald das den Handel einleitende „how much" (wie viel, anstatt „wie viel kostet dieser Gegenstand") an seine Ohren klingt. Zunächst wird auf der Rechenmaschine viel herumgeklappert und endlich der Preis gesagt, der natürlich immer übertrieben hoch ausfällt. Nun wird gefeilscht, denn es hieße seinem Ansehen etwas vergeben, wollte man gegenüber dem in hohem Grade geldgierigen und gewinnsüchtigen Chinesen das Verlangte ohne weiters zahlen. „To much, my dear" (zu viel, mein Lieber) heißt es nun, und „No can" (kann nicht, anstatt nein) „numble one curiosity" antwortet man uns, und wieder klappert der Chinese auf seinem Rechenbrett.

Oft gelingt es nicht, am ersten Tage handeleins zu werden, dann komme man ein zweites- oder drittesmal und feilsche neuerdings; man steigt sofort in der Achtung. Diese Schachergymnastik entspricht chinesischem Handelsgeiste, und es kann als Regel aufgestellt werden, daß der verlangte Preis zum mindesten um ein Drittel herabgedrückt werden müsse. Es erübrigt dem Chinesen noch immer ein genügender Profit, um seinen eingefleischten Schachergeist vollauf zu befriedigen. Dieser letztere ist sein Naturtrieb, sein Wesen, das er mit auf die Welt bringt. Huc sagt von

*) Der irrigerweise „Reispapier" genannte Stoff, auf welchem die Bilder gemalt sind, ist aus dem Mark der Aralia papyrifera, welche in Yunan und Fukien vorkommt, bereitet. Dasselbe wird eine Zeit lang unter Wasser gehalten und dann mittels eines sehr scharfen und feinen Messers in Blätter geschält und leicht gepreßt. Die größten dieser Blätter sind ungefähr drei Decimeter im Gevierte und dienen fast ausschließlich zu Malereien, während die Abfälle und mindere Sorten zur Erzeugung künstlicher Blumen benützt werden. (Nach „Novara-Reise".)

den Bewohnern des himmlischen Reiches: „Der erste Gegenstand, welcher das Kind reizt, ist die Sapeke; sprechen lernen und zählen lernen sind beim Kinde gleichbedeutend; sobald der Knabe den Pinsel halten kann, fängt er an, Zahlen zu schreiben, und sobald er sprechen und laufen kann, treibt er auch sogleich Handel, er kauft und verkauft. Wer in China einem Kinde den Auftrag gibt, etwas einzukaufen, darf dabei ganz getrost sein, denn das Kind läßt sich nicht betrügen. Selbst die Spiele der kleinen Chinesen sind von diesem Handelsgeiste gleichsam durchschwängert; sie halten offene Bude oder ein Pfandhaus, und gewöhnen sich schon von Kindesbeinen die Handels- und Schacherausdrücke an; überhaupt sind sie in Allem, was sich auf den Handel bezieht, schon in früher Jugend so gewandt, daß ihnen auch wichtige Aufträge ertheilt werden."

Wie bereits früher erwähnt, geschieht der Verkehr der Fremden mit den Chinesen in einem zur Handelssprache Ostasiens erhobenen Kauderwälsch, dem sogenannten Pitschen-Englisch. Es ist ein so hochcorrumpirtes Englisch, daß selbst die volle Kenntniß der rein englischen Sprache nicht immer ausreicht, um sich verständlich zu machen. Schon das Wort „Pitschen" (pidgin) anstatt business (Geschäft), möge als ein Beispiel der Wortverdrehung gelten. Da aber das Geschäft, wie wir sahen, die wichtigste Beschäftigung des Chinesen ist, so wird es mit Vorliebe zur Bezeichnung vieler anderer Verrichtungen angewendet. Daraus entsteht ein Liebesgeschäft (love pidgin), wenn der Chinese verliebt ist; ein Götteranbetungsgeschäft (chin chin joss pidgin), wenn er zum Gebet in den Tempel geht, oder aber: „Du machst ein Lügengeschäft" (you maki ly pidgin), anstatt: „Du lügst". Auch das Anhängen eines „i" an viele englische Wörter, die mit einem „e" endigen, verursacht eine Corrumpirung, welche ferner noch dadurch ins Unglaubliche getrieben wird, daß die Chinesen anstatt des „r" ein „l" setzen, nachdem sie jenes vermöge der Bildung ihres Sprachorganes nicht auszusprechen vermögen. So entsteht: timi (Zeit), housi (Haus), tili pieci man (drei Stück Männer), anstatt: time, house, three men, oder auch: My talki plopli (ich spreche die Wahrheit), anstatt „I talk propre". Auch das oben angeführte „numble

one“ wird beim Chinesen zu allerhand Bezeichnungen herbeigeholt. So gibt es: „numble one dollal“, ein unbeschnittener Dollar; „numble one mastel“, ein sehr guter und vortrefflicher Herr (master); „numble one lial“, ein Erzlügner (liar).

Man frägt nicht: „Is Mr. N. at home?“ (Ist Herr N. zu Hause?), sondern muß, um verstanden zu werden, sagen: „Mr. N. hab got?“ (Herr N. hat bekommen?). Der Boi antwortet hierauf: „Hab got topside“ (hat bekommen oben), „downside“ (unten), „inside“ (darin). Auch sagte man uns: „My bling tumolo numble one box austili shipside“ (ich bringe morgen [to morrow] eine feine Cassette auf das österreichische [austrian] Schiff). Anstatt der Bejahung wird „can“ (können) und für die Verneinung „no can“ (nicht können) und für alle Formen der Zeitwörter: wissen und verstehen, das Wort: „sabe“ verwendet. So viel über das Pitschen-Englisch, das jeder Fremde in den chinesischen Hafenstädten sich aneignen muß, um sich verständigen zu können. Selbstverständlich eignet es sich für den Verkehr mit Leuten aus dem Inneren nicht, denn diese reden nur chinesisch.

Die chinesische Sprache betreffend seien hier einige ihrer Eigenthümlichkeiten, die auch weiteren Kreisen von Interesse sein dürften, erwähnt. Die Hauptschwierigkeit derselben liegt in der Betonung, denn jeder der 420 verschiedenen Wortlaute der Pekinger Mundart hat mehrere Aussprachen, welche den Ton mitunter viermal nuanciren, wodurch sich ungefähr 1404*) Wortlaute bilden, die man durch geeignete Zusammenstellungen sinnverwandter Wörter zur Darstellung seiner Gedanken ver-

*) Mr. Himly erläutert dies folgendermaßen: Auch einen Hauptbestandtheil der chinesischen Sprache darf ich hier nicht unerwähnt lassen. Folgt schon aus der durchgängigen Einsilbigkeit derselben eine große Beschränkung des Wortschatzes, soferne man nicht, wie es die chinesische Sprache thut, denselben Laut nach den verschiedenen durch ihn bezeichneten Begriffen als ebenso viele Wörter betrachtet, — so wird diese Beschränkung noch durch den Umstand vervielfältigt, daß außer n, ng, r keine Mitlaute am Ende der Wörter erscheinen. Man würde auf diese Art nur 420 Wortlaute in der Pekinger Mundart haben. Um sich mit so geringen Mitteln zu behelfen, hat die Sprache einen ihr allein eigenthümlichen Ausweg genommen. Indem sie die Frage

werthen kann. Diese vier Töne erläutert ein aus dem chinesisch-deutschen Conversationsbuch von Josef Haas*) entnommenes und sehr gelungenes Beispiel folgender Art: Man denke sich einen Handwerker mit seinen zwei Lehrjungen, welchen er die Art und Weise der Hantirung eines Werkzeuges klar macht.

Der Meister: „So" (nämlich „so müßt Ihr's machen").

1. Lehrling, indem er die Hantirung ausübt, fragt: „Also so?"

2. Lehrling, welcher es sich anders vorgestellt, verwundert und zweifelnd: „So?"

Meister: „Ja, so."

Darnach hätte das erste „so" den Ton unserer gewöhnlichen Rede, das zweite „so" steigt die Tonleiter hinauf, das dritte geht wieder tiefer als das erste hinunter, worin es vom vierten „so" noch überboten wird.

Bedenkt man nun, welche zarten, für ein ungeübtes Ohr kaum merkbaren Aenderungen diese an und für sich schon sehr complicirten Tonclassen noch durch das Hinzutreten localer Sprachweisen erleiden, so begreift man die Schwierigkeiten, die sich der Erlernung der chinesischen Sprache entgegenstellen, und wie schwer es dem Europäer werden muß, sich derselben zu bedienen. Allein auch die Söhne des himmlischen Reiches verstehen sich oft gegenseitig nicht, und es ist bekannt, daß in solchen Fällen entweder zum Pinsel gegriffen werden muß, um die verschieden betonten und deshalb zweideutigen Worte in der Schriftsprache zu präcisiren, oder aber das früher erwähnte Pitschen-Englisch hervorzuholen; letzteres geschieht sehr oft in den Hafenstädten.

Die allgemeine und gewöhnliche Sprache in China ist das Kuan-hoa oder die Mandarinensprache; sie ist die Sprache der Gebildeten

---

durch Fragewörtchen bezeichnet, hat sie den Frageton zur Begriffsbezeichnung benützt, und so haben sich in Peking vier solche Töne in der Art über die 420 Wortlaute vertheilt, daß anstatt 420 × 4 = 1680, etwa nur 1404 Wortlaute verblieben.

*) Josef Haas ist k. k. österreichisch-ungarischer Interpretor des Consulates in Schanghai. Sein 1871 dort publicirtes Conversationsbuch ist das erste in China gedruckte deutsche Werk. Die Setzer waren Chinesen.

und wird keineswegs nur von den Beamten oder nur in den Aemtern geredet. Ueberdies ist der Name „Mandarin" in China gar nicht bekannt und scheint eine Erfindung der ersten Europäer, die nach China kamen, zu sein. Die Abstammung vom portugiesischen „mandar" (befehlen) ist höchst wahrscheinlich.

Man unterscheidet die Sprache des Nordens, d. i. die Peking-sprache, und jene des Südens oder von Nanking; nebst diesen Hauptabtheilungen gibt es noch örtliche Mundarten derselben.

Die Schriftsprache besteht aus der Vereinigung einer außerordentlich zahlreichen Menge von Schriftzeichen, Charakteren, die mehr oder weniger zusammengesetzt und verwickelt sind, und deren jedes ein Wort ausdrückt, eine Vorstellung oder einen Gegenstand bezeichnet.

Ursprünglich hatte man nach Huc nur 214 solcher Zeichen als Charaktere für den Himmel, die Erde und Menschen, für die einzelnen Theile des menschlichen Körpers, für die Hausthiere, wie Hund, Pferd, Kuh; für Pflanzen, Bäume, vierfüßige Thiere, Vögel, Fische, Metalle u. s. w. Mit einer so geringen Zahl von Figuren hatten die Chinesen alle ihre Charaktere zusammengesetzt und Mittel gefunden, allen Bedürfnissen ihrer Civilisation Genüge zu leisten. Es stellte sich aber das Bedürfniß heraus, diese Zahl zu vermehren und neue Combinationen herauszufinden, denn von ganz neuen Figuren durfte keine Rede sein, weil leicht Verwirrung hätte entstehen können. So entstanden zusammengesetzte Zeichen, welche meist sehr willkürlich sind, manchmal aber auch sinnreiche Symbole, lebhafte und malerische Definitionen und Räthsel enthalten, und um so interessanter sind, weil der Schlüssel zu ihrer Lösung vorhanden ist. Natürliche Wesen und viele andere Gegenstände, welche denselben assimilirt werden konnten, setzte man familien- oder gruppenweise hinter das Thier, den Baum oder die Pflanze, welche in den 214 Urzeichen*) als Repräsentant einer solchen Gruppe erschien.

*) Der Wolf, Fuchs, Wiesel und andere fleischfressende Thiere wurden auf den Hund zurückgeführt; die verschiedenen Arten Ziegen und Antilopen auf das Schaf; Damwild, Reh, Moschusthier auf den Hirsch, die übrigen Wiederkäuer auf den Stier;

Durch dies sinnreiche Verfahren wurden natürliche Familien gebildet, gegen die man, einige Ausnahmen abgerechnet, selbst vom naturgeschichtlichen Standpunkte aus nur wenig einzuwenden hätte. Schwieriger war die Darstellung abstracter Begriffe und geistiger Thätigkeiten. So wurde der Zorn ausgedrückt, indem man über das Zeichen des Herzens jenes der Sclaverei setzte; eine Hand, welche das Symbol der Mitte hält, bezeichnete einen Geschichtschreiber, dessen erste Pflicht es ist, nach keiner Seite hinzuneigen. Das Schriftzeichen der „Geradheit" nebst jenem des „Gehens" bezeichnete die Regierung, weil diese immer aufrichtig und gerade verfahren soll. Um den Begriff „Freund" auszudrücken, setzt man zwei Zeichen, welche „Perle" bedeuten, nebeneinander, um anzuzeigen, daß der Freund ebenso selten ist wie zwei große Perlen. — Unwillkürlich erinnert man sich hier an die Zusammensetzungen der malayischen Sprache, deren früher erwähnt worden ist.

Ein recht interessantes Beispiel der Wortbildung ist in einer echt chinesischen Geschichte eingeflochten, welche der Friedensrichter der hübschen und ausnahmsweise reinlichen Stadt Tsching-tu-fu bei Gelegenheit ihres Besuches durch Huc zum Besten gab. Die Stadt war damals völlig neu, da sie nach einem furchtbaren Brande, welcher sie in einen Schutthaufen verwandelt hatte, frisch aufgebaut werden mußte. Einige Monate vor jener Feuersbrunst ließ sich ein Bonze in den Straßen blicken, den Niemand kannte. Er schwang eine Glocke, blieb oft stehen und rief: „Ein Mann und zwei Augen." Anfangs kümmerte man sich nur wenig um diesen wunderlichen Kauz, der mit der Glocke bimmelte und weiter

---

die Nagethiere auf die Ratte, die Dickhäuter auf das Schwein, die Einhufer auf das Pferd. So bestand nun die Benennung eines solchen Wesens aus zwei Theilen: der eine bezog sich auf das Genus, der andere auf die Species, und diese letztere wurde durch ein Zeichen angedeutet, das entweder die Eigenthümlichkeiten der Gestalt bezeichnete, oder die Gewohnheiten des Thieres, oder den Gebrauch, welchen man von demselben machen konnte. Die ältesten hieroglyphischen Monumente Chinas enthalten nach Martin nur fünf Gruppen von Gegenständen: 1. himmlische Körper, 2. Mann und Frau, 3. Thiere, 4. Erde, 5. Kunstproducte.

nichts zu sagen wußte als: „Ein Mann mit zwei Augen.“ Er wiederholte aber tagtäglich von früh bis spät diese paar Worte. Endlich frug man ihn, was er denn eigentlich damit sagen wolle; er aber entgegnete wieder: „Ein Mann mit zwei Augen.“ Das ging wohl zwei Monate so fort und Niemand hörte mehr auf diesen Bonzen, den man für närrisch hielt. Eines Tages blieb er aus. Da brach um die Mittagszeit an allen vier Ecken der Stadt zugleich Feuer aus, und es griff so furchtbar rasch um sich, daß die Bewohner kaum noch Zeit gewannen, sich auf das freie Feld hinaus zu retten. Da erinnerte sich Jedermann der Worte des Bonzen, denn dieser hatte das Unglück prophezeit. Das Wortspiel läßt sich nur dann völlig begreifen, wenn man die beiden chinesischen Schriftzeichen vor Augen hat, welche den Schlüssel zu diesem Räthsel bilden. Fügt man nämlich dem Zeichen „Mann“ zwei „Punkte“ oder „Augen“ bei, so erhält man das Schriftzeichen für „Feuer“. Als der Bonze rief: „Ein Mann und zwei Augen,“ wollte er eine Feuersbrunst prophezeien.

In den zusammengesetzten Charakteren der Chinesen sind überhaupt unzählige Ueberlieferungen, Anspielungen und überraschende Annäherungen enthalten neben pikanten epigrammatischen Zügen. Ein genaues Erforschen derselben würde ohne Zweifel viel Licht auf die Culturanfänge der ostasiatischen Völker werfen, denn in diesen symbolischen Ausdrücken haben die Chinesen, ohne daran zu denken, ihre Sitten und ihre Lebensweise dargestellt. Die Geschichte berichtet darüber nichts, weil es sich hier um eine vorhistorische Zeit handelt.

Die Anzahl der Schriftzeichen, welche allmälig in die Sprache eingeführt wurden, beläuft sich in den chinesischen Wörterbüchern auf dreißig bis vierzig Tausend; davon sind aber kaum zwei Drittel im Gebrauche, und rechnet man noch die Synonymen ab, so ist eine Kenntniß von fünf bis sechs Tausend solcher Charaktere vollkommen hinreichend zum Verstehen der Originaltexte. Beim ersten Anblick erscheint uns die chinesische Schrift unangenehm und fremdartig, wenn man sich aber an dieselbe gewöhnt hat, so findet man sie sehr hübsch und sogar anmuthig. Man schreibt

mittels des Pinsels und der Tusche auf ungeleimtem Papier. Die Chinesen verstehen es, die Zeichen in saftigen und kraftvollen Pinselstrichen mit großer Gewandtheit und überraschender Leichtigkeit hinzumalen. Sie stellen die Schriftzeichen untereinander in verticaler Reihe und beginnen die Zeilen auf der rechten Seite des Blattes; ebenso befindet sich der Titel ihrer Bücher auf der letzten Seite. Die Schriftsprache hat drei Stylarten, und zwar den antiken und erhabenen Styl, dessen Vorbild in den alten heiligen Schriften liegt und jetzt selten gebrauchte grammatikalische Formen enthält; ferner den gewöhnlichen Styl und endlich den akademischen, welcher etwas aus den beiden vorhergehenden aufgenommen hat. — Theaterstücke, Proclamationen, Privatbriefe u. dergl. m. werden immer im gewöhnlichen Styl abgefaßt.

XI. Hongkong.

Die Feier des Geburtsfestes S. M. des Kaisers. — Unsere Freunde in Hongkong. — Das Stadthaus. — Museum. — Der botanische Garten. — Die Theepflanze. — Der Piratenüberfall auf dem Dampfer „Spark". — Piraten in früherer Zeit. — Das Strafhaus. — Die Brandmarkung. — *** — Ein Ausflug auf den Pik. — Der Gouverneur von Hongkong. — Das Kleiderverbrennungsfest der Chinesen. — *** — Abfahrt aus Hongkong. — Die großen Taifune. — Abenteuer zweier Frauen während des Taifuns in Macao.

In die Periode unseres ersten Aufenthaltes in Hongkong fiel die Feier des Geburtstages S. M. unseres Kaisers. — Bei einer solchen Festlichkeit spielen nach unserem Gebrauche Kanonensalven eine große Rolle, und nachdem hiezu alle anwesenden fremden Kriegsschiffe und die Landbehörden geladen werden, so entspinnt sich um die Mittagszeit eine oft sehr animirte Kanonade zur See und am Lande. Diesmal befanden sich jedoch nur wenige Kriegsschiffe im Hafen, und selbst diese gehörten fast nur solchen Typen an, welche wegen der geringen Zahl

von Geschützen, die sie führen, zu keinem Kanonensalut verpflichtet sind. Darunter gehörte das englische Kanonenboot „Elk" und der spanische Kriegsdampfer „Patino", jenes zählt zur englischen Escadre in Ostasien, dieses aber versieht einen Transportdienst zwischen Hongkong und Manila. — Nur das abgetakelte englische Linienschiff „Princeß Charlotte", ein ausrangirter alter Dreidecker, der jetzt als Hafenwachschiff seine alten Tage zubringt, führte eine Salutirbatterie und konnte mitpuffen.

Das Kaiserfest gestaltete sich folgendermaßen: Am 17. August wurden bei Sonnenuntergang die kleine Flaggengalla*) gehißt und 21 Kanonenschüsse abgefeuert.

Am 18. bei Sonnenaufgang hißten wir die große Flaggengalla und lösten 21 Kanonenschüsse; um 8 Uhr Früh beflaggten sich die geladenen Kriegsschiffe und die drei im Hafen liegenden österreichisch-ungarischen Handelsschiffe. Auf verschiedenen anderen Handelsschiffen und Dampfern sahen wir zu unserer nicht geringen Befriedigung gleichfalls den Flaggenschmuck angelegt. Um 10 Uhr wurde am Bord eine Messe gelesen; dieselbe celebrirte ein Pater der katholischen Mission, welche in zuvorkommendster Art jedem einlaufenden Kriegsschiffe ihre geistlichen Dienste anbietet. Um 12 Uhr Mittags feuerten wir, dann „Princeß Charlotte" und eine Landbatterie je 21 Kanonenschüsse ab. — Um 4 Uhr p. m. Festtafel des Stabes in der Officiersmesse und um halb 5 Uhr Tafel beim Schiffscommandanten, zu welcher unser Generalconsul v. Overbeck und mehrere andere Honoratioren geladen waren. Beim Toaste auf S. M. den Kaiser wurden 21 Kanonenschüsse gelöst. Bei Sonnenuntergang erfolgte endlich die letzte Kanonensalve und die Flaggen wurden eingeholt. Damit war das Fest zu Ende. — Am schönsten und erhebendsten fand ich seit jeher den Abendsalut; thatsächlich vereinigen sich

*) Bei festlichen Gelegenheiten werden die Masten des Schiffes durch Flaggen geschmückt, und zwar unterscheidet man hiebei: Die kleine Flaggengalla, wenn auf jedem Maste nur eine Nationalflagge gehißt wird, und die große Flaggengalla, wenn nebst dieser noch eine Anzahl anderer Signalflaggen von der Spitze des Mastes zu beiden Seiten bis oberhalb des Decks angebracht werden.

bei demselben alle Umstände zum günstigsten Effecte. Schon die Abendbeleuchtung macht die Scene malerisch, der dichte Pulverdampf, welcher das Schiff schon nach den ersten Schüssen einhüllt, färbt sich in den weichen und warmen Tinten der Abendröthe, und der Feuerschein der nachfolgenden Schüsse durchglüht blitzartig die ganze Rauchmasse; aber auch die Stille des Abends erhöht den feierlichen Eindruck.

Den Abend des 18. August brachten wir in der angenehmen Gesellschaft unserer meist deutschen Bekannten und Freunde am Lande zu. Wie in Singapore, so war auch in Hongkong der Schiffsstab zum Besuch des deutschen Clubs sogleich am ersten Tage unserer Ankunft geladen worden, wie uns denn von Seiten der deutschen Kaufherrenschaft Hongkongs (zumeist Hanseaten) vielfache und unermüdliche Beweise aufrichtiger Sympathie und Freundschaft entgegengebracht worden waren. Durch dieses liebenswürdige Entgegenkommen wurde uns Hongkong zum Glanzpunkt aller ostasiatischen Stationen, und gerne kehrten wir im Verlaufe der Reise dahin zurück, da wir wußten, angenehme Gesellschaft vorzufinden. — Ich betone dies aus dem Grunde, weil unser Verkehr dort die gewöhnlich steifen Formen des Umgangs unter Fremden abgestreift und mit der Zeit einen intimeren Charakter angenommen hatte. Wie viel von diesem Ergebnisse auch auf unsere Rechnung zu setzen kommt, bleibe unentschieden.

Die Lebensweise der Kaufherren ist auf großem Fuße eingerichtet, sie bewohnen luxuriös ausgestattete, palaisartige Gebäude, verfügen über zahlreiche Dienerschaft und repräsentiren durch bedeutenden Aufwand die Geld-Aristokratie der Colonie. — Unsere Freunde waren zumeist ledigen Standes, führten aber jeder sein eigenes Hauswesen. Ihr collegiales Zusammenhalten, welches sich wahrscheinlich auf die commerciellen Unternehmungen nicht erstreckte, sondern nur gesellschaftlicher Art zu sein schien, mußte ihnen das freiwillig gewählte Exil nicht gar so unangenehm gestalten, und daß auch „ihr Brod in der Fremde" nicht „trocken und hart" sei, davon uns zu überzeugen, hatten wir häufig die Gelegenheit. Sie hielten tourweise eine Art jour fix. — Speiste man bei Herrn André

vorzüglich, so war die Tafel bei Herrn Hoppius vortrefflich und ebenso ausgesucht waren die Diners bei den Herren Strak, Budde und Caen. Nach dem Diner wurde — sehr hoch — Färbel gespielt, dem wir uns jedoch niemals anschließen wollten. — Noch oft gedachten wir der lieben Freunde — ich will hier auch besonders des liebenswürdigen Generalconsuls Overbeck, sowie der Herren Dr. Gerlach und Hübbe erwähnen — und gerne



Die Town-Hall in Hongkong.

möchte ich Alle aufzählen, die wir als Freunde an der chinesischen Küste zurückgelassen. Mögen sie, wenn ihnen diese Blätter in die Hände kommen, die Ueberzeugung schöpfen, daß diese angenehme Erinnerung in unserem Gedächtnisse noch nicht verwischt ist. Seitdem ist Herr André zum österreichisch-ungarischen Consul für Hongkong ernannt worden, Herr Budde aber liquidirte seine Geschäfte und kaufte sich als Kaffeepflanzer auf Ceylon an; möge es ihm dort wohlergehen!

An Sehenswürdigkeiten ist Hongkong als Schöpfung der Neuzeit recht arm. Von öffentlichen Gebäuden ist nur die Town-Hall (Stadthaus) beachtenswerth. Man findet dort ein im Entstehen begriffenes Museum, das im Laufe der Zeit gewiß zu einiger Bedeutung gelangen wird, wenn es auch vorderhand mehr einer Mustersammlung ähnlich sieht. — Uebrigens ist mit dieser Institution auch eine permanente Ausstellung verschiedener Industrie-Erzeugnisse in Verbindung gebracht. In einem Glasschrank sah ich unter Andern auch eine Sammlung böhmischer Glaswaaren zur Schau gestellt; in einem anderen gabs hingegen österreichische Nägel, Messer und die — berühmten — böhmischen „Taschenfeidl"! Ja, es waren echte Taschenfeidl mit der buckligen Klinge! — Auf eine solche Begegnung waren wir nicht gefaßt, bedauerten aber ungeachtet aller begreiflichen Rührung, daß die österreichische Eisen-Industrie keine würdigeren Vertreter in China besitzt. Ob die findigen Chinesen einen Taschenfeidl unter die edle Classe der Messer zählen, ja, ob sie die Vortheile dieses buckligen Instrumentes und seine Tragweite in culturlicher Beziehung erfaßt haben — das sind müßige Fragen, deren Beantwortung noch ausständig ist. — Von der Town-Hall aus, die sich als monumentaler Bau im östlichen Theile der Stadt nahe dem Strande erhebt, führt bergan eine recht steile Straße zu den öffentlichen Gärten, von dort aus reicht sie als vielgezackte Serpentine bis zur Spitze des Piks. — Eigentlich wird der große Park „botanischer Garten" benannt, obwohl er es keinesfalls ist, vielleicht auch niemals diesen Titel verdienen wird; allein er ist sehr reich an Pflanzen, welche der tropischen und gemäßigten Zone angehören und im friedlichen Gemenge sehr wirksame Vegetationsbilder geben. Einige hübsche Exemplare schlanker Araucaria-Tannen grüßten uns zwischen Palmen und dickblättrigen Gummibäumen und riefen uns durch ihre Gestalt und dunkle Färbung die so entfernten heimatlichen Wälder ins Gedächtniß zurück.

Im Parke sah ich zum erstenmale einen blühenden Theestrauch; es war eine noch junge, aber blätterreiche Pflanze von ungefähr einem Meter Höhe. Ich begrüßte sie, wie man es mit einer guten und lieben Freundin nach langer Abwesenheit thun würde. In ihrem bescheidenen, von weißen

Sternchen besäeten Kleide sieht diese kostbare Pflanze so unschuldig und gewöhnlich aus, daß man sie kaum beachtet. Und doch welch' großes Gebiet beherrscht sie, welchen Einfluß hat sie seit langen Jahren auf die Lebensweise der Völker genommen. Kaiser und Könige hatten sie besungen, und wenn Kien-Long sagt: die süße Ruhe, welche man einem gut zubereiteten Thee verdankt, könne wohl gefühlt, aber nicht beschrieben werden, so wird gewiß jeder Theeliebhaber diesem chinesischen Herrscher im Stillen beistimmen.

China ist das Vaterland der Theepflanze; schon im IV. Jahrhunderte wird ihrer in den Büchern erwähnt, und im VIII. Jahrhunderte scheint die Theecultur schon so sehr ausgebildet gewesen zu sein, daß die Regierung sie mit 10 Percent des Ernte-Ertrages besteuern konnte. Um diese Zeit gelangte sie auch nach Japan, wo sie seitdem ein neues Vaterland gefunden hat und vortrefflich gedeiht. Auf Java ist sie erst seit 1835 von der holländischen Regierung eingeführt worden und gibt nun guten Ertrag*). Anfänglich war der Javathee sehr schlecht, hob sich aber seither durch Verbesserungen in der Cultur und Erzeugung bedeutend; er ist stärker und herber als der Chinathee.

Im Allgemeinen unterscheidet man grünen und schwarzen Thee als Hauptsorten, wie sie sich aus der Fabricationsart ergeben; so gibt es in China Gegenden, wo nur grüner Thee erzeugt wird, jedoch nur aus dem Grunde, weil er besser ausfällt, als es mit dem schwarzen der Fall wäre. Auf Java hingegen ist man in der Unterscheidung noch nicht so weit und bereitet beide Sorten auf derselben Plantage. Hiebei ist zu bemerken, daß nicht so sehr die Varietät des Theestrauches, als vielmehr Boden, Lage und Klima die Güte des Thees bedingen, wie wir Aehnliches vom Weinstocke wissen. Der Strauch wird durch Beschneiden seiner oberen

*) Im XVIII. Jahrhunderte versuchte man es, den Theestrauch nach Europa zu überführen. Dieser Versuch gelang vollständig, denn die Pflanze gedieh, gab aber kaum $^1/_{16}$ der Blättermenge wie in China. Die botanischen Namen des Thees sind: Thea Viridis und Thea Bohea.

Triebe niedrig gehalten und breitet sich daher nach den Seiten aus. Das Einsammeln der Blätter erfolgt ungefähr einen Monat nach dem Beschneiden der Sträuche, wenn sich junge Triebe wieder angesetzt haben. Die Pflücker der Spitzen nehmen die Spitze des Zweigchens ab, also die Blattknospe mit dem äußersten kaum hervorgewachsenen Blättchen, dies gibt den Flowery=Pekothee als feinste Sorte; nun folgen die Pflücker der „Feinblätter", sie kneifen das zweite schon entfaltete Blatt sammt Blattstiel für den Pekothee (von Pakho, d. h. „weißer Duft") und das dritte für den Sutschongthee ab. Hierauf kommen die Pflücker der Mittelblätter, welche das vierte und fünfte Blatt sammt Stielen zum Congothee nehmen. Ist das sechste und siebente Blatt zart genug, so werden sie so abgerissen, daß ein Stückchen davon am Zweige übrig bleibt; dies geschieht, um die in den Achseln sitzenden Knospen für neue Triebe zu schonen. So erhält man den Boheathee*). Diese Art des Pflückens wird nur für den schwarzen Thee angewendet, für den grünen Thee werden mit Ausnahme der oberen Knospe nur die Blätter ohne Stiele abgenommen.

Ueber die Erzeugung des Thees erzählt uns Jagor ungefähr: Zur Bereitung des schwarzen Thees werden die eben gepflückten Blätter in ziemlich dünnen Schichten der Sonne ausgesetzt; sehr günstig ist es, wenn dabei ein leiser Wind weht. Die Blätter werden mehrere Male umgewendet und durcheinander geschüttet. Nach höchstens 30 Minuten, je nach dem Wetter und der Temperatur, sind die Blätter ganz weich und bräunlich von Farbe und werden dann unter Dach gebracht; säumt man damit, so färben sie sich röthlich, ein Zeichen, daß sie an Güte verloren haben. In dem von einem Bambusgitter umgebenen Schuppen werden die Blätter in Haufen aufgeschüttet, es tritt Erhitzung und Gährung ein; sobald diese einen gewissen Grad erreicht haben, gewöhnlich nach $1/2$ bis

*) Bohea ist nach dem District genannt, aus dem er vorzugsweise kommt; Congo ist eine Verstümmlung des Wortes Kungfu, „Arbeit", „Beharrlichkeit", und Sutschong ist auf ähnliche Weise aus Seantschung, „kleine oder seltene Sorte", entstanden.

$^3/_4$ Stunden, werden die Blätter ausgebreitet und dann von neuem gehäufelt, dies wird vier- bis sechsmal wiederholt; sie müssen dann eine gleichmäßige bräunliche Farbe haben. An Stelle des früheren Grasgeruches zeigt sich schon der Duft des Thees.

In kleinen Mengen bringt man nun die Blätter in eingemauerte eiserne Pfannen, die so erhitzt werden, daß nur durch Gewohnheit abgehärtete Arbeiter im Stande sind, sie fortwährend mit der Hand darin umzurühren, um das Versengen zu verhindern. Die durch Entwicklung von Wasserdampf allmälig ganz weich gewordenen Blätter werden dann auf einen Tisch gebracht und geknetet. Man nimmt deren so viele, als man mit beiden Händen fassen kann, und ballt sie zu einer Kugel zusammen, die aber mehrere Male wieder auseinander gerüttelt wird, damit die Blätter sich nicht zu fest zusammendrücken. Nach diesem ersten Kneten bleiben sie eine halbe Stunde in dünnen Lagen ausgebreitet liegen, worauf sie abermals in der Pfanne erwärmt und geknetet werden. Diesmal werden sie zu Kugeln zusammengeballt, die sich mit zwei Händen bequem umfassen lassen, und werden in Körben über Kohlenfeuer getrocknet. Der Grasgeruch ist nun völlig durch das eigenthümliche Thee-Aroma ersetzt und somit ist der schwarze Thee fertig.

Zur Bereitung des grünen Thees werden die frisch gepflückten Blätter unmittelbar und so schnell als möglich in die angeheizten Pfannen gebracht. Man läßt die Arbeiter nicht zu viel auf einmal pflücken, weil die Blätter sonst leicht eine bräunliche Färbung annehmen. Nachdem sie zwei bis drei Minuten in der Pfanne umgerührt worden, wobei sie knistern und knattern, werden sie schnell (damit sie nicht anbrennen) auf den Tisch gebracht und geknetet. Da sie vorher nicht getrocknet wurden, so sind sie so naß geworden, daß ihr Saft abläuft. Nun werden sie mit den Händen ausgepreßt. Man formt eine Kugel, die so fest ausgedrückt wird, bis der grüne Saft hervorquillt. Manche spülen nebstdem diese Kugeln in kaltem Wasser ab und pressen sie nochmals aus, um die zusammenziehenden Eigenschaften zu mildern. Im Uebrigen weicht die

Bereitung des grünen Thees nur noch darin von jener des schwarzen ab, daß man ersteren statt zweimal fünfmal in die heiße Pfanne bringt und immer von neuem knetet, aber nicht mehr auspreßt. Der grüne Thee wird also viel langsamer trocken als der schwarze, andernfalls würde er seine frische grüne Farbe verlieren. Nach dem vierten Erhitzen in der Pfanne enthält er nur noch wenig Feuchtigkeit und hat eine etwas schwärzliche Farbe angenommen. Bei der fünften Erhitzung in einer nicht horizontal, sondern schräge eingemauerten Pfanne, wobei er eine halbe Stunde tüchtig und schnell umgerührt wird, nimmt er erst die schöne bläulich grüne Farbe an, die ihm den Namen gibt.

Die Spitzen der Zweige, welche auch beim grünen Thee die feinste Sorte geben, werden stärker ausgepreßt als die andern Blätter, gewöhnlich auch mehrmals in reinem Wasser abgespült; sie werden auch, wenn sie zart und klebrig genug sind, zwischen Daumen und Zeigefinger zusammengerollt und geben in der so erlangten kornähnlichen Form den Heison, d. i. „blühender Frühling", auch „Gunpowderthee" (Kanonenpulverthee) genannt, welcher die kostbarste aller Theesorten ist. Das Abstringirende, welches den frischen Blättern zum Theil entzogen werden muß, um sie genießbar zu machen, wird also bei der Bereitung des schwarzen Thees durch Gährung, bei jener des grünen Thees durch Auspressen und Auswaschen entfernt.

Die Schlußoperation besteht im Sieben und Verpacken. Der Theestaub wird allenfalls mit Peko-Endchen gemengt und als Peko-dust in den Handel gebracht. — In China kommt noch der sogenannte Ziegelthee vor, welcher aus einer gepreßten Masse verdorbener und mit Ochsenblutwasser gemengter Theeblätter besteht; nach Anderen wird demselben keine solche Flüssigkeit beigegeben, was um so glaubwürdiger erscheint, als dieser Thee in sehr großen Mengen aus den Provinzen Kan'su und Seschuen nach Tibet exportirt wird. Es mag aber sein, daß der in Rede stehende Ziegelthee mit dem nach Tibet gelangenden nicht gleich sei.

Das Aroma der für die Verschiffung bestimmten Theesorten wird gleich bei der Fabrication durch kurze Einlagerung wohlriechender jasmin-

artiger Blüthen, die nachher entfernt werden, gehoben. Dieses so parfumirten Thees bedient sich der Chinese nicht, er ist nur für die Fremden bestimmt.

Von einigen Punkten des botanischen Gartens, welcher längs der Berglehne in Terrassen aufsteigt, namentlich von einem sehr günstig gelegenen hübschen Gloriette aus, genießt man eine lohnende Fernsicht auf die Stadt und ihren Hafen. — In neuester Zeit wird an der Erweiterung dieses schönen Parks emsig gearbeitet; er wird sich nicht unbedeutend nach Westen erstrecken und eine schon bei unserem Besuche durch Kunstbauten decorirte Schlucht in sein Gebiet einbeziehen. Diese Schlucht ist wegen ihrer malerischen Partien der landschaftliche Glanzpunkt der ganzen Anlage.

Am Sonnabend den 22. August, also nur wenige Tage nach unserer Ankunft in Hongkong, ereignete sich ein Vorfall, welcher die fremden Residenten in nicht geringe Aufregung versetzte und so manche Befürchtungen aus früherer Zeit wieder auffrischte. Es handelte sich um einen mit großer Schlauheit und Kühnheit ausgeführten Coup chinesischer Seeräuber, welcher die Gemüther umsomehr erschrecken mußte, als er sich in unmittelbarer Nähe der britischen Flagge vollzog.

Das Piratenstück trug sich folgendermaßen zu: Zwischen Hongkong, Kanton und Macao verkehren die großen, jedoch flachgebauten Dampfer der „Hongkong-Canton and Macao Steamboat Company“ *). — Am 22. um 8 Uhr Früh verließ der zu dieser Gesellschaft zählende Dampfer „Spark“ (Funke), befehligt vom Capitän Brady — einem Amerikaner — den Landungsplatz in Kanton, um nach Macao zu steuern; am Bord befand sich nur ein europäischer Passagier, Herr Mundy. Nebst dem Capitän waren noch ein Schiffsofficier J. Frank und der Zahlmeister

*) Diese Gesellschaft ist schon über 25 Jahre thätig; der „Spark“ ist eines ihrer ältesten Schiffe. Die Dampfer werden in England gebaut und steuern ungeachtet ihrer flachen Bauart über das Cap der guten Hoffnung (auch in der neuesten Zeit) nach Hongkong.

Lopez am Bord. Die zwei Piloten, die Maschinisten, Heizer und die Bemannung waren größtentheils Portugiesen.

Nachdem der Dampfer um die Mittagszeit in der Nähe von Lankit am Perlflusse angelangt war, entstand unter der großen Zahl der chinesischen Passagiere eine heftige Zänkerei, deren Lärm den Schiffsofficier und den Zahlmeister herbeilockte, welche die streitenden Theile zur Ruhe ermahnen wollten. Kaum waren sie in die Nähe gekommen, so stürzten sich viele der Chinesen mit gezückten Messern auf sie und massacrirten die armen Menschen in einem Augenblick. Gleichzeitig wurde auch der Capitän von einem Theile der Räuber angegriffen; mit durchschnittener Kehle stürzte er todt auf das Verdeck. Auch Herr Mundy erhielt einen Stich in die Brust und blieb anscheinend todt liegen, wurde aber später gerettet und geheilt. — Im Kesselraume fand man einen Heizer erstochen. — Das Verhalten der Bemannung scheint gegenüber der thatsächlichen Gefahr, welche ein solcher Angriff auch für sie im Gefolge haben konnte, kein sehr muthiges gewesen zu sein; übrigens war die Anzahl der Piraten gewiß dreimal so groß gewesen, als die Stärke der Bemannung. Als Entschuldigung für letztere müssen auch die Umstände gelten, daß sie durch die Art ihrer Beschäftigungen vielfach getheilt, dann unbewaffnet und endlich gleich im ersten Moment der Führerschaft beraubt wurde. — Die Piraten ließen nun die Maschine halten; die unterdessen eingetretene Fluth trieb den Dampfer stromaufwärts. Die Plünderung des Schiffes, das sich durch volle fünf Stunden im Besitz der Räuber befand, wurde ohne Störung durchgeführt. Sämmtliche Cabinen, dann alle chinesischen Passagiere, besonders die oft reichen Schmuck besitzenden Chinesinnen, wurden ausgeraubt; in der Postcabine befanden sich 16.000 Dollars in klingender Münze, welche den Hauptfang bildeten. Während des Vorfalles näherten sich dem Dampfer zwei Dschunken, auf welche sich die Piraten schließlich mit der Beute einschifften. Die Bande war gegen fünfzig Mann stark.

Einer der Piloten führte das Schiff sodann nach Macao, wo es am 23. Früh anlangte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Angriff schon vorher sorgfältig geplant war, umsomehr, als es bekannt ist, der „Spark" überführe zweimal des Monats klingende Münze nach Macao. — In Piratenkniffen versirte Leute meinten, dieser Angriff sei nach dem an der chinesischen Küste üblichen „ruse" (Kunstgriff) ausgeführt worden. Darnach schifft sich die P. T. Piratengesellschaft schon im Hafen als Passagiere auf dem Dampfer in aller Gemüthsruhe ein, was ihnen um so leichter



Frau aus dem südlichen China.

fällt, als sie strenge genommen das Fahrgeld nur für kurze Zeit in der Schiffscasse deponiren und es wieder zurückerhalten. Zu geeigneter Zeit wird eine Zänkerei fingirt, durch welche sie eine Separirung des obersten Schiffspersonales — wie wir es gesehen — herbeiführen; dies sind gewöhnlich die einzigen Opfer solch' blutiger Tragödien, denn die Mannschaft wird, wenn sie sich nicht zur Wehre setzt, ganz unbehelligt gelassen. Es gehört aber viel Fischblut dazu, bei solchen Gelegenheiten den Zuschauer abzugeben. — Im Jahre 1865 hatten sich nach demselben Kniff

viele Piraten auf dem Dampfer „Kin-Schan", welcher der obenerwähnten Gesellschaft gehört, eingeschifft, um einen Handstreich auszuführen. Der Anschlag wurde jedoch dem Capitän bekannt. Der Dampfer lag an der Praya zu Hongkong und verließ dieselbe in der gewöhnlichen Weise; anstatt aber gegen Kanton zu dampfen, steuerte der besonnene Capitän unter die Kanonen des Hafenwachschiffes „Princeß Charlotte". Bei der vorgenommenen Visite wurden viele bewaffnete Chinesen gefunden und wegen Seeraubes angeklagt. — Die „Spark"-Affaire hatte also nur alte Erinnerungen aufgefrischt. In Macao herrschte darob große Bestürzung. Der portugiesische Gouverneur Visconte San Januario entsendete sofort das Kanonenboot „Camoens", um die Piraten aufzusuchen; zu demselben Zwecke verließ das englische Kanonenboot „Elk" den Hafen und gleichfalls das kaum angekommene chinesische Kanonenboot „Peng-tschao-hai". — Endlich wurde eine englische Commission sogleich nach Macao entsendet und alle Maßnahmen getroffen, die man für nothwendig erachtete. Wie vorauszusehen, führten die eifrigst gepflogenen Nachforschungen zu keinem Erfolg.

Gewöhnlich werden bei Fällen von Piraterie an der chinesischen Küste, im Falle die ausgeschickten Kriegsschiffe der Seeräuber nicht habhaft werden — was der gewöhnliche Fall ist — die verdächtigen Ortschaften in Brand geschossen. Man erreicht dadurch insoferne einen Nutzen, als unter der Zahl der so geschädigten Einwohner gewiß Piraten sind. Dem Wesen nach ist es somit nur eine Repressalie, die jedoch angewendet werden muß, damit die Piraterie nicht zum Terrorismus anwachse. Trotzdem ist es bisher nicht gelungen, eine nur halbwegs zufriedenstellende Sicherheit längs der Küste zu erreichen. Uebrigens wurde als Folge der früher geschilderten Gräuelthat auf dem „Spark" eine für die Zukunft sehr wichtige, wenn auch für chinesische Reisende ebenso lästige wie beschämende Maßregel von der Colonial-Regierung decretirt. Außer der Bewaffnung der Schiffsbemannungen der Dampfer haben alle nicht zur weißen Race zählenden Passagiere nur als Gefangene transportirt zu werden. Zwar ist dieser Ausdruck im Decrete nicht enthalten, trifft aber

in der Wirklichkeit zu, denn die in Rede stehenden Passagiere werden in den unteren Räumen des Schiffes mittels schwerer Fallgitter und Schlösser abgesperrt und keiner darf das Deck betreten, welches nur den weißen Passagieren zur Verfügung steht. An den Luken stehen bewaffnete Matrosen mit dem geladenen Revolver in der Hand; sie haben den Befehl, jeden ohne weiters niederzuschießen, welcher es versuchen sollte, das Gitter zu öffnen. Am Bestimmungsorte angelangt, werden die so Transportirten in Freiheit gesetzt.

Es hat Zeiten gegeben, wo die Piraterie an der chinesischen Küste in entsetzlicher Weise hauste. Unter der Regierung des zügellosen und verschwenderischen Kaisers Kia-Tsching (1796—1821) wuchs die Macht der Piraten auf 800 Dschunken und 1000 Boote mit 70.000 Mann heran, welche sich der Empörung gegen die Tatarenherrschaft, die eigentlich bis 1860 fortglimmte, anschlossen. Die chinesische Regierung wußte sich nicht anders zu helfen, als die Unterstützung der Portugiesen, deren Colonie Macao in Blüthe stand, anzusuchen; die Portugiesen rüsteten hierauf eine Flotte von 93 Segeln gegen die Piraten aus. Aber auch die Engländer, welche ihre Factoreien in Kanton bedroht glaubten, nahmen an den förmlichen Kriegszügen gegen die Seeräuber Theil.

Ungefähr sieben Monate nach der „Spark"-Affaire ereignete sich der Fall mit dem P. & O.-Dampfer „Gwalior". Derselbe verließ Anfangs April 1875 mit der europäischen Post vom 5. März den Hafen von Singapore und war in Hongkong durch volle vierzehn Tage immer „due" (fällig), nachdem er auf der Fahrt einen Maschinenbruch erlitten hatte. Es gelang jedoch, ihn endlich an einem Punkte der Insel Hainan vor Anker zu bringen. Der Capitän sandte sofort ein Boot mit den Postsäcken nach Macao, welches jedoch unterwegs von Piraten überfallen und ausgeraubt wurde. Neuerdings große Consternation in Hongkong und Macao und ein zunehmendes Gefühl der Unsicherheit, diesmal durch den Abgang von Briefen auch von materiellem Schaden begleitet. Angesichts der Verschlagenheit der chinesischen Piraten genügen alle in den dortigen

Gewässern stationirten fremden Kriegsschiffe *) bei weitem nicht, um solche Handstreiche zu vereiteln; ebenso ist eine Ueberwachung der Landbevölkerung aus vielen bereits früher angeführten Ursachen nicht möglich, und gelingt selbst den Engländern auf Hongkong nicht, obgleich sie mit großer Energie vorgehen und ihre Strafhäuser mit Chinesen überfüllen. Das Strafhaus (Gaol) von Hongkong ist in seiner Art eine Musteranstalt und zeichnet sich dadurch aus, daß seine strenge Hausordnung sehr besänftigend auf die Gemüther der Sträflinge einwirkt und denselben die Lust gründlich benimmt, ein anderes Mal als Gäste vorzusprechen. Man weiß, daß unsere mit humanen Strafmethoden arbeitenden Anstalten solche Resultate nicht aufzuweisen vermögen und in bedrängten Zeiten zu begünstigten Asylen für die Vagabundenwelt werden. Hier ist das nicht der Fall.

Das Strafhaus ist in zwei Abtheilungen geschieden, eine für die Europäer, die zweite für die Chinesen und andere Racen; jede dieser Abtheilungen hat zwei Sectionen für die beiden Geschlechter. Der von der Jury verurtheilte Verbrecher wird im Strafhause vorerst gewogen, dann gebadet und in die Sträflingskleider gesteckt, welche aus einem ungebleichten Drillich mit groß aufgemaltem „Gaol", aber ohne Kopfbedeckung bestehen. Den Chinesen wird der Zopf vollkommen abgeschnitten. Das Tagewerk des Sträflings ist immer dasselbe ohne irgend eine Abwechslung. Des Morgens nach der Reinigung der Localitäten versammeln sich die Sträflinge zur Arbeit, welche folgenderweise und unabänderlich festgestellt ist. Für die Chinesen: das Exerciren mit 24pfündigen Kanonenkugeln (shot-drill); für die Europäer: das Steineklopfen (stone-breaking); für die Weiber: Werg zupfen, Bambus schaben (zur Füllung von Matratzen). Diese Beschäftigungen werden von 9—12 Uhr und von 3—6 Uhr Abends ununterbrochen fortgesetzt. Als Corrections-

*) Die englische Escadre für Ostasien besteht aus einer Panzerfregatte, drei Corvetten und neunzehn Kanonenbooten, die russische aus zwei Corvetten und drei Kanonenbooten, die französische aus einer Panzerfregatte und zwei Corvetten, die amerikanische aus vier Corvetten und einem Avisodampfer u. s. w.

strafe kommt die Peitsche und eine jüngst eingeführte Maschine zur Anwendung. Der zu Bestrafende muß ein mit Kurbel versehenes Rad 10.000 bis 30.000 Mal umdrehen; die Zahl der Rotationen gibt ein Zählwerk an. Während der Ausführung dieser Strafe erhält der Büßende keine Nahrung, muß sich daher beeilen, um bald fertig zu werden. Der Superintendent der Strafanstalt rühmte uns die ausgezeichneten Resultate, welche mit diesem einfachen Instrumente erzielt werden. Für kleinere Vergehen wird die tägliche Beschäftigung gewechselt: nachdem man weiß, daß die Chinesen lieber Kugel-Exerciren als Steine klopfen, läßt man sie zur Strafe einige Tage Steine klopfen; Europäer hingegen verwendet man zum Kugeldrillen. Letzteres ist wohl eine eigenthümliche Beschäftigung. Man denke sich ungefähr dreißig Sträflinge derartig in Kreislinie aufgestellt, daß Einer hinter dem Anderen auf ungefähr drei Schritte Distanz verbleibt. Zu Füßen eines jeden liegt auf kleinem Holzsockel eine 24pfündige Kugel, welche durch die häufige Verwendung ganz blank gewetzt ist. Die Leute stehen in streng militärischer Haltung, ein Sträfling hat das Commando. Auf „one" (eins) beugt sich die ganze Gesellschaft, jedes Mitglied derselben ergreift die vor ihm liegende Kugel; auf „two" (zwei) erheben sie sich und halten die Kugel vor der Brust; auf „three" (drei) macht jeder zwei Schritte nach vorwärts und legt auf „four" (vier) die Kugel wieder auf den Sockel! — In dieser angenehmen und wechselreichen Weise werden täglich sechs Stunden zugebracht! Das kann nur ein geduldiger Chinese ertragen. Nach dem Tempo der einzelnen Punkte wird die Kugel fünfmal in der Minute gehoben, somit hebt sie der Sträfling 1800 Mal im Tage und 657.000 Mal in einem Jahre! — Die Hauptmahlzeit ist um 6 Uhr Abends; des Morgens erhalten die Chinesen in Wasser gekochten Reis, die Europäer aber Thee; es ist merkwürdig, daß den Chinesen, welche den Thee außerordentlich lieb haben, kein solcher verabfolgt wird. Im Allgemeinen unterscheidet sich die Kost in den zwei Hauptabtheilungen noch dadurch, daß die Europäer Fleisch (fünfmal die Woche) und Brod, die Chinesen jedoch Reis und Fisch (dreimal die Woche) erhalten.

Hier die Speisetabelle, aus welcher alle Unterschiede dieser Art zu entnehmen sind. Die angegebenen Mengen gelten für einen Tag und sind in Gramm angegeben.

Nahrungsmittel	Europäer	Chinesen	Malayen	Bemerkung
Brod	340	—	—	Die Europäer erhalten: Frisches Fleisch 5mal die Woche Frische Fische 2 „ „ „ Die Chinesen: Frische Fische 3mal die Woche Schweinefleisch 1 „ „ „ Salzfische . . . 3 „ „ „ Die Malayen: Frische Fische 4mal die Woche Salzfische . . . 3 „ „ „ Die anderen Lebensmittel werden aber täglich verabfolgt.
Fleisch	226	—	—	
Thee	2·6	—	—	
Zucker	28·3	—	—	
Frische Fische	283	113	113	
Salzfische	—	56·5	56.5	
Reis	170	736·6	736·6	
Vegetabilien	283	170	170	
Speck	28·3	14·3	—	
Salz	21	14	14	
Karristoffe	13	13	13	
Schweinefleisch	—	7	—	
Kokosnußöl	—	—	14	

Für ihre Reinhaltung wird den Europäern wöchentlich zweimal Waschseife (28·3 Gramm) verabfolgt; die Chinesen und Malayen erhalten jedoch keine.

Um der Ueberfüllung der Gefängnisse vorzubeugen, führten die Engländer in allen ostasiatischen Colonien die Brandmarkung ein, welche darin besteht, daß dem chinesischen Sträflinge, wenn er die halbe Strafe ausgestanden hat, ein ringförmiges Mal am Halse hinter einem Ohre eingebrannt wird; hierauf gibt man ihm die Freiheit, er darf aber nie mehr englischen Boden betreten. Das Marksystem kommt für Verbrecher in Anwendung, die zu einer Haft von fünf Jahren aufwärts verurtheilt wurden und die Brandmarkung freiwillig wählen. Schwere Verbrecher werden nach Labuan (Borneo) oder nach den Andamanen deportirt. — Von den letzteren soll noch keiner zurückgekehrt sein.

In einem der Höfe des weitläufigen Strafhauses stand — als passende Ausstattung desselben — ein englischer Galgen. In der letzten

Zeit wurde so viel über Henken, Henker und Gehenkte geschrieben, ja dies Thema kam sogar im englischen Parlamente zur Sprache, und doch glaube ich, die englische Art des Henkens sei nicht einmal den continentalen Fachmännern bekannt. — Bei dieser Executionsweise bedürfen die Engländer keines eigentlichen Henkers. Die Methode ist zwar barbarisch — im Vergleiche zu unserer Art, wo der Meister in Glacéhandschuhen dem Verbrecher den Garaus macht — aber sie fehlt nie, höchstens, wenn der Strick reißt. Bei den Engländern wird der Verurtheilte auf das hohe Gerüst geführt, die Schlinge wird ihm um den Hals gelegt, so daß sie ganz anschließt, und das andere Ende des ungefähr drei Meter langen Strickes an den Haken eines Tragbalkens befestigt. Kaum ist diese Vorbereitung geschehen, als sich plötzlich eine Fallthüre unter dem Verurtheilten öffnet, welcher durch die Oeffnung ungefähr drei Meter tief herabfällt, jedoch am Halse hängen bleibt. Der Tod erfolgt sofort.

* * *

Der Gouverneur von Hongkong, Sir Arthur Kennedy, welchem unser Commandant üblicher Art die Visite machte, bewohnt während der heißen Jahreszeit*) eine Villa, auch hier Bungalow genannt, die sich hoch oben auf dem Pik befindet. Einer freundlichen Einladung zu einer Dinnerparty (Mittagsmahl-Gesellschaft) verdanke ich es, diesen reizenden Landsitz kennen gelernt zu haben, andernfalls hätte ich mich kaum entschlossen, in der großen Hitze 600 Meter bergan zu steigen. Selbstverständlich befand ich mich in der Suite des Commandanten, verrathe aber, daß diese Suite nur aus meiner Wenigkeit bestand; es hatte sich uns jedoch noch der Colonial-Secretär angeschlossen, wodurch unsere Gesellschaft zur Zahl von drei Personen anwuchs. Um 5 Uhr p. m. saßen

*) Die Jahreszeiten sind in Hongkong vollkommen ausgesprochen. Der Winter währt jedoch kaum zwei Monate (Jänner und Februar). Die höchste Tagestemperatur in dieser Jahreszeit beträgt gewöhnlich nicht mehr als 13° C. — In der warmen Saison steigt das Thermometer bis zu 32° C. und selbst über diese Grenze hinaus. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 22° C.

wir in den offenen Sänften und der Aufstieg begann. Jede Sänfte wurde von vier Chinesen getragen; wir kamen zwar rasch vorwärts, ohne jedoch durch die vielen Windungen der Serpentine viel an Höhe zu gewinnen, aber Dank der gut eingewöhnten Gangart der Chairmen erreichten wir nach $^3/_4$ Stunden das Gloriette bei der Bergspitze. Ueber unsere bisherige Umgebung läßt sich nur Weniges anführen; außerhalb des Stadtgebietes kamen wir an der Josefs-Kirche vorbei; ich erwähne ihrer nur deshalb, weil sie einen Monat später durch einen furchtbaren Taifun umgeblasen und gänzlich zerstört wurde. An Landschaftsbildern ist auf dem Weg zum Pik nichts zu sammeln. Eintönige Grasmatten, aus welchen hin und wieder das Gestein zu Tage tritt, bedecken den baumlosen Abhang in einem tiefen Einschnitte und an unserer Seite rieselt ein kleiner Bach, an dessen Ufern eine Gesellschaft von Wäscherinnen ihr wohlthätiges Werk übt; es ist dies eine Staffage, die wir malerischer bei uns daheim vorfinden.

Wenn man auch nicht Gefahr läuft, in eine Salzsäule verwandelt zu werden, falls man den Blick nach rückwärts wendet, sondern höchstens die ganz flott daher trabenden Chinesen durch eine Körperwendung aus dem Gleichgewichte bringen könnte, so thut man doch gut, seine Neugierde zu bemeistern, bis man das Gloriette erreicht. Von hier, in einer Höhe von circa 600 Meter über dem Meere, genießt man einen prächtigen Ueberblick auf die Umgebung. Die Stadt und das weite Bassin des Hafens liegen tief unter uns, die großen Schiffe erscheinen ganz unbedeutend, während Boote und Dschunken zu kleinen Punkten einschrumpfen. Erst von hier sieht man, wie tief das chinesische Festland von Buchten und Wasserarmen eingerissen ist. Gegen Süden liegt das Innere der Insel Hongkong vor uns. Ich war überrascht, hier einen ansehnlich großen Bergsee zu erblicken, der sich durch Regenwasser bildete; sein Spiegel liegt ungefähr 200 Meter ober dem Meere, und da der See aus Süßwasser besteht, liefert er das Trinkwasser für die ganze Colonie.

Vom Gloriette aus hat man, da einige kleinere Kuppen zu umgehen sind, noch ungefähr eine Viertelstunde Weges, um den Bungalow Sir

Arthur Kennedy's zu erreichen; wir zogen es vor, diesen Theil zu Fuß zurückzulegen. Es war gegen 6 Uhr geworden und die Temperatur der Luft auf dieser Höhe sehr erträglich, ja angenehm.

Das Landhaus ist ebenerdig, durchaus nicht luxuriös gebaut, zeigt aber in allen seinen Theilen den gediegensten Comfort. Der Eingang ist gegen eine kleine geschützte Terrainversenkung gerichtet, die ein Gemüsegarten einnimmt; gegen Süden überblickt man von einer breiten Veranda aus die freie See; 36 Inseln, welche dem Lama-Archipel und dem Gebiete



Schachspielende Chinesen.

von Macao angehören, steigen aus der Fluth, deren Abgrenzung vom Aether die ferne, kaum wahrnehmbare Linie des Horizontes bildet. — Kein Schiff in Sicht, keine Unterbrechung auf der weiten Fläche! Dies Stillleben schließt einen poetischen Reiz in sich, der jedem unvergeßlich bleibt, welcher ihn einmal — sei es wo immer — genossen hatte. — Deshalb kehrt der Seemann so gerne wieder an die Meeresküste zurück, wenn ihn Umstände zwangen, das Bild der geliebten See eine Zeit lang zu missen.

Wir fanden in Sir Arthur Kennedy einen großgewachsenen starken Mann von sehr einnehmenden Zügen, aus welchen Güte und Wohlwollen sprach. Seine hohe Stirn und der Ausdruck seiner lebhaften Augen zeigen von Befähigung und Willenskraft; sein Alter schätzte ich auf gut fünfzig Jahre.

Sir Arthur Kennedy empfing uns mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit und mit einer Herzlichkeit, als wären wir schon seit langer Zeit seine guten Freunde. Wie angenehm uns dadurch der Aufenthalt auf dem Pik wurde, bedarf keiner Erwähnung. Auch gegenüber der anderen Tafelgesellschaft war er der liebenswürdige Freund, dessen ungezwungenes Benehmen mit der gewöhnlich reservirten Art der Engländer kaum in Einklang zu bringen war, und soll ich es sagen, — Sir Arthur Kennedy trug sogar einen Schnurrbart!

Nach dem Diner, welches Zeugniß von der Vorzüglichkeit der Küche unseres Gastherrn gab, wollten wir etwas „steierische Luft" genießen. Ich weiß nicht, wer diesen Gelegenheitsausdruck hoch oben auf dem Pik erfand, er war aber in mehr als einer Beziehung sehr zutreffend. — Es war so kühl geworden, daß wir die mitgenommenen Mäntel anziehen mußten, dabei strichen die Wolken über die Bergspitzen und hüllten uns in dichten Nebel; von der See war keine Spur mehr zu erblicken, wir konnten ebensogut auf irgend einem der reizenden Berge unserer lieben Steiermark und nicht gerade auf dem Pik in Hongkong weilen!

Dennoch mußte, als die Nacht vorschritt, an den Aufbruch gedacht werden; unsere langhalsigen Chairmen, die sich unterdessen genügend ausgeruht hatten, brachten uns in kaum einer Stunde von der kühlen Steiermark hinab in die Schwüle Hongkongs, gewiß eine sehr schnelle Reise.

In die letzten Tage unseres Aufenthaltes in Hongkong fiel der Beginn des chinesischen Schau-I, das ist des Kleiderverbrennungsfestes, welches vierzehn Tage dauert und Gelegenheit bietet, einige Eigenthümlichkeiten der Chinesen kennen zu lernen. Es scheint, daß das Schau-I-Fest nicht in ganz China gefeiert wird, sondern sich nur in einigen Provinzen erhalten hat. Eigentlich ist es ein Erinnerungsfest

und bezieht sich auf eine alte Sitte, nach welcher jeder gute Chinese einmal im Jahre seine Kleider verbrannte und sich neue anschaffte. Warum aber das Fest vierzehn Tage währt, ist nicht recht begreiflich, umsomehr, als jetzt keine Kleider, sondern höchstens aus Papier nachgeahmte, verbrannt werden. Dies ist gewiß praktischer und dem Sparsamkeitstriebe des Chinesen zusagender, allein eben deshalb mag dieser immerhin flott mitthun, nachdem er die Festauslagen dadurch hereinbringt, wenn er keine Kleider verbrennt. Vielleicht urtheile ich falsch, wenn ich dies Motiv unterschiebe, ich vermag jedoch kein besseres ausfindig zu machen. Der Fremde sieht sich in China überhaupt einem „Gran che“ (großes Räthsel) gegenüber, das jenem nahe kommt, mit welchem der Italiener den „unfaßbaren Charakter des Weibes“ zu bezeichnen pflegt.

In Hongkong spielte sich der Hauptttheil des Festes in einer großen Halle ab, die zu diesem Zwecke vornehmlich aus Bambusen aufgebaut worden war. Es war am Abende, als mich unser Shophalter Wong-Woo, bei dem ich mich eben befand, aufmerksam machte, daß heute das Schau-J-Fest beginne und daß ich nicht versäumen solle, die Bambushalle zu besuchen, welche diesmal schöner und reicher als sonst ausgestattet sei. Gleichzeitig erbot sich sein Schwager, ein junger Kantonese, der etwas englisch verstand, mich dahin zu begleiten. Man machte mich aufmerksam, den Rock zugeknöpft zu halten und Acht zu geben, damit ich im Gedränge nicht bestohlen werde; „so Etwas geschieht hier sehr oft,“ setzte der junge Kantonese hinzu. Fast hätte ich ein „tout comme chez nous“ darauf erwiedert, befolgte aber den wohlgemeinten Rath. Wir bestiegen offene Sänften und gelangten durch die Chinesenstadt, in der es recht toll herging, zur hell erleuchteten Halle.

In den Abendstunden verändert sich die Physiognomie einer jeden chinesischen Stadt und gewiß zu ihrem Vortheile. Das milde Licht vieler hundert Papierballons und Lampions, deren bizarre Formen und lebhafte Farben einen für Fremde ungewöhnlichen Anblick gewähren, dämpft jene Einzelnheiten im Straßenbilde, die man am liebsten nicht sehen möchte, und macht andere wieder geheimnißvoller und reizender. Hin und wieder

bringt ein grell flackerndes Feuer, das einige Gassenkrämer auf Eisenpfannen unterhalten, scharfe Lichteffecte hervor. Das Menschengewoge ist bedeutend; Groß und Klein, Alle ziehen sie hinaus zum Festplatz.

Die nächste Umgebung der Bambushalle nimmt ein ganzes Heer von Garküchen ein, deren Gerüche die reichste, wenn auch nicht gerade angenehmste Variation bilden; da sind mir die Lebzeltenbuden mit den geruchlosen Reitern und rothen Herzen, die man bei unseren heimatlichen Kirchweihfesten antrifft, viel lieber. Doch andere Länder andere Sitten. — Ueber eine große hölzerne Freitreppe gelangten wir, nachdem die Chairmen zum Warten beschieden waren, in das Innere der Halle. Die Menge stand hier Kopf an Kopf, und nur mit großer Mühe konnte man sich den Weg bahnen. Längs der Seiten waren abgeschlossene Logen, deren Zugang nur ein vorgelegtes, mit Zeug bekleidetes Holz absperrte; diese Cabinen enthalten, wie mir mein junger Begleiter erzählte, reservirte Plätze für jene Familien, die sie miethen und ausschmücken. Sowohl in den Logen wie außerhalb derselben waren Glasschränke angebracht, in welchen sich viele hübsch costumirte Puppen in den verschiedensten Stellungen befanden; von der Decke und an den Seitenwänden der Halle hingen die bekannten chinesischen Tapetenbilder, dazwischen gabs eine wahrhafte Verschwendung von Lampions, kurz ein richtiges Charivari. Hinter einer Bretterwand spielte eine echt chinesische Musik, wenn man das wüste Durcheinander möglichst geräuschvoller Instrumente so nennen darf. Besonders die durch Mark und Bein gehenden Töne, welche das Aneinanderschlagen eigenartig geschnittener Holzkolben hervorbrachte, waren mir, obgleich ich starke Nerven habe, unausstehlich.

Man trachtete nun, die verschiedenen ausgestellten Puppenbilder durchzumustern; dies gelang nur sehr schwer, nachdem alle Anwesenden das gleiche Verlangen hatten und keine Ordnung herrschte. Die große Hitze und die gewissen Holzkolbentöne trieben mich endlich hinaus ins Freie — in das Mille-fleurs der Garküchen. — Vom Feste habe ich nur so viel verstanden, daß diejenige Familie am meisten Ehre und Bewunderung einerntet, welche die Puppen am schönsten bekleidet hatte.

Daß dahinter eine der gewöhnlichen chinesischen Sophistereien steckt, mit welchen sie nicht nur sich, sondern auch ihre Götter zu hintergehen trachten, bedarf keiner Bestätigung.

* * *

Am 26. August war die Corvette vollkommen segelklar, um $8\frac{1}{2}$ Uhr Früh dampften wir aus dem Hafen. Das chinesische Bumboot*), welches während der hier zugebrachten Tage für die kleinen Bedürfnisse der Mannschaft zu voller Zufriedenheit gesorgt hatte, gab uns durch Abbrennen von Fröschen und anderen knallenden Feuerwerkskörpern nach Landessitte den Abschiedsgruß und hißte die österreichische Flagge; aus dieser Gunstbezeigung konnte man entnehmen, daß der Kramhalter gute Geschäfte gemacht hatte und auf noch bessere hofft, wenn das Schiff wieder zurückkommt. Wir steuerten nun durch den kaum 200 Meter breiten Lynnon-Paß, welcher die östliche Ausfahrt des Hafens bildet, und gewannen bald die hohe See. Das Wetter war prachtvoll, die See spiegelglatt, kein Windhauch kräuselte ihre Fläche; unter solchen Umständen dampfte das Schiff dem Formosa-Canal zu. Noch in den Vormittagsstunden begegneten wir einem schönen dreimastigen Vollschiff, das Nothmasten aufgerichtet hatte und das Einsetzen irgend einer günstigen Brise sehnsuchtsvollst erwarten mochte. Es war ein großer Kauffahrer, dem ein Taifun die Bemastung herabgefegt und andere Havarien am Schiffskörper, die noch sichtbar waren, verursacht hatte.

Ich muß die chronologische Aufeinanderfolge unserer Erlebnisse etwas unterbrechen und hier die Schilderung der furchtbaren und verheerenden Naturereignisse einflechten, welche im August und September die Küsten Japans und des südlichen Chinas heimsuchten. Es waren die großen Taifune des Jahres 1874, welche Tausende Menschenleben dahinrafften und hohen Schaden anrichteten. Durch eine glückliche Fügung

*) Die Bumboote sind schwimmende Kramläden, sie verkaufen Obst, Brod, Cigarren, Seife und andere Waaren an die Mannschaft. In Hongkong war unser Bumboot ein durchaus nicht kleines Fahrzeug.

der Verhältnisse befand sich die Corvette „Friedrich" jedesmal außerhalb des Gebietes dieser Stürme. Als im August der große Taifun*) in Japan niederging, waren wir im südlichen China, und als dieses verheert wurde, lagen wir schon in Schanghai vor Anker. Nachdem aber unsere Abfahrt von Hongkong, nicht aber die Ankunft in Schanghai nach Wien telegraphirt worden war und der schriftliche Reisebericht volle 42 Tage erforderte, um von Schanghai nach Europa zu gelangen, wo die telegraphische Nachricht über die Taifune unterdessen eingetroffen war, so glaubte man, es wäre der Corvette „Friedrich" irgend ein Unglücksfall zugestoßen, welcher möglicherweise deren Untergang bereitet hätte. Selbstverständlich währte diese Ungewißheit über unser Schicksal nur einige Wochen.

Das Jahr 1874 war besonders reich an Taifuns, man zählte deren fünf, und zwar in den Monaten Juli, August und September.

---

*) Tai-fun bedeutet im Chinesischen „großer Wind". In der Meteorologie werden mit Taifun (Thyphon, Tyfoon, Teufun und andere Schreibarten) die Cyklonen oder Wirbelstürme im Chinesisch-japanischen Meere benannt. Sie nehmen gewöhnlich eine Ostwest- bis Südost-Nordwest-Richtung an; in der Japan-See beschreibt das vorschreitende Centrum oft eine förmliche Parabel. Ueber die Entstehung der Taifune wie überhaupt aller Wirbelstürme hat man nur Hypothesen. Der Verlauf, welchen diese Stürme nehmen, ist folgender: Ein sich rasch drehender Windkörper bildet das Centrum, das sich in einer gewissen und bestimmten Richtung vorwärts bewegt. Der Durchmesser dieses Windkörpers beträgt oft mehrere hundert Seemeilen, der Kern desselben, also das Centrum, hat vollkommene Windstille und kann eine Breite bis zu 50 Seemeilen besitzen. Der Sturm ist in der Nähe des Centrums am heftigsten, an der äußeren Peripherie aber schwächer. Die Drehung des Windkörpers ist an bestimmte Gesetze gebunden, und zwar dreht er sich in der nördlichen Hemisphäre verkehrt wie der Zeiger einer Uhr, in der südlichen jedoch im Sinne des Uhrzeigers. — Die Kenntniß der Gesetze der Stürme ermöglicht es, der vernichtenden Nähe des Centrums beizeiten auszuweichen, wenn Seeraum vorhanden ist. Die Windstille des Centrums ist wegen der von allen Seiten gekreuzten und aufgethürmten sogenannten „pyramidalen See" für den Verband des Schiffes und für seine Sicherheit womöglich ebenso gefährlich wie der, mit einer alles Denkbare übertreffenden Furie wüthende Sturm in deren Umkreise. Taifunzeit in der China-See von Juni bis October.

Mit besonderer Heftigkeit wüthete der Taifun vom 20. August an der japanischen Küste und jener vom 22. September in Hongkong und Macao. Die japanische Hafenstadt Nagasaki wurde vom ersterwähnten Sturme besonders hart getroffen. Schon am 8. August gab es dort einen kleinen Wirbelsturm, welcher aber im Vergleiche zu jenem vom 20. August nur als ein starker Windstoß (Böe) gelten konnte. Um 2 Uhr p. m. 20. August begann das Barometer zu sinken und ließ das Herannahen eines Sturmes befürchten.

Um 8 Uhr 30 Min. war der Barometerstand 29·40″ engl.; es hatte durch einige Stunden stark geregnet und der östliche Wind war allmälig bis zur steifen Kühlte aufgefrischt. Um 10 Uhr Nachts war der Barometerstand 29·06″. Die Windstärke erreichte die Nummer 10 nach Admiral Beaufort's Classification (0—12), auf welche sich auch die späteren Angaben beziehen. Zwischen $12^{1}/_{4}$ und $1^{1}/_{4}$ Uhr Nachts erreichte der Taifun seine größte Heftigkeit bei einem Barometerstande von 28·34″.

Gegen Morgen begann er nachzulassen und um 9 Uhr a. m. (21. August) wehte eine frische Brise aus Südwest. Der Wind hatte sich von Ost über Süd bis Südwest gedreht. Die gefallene Regenmenge während des Taifuns betrug 2·28″ engl. In den folgenden Tagen, und zwar am 22., 23. und 24. August, blieb das Wetter stürmisch mit Südwest-Böen. In diesen Tagen fiel die außerordentliche Regenmenge von 13·85″.

Die Verheerungen im Hafen und am Lande waren bedeutende. 250 Dschunken gingen vollständig zu Grunde und 350 Menschen ertranken. Zwei große Dampfer und drei Barkschiffe wurden an das Land geworfen, das japanische Panzerschiff „Stonwall" trieb der Westküste zu und sank in Folge des erhaltenen Lecks *). Ein deutsches Barkschiff wurde entmastet. Alle im Hafen geankerten Kriegsschiffe, acht an der Zahl, hatten vor Anker getrieben und geriethen in gefährliche Nähe des Landes.

*) Der „Stonwall" (Adruma-Kan) wurde schon am 22. gehoben und ist jetzt wieder in brauchbarem Zustande. Er wurde seinerzeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika für Japan gekauft.

Am Lande war die Verheerung noch größer; 240 Häuser wurden vollkommen niedergeweht und eine enorme Menge anderer schwer beschädigt.

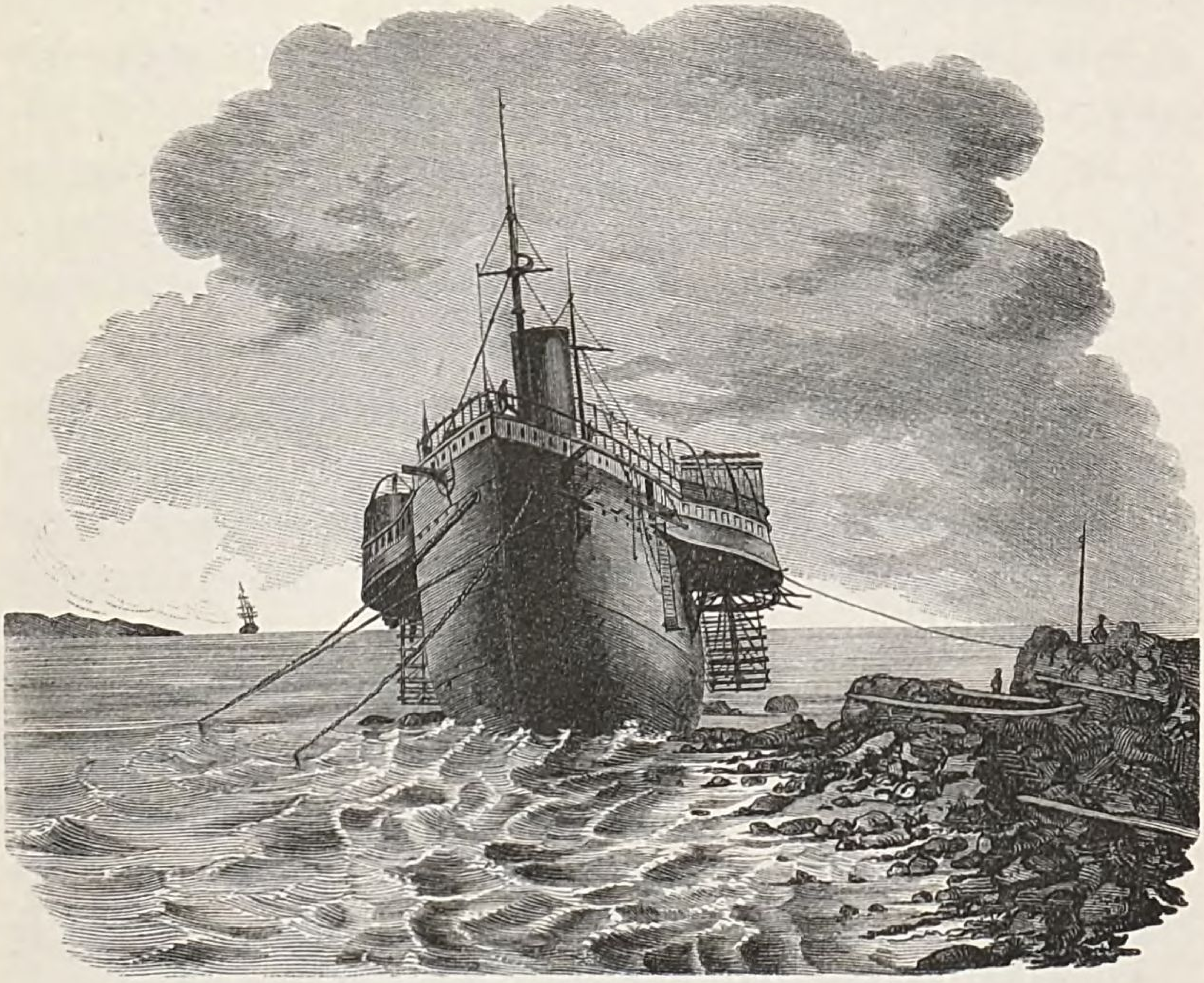
Die Ausdehnung dieses Taifuns war eine große und erstreckte sich ostwärts fast über die ganze japanische Binnensee, wobei gegen 2000 Häuser und 50 Meilen Telegraphenleitung zerstört worden sind. Gegen West und Nordwest von Nagasaki hatte man vom Taifun nicht viel zu leiden, ja in Hirado (Firado), das ungefähr 45 Meilen nördlich von Nagasaki liegt, gab es während der Nacht vom 20. auf den 21. August nur leichte Brisen.

In Hongkong, Macao und Kanton nahm der große Taifun vom 22. September den nachfolgenden Verlauf: Schon einige Wochen vorher waren die atmosphärischen Störungen derartige gewesen, daß man das Kommen eines Taifuns befürchtete. Diese Ansicht theilten sowohl jene, welchen Barometer-Beobachtungen zugänglich waren, als auch die mit den Wetterverhältnissen empirisch vertrauten chinesischen Bootsleute; ja die letzteren sollen am Morgen des 22. einen Taifun geradezu angesagt haben.

Das Kommen des Taifuns war somit nicht unerwartet, und thatsächlich verließen Kriegsschiffe, Dampfer und große Segelschiffe die Ankerplätze bei Cowloon (vergl. Abschnitt X) und vertäuten sich im Hafen nächst Victoria, um während des Taifuns besser zu liegen. Viele Lastboote und Sanpans zogen nach der Causeway-Bai, während andere Privatfahrzeuge an sicheren Orten aufs Land geholt wurden. Im Laufe des Nachmittags heizten alle im Hafen liegenden Dampfer ihre Maschinen. Es waren somit alle gebotenen Vorbereitungen zum Empfange des gefürchteten Gastes getroffen worden.

Während des ganzen Tages war das Wetter drohend gewesen, schwere Wolkenmassen zogen gegen Westen, das Barometer fiel stetig und noch um 7 Uhr Abends (22. September) gab es nur leichten Regen bei leichtem, aber böigem Winde, der jedoch um 7 $^1/_2$ Uhr mit einer starken Böe zur steifen Kühlte auffrischte.

Der Regen fiel nun in Strömen. Das Fallen des Barometers erfolgte jetzt rascher als früher. Um 9 Uhr war der Wind von einer Stärke, daß Niemand mehr zweifelte, ein Taifun schwerster Art sei in der Nähe, was sich auch alsbald bestätigte. Nicht lange währte es, so steigerte sich die Kraft des Sturmes zu unglaublicher Heftigkeit. Es heulte und raste über die Colonie, und wenn stärkere Böen über den



Der Dampfer „Alaska" nach dem Taifun.

Hafen fegten, so klangs oft wie Musketenfeuer mit Kanonaden gemischt. Im Hafen gabs hohe See und die Schiffe hielten sich kaum vor Anker, bald aber begannen die Havarien. Eine große Menge von Dschunken kenterte oder wurde von treibenden Schiffen förmlich zertrümmert, kaum eines der im Hafen befindlichen Schiffe kam ohne Havarie davon. Von fremdländischen Schiffen (inclusive englischen) verunglückten: gestrandet mit Aussicht auf Flottmachung 6 Barkschiffe, 1 Schooner und die englischen

Kanonenboote „Flamer“ (wurde später zum Verkaufe ausgeschrieben) und „Kestrel“. Gesunken sind: 10 Barkschiffe und 2 Dampfer (spanische). Vollkommen ans Land geworfen und nun hoch am Trockenen: der amerikanische Dampfer „Alaska“ der Pacific Mail Company von 4000 Tonnen Gehalt, 1 Barkschiff und 2 Schleppdampfer. Entmastet sind: 6 Barkschiffe und 1 Dampfer. Vermißt wurden: 5 Barkschiffe, 1 Schooner und 1 Schleppdampfer.

Am Lande waren die Verheerungen gleichfalls sehr große. Ein bedeutender Theil der Kaimauern, der aus großen Quadern mit starken Eisenverbindungen bestand, wurde zertrümmert und große Steine von mehreren Tonnen Gewicht wurden landeinwärts geschwemmt. Alle Werften und maritimen Etablissements, ferner die vielen Kai-Anlagen litten großen Schaden. Häuser stürzten ein und Dächer wurden abgetragen.

Das Wasser stieg bis über zwei Meter über den höchsten Stand der Fluth, und diesem Vorkommnisse ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß so viel Handelsgut verloren ging, denn die meisten längs des Kais liegenden Magazine wurden überschwemmt. Der Schaden trifft namentlich die chinesischen Kaufleute; ihr Verlust wurde mit einer Million Dollars angegeben. Gleichzeitig mit dem Taifun scheint auch ein Erdbeben am Werke der Zerstörung thätig gewesen zu sein, und man will Oscillationen beobachtet haben, wie denn auch um $1^1/_2$ Uhr a. m. am 23. mehrere Uhren plötzlich stehen geblieben sind. Eine Feuersbrunst, die ausgebrochen war, konnte, ohne bedeutenden Schaden angerichtet zu haben, bewältigt werden. Hiebei ereignete sich die gewiß interessante Erscheinung, daß die Flamme durch die Heftigkeit des Sturmes zu verschiedenen Malen wie ein Kerzenlicht ausgeblasen worden ist. Die Zahl der durch den Taifun in Hongkong ums Leben Gekommenen beläuft sich auf über 2000 Personen, worunter sich die ganzen Bemannungen mehrerer Schiffe befinden. An Verwundeten ist gleichfalls eine große Anzahl bekannt geworden.

Um 2 Uhr a. m. des 23. erreichte der Taifun seine größte Heftigkeit und nahm von da an sehr rasch ab, so daß er um 6 Uhr a. m. wohl als beendigt angesehen werden konnte.

In Macao, dessen Hafen nicht so gut geschützt ist wie Hongkong, waren die Zerstörungen durch den Taifun womöglich noch größer, und es werden von dort Scenen berichtet, welche eine Aufzeichnung werthvoll erscheinen lassen.

Am Abende des 22. frischte der Wind aus Norden bedeutend auf und nahm fortwährend an Heftigkeit zu. Gegen Mitternacht hatte er sich bis nach Ost gedreht. Die See ging außerordentlich hoch; im inneren Hafen rissen die Vertäuungen der zahlreichen Dschunken, welche, von den Wellen gegeneinander gestoßen, buchstäblich in Trümmer zerschellten. Ein chinesisches Kanonenboot, an dessen Bord sich drei Engländer befanden, kenterte*). Eine besonders hohe Welle überfluthete den ganzen Kai, das Wasser drang in die Häuser und zerstörte sie, ebenso die mächtigen Kaimauern. Die Geschütze der Batterie wurden aus den Lafettirungen geschleudert. Ganze Dschunken wurden von der See gegen die Häuser am Kai geworfen. In weniger als einer Stunde war hier das Werk der Zerstörung vollendet. Aber noch war des Schreckens nicht genug. An mehreren Stellen der Stadt brach Feuer aus, dessen horizontal ziehende Flammen auch weit entfernte Bau-Objecte ergriffen. Die geängstigten Einwohner befanden sich zum großen Theile angesichts der traurigen Alternative, entweder durch Wasser, Feuer oder herumfliegende Trümmer umzukommen.

Um 3 Uhr Morgens war der Brand bewältigt, aber das frühere Macao war nicht mehr zu erkennen. Hundert Häuser und die Kathedrale waren ein Raub der Flammen geworden und noch größer war die Anzahl der Gebäude, welche unmittelbar durch das Unwetter zu Schutthaufen wurden.

Das aufopfernde Verhalten des Gouverneurs von Macao, sowie des portugiesischen Militärs und mehrerer Privaten wurde besonders gelobt.

Das Kanonenboot „Tejo" ist das einzige Kriegsschiff, welches auf eine merkwürdige Weise nahezu ohne Havarie durchkam. Hingegen wurde

*) Kentern, d. i. so auf die Seite legen, daß das Schiff sich nicht mehr von selbst aufrichtet. Ein gekentertes Schiff geht gewöhnlich unter.

der „Principe Don Carlos“ durch die Sturmfluth 12 Meilen landwärts getrieben und befindet sich nun in einem Reisfelde, ohne Aussicht auf eine Flottmachung. Das Kanonenboot „Camoëns“ wurde gleichfalls eine bedeutende Strecke landwärts getrieben und kann als hoffnungsloses Wrack angesehen werden. Sein Capitän wurde durch einen fallenden Mast schwer verwundet.

Das neue Fort wurde von der See förmlich hinweggespült und die neuen 120pfündigen Armstrong-Kanonen auf bedeutende Strecken fortgetragen. Die Bewachungsmannschaft ertrank bis auf einen Mann, der sich retten konnte und dann von dem heldenmüthigen Verhalten seiner Gefährten berichtete.

Um einen Begriff von den bedeutenden Schiffsverlusten der Chinesen zu erlangen, sei erwähnt, daß vor Beginn des Taifuns im Typahafen 600 Dschunken lagen, von welchen nach der geschilderten Katastrophe nur mehr 14 gefunden worden sind. Die nächst Macao liegenden Dörfer Typa und Colowan wurden weggeschwemmt, wobei über 2000 Menschen das Leben verloren. Der Verlust in Macao allein betrug über 6000 Menschen.

Ueber den Verlauf des Taifuns in Kanton wurde berichtet, daß in der Nacht vom 22. auf den 23. September der Barometerstand bis auf 29·32″ gesunken war. Das chinesische Kanonenboot „Feilong“ ging mit dem größten Theil der Bemannung unter. Große Verluste an Menschenleben und Gütern. In Swatau hatte das Wasser einen hohen Stand erreicht und überschwemmte selbst das 300 Yards von der Küste liegende Zollhaus, dessen Papiere beschädiget wurden.

Nach den verschiedenen Berichten zu schließen, welche die chinesische Tagespresse über den Verlauf dieses besonders heftigen Taifuns brachte, zog das Centrum desselben längs der chinesischen Küste, und zwar so, daß es westwärts von Macao dieselbe berührte. Macao und Hongkong befanden sich somit in größter Nähe des Centrums, Kanton lag aber an der nördlichen Peripherie desselben.

Phänomene dieser Art verdienen jederzeit die ungetheilteste Aufmerksamkeit, und ihr Verlauf sollte stets mit möglichster Genauigkeit

sichergestellt werden. Leider sind die Beobachtungen über den Taifun vom 22. September nur unvollkommen; denn in Hongkong wurde wohl der Luftdruck gemessen, aber nicht die Winddrehung beobachtet, während in Macao keine barometrischen Daten, wohl aber, wenn auch ungenügende Anhaltspunkte, über die Drehung des Windes gesammelt worden waren.

In Macao trat der Taifun um 10 Uhr Nachts mit Nordwind auf, der sich gegen Mitternacht schon nach Osten gedreht hatte. In Hongkong dürfte derselbe aber schon um 9 Uhr p. m. gleichfalls aus Nord losgebrochen sein. In beiden Häfen waren die Havarien am Lande und zur See in der Zeit von längstens $1^1/_2$ Stunden nach dem Beginne des Orkans geschehen; dies ergibt sich aus dem Umstande, daß fast alle gestrandeten Schiffe am Norduſer der Insel Hongkong lagen. — Nach der Drehung des Windes zu Ost dürfte, trotzdem die Wuth des Taifuns noch nicht abgenommen hatte, nicht mehr viel zu zerstören gewesen sein, und das, was noch hielt, konnte als erprobt angesehen werden.

Noch ein Wort über die enormen Verluste an Menschenleben während der verschiedenen Katastrophen. Die Zahl der am Lande und zur See umgekommenen Menschen überstieg die Summe von Zwölf Tausend. Die ersten Schätzungen blieben bei weitem hinter dieser erschreckenden Menge zurück, später aber, als man die ganze Ausdehnung der Verwüstungen erheben konnte, zeigte es sich, daß die Verluste an Gut und Leben so enorm waren, wie sie nur die stärksten Taifune, welche jemals über das China-Meer und seine Küsten fegten, im Gefolge hatten. In den nächsten Tagen förderten die nimmermüden Wellen Tausende von Leichen an die Ufer. Ehe genügend große Gräber hergestellt werden konnten, blieben die Leichen im Wasser, nur sammelte man sie in der Nähe ihrer künftigen letzten Ruhestätte. In Hongkong entschied man sich trotz des steinigen Bodens sofort für die Beerdigung der Opfer, und hiebei mögen Gründe der Pietät den Ausschlag gegeben haben. In Macao und Umgebung, wo die Menge der Getödteten mehr als 8000 betrug, wendete man hingegen bei 4500 Leichen die Verbrennung an. Riesige Scheiterhaufen wurden errichtet, die Leichen zu Hunderten auf-

gelegt, mit großen Mengen Petroleum und Theer begossen und das Ganze in Brand gesetzt. In einigen Stunden war die Cremation erreicht, aber das ganze Werk bedurfte mehrere Tage der Vorbereitung.

Durch den Taifun wurde namentlich Macao, die portugiesische Colonie, hart betroffen; die Verheerungen brachten sie an die Grenze des Ruins. Ohnedies war der Wohlstand Macaos im rapiden Fallen begriffen, nachdem ihm vorher durch das Verbot des Kulihandels eine der größten, wenn auch unsaubersten Einkünfte genommen wurde; allein die Colonie hätte sich wahrscheinlich wieder aufgerafft; nach der letzten Katastrophe ist ein großer Theil ihrer Hoffnungen für die Zukunft wieder geschwunden. Die bedeutenderen Firmen und viele Fremde zogen sich zurück und verließen die rauchenden Schutthaufen, wo sich nun freigelassene Kulis und Gesindel jeder Art in großer Menge herumtreiben und die öffentliche Sicherheit sehr gefährden.

Von den vielen Schreckensscenen, die sich während der größten Wuth des Taifuns zutrugen, erzählte man mir eine, welche wohl mitgetheilt zu werden verdient.

In einem schönen Hause an der Praya zu Macao wohnten den Sommer hindurch zwei junge Frauen, die Gattinnen angesehener Kaufleute aus Hongkong. Ihre Männer waren in letztgenannter Stadt bei ihren Geschäften zurückgeblieben. Als der Sturm losbrach und das Zerstörungswerk begann, theilte das leicht gebaute Haus das Schicksal vieler anderen. Das Zimmer, in welches die Frauen flüchteten, stürzte zusammen, sie retten sich in ein anderes, aber auch hier senkt sich die Decke und brechen die Mauern ein; in anderen Gemächern dasselbe. Endlich ist nur noch ein kleines Kämmerchen vorhanden, welches die zu Tode geschreckten Frauen betreten. Draußen heult der Sturm und peitscht hohe Wellen über die Praya hinweg, wo sie an den Häusern branden. Die unteren Räume des Hauses hält ein Haufe Gesindel besetzt und wartet nur auf den Höhepunkt des Sturmes, um die Plünderung zu beginnen, die schon beschlossen ist. Unterdessen legten raubgierige Strolche an vielen Punkten der Stadt Feuer an, bald wälzt sich die Feuersbrunst heran, deren Flammen

der Taifun in horizontalen, glühenden Streifen über die arme Stadt hinüber peitscht. Rettung scheint unmöglich zu sein, denn schon sind die benachbarten Häuser vom Feuer ergriffen. Wohin auch fliehen? Draußen der Sturm und der sichere Tod, denn die Praya, sonst ein angenehmer Promenadeort, ist zur weißschäumenden Brandung geworden; unten im Hause inmitten des Gesindels auch nur Tod und Schande! Die Plünderer kommen, beachten aber glücklicherweise das Versteck der geängstigten Frauen nicht, — eine unbeschreiblich lange Zeit verrinnt — das Gesindel zieht weiter. Die Richtung des Sturmes hatte gedreht, die Flammen folgen ihr und das Haus ist gerettet; einige Stunden später, als die Wuth des Taifuns nachließ, ist auch jede Gefahr für die Frauen vorbei!

XII. Amoy.

Charakter der Küste. — Die Straßen Amoys. — Die Fische in China. — Die Garküchen. — Die europäische Niederlassung. — Die Formosa-Affaire. — Ein chinesisches Soldatenlager. — Militär- und Civil-Mandarine. — Abrichtungsmethode. — Mustercompagnien. — Die chinesische Armee. — Im Amoy-Hôtel. — Das Kleiderverbrennungsfest. — Chinesisches Theater. — Eine tragische Liebesgeschichte. — Feuerwerkerei. — Der Hôtelwirth. — Vorbeischwimmende Leichen. — Was man in Amoy kauft. — Auf der Fahrt nach Schanghai. — Im Yang-tse-kiang. — Beim Wusung-Fluß. — Das Dorf Wusung. — Die erste Eisenbahn in China. — Eine chinesische Corvette. — Ankunft in Schanghai.

Denselben Charakter der chinesischen Küste, wie ihn uns die Umgebung Hongkongs zeigte, findet man nahezu auf der ganzen Ostküste bis zu den imposanten Mündungen des mächtigen Yang-tse-kiang vor; ein bergiges Küstenland mit vielen tiefen und buchtenreichen Einschnitten, hie und da die Mündung eines Flusses mit Alluvialbildungen, welche dann in sumpfige Lagunen verlaufen, seewärts viele kahle und felsige

Eilande und schiffahrtsgefährliche Riffe und Bänke. Der Gesammteindruck dieser Küste ist ein recht trauriger.

Die hohen und uncultivirten Berge, welche landeinwärts emporragen, erinnern uns kaum daran, daß sie den bevölkertsten Provinzen des himmlischen Reiches angehören. Ueberschritte man diese Höhen oder folgte man dem Laufe der breiten Thäler, wo Flüsse dem Meere zuströmen, dann erst änderte sich das trübe Bild, und es würde uns durch die großen Städte und vielen Ortschaften, die wir vorfänden, das rege Treiben jenes Landes entgegentreten, wo nach „Deutschlands Leierkasten" die Seelen wahrhaft wimmeln.

Unter den vielen Häfen der vorerwähnten Küstenstrecke zählt jener von Amoy durch seine günstige Lage am Formosa-Canal zu den besuchtesten; gleichzeitig ist er einer der Vertragshäfen (Treaty-ports), welche dem Verkehr der Europäer geöffnet sind. Nachdem die Windstille, die bei unserem Auslaufen aus Hongkong herrschte, hartnäckig anhielt, so entschloß sich der Commandant, das Einsetzen der Brisen in Amoy abzuwarten; dieser günstige Umstand verschaffte uns die Bekanntschaft einer echt chinesischen Stadt. Am 28. August 8 Uhr Früh ankerten wir vor dem inneren Hafen derselben.

Aus Reisebeschreibungen wußten wir schon, daß Amoy weder Sehenswürdigkeiten besitzt, noch Zeitvertreib irgend welcher Art zu bieten vermag; auch war uns bekannt, daß wir hier einen der schmutzigsten Wohnsitze Chinas vorfinden würden. Deshalb betraten wir mit kleinen Erwartungen und großen Regenstiefeln das Land. Die bis ins Unglaubliche geführte Raumersparniß der Chinesen trat uns in den engen Gäßchen, die wir betraten, sofort entgegen. Ein Herumschlendern an Freundesarm ist hier nicht möglich, denn kaum zwei Personen vermögen einander bequem auszuweichen; aus diesem Grunde ist hier der „Gänsemarsch" nicht nur geboten, sondern diese Gangart ist geradezu Modesache geworden und wird von den Einheimischen mit besonderer Vorliebe auch dort angewendet, wo sich breitere Wege vorfinden.

Mit Ausnahme der Mandarine und der dienenden Classe ist fast jeder in der Stadt lebende Chinese ein Geschäftsmann. Das Shophalten ist nun einmal eine beliebte Beschäftigung und nicht sehr anstrengend. Der Hauptreiz mag wohl im Umsatze und in der häufigen Berührung mit den blanken Dollars liegen, mit welchen der Chinese für sein Leben gerne liebäugelt; das sieht man des Abends, wenn in allen Gewölben und Geschäften der Cassaschluß erfolgt. Da wird jeder Dollar, den das Tagewerk einbrachte, abgeklopft, besichtigt, auf den Klang geprüft und schließlich noch schwarz abgestempelt. Auch wird bei dieser Gelegenheit fleißig beschnitten oder durchlöchert und mit Blei ausgefüllt; das sind so die kleinen Sporteln, welche das Geschäft nebstbei abwirft. Nach chinesischen Begriffen muß bei jedem Geschäfte ein Theil der „angeschmierte" sein, und da ist es nur selbstverständlich, wenn diese Theorie auch bei der Münze verwirklicht wird.



Chinesische Soldaten.

Wir durchschritten zuerst jenen Stadttheil, wo man vornehmlich Lebensmittel verkaufte, unter denen es unglaubliche Mengen getrockneter und eingesalzener Fische gab, welche in den enge aneinandergereihten Geschäften unsere Geruchsorgane auf barbarische Weise beleidigten.

Die Fische bilden eines der Hauptnahrungsmittel des chinesischen Volkes. In welcher großartigen Weise die Fischerei betrieben wird, davon kann man sich allerorten überzeugen; man hat berechnet, daß wohl ein Zehntel der Bevölkerung Chinas hieran theilnimmt. Aber nicht genug, daß man sich der Netze, Harpunen und Angeln oder der bei uns verbotenen

Betäubungsmittel bedient, auch mit abgerichteten Seeraben und anderen Wasservögeln werden die Bewohner der Fluthen gefangen. In den nördlichen Provinzen tritt auch die Fischotter in den Dienst der Menschen, und ich selbst war in der Nähe Schanghais Zeuge eines solchen Fischfanges. Die Otter hatte eine Leine um den Hals gebunden, die ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren hielt. Hierauf wurde das Thier zu einem der vielen schiffbaren Canäle geführt, die als vorzügliche Verkehrswege das Land nach allen Richtungen durchschneiden; ins Wasser gelassen, das es gerne aufsuchte, verschwand das Thier auf einige Zeit und kehrte dann mit einem Fische in der Schnauze an die Oberfläche und zum Ufer zurück, wo man ihm die Beute nicht ohne einigen Widerstand zu finden, abnahm.

Die zum Fischfang abgerichteten Wasservögel tragen einen enganschließenden Ring um den Hals, wodurch sie verhindert sind, größere Fische zu verschlingen, und darin beruht hauptsächlich das ganze Geheimniß ihrer Abrichtung.

Wir athmeten tief auf, als wir die Zone der Fischhändler hinter uns hatten, kamen aber in dem Gewirre der Gäßchen vom Regen in die Traufe, denn jetzt waren wir im Gebiete der Garküchen! Wie bedauerten wir, nicht schon im buddhistischen Nirwana zu sein, wo man die ganze so schädliche Materie, aus der man besteht — also auch die Nase — abgestreift hat! Lange noch währte es, bis wir in anständigere Stadttheile gelangten, aber auch da gab es nichts des Interessanten, das uns anziehen konnte. Alle Geschäftsleute saßen halbnackt in ihren Gewölben und harrten gedankenlos der Käufer, die in ähnlich unvollkommener Toilette in den Gäßchen einherschritten. Allerdings gabs eine große Hitze, denn Amoy liegt auf 24° nördlicher Breite, und wir schrieben den 28. August, aber in der Chinesenstadt von Victoria, wo es noch heißere Tage gab, fand man eine solche Art der Bequemlichkeit nicht.

Ich erwähnte schon vorher, daß Amoy, eine Stadt von 300.000 Einwohnern, kaum einen größeren Raum einnimmt, als eine unserer kleineren Provinzhauptstädte.

Vor dem verwahrlosten und schlammigen Kai der Stadt liegt ungefähr einen Büchsenschuß weit eine Insel, wo die fremdländischen Kaufleute ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben; sie sind also von den Städtern recht gut getrennt. Ihre schönen und geräumigen Gebäude sind mit allem Comfort ausgestattet, und haben hübsche Gartenanlagen; überhaupt ist diese Niederlassung recht anmuthig gelegen und übt einen eigenthümlich wohlthuenden Reiz aus. Das gegenüberliegende unreine Amoy widert an, und es ist, als lagere der Stempel des Geizes darüber.

Außerhalb der Stadt, beim sogenannten „Zwei-Hundert-Kanonen-Fort", das an der Südseite liegt, jetzt aber, zum Schutthaufen herabgekommen, die chinesische Befestigungskunst nur schlecht veranschaulicht, lagerte chinesisches Militär, das wir schon vom Bord aus beobachtet hatten. Es stellte eine jener vielen Truppen-Concentrirungen längs der Küste dar, welche der damals in Aussicht gestandene Krieg gegen Japan nothwendig gemacht hatte. Waren an solchen Punkten genügend viele Truppen vereinigt, so wurden dieselben eingeschifft und nach der Insel Formosa, welche den Kriegsschauplatz bilden sollte, überführt. Die Formosa-Affaire *) erhitzte damals die Gemüther in China und Japan wie kaum eine andere früher aufgeworfene politische Frage, denn es war seit Jahrhunderten das erstemal, daß Japan offen und energisch gegen China auftrat. Ob die Tragweite dieses, für die Zukunft beider Staaten hochwichtigen politischen Actes in Peking gewürdigt wurde, lassen wir dahingestellt sein; gewiß ist aber, daß China die Unzulänglichkeit seiner Wehrkraft, selbst gegenüber einem Gegner wie Japan, tief empfinden mußte, so daß es den Vermittlungs-

*) An der Nordküste von Formosa scheiterten zwei japanische Schiffe; die Strandbevölkerung plünderte dieselben und tödtete einige Personen der Bemannung. Nachdem die chinesische Regierung auf die Reclamation Japans keine Genugthuung gab, so besetzte japanisches Militär die Insel. China sendete, wie bereits gesagt, auch Truppen dahin ab, so daß sich ungefähr 50.000 Mann gegenüber standen. Die Chinesen verloren sehr viele, man sagte über 2000 Mann durch Fieber und Dysenterie, den Japanern erging es bedeutend besser. Es kam zu keinem Kampfe. Nach dem Friedensschluß zu Peking 1874 verließen die Truppen wieder Formosa.

künsten Englands recht gerne nachgab, ein sein Ansehen schädigendes Friedensinstrument unterzeichnete und Japan für die Ausrüstungskosten entschädigte. Dem britischen Gesandten in Peking (Warden) ist es zu verdanken, daß der Krieg, welcher die Interessen der Fremden sehr gefährdet hätte, vermieden wurde. In Japan wurde aber dem japanischen Gesandten Okubo der Erfolg zugeschrieben und er als „Löwe des Tages" betrachtet und mit fürstlichen Ehren empfangen, als er in sein Vaterland heimkehrte.

Bei Amoy war man mit der Recrutirung beschäftigt, weshalb es trotz des geringen Zuspruches an Freiwilligen recht bewegt herging. Vor dem Eingange zum Lager steckten viele rothe dreieckige und gezackte Fahnen mit ihren kurzen Stielen in der Erde. Solche Fahnen trägt fast jeder dritte Mann im chinesischen Heere. Die Taktik der Chinesen beruht nämlich darauf, dem Feinde zu imponiren und ihn in Angst zu versetzen, weshalb in einem Gefechte mehr geheult, geschrien und Fahnen geschwenkt als gekämpft wird. Dies erinnert an das Commando: „Macht dem Feinde ein wildes Gesicht!" wie es in der spanischen und der alten neapolitanischen Armee einexercirt wurde. Das Eingangsthor mit dem geschweiften Dache trug viele, meist prahlerische Aufschriften, unter welchen die: „Zittert, hier liegen viele Soldaten!" gewiß die unverschämteste sein mochte. In den Kasernirungen sah es recht öde aus, denn die Pings (Soldaten) schlafen am Boden, wo einfache Strohmatten ausgebreitet sind; Betten und andere Bequemlichkeiten, wozu ich auch die Sauberkeit rechne, bedürfen sie nicht, nur die höheren Mandarine gönnen sich einigen, wenn auch sehr bescheidenen Comfort.

Die Soldaten waren zum großen Theile mit Erdarbeiten beschäftigt; später sahen wir einen höheren Militär-Mandarin*) an der Spitze einer

*) Die Befehlshaber des Militärs stehen ihrem Range nach sehr tief unter den Civil-Mandarinen. Vom Gemeinen bis zum Divisionsgeneral (Tetu) aufwärts können über alle Militärpersonen körperliche Züchtigungen und der Halskragen verhängt werden. Die höchsten militärischen Grade werden durch hohe Civil-Mandarine eingenommen. Die Beamten der politischen Verwaltungsbehörden genießen in China

Soldatenschaar zu Pferde einherziehen. Der ganze Aufzug war sehr komisch. Recht geringschätzend sah der Mandarin auf uns herab, mir kam es vor, als dächte er bei sich: „Seht, ihr elenden Barbaren, welch großes Thier ich bin!" Die hinterdrein marschirende Truppe ging recht ordnungslos, jeder trug seine Waffe auf eine andere Art; die Soldaten unterhielten sich, rauchten, und einer der vielen Fahnenträger ließ es sich nicht nehmen, einem großen Apfel, den er wie eine Siegestrophäe in seiner Rechten trug, gehörig zuzusprechen. Die Bewaffnung der Leute bestand aus Piken, Lunten-Schloßgewehren, Remingtons, alten Zündnadelgewehren und aus anderen Vor- und Hinterladern, die in Europa ausrangirt wurden, den nicht mehr ungewöhnlichen Weg nach China nahmen und dort mit schwerem Gelde bezahlt wurden. Es gehört großes Selbstvertrauen dazu, mit solchen Kriegern noch Siege erfechten zu wollen. Eigenthümlich war die Uniformirung. In einiger Entfernung sahen die Soldaten wie Schäfermädchen aus, wohlverstanden, wie solche auf der Bühne dargestellt werden. Ihre breitkrämpigen Strohhüte mit himmelblauem Futter, die lichtblauen bis zu den halben Schenkeln reichenden Oberkleider, dann die breiten kurzen Beinkleider, die sie trugen, konnten die Täuschung leicht herbeiführen. Nebstbei hatte jeder dieser Krieger das Ende des langen Zopfes mit einer kleinen Masche geziert. Es war somit ein guter Einfall, jedem dieser idyllischen Schäfersoldaten ein kreisrundes Placat auf Rücken und Brust zu heften, auf welchem im reinsten Chinesisch „braver Soldat" geschrieben stand.

Nachdem uns die einfältigen Soldaten, ich weiß nicht warum, recht tüchtig ausgelacht hatten und jede unserer Bewegungen erheiternd fanden, was unsererseits ihnen gegenüber auch der Fall war, kehrten wir wieder in die Stadt zurück, wo unterdessen das Schau-I-Fest große Volksmengen in den Straßen angesammelt hatte. Vorerst noch etwas über das chinesische

---

das höchste Ansehen, während die Militär-Mandarine eine sehr untergeordnete Stellung einnehmen. Die ersteren (Civil-Mandarine) sind in neun Rangsclassen (Kieu p'in) getheilt, deren jede wieder zwei Classen zählt, und zwar Tscheng die erste, Tsung die zweite Classe.

Im Anhange dieses Werkes sind die Classen ausführlich angeführt.

Militär. Die Abrichtung der Truppen erfolgt durch amerikanische, französische, englische und in neuester Zeit auch durch deutsche Instructoren, welche theils aus gewesenen Officieren, theils, und dies ist die Mehrzahl, aus Unterofficieren bestehen. Jeder Instructor commandirt in seiner Muttersprache und in der Weise, wie es bei jener Armee, in welcher er diente, gebräuchlich war. Welche Verwirrung dadurch entsteht, wenn z. B. ein französisch dressirter Chinese zu einer Abtheilung bestimmt wird, wo man englisch oder amerikanisch drillte, liegt auf der Hand; man kann sich nicht vorstellen, daß ein solcher Vorgang von der chinesischen Regierung beabsichtigt sein könne, vielmehr scheint es, daß hiebei manche Unlauterkeit zu Grunde liege, die in China zu den gewöhnlichen Dingen zählt. Soll man hier nicht an jenen schlauen Böhmen denken, welcher als Lehrer der englischen Sprache, ohne auch nur einen Begriff von derselben zu haben, auftrat und die Tochter eines reichen, aber ungebildeten Parvenus zu unterrichten hatte. Er lehrte sie statt der englischen die böhmische Sprache, bis der Schwindel endlich mit großem Tableau zum Vorscheine kam. In China liegt die Militär-Organisation und Administration in den Händen der Generalgouverneure der Provinzen, welche auch auf die Schulung der Truppen ihren Einfluß erstrecken — sollen. In Tschefu und Schanghai bestehen jetzt je eine Uebungs-Compagnie in der Stärke von 200 Mann, 1 Hauptmann und 3 Officieren, deren Ausbildung durch deutsche Instructoren mit deutschem Commando nach preußischem Muster durchgeführt worden war. Die Compagnie ist mit Peabody-Gewehren bewaffnet und führt zwei Stück 8centimetrige Feldgeschütze mit sich. Officiere und Mannschaft sind chinesisch gekleidet, haben aber europäische Stiefel an. Die Resultate der Abrichtung sollen sehr befriedigende sein und scheinen zu zeigen, daß es China durchaus nicht an gutem Menschenmateriale für eine größere leistungsfähige Armee gebricht, allein die Erfahrung bestätigt es immer, daß die Heranbildung derartiger Mustertruppen für den großen Zweck von geringer Tragweite ist, vielmehr nur als jene Art vereinzelter Experimente angesehen werden muß, die man bei uns als „Soldatenspielerei" längst verworfen hat.

Außerhalb dieser Musterabtheilungen würde man in der chinesischen Armee*) vergeblich nach einem militärischen Geist und nach jenem Wesen suchen, das mit unseren Begriffen vom Soldatenstande unzertrennlich ist. Auf die Desertion, welche besonders während der Periode, als man für den Krieg gegen Japan rüstete, sehr häufig vorkam, sind schwere Strafen mit Bambushieben verhängt. Nebstdem wird mit einer Willkür von Seiten der Militär-Mandarine gegen jene armen Teufel zu Werke gegangen, die sich eines solchen Verbrechens schuldig machen, die wohl kaum anderswo ihresgleichen findet; die Ueberschreitung der Amtsgewalt ist überhaupt ein allgemeines Uebel des Landes, und wehe dem Angeklagten, welcher den Händen der chinesischen Gerechtigkeit anheimfällt. Während unserer Anwesenheit in Schanghai kam ein Fall von Grausamkeit vor, der selbst bei den Fremden, die von chinesischen Scheußlichkeiten zu hören gewohnt sind, nicht geringe Sensation hervorrief. Ein Deserteur wird eingebracht und vor den Militär-Mandarin geführt, welcher ihn ohne weiters zu einer Dosis von 300 Bambushieben verurtheilt. Dies dünkt dem Verurtheilten zu viel und er sagte deshalb trotzig: „Da sollte man mir gleich auch die Ohren abschneiden!" — Der Mandarin muß den Einfall des Deserteurs recht zusagend gefunden haben, denn er befiehlt: „Gut, schneidet ihm die Ohren ab!" — Aber der so bedrohte Chinese meint nun: „Vielleicht auch noch den Kopf, es wäre mir noch lieber!" Und der Mandarin gibt den Befehl: „Haut dem Lumpen den Kopf ab!" — Zwei Soldaten treten vor und köpfen den Delinquenten. Der Vorfall ist keine Erfindung

*) In der chinesischen Armee kommen drei Elemente vor, und zwar die tatarischen und die regulären chinesischen Truppen, dann die Reserve der letzteren. Die Tataren gelten als die zuverlässigsten und der Dynastie ergebensten Soldaten, man kann sie mit einer Art kaiserlicher Garde vergleichen. Hievon sollen 80.000 Mann bestehen, die unter acht verschiedenen Fahnen in Corps zu 10.000 Mann eingetheilt sind. Diese Eintheilung ist seit dem XVII. Jahrhundert (Invasion Chinas durch die Tataren) unverändert geblieben. Die chinesischen Truppen sollen im Ganzen 600.000 Mann zählen, wie viel hievon „auf dem Papier", ist — Amtsgeheimniß. Die Soldaten haben mehr den Charakter einer Miliz, sie verbleiben meist in ihrer heimatlichen Provinz, bebauen das Land oder üben eine Profession aus.

chinesenfeindlicher Personen, sondern hat sich thatsächlich im Lager zu Schanghai zugetragen; wem die Justizverhältnisse Chinas bekannt sind, den nimmt es gewiß nicht Wunder, von ähnlichen Grausamkeiten zu hören.

In das Centrum der Stadt eingedrungen, suchten wir, etwas ermüdet und einer Erfrischung bedürftig, nach dem „Amoy-Hôtel", dessen gigantische Aufschrift uns beim Landen aufgefallen war; bald hatten wir es erreicht und konnten von seinen Fenstern aus die Unterhaltungen des Volkes während des Kleiderverbrennungsfestes mit aller Bequemlichkeit betrachten. Das war ein ordentliches Stück Chineserei, das wir hier mitmachten. Es ist eine alte Sitte der wohlhabenden Chinesen, während der Zeit dieses Festes Schauspielertruppen zu miethen, welche mitten in der Straße ihre Vorstellungen geben.

In einer zum schlammigen Kai führenden und etwas ausgeweiterten Straße, auf welche wir von den Hôtelfenstern die Aussicht hatten, fand eine solche Theateraufführung statt. Die Bühne war aus Bambus aufgeführt; sie sah zwar roh aus, war aber dafür sehr wackelig, welcher Umstand den darstellenden steifen Künstlern insoferne zugute kam, als er ihnen mehr Bewegung gab. Ein Mattendach schützte die Bretter, aber nicht das Publicum, welches die Straße vollständig ausfüllte, vor den Sonnenstrahlen. Der Hintergrund der Bühne war offen, man sah hinaus in den Hafen, auf den dichten Mastenwald der Dschunken, über welchem sich die Contouren der fernen Berge zeichneten. Ein Musikercorps nahm den rückwärtigen Theil der Bühne ein. Die Aufführung begann. Zuerst kam ein barock gekleideter Sprecher, welcher dem hochverehrten Publicum und der löblichen Garnison erklärte, daß der Hintergrund von jetzt an eine bergige Gegend darstelle und kein menschliches Wesen dort vorkomme; die Musikanten versuchten durch recht verdutzte Gesichter den Sprecher Lügen zu strafen. Nach dieser nothwendigen und bei jedesmaligem Wechsel der Scenen sich wiederholenden Aufklärung, welche der Einbildungskraft der Zuschauer das weiteste Feld offen läßt, nimmt das aufzuführende Stück seinen Anfang. Die Musik intonirte ein Präludium, das sich langsam zum Fortissimo steigerte, die metallenen



Chinesische Schauspieler.

Gongs, Pauken und Trompeten machten einen betäubenden Lärm — in unseren Opern hätte man bei solchem Getöse nur das Erscheinen des leibhaftigen Teufels erwarten können, hier aber erschien ein chinesischer General, einen Stock (anstatt eines Pferdes) zwischen den Beinen, die Zügel in der einen, die Peitsche, welche er knallen läßt, in der andern Hand. Er galoppirt mehrmals über die Bühne und verkündigt dem Publicum, daß er bei Lin-Kiang angekommen sei. Bald gesellen sich andere Krieger, welche eine Frau mitbringen, dazu; sie sprechen viel und oft, immer von der Musik begleitet, welche dabei als Verstärkungsmittel dient, so daß, wenn irgend welchen Worten ein Nachdruck zu ertheilen kommt, alle Instrumente mit wahrem Höllenlärm einfallen. Mir schien es, als hätte China einige Berechtigung, die Priorität in der Erfindung der musikalischen Gefühlsmalerei zu beanspruchen. Das wäre, wenn zutreffend, eine gefährliche Concurrenz für den großen Meister Wagner.

Man wird es mir wohl erlassen, den Verlauf dieser Aufführung weiter zu erzählen; wir verstanden natürlich nichts von den Dialogen, sahen aber aus den Scenen und Costumen, es müsse ein historisches Drama sein. Später sahen wir noch ein anderes Schauspiel, in welchem ein junger Chinese von kaum mehr als sechzehn Jahren durch sein recht gutes Spiel unsere Aufmerksamkeit erregte. Er stellte eine Frau vor — wirkliche Frauen und Mädchen dürfen auf der Bühne nicht auftreten — und zeigte in dieser Rolle durch sein Geberdenspiel und durch eine gelungene Veränderung der Stimme ein bei Chinesen nicht gewöhnliches Talent für die Bühne.

Wir hatten in späterer Zeit noch oft Gelegenheit, chinesischen Theatervorstellungen beizuwohnen, immer aber fanden wir die Costume der Darsteller aus den kostbarsten Stoffen mit schweren Stickereien in echtem Gold und Silber; darin übertreffen uns die Söhne des Himmelreiches ohne Zweifel. Selbst in der wackligen Bude zu Amoy gab es einen Aufwand in der Kleidung, der uns anfangs auf die Vermuthung brachte, all' diese Pracht könne nur aus Talmi sein, bis wir uns durch einen Besuch in der Garderobe von der Echtheit der Stoffe überzeugten.

Die Costume sind historisch treu nachgeahmt und entsprechen dem Zeitalter, in welchem jedes Stück spielt; eine Nichtbeachtung in dieser Richtung würde wie bei uns auf der Bühne als schwerer Verstoß angesehen werden. Noch ein Umstand fiel uns auf, nämlich, daß fast alle Schauspieler in Männer- und Frauen-Roben weiß geschminkt auftraten; durch diese Malerei soll der Rangsunterschied der Betreffenden angedeutet werden, nachdem dies vor der Tatarenzeit die Landessitte war: je weißer das Gesicht, desto höher der Rang.

Die chinesische Literatur ist sehr reich an dramatischen Werken, die aber keinen inneren Werth besitzen und ohne tiefere Anschauung aufgebaut sind; daß es bei der großen Sinnlichkeit der Chinesen nicht an frivolen und hochgradig unsittlichen Stücken mangle, ist selbstverständlich. Jedoch werden diese nur auf den Privatbühnen der Reichen aufgeführt.

Eigenthümlich ist die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler; sie zählen zu den Parias, also zur untersten Classe der Bevölkerung. Der Ursprung dieses Verhältnisses fällt in das XIV. Jahrhundert; damals empörten sich die Bewohner eines Districtes gegen den Kaiser, welcher sie nach deren Bezwingung nebst der Entziehung aller Rechte damit strafte, daß er ihnen nur die Wahl frei ließ, sich als Hausirer, Sänftenträger, Barbiere oder Schauspieler den Lebensunterhalt zu erwerben; auch durften die so Verstoßenen nur unter sich heiraten, und noch heutzutage bedrohen schwere und entehrende Strafen — ja selbst der Tod — diejenigen, welche es wagen, dieses alte Gesetz zu übertreten. Vor ganz kurzer Zeit kam ein solcher Fall in Kanton vor. Die kaum siebzehnjährige, recht hübsche Tochter eines wohlhabenden chinesischen Kaufmannes verliebte sich in einen jungen Schauspieler. Ihr Vater wußte von der Zuneigung seiner Tochter nichts; er hätte, eingedenk der Gesetze und seiner Verantwortlichkeit als Familienoberhaupt bewußt, nimmermehr zu einer Verbindung seiner Tochter mit dem verachteten Schauspieler einwilligen können. Das wußte die Tochter recht gut, aber die Liebe, die göttliche Liebe überwand die Gewissensscrupel, betäubte das kindliche Gefühl und verhüllte den Abgrund, dem das Mädchen unfehlbar entgegenwandelte. Die

Mutter war bald gewonnen, und mit ihrer Hilfe wurden die jungen Leute während der Abwesenheit des Vaters ehelich verbunden. Als der Vater heimkehrte, erfuhr er das Geschehene. Sein Schmerz und Zorn kannten keine Grenzen, denn die Tochter war durch eine solche Heirat entehrt und durch sie die ganze Familie! Außerdem hatten sich Mutter und Tochter dadurch gegen die Landesgesetze schwer vergangen und auch er war dafür verantwortlich und strafbar. In seiner Herzensangst und entrüstet über den unerhörten Vorfall machte er hierüber die Anzeige. Die Polizei hatte das junge Paar bald ausgeforscht und nebst der Mutter gefänglich eingezogen. Das chinesische Gesetz ist unerbittlich und enthält die grausamsten Bestimmungen, mildernde Umstände und Rücksichten haben keine Geltung. Das Schicksal der Armen, von welchen ich erzähle, konnte somit nur ein schreckliches werden. Der junge Mann wurde zu 600 Bambushieben verurtheilt, das Maximum der Bambusstrafe, welche wie alle Züchtigungen als „Huld" des „Landesvaters" an die „Landeskinder" bescheert wird. Als der Verurtheilte während der Execution starb, sagten, wie man mir erzählte, die Richter mit unerhörtem Cynismus: „Ist nur seine Schuld, warum hielt er die Hiebe nicht aus."

Das Schicksal der jungen Frau war womöglich noch grausamer, sie erhielt 80 Hiebe mit einem schweren ledernen Riemen auf den Mund, wodurch sie im Gesichte entstellt wurde und in Folge der argen Verletzungen erblindete. In diesem Zustande wurde sie den Soldaten als Dirne preisgegeben! Aehnlich erging es der Mutter. Und doch wagt man es, den humanen Fremden in China einen Barbaren zu nennen, in jenem Lande voll Grausamkeiten, wo die allgemeine Furcht vor dem Halsblock und Bambus an die Stelle der liebevollen Zuneigung zum Herrscher getreten ist!

Gegen Abend belebte sich der von der Ebbe bloßgelegte Strand, denn dort wurden allerhand Feuerwerkskörper, hauptsächlich Schwärmer abgebrannt, deren Geknatter einem lebhaften Gefechte recht gut angehören konnte. Auch in den Straßen der Stadt wurden solche Kracher abgefeuert; es war überhaupt ein Wunder, daß keine Feuersbrunst entstand

oder andere Unglücksfälle vorkamen. Die Feuerwerkerei ist eine Lieblingspassion der Chinesen, welcher sie bei jeder Gelegenheit huldigen; ganz eigenthümlich ist die Vorliebe für die obengenannten Kracher. Solche werden zu Tausenden auf Schnüre gezogen, auf langen Bambusstangen befestigt und dann am unteren Ende angezündet, worauf das Geknatter beginnt, das wegen der Anordnung der Knallkörper immer stärker und lebhafter wird.

Die geschilderten Scenen hatten unsere Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, daß wir eine sehr hübsche chinesische Damengesellschaft in unserer Nähe gar nicht bemerkten. Das Haus neben dem Hôtel war bedeutend niedriger als dieses und hatte statt eines Daches eine breite Terrasse. Von dort aus betrachtete die interessante Gesellschaft die Theatervorstellung und das Feuerwerk. Die Frauen waren in Haustoilette, welche helle und lebhafte Farben des Anzuges zuläßt, während die Straßenanzüge durchwegs schwarz sein müssen; der Schein der Abendsonne machte die Frauengruppe, in der besonders zwei in rothe Jacken gekleidete junge Mädchen auffielen, sehr malerisch. Vielleicht ist dieser Effect auch dem Farbencontraste zuzuschreiben, der um so lebhafter hervortrat, als das Volk unten auf der Straße und die Häuser der Umgebung nur dunkle und einfärbige Schattirungen zeigten.

Die Frauen hatten uns weit früher bemerkt und über uns viel gelächelt; wir beeilten uns daher, ein Gleiches zu thun und ihnen unsere volle Aufmerksamkeit zu widmen. Die Blicke begegneten sich recht oft, und als wir aufbrechen mußten, hatten wir die Ueberzeugung gewonnen, daß wir uns gegenseitig gerade nicht mißfielen, aber dabei blieb es auch. Ob uns die schwarzäugigen Mädchen wohl im Stillen ein I-lu-fu-sing (möge euch der Glücksstern auf eurer Reise begleiten) wünschten?

Die alte holländische Theerjacke, unser Wirth, welcher durch irgend einen chemisch-desperaten Proceß als für die See unbrauchbares Product in Amoy gefällt wurde, heimste unsere blanken Dollars für sein schlechtes und warmes Bier schmunzelnd ein und empfahl sich für einen nächsten Besuch, den wir ihm recht gerne zusagten, da wir mit einiger Zuversicht

voraussetzen konnten, nie mehr die Cloakenstadt Amoy zu betreten. Eine halbe Stunde später hatte uns die kräftige Dampfbarkasse, gegen den starken Fluthstrom ankämpfend, an Bord unserer lieben „Friedrich" gebracht.

Der Wachofficier meldete dem Schiffscommandanten, welcher an der eben geschilderten Partie theilgenommen hatte, es seien während des Ebbestromes mehrere Menschenleichen vorbeigetrieben, darunter wäre die halbentkleidete Leiche einer jungen Frauensperson ganz nahe an der Corvette vorbeigekommen. Man hätte ganz deutlich einige schwere Verletzungen an ihrer Brust wahrgenommen, weshalb anzunehmen sei, daß alle gesehenen Leichen die Opfer irgend eines Mordes seien. In dieser Meinung wurden wir bestärkt, da wir wußten, daß am flachen Lande thatsächlich keine Controle über die Bevölkerung geübt wird und auch von Sicherheitsorganen keine Spur vorhanden ist, weshalb das Räuberwesen in jeder Form freien Spielraum hat.

An Industrie-Erzeugnissen bot Amoy nichts Besonderes dar; die Händler brachten nur Muster schöner Flockseide in den brillantesten Farben, wie sie bei den feinsten chinesischen Stickereien Verwendung findet; dann gab es viel künstliche Blumen von mittelmäßigem Werthe, ferner Miniaturschnitzereien in Holz und in Fruchtkörnern, endlich Imitationen von Katzenaugen, welche jenen auf Ceylon ähnlich und wie sie aus den Schalen besonderer Conchylien hergestellt sind.

Des andern Tages, am 29. August, besuchte die zweite Partie des Stabes auf einige Stunden die Stadt. Am Nachmittage sprang ein frischer Südwestwind auf, wir lichteten und liefen um 4 Uhr p. m. aus dem Hafen. Es zeigte sich nun, daß der scheinbar so lungenkräftige Wind nur auf die nächste Nähe der Küste beschränkt sei, denn bald umgab uns wieder die Windstille und ein „mare come olio" (Meer [so glatt] wie Oel). Aus dieser Ursache und um genügenden Seeraum zu gewinnen, wurde bis Mittag des folgenden Tages nordöstlich weitergedampft, dann aber die Maschine abgestellt und Segel gesetzt. Der Verlauf unserer Fahrt bis zur Mündung des Yang-tse-kiang, die wir bei einbrechender Nacht am 4. September erreichten, ist völlig uninteressant; wir fanden

leichte variable Brisen, die manchmal auf kurze Zeit zu einiger Stärke auffrischten, und kamen nur langsam vorwärts.

Die starken Ebbe- und Fluthströmungen, welche im Mündungsgebiete des Yang-tse herrschen, machen die Zufahrt in den Fluß wie auch in die südlich desselben gelegene Hang-tschu-Bai, welche durch die vorliegende Gruppe der Saddle-Eilande gebildet wird, sehr gefährlich. Besonders in der letzteren erreicht der Strom durch Aufstauen des Wassers eine Geschwindigkeit, wie sie kaum anderswo vorkommen dürfte; die Bai gleicht nämlich einem großen Trichter, und hat an ihrer engsten Stelle eine Ausfahrt ins freie Meer. Durch diese Oeffnung wird nun das Fluthwasser eines großen Gebietes hindurchgetrieben, und nachdem der Ausgleich in ungefähr sechs Stunden bewerkstelligt sein muß, so kann er sich nur mit großer Vehemenz vollziehen. Für gewöhnlich läuft das Wasser dort mit $7\frac{1}{2}$ Seemeilen per Stunde; bei Springfluthen erreicht es nach gemachten verläßlichen Beobachtungen im Durchschnitte $11\frac{1}{2}$ Seemeilen, also fast 3 deutsche Meilen per Stunde. Der englische Lootse, welcher uns nach Schanghai führte und schon 25 Jahre diese Gewässer befährt, versicherte uns, er hätte vor einigen Jahren, als er noch Capitän seines Schooners war, in der Hang-tschu-Bai die außerordentliche Stromschnelligkeit von 16 Seemeilen (4 deutsche Meilen) per Stunde gemessen. Sein Schiff wäre dort vor Anker gelegen und der Schaum des sich am Buge brechenden Wassers hätte das Deck überfluthet. Sein Schiff wäre unrettbar verloren gewesen, wenn die Ketten gerissen wären oder die Anker nicht guten Grund gehalten hätten.

Der gewöhnliche Niveau-Unterschied zwischen Ebbe und Fluth beträgt dort 11 Meter, wächst aber bei Springfluthen auf mehr als 14 Meter an.

Kurz vor Mitternacht ankerten wir in der Mündung des Yang-tse-Stromes in der Nähe des Leuchtschiffes, welches den Seefahrern die Mündung bezeichnet. Bei Tagesanbruch am 5. wurde gelichtet und weitergedampft. Von den Ufern dieses größten Stromes Chinas, der hier fast 10 deutsche Meilen Breite hat, war nichts zu sehen; wäre nicht das Wasser gelb und schlammig gewesen, wir hätten uns ebensogut auf hoher See wähnen können.

Der Eindruck war ein mächtiger. Erst als wir weiter eingedrungen waren, gewahrte man am Horizonte hie und da die Kronen besonders großer Bäume, dann langgedehnte Streifen niedrigen Landes, endlich nach ungefähr 30 Meilen unterschied man auch schon einzelne Bauten, darunter einen Leuchtthurm und einen hohen Pagodenthurm, welche dem Piloten bei der schwierigen Schiffahrt im Strome als Markpunkte dienen.

Nachdem wir 47 Seemeilen stromaufwärts gedampft hatten, erreichten wir die Mündung des Wusung-Flusses, an dessen linkem Ufer — 13 Meilen flußaufwärts — Schanghai, das mächtige Handels-Emporium des nördlichen Chinas liegt. Der Wasserstand an der Wusung-Mündung war für die Tauchung der „Friedrich" kein genügender; wir mußten daher ankern und günstigere Wasserverhältnisse abwarten. Leider währte dies bis zum 7. September. Einigermaßen wurden wir für diesen unliebsamen Aufschub durch den Anblick des prächtigen Stromes entschädigt. Der Yang-tse ist hier noch immer über 6 Seemeilen breit und macht seinem Namen „Sohn des Oceans" alle Ehre; er ist die wichtigste Hauptverkehrsstraße, die aus dem Inneren Chinas an die See führt, und deshalb ist seine Beschiffung von hoher Wichtigkeit. An seinen Ufern liegen einige der größten Städte des Reiches, wie: Nanking (500.000 Einw.), Haniang (1 Million Einw.), Hankeu (600.000 Einw.), Wutschang (200.000 Einw.) *) u. s. w. Die letzteren drei liegen so nahe aneinander, daß sie als eine Stadt gelten könnten; sie werden, nachdem sich dort eine hochgesteigerte Landescultur mit lebhaftem Handel verbindet, das commercielle Herz des Reiches genannt. Bis zu diesem wichtigen Flußhafen, also auf mehr als 140 geographische Meilen von seiner Mündung, ist der Strom gut schiffbar und wird von Dampfern und großen See-Dschunken befahren. Vertragsmäßig ist der eben genannte Flußhafen den Europäern geöffnet, und so dürfte die Provinz Hupe, welcher er angehört, dasjenige Binnen-

*) Die Angabe Huc's und jene im „Novara-Werke", wonach die drei Städte Haniang, Hankeu und Wutschang zusammen 8 Millionen Einwohner zählen, hat sich seitdem als unrichtig erwiesen.

gebiet Chinas werden, in welchem die chinesische Cultur mit der ausländischen zuerst Fühlung erhält.

An der Wusung-Mündung lag hinter einem Walde von Dschunkenmasten das elende Fischerdorf Wusung, in früheren Zeiten für den englischen Opiumhandel von Bedeutung, weil dort die Opiumschiffe lagen und die verbotene Waare unter dem Schutze englischer Kanonen bequem ans Land geschmuggelt wurde. Die Schmuggler waren natürlich Chinesen. In letzter Zeit erhielt Wusung dadurch eine Bedeutung, daß es der Ausgangspunkt der ersten Eisenbahn in China ist, welche 1876 dem Betriebe übergeben wurde. Diese Bahn verbindet vorerst Schanghai mit dem Yang-tse-kiang und kommt dem Handel insoferne zugute, als die etwas schwierige Navigation auf dem Wusung, besonders die Passage seiner Mündungsbarre, für die Handelsschiffe vermieden wird und die Umladung dieser letzteren gleich in Wusung stattfinden kann.

Mr. John Dixon, der Unternehmer der „Woosung Railway“, der ersten chinesischen Eisenbahn, schrieb vor kurzem zur Widerlegung verschiedener ungünstiger Urtheile über diese Bahn: „Wir erhielten die Ermächtigung, in Wusung eine Straße anzulegen, deren Nothwendigkeit anerkannt war, und benützten diese Straße zugleich zur Anlage einer Eisenbahn von 2′ 6″ (engl.) Spurweite, mit leichten Schienen, einer kleinen Locomotive und einigen Personen- und Güterwagen. Diese Eisenbahn, die zwar gegenwärtig dem Bedürfnisse genügt, soll zunächst nur als Modell dienen, um der chinesischen Bevölkerung eine Eisenbahn im Betriebe zu zeigen und somit den bestehenden Zweifel in wirksamster Weise zu widerlegen. Bei der Aufnahme, welche dieser Versuch bisher gefunden hat, zweifeln wir auch nicht, daß die chinesische Regierung, ehe wenige Jahre vergangen sein werden, Aufträge zur Anlage ausgedehnter Eisenbahnlinien*) ertheilen und sich gegen Diejenigen, welche das Eisenbahnwesen in China eingeführt haben, erkenntlich erweisen wird.“

*) Zunächst ist die Linie Wusung-Sutschau in Aussicht genommen und soll die Concession zu ihrem Baue gesichert sein.

Wenn sich auch die letztangeführte Erwartung bisher noch nicht erfüllte, so kaufte doch das chinesische Gouvernement die Eisenbahn und übertrug den Betrieb derselben — aber nur auf ein Jahr — der bestehenden Gesellschaft, wahrscheinlich nur zu dem Zwecke, um während dieser Zeit die Chinesen im Betriebsdienste auszubilden. Während unserer Anwesenheit in Schanghai fanden die ersten Unterhandlungen mit der chinesischen Regierung wegen der Concession zu der Wusung-Bahn statt.

Am 7. September Früh signalisirte die Wusung-Lootsenstation ein Hochwasser von $6\frac{1}{4}$ Meter auf der Flußbarre; dieser Wasserstand war für unsere Corvette gerade genügend, um die Barre überschreiten zu können. Es wurden daher alle Vorbereitungen getroffen, um bei Eintritt der nächsten Fluth in den Wusung einzulaufen.

Gegen Mittag lief eine große gedeckte chinesische Corvette*) ein und legte sich in unserer Nähe vor Anker; da ich den Dienst hatte, so erhielt ich den Auftrag, sie im Namen des Commandanten zu bewillkommen und unsere Dienste anzubieten. Eiligst warf ich mich in meine Gala-uniform und saß bald darauf in einem unserer zwölfruderigen Seitenboote, das die kräftigen Arme unserer wettergebräunten Matrosen mit Pfeilesschnelle vorwärts royten. Die äußere Haltung des chinesischen Schiffes war eine ziemlich gute, obwohl das Seemannsauge so manche Nachlässigkeit, besonders in der Takelage auszusetzen fand. Ich wurde am Bord mit den üblichen seemännischen Ehrenbezeigungen empfangen, der Commandant und einige Officiere machten am Fallreep ihr Tschin-Tschin, das ist ihre Bücklinge mit den vor der Brust gehaltenen geballten Fäusten und waren vor Freundlichkeit außer sich. Der Commandant sprach etwas Pitschen-Englisch, somit konnte ich mich mit ihm verständigen. Im ersten Augenblick war es mir schwer, die Officiere von der Mannschaft zu unterscheiden, denn Alle waren gleichartig gekleidet und ohne jede Distinction; sie trugen — eine zweite Auflage der Schäfermädchen von Amoy — einen

*) Die chinesische Flagge ist von dreieckiger Form, die Seiten rundgezackt, die Farbe ist schwefelgelb. In der Mitte ist ein grimmiger blauer Drache, dessen Schweif sich gegen die Spitze der Flagge krümmt.

langen bis unter die Knie reichenden weißen Talar, weiße und breite Beinkleider, und die Füße steckten in den bekannten kahnartigen chinesischen Schuhen. Hüte oder Kappen waren nicht zu sehen, dafür eine große Auswahl langer und kurzer Zöpfe. Der Commandant der Corvette war ein wohlgenährter Herr mit dickem Hals und Gesicht, also mit den Haupteigenschaften chinesischer Schönheit begabt; er lud mich ein, „sein Schiff" zu besichtigen und war so freundlich, mich persönlich herumzuführen.

In den unteren Räumen, namentlich in der Batterie, herrschte nicht die größte Ordnung, aber das Schiff war rein gehalten, was allerdings nicht zu hoch angeschlagen werden darf, nachdem die Corvette ein vollkommen neues Schiff ist. Die Armirung bestand aus 20 Stück 12centimetrigen, 2 Stück 15centimetrigen und 2 Stück 21centimetrigen Krupp'schen Geschützen, deren Verschlußbestandtheile vielleicht zur Reinigung neben den Geschützen umherlagen. In der Batterie Achter (rückwärts oder hinten) hockte der Officiersstab vor einer Menge kleiner Schüsselchen, die am Boden standen, und hielt den Mittagsimbiß. Die Mannschaft speiste in ähnlicher Art auf Deck.

Schließlich geleitete mich der Commandant in seine Cabine, die zwar geräumig, aber nicht so comfortable eingerichtet war, wie Capitänswohnungen auf Kriegsschiffen es zu sein pflegen; man servirte den unvermeidlichen Thee und Cigarren. Während der Conversation, die nun eingeleitet wurde, erfuhr ich, die Corvette*) sei soeben aus Futschau angekommen und werde nun bei der Wusung-Barre, die sie im ausgerüsteten Zustande selbst bei Hochwasser nicht zu überschreiten vermag, stationiren; auch sprach man über den bevorstehenden Krieg mit Japan. Wie man uns später in Schanghai erzählte, widerfuhr dem Schiffe, ehe es nach Futschau auslief, ein kleines Malheur: es desertirten nämlich am Vor-

*) Die Corvette hatte eine Länge von 100 Meter, 14 Meter Breite, 7 Meter Tauchung, ihre Dampfmaschine 450 nominelle Pferdekraft. Das Schiff ist in Schanghai solid und gut gebaut worden und besitzt schöne Linien; es soll eine Schnelligkeit von 12 Seemeilen per Stunde erreichen. Der Name des Schiffes wurde mir mit: Nemble five, also im Sinne des Pitschen-Englisch gleichbedeutend mit Nr. 5, angegeben.

abende der Abreise sämmtliche Artilleristen, weil sie der Meinung waren, der Krieg wäre schon erklärt und somit ihr „Geschäft“ ein zu gefährliches.

Gleich nachdem ich mich empfohlen hatte und auf die „Friedrich“ zurückgekehrt war, lichtete die chinesische Corvette und lief in den Wusung ein. Am späten Nachmittage dampften auch wir hinein und legten uns neben sie, um den Eintritt des Hochwassers abzuwarten; die Maschine war bereit und alle Mann an den Ankerstationen, damit man sich so rasch als möglich in Bewegung setzen könne, nachdem das Hochwasser kaum zehn Minuten anhält.

Endlich gegen 8 Uhr Abends wehte vom Signalmaste am Lande das ersehnte Signal für die Fluth, es wurde gelichtet und in bestimmter Peilungslinie die gefährliche Barre übersetzt. Die Nacht hindurch fuhren wir im Wusung-Flusse, dessen niedrige Ufer in der Dunkelheit kaum zu erkennen waren; um $2^1/_2$ Uhr Früh mußten wir ankern, um den Anbruch des Tages zu erwarten. Als der Morgen graute, wurde die Fahrt fortgesetzt, bald waren wir in den mit Schiffen angefüllten Hafen von Schanghai vorgedrungen, die prächtigen Häuserreihen der Fremdenstadt lagen vor uns, und über denselben grüßte uns am Consulatsgebäude die Flagge unseres geliebten Vaterlandes!

XIII. Schanghai.

Lebhaftes Treiben im Hafen. — Die Concessionen der Fremden. — Die Chinesenstadt. — Die Religionen. — Chinesische Zeitrechnung. — Sanspiel. — Cloisonné-Industrie.

Man kann sich nicht leicht ein lebhafteres Treiben vorstellen, als es uns der Hafen von Schanghai bietet, dessen maritimes Leben auf einen verhältnißmäßig beengten Raum zusammengedrängt ist. Der Wusung-Fluß, der hier Whampoa oder auch Schanghai-Fluß genannt wird, hat kaum 400 Meter Breite, und so liegt denn längs seines linken

Ufers Schiff an Schiff dicht gedrängt; mächtige Dampfer der trans-oceanischen Schiffahrt neben Dschunken und modernen Segelschiffen in brüderlicher Nachbarschaft. Die Mitte des Flusses, woselbst die reißende Strömung der Gezeiten eine große Achtsamkeit im Verkehr gebietet, nehmen die Kriegsschiffe der fremden Mächte ein. Bei unserer Ankunft lagen deren vier in Schanghai, und zwar: Die französische Glattdeck-Corvette „d'Estrées", 750 Tonnen Gehalt, 6 Kanonen, 250 Pferdekraft und 150 Mann Equipage; der nordamerikanische Kriegsdampfer „Monocacy", 1370 Tonnen Gehalt, 10 Kanonen, 800 (?) Pferdekraft, 155 Mann; die Corvette „Saco" desselben Staates, 900 Tonnen Gehalt, 3 Kanonen, 130 Mann; endlich das britische Kanonenboot „Thistle", 465 Tonnen Gehalt, 4 Kanonen, 120 Pferdekraft, 73 Mann.

In unserer unmittelbaren Nähe ankerten mehrere jener famosen Thee-Klipperschiffe, welchen in früheren Jahren vermöge ihrer Eigenschaft als Schnellsegler die werthvollen Theeladungen nach England ausschließlich anvertraut wurden. Ihre Reisen, die sich zu förmlichen Wettfahrten gestalteten, wobei neben guter Bauart des Schiffes auch die persönliche Tüchtigkeit der Capitäne und der Bemannungen den Ausschlag gaben, führten um das Cap; erst der Suez-Canal, welcher den Dampfschiffahrts-verkehr zwischen Europa und Ostasien so außerordentlich entwickelte, entzog den kühnen Seglern das Monopol.

Eines dieser Schiffe, den Dreimaster „Lydia", hatten wir schon bei Point-de-Galle in See angetroffen; damals hatte er uns in der kurzen Zeit von vier Stunden von Sicht bis außer Sicht überholt, seine Schnellig-keit mußte um mindestens fünf Seemeilen per Stunde größer gewesen sein als die unserer alten „Friedrich".

Weiter flußaufwärts, neben und vor den dunkelbraunen Wällen der alten Chinesenstadt*), sind die chinesischen Dschunken in dichten Reihen und in einer nach Hunderten zählenden Menge geankert. Ihre Masten

*) Die Bevölkerungszahl Schanghais wurde uns sehr verschieden angegeben. Man wird nicht fehlen, wenn man sie, abgesehen von größeren Fluctuationen, die sie oft um ganze 100.000 alteriren, mit rund 300.000 annimmt.

bilden einen Wald, der keinen Durchblick gestattet. Man stelle sich die Dschunken durchaus nicht als kleine Schiffe vor, viele derselben haben bis zu 500 Tonnen Gehalt, führen oft 12 Kanonen und sind durchwegs stark bemannt. Ihr Bau ist massiv und kräftig, sie führen ein großes Steuer, welches, um es gegen den Schlag der Wellen zu sichern, ganz durchbrochen gearbeitet ist. Am Vordertheile führt fast jede Dschunke beiderseitig ein großes weiß-schwarzes Auge; die Chinesen glauben sich dadurch gegen Zusammenstöße in See oder andere Unglücksfälle zu schützen, indem sie ihr Aberglaube annehmen läßt, der Dschunke wäre durch das Aufmalen der Augen auch eine Art von Vernunft ertheilt worden. Auf eine Frage, warum die Dschunken Augen hätten, antwortete mir ein seemännischer Chinese in gutem Pitschen-Englisch: „No got eye, how can see?“ (Nicht bekommen Augen, wie kann sehen.)

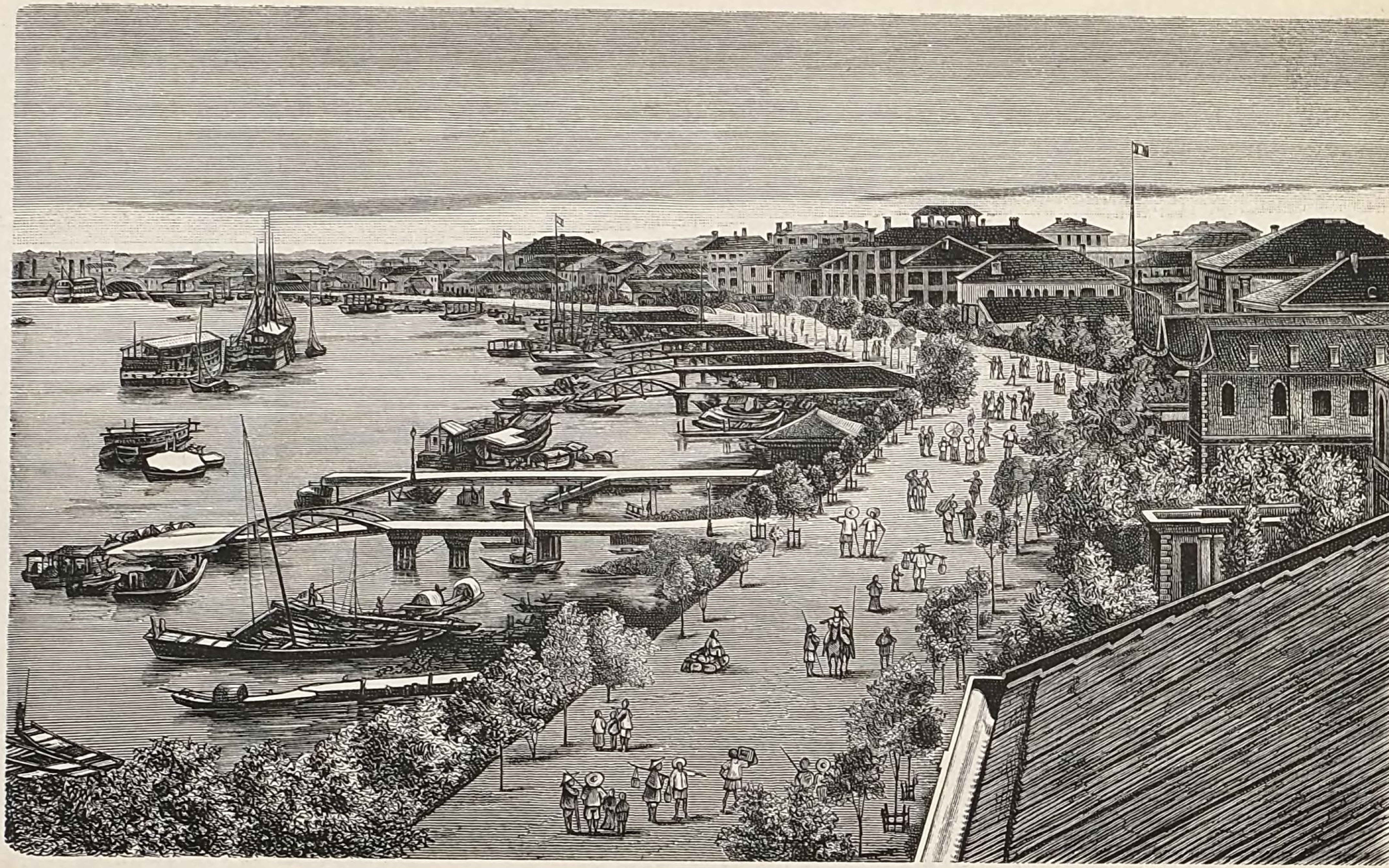
Die Vermittlung des Verkehrs zwischen den geankerten Schiffen und dem Lande geschieht meist durch die bekannten Sanpans (Dreibrett, gewöhnlich Sampan genannt); im Deutschen sind sie auch unter den Namen Eiboot oder Nußschale geläufig, und diese Bezeichnung entspricht ihrer Bauart, die einer Schildkröte nachgebildet zu sein scheint. Nichtsdestoweniger sind sie in dem raschfließenden Stromwasser des Flusses, wo unsere schweren Boote kaum aufzukommen vermögen, äußerst praktisch, welcher Umstand das Schiffscommando veranlaßte, für die ganze Zeit unseres Aufenthaltes in Schanghai ein solches Boot zu miethen.

Die Fremden-Quartiere Schanghais präsentirten sich von unserem Ankerplatze aus recht freundlich. Sie haben zwar nicht die malerische Lage Hongkongs, nachdem Schanghai in der Hunderte von Meilen weiten, hügellosen Alluvialebene des Yang-tse-Gebietes liegt, allein sie bestechen durch eine Reihe geschmackvoller, palastartiger Privatgebäude, welche von schönen Parkanlagen umgürtet, die Kais dieses Stadttheiles zieren. Weiter flußabwärts treten an die Stelle der Prachtbauten die maritimen Etablissements, Docks u. s. w., und reichen bis an das Ende der Fremdenstadt. Ihrem Wesen nach besteht diese letztere aus den sogenannten Concessionen, nämlich aus Terraingebieten, welche die chinesische Regierung

1842 den Engländern, Franzosen und Nordamerikanern für Ansiedlungszwecke auf 99 Jahre abgetreten hat. Auf diesen Gründen entstand seitdem die nach europäischem Muster gebaute Stadt mit breiten Gassen und reichem Gartenschmuck, und da gar bald auch Chinesen in die neue kosmopolitische und halbsouveräne Gemeinde Aufnahme fanden, so mengten sich ihre drachengeschmückten giebelreichen Häuschen mit den modernen Bauten zu einem recht interessanten Gemisch, welches besonders in den inneren Theilen der Stadt ein sonderbares Gepräge annimmt.

Wie schon früher erwähnt, liegt die eigentliche Chinesenstadt Schanghai (von Schanghai-hien, das heißt: Stadt nahe dem Meere) weiter flußaufwärts, jedoch reichen die Concessionen bis unterhalb ihrer ungefähr 8 Meter hohen sturmfreien Mauern, deren Fuß ein Wassergraben bespült; sechs Thore, von welchen aber nur vier dem Verkehr freigegeben sind, führen in die Stadt; sie werden bei Sonnenaufgang geöffnet und um 6 Uhr Abends wieder geschlossen. Im großen Ganzen stellt die Chinesenstadt ein Amoy in verbesserter Auflage vor: die Reinlichkeit ist auch hier seit jeher ein frommer Wunsch geblieben, und jeder Schritt, den wir in den engen Gassen machen, zeigt uns, wie gut die Chinesen diese Eigenschaft zu entbehren verstehen.

Dem chinesischen Wesen entsprechend sind die Namen der Gassen und öffentlichen Gebäude; hier eine kleine Blumenlese nach Dr. Medhurst's Plane. So gibt es ein kleines schmutziges Gäßchen mit dem hochtrabenden Namen: „Weglänge des Durchwegs der Menschlichkeit", dann ein Gäßchen „der buntfarbigen Kleider", dafür auch eine „Fruchtstraße" wie etwa bei uns. Wer friedliebend ist, benütze die von der „Himmelsobrigkeit bewohnte Gasse" und trachte jene „des großen Friedens" zu erreichen, denn von dort ist es nicht mehr weit zur „Gasse der Wunscherfüllung", welche bis zum schiffbaren Canal „der Vortrefflichkeit des Beginnens" reicht. Geht man über die Brücke „des zehntausendfachen Lebens" und durch das Westthor in die Stadt, so gelangt man zum Flusse „des mittleren Herzens", über welchen die Brücke „des Regenbogens" zur „Halle vereinter Tugend" führt; denselben Fluß verfolgend erreicht man die kleinere Prüfungshalle,



Ansicht von Schanghai.

das ist das „Prachtgebäude der zu Blüthenbüscheln gereihten Perlen“. Eine hübsche Aussicht genießt man vom Wallthurme „die Erdstufe des erschütternden Kriegsmuthes“; aber auch der Thurm „Stockwerk des mennigrothen Windes“ gestattet eine gute Uebersicht der Stadt, selbst bis in den „Vorhof des ausgedehnten Segens“ und auf die Gebäude des „heiteren öffentlichen Ahnenheiligthums“, welche man übrigens, vom Südthor kommend, durch die Gasse des „bejahenden Hauptes“ auch recht bequem erreichen kann.

Die Chinesenstadt ist vielfach von Canälen durchzogen, welche mit dem Wallgraben und durch diesen mit dem Wusung-Fluß in Verbindung stehen. Viele Brücken führen über diese meist verschlammten Wasseradern. Eine Eigenthümlichkeit ist der sogenannte „Theegarten“; man hat darüber sehr viel Schönes und Anziehendes zu erzählen gewußt. Dies konnte aber nur für die vergangene Zeit gelten; jetzt sucht man auf dem verwahrlosten, schmutzigen Platze vergebens nach einem Garten. Jauchige, mit lichtgrünen Linsengewächsen überzogene Tümpel haben die Stelle der anmuthigen Teiche eingenommen, auf deren Oberfläche einst schöne Seerosen blühten. Die barocken Pavillons, welche auf einem Pfahlwerk im Wasser aufgebaut waren, sind nun baufällig, und die seltsam geformten Brücken, die zu denselben führten, haben das Aussehen wackeliger Stege ohne Schmuck und Verlaß. So weit ist die einstige Pracht herabgekommen.

Auf dem Platze treiben ernste Wahrsager und flinke Taschenspieler ihr Unwesen und finden beim Volke sehr vielen und rentablen Zuspruch. Am meisten wird die neugierige Menge von den öffentlichen Erzählern herbeigelockt, die ihre Geschichten durch Mimik, Tonfall und Stimmwechslung den Zuhörern so interessant zu machen wissen, daß diese oft stundenlang ausharren. In einem abgeschlossenen Theile des Theegartens sahen wir eine Goldfischchen-Zucht; sie wurde in vielen großen irdenen Becken betrieben. Bekanntlich ist China das Vaterland der Goldfischchen (Goldkarpfen, Cyprinus auratus), welche dort in ausgedehnter Art als Schmuckfische für Gärten und Wohnungen benützt werden. In Schanghai fand ich solche nur mit sehr ausgebildeten Bauchflossen und kreuzförmiger

Schwanzflosse, welches den Fischchen das Aussehen gibt, als endige dasselbe in eine Quaste.

Anstoßend an den Theegarten liegen die Gründe des größten Buddhisten-Tempels der Stadt. Die Joß-Tschin-Tschin*) oder Pagoden sehen einander sehr ähnlich, und wenn man eine besuchte, so hat man damit eine genügende Vorstellung auch von den andern; es wechseln eben nur die Raumverhältnisse und die Ausstattung der Gottheiten, deren es eine unglaubliche Menge gibt. Durch einen großen, reinlichen, mit Quadern gepflasterten Vorhof, der einige eherne Standbilder enthält, gelangt man zum Eingang in die Vorhalle; dort stehen vier große Holzfiguren mit langen schwarzen Kaputröcken, rothen grimmigen Gesichtern und struppigen Schnurrbärten nächst dem wohlgetroffenen Standbilde des leibhaftigen Gottseibeiuns, welcher seine lange rothe Zunge zwischen großen Zähnen dem Besucher unverschämt entgegenstreckt. Mir erschienen die vier Kerle, offenbar stille und erprobte Gesellschafter des Belzebub, als recht humoristische Gestalten; ich sah jedoch, daß denselben gleich dem Höllenchef eine große Verehrung zu Theil wurde, welche sich bei der chinesischen Jugend mit deutlich ausgesprochener Furcht paarte. Der Chinese ist ein praktischer Mensch, er weiß sich auch den Teufel zum Freunde zu machen, und während er die buddhistische Gottheit nur mit Räucherstäbchen und Wachskerzchen umnebelt und völlig zum Niesen bringt, trachtet er den Teufel durch Silberlinge zu födern; freilich sind es nur aus Silberpapier imitirte Dollars, die zu Füßen desselben verbrannt werden; aber was schadet es, der dumme Belzebub nimmt sie als vollgewichtig an und ist nach der landesüblichen Gepflogenheit der Betrogene. So ist beiden Theilen geholfen.

Vor der Pagode standen zwei von den in China gewöhnlichen, in Stein ausgemeißelten Löwen, die auch Hunde sein können, was sich aus ihrer

*) Das „Tschin-Tschin" ist eine Corrumpirung des chinesischen „Tsing-Tsing", auf deutsch: „Heil-Heil". Dasselbe ist auch bei der gewöhnlichen Begrüßungsphrase der Chinesen der Fall, sie sagen: „Hau-tsing-tsing", d. h.: „Befinden Sie sich wohl — Heil-Heil!" Die Fremden machten daraus das oftgenannte „Tschin-Tschin".

Gestalt nicht mit Bestimmtheit sagen läßt; eine dieser Figuren fletscht bei offenem Maule die Zähne, die andere schneidet hingegen bei geschlossenem breiten Munde eine ausgesucht einfältige Grimasse. Mir schien es, als beabsichtige man durch die Aufstellung dieser Gestalten den bekannten köstlichen Reim im „Thierischen Alphabet" plastisch zu illustriren:

Die **L**erche in die Lüfte steigt,
Der **L**öwe brüllt, wenn er nicht schweigt!

Im Sanctuarium gings recht lustig her; auf einigen Tischchen wurden Karten und eine Art Domino gespielt, Thee getrunken und geraucht, und wenn ich nicht irre, so gabs zu Füßen des Hauptaltars vor dem ewig schmunzelnden Buddha auch eine Partie „Anmäuerln", an der einige muntere Chinesen-Jungen in fröhlichster Stimmung theilnahmen. In China ist so etwas durchaus nicht anstößig, vielmehr wird es, wie es scheint, als eine sorgfältige Benützung der Zeit angesehen.

Als wir uns anschickten, den Tempel zu verlassen, sahen wir einige andächtige Frauen vor dem Standbilde des Belzebub knien und beten. Offenbar wollten sie durch ihre Bitte vorbeugen, daß der böse Teufel die Wünsche nicht durchkreuze, um deren Gewährung sie Buddha zu bitten kamen. Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit der buddhistischen Religion, daß die Hauptgottheit keine absolute Gewalt über das Böse auszuüben vermag.

Bekanntlich existiren in China drei Religionen. Die Laotse oder Tao, die Confucius (eigentlich Kong-fu-tseu) und die Buddha. Sie bestehen seit Jahrtausenden in friedlicher Eintracht nebeneinander und näherten sich einander im Laufe der Zeit derartig, daß ihre äußeren Formen gegenwärtig kaum wahrnehmbare Unterschiede zeigen*).

Das größte Interesse nimmt die Lehre des Confucius in Anspruch, auf welcher das ganze chinesische Staatswesen basirt ist; allein dieser Weise war weniger Religionslehrer, als Philosoph und Politiker. Alle

*) Die nachfolgenden Bemerkungen über die Religionssecten sind zum Theile R. Werner, R. v. Plänker, Scherzer, Hummel entlehnt.

seine Lehren und Maximen beziehen sich schließlich auf den Staat. Sein Streben war die Schaffung einer Regierungsform, die ebenso einfach als natürlich und darum dauernd sein sollte. Er glaubte in der Familie und in ihren natürlichen Beziehungen das Vorbild eines solchen Staates zu erblicken und stellte daher Abhängigkeit und Unterwerfung, wie sie nach der Natur das Kind dem Vater schuldet, als die Grundprincipien seines Systems auf. Unabhängigkeit und Gleichheit, abstracte und in der Natur nicht vorhandene Begriffe, existiren auch für seine Staatskunst nicht: diese kennt nur Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, der Jüngeren gegen die Aelteren. Der Kaiser ist der Sohn des Himmels und diesem allein Gehorsam und Ehrfurcht schuldig, aber er ist Vater des Volkes, und wie der Vater einer Familie unumschränkte Macht über diese ausübt, so ist der Kaiser unumschränkter Herr des Volkes. Diese Gefühle und Ideen werden dem Kinde von frühester Jugend an eingeprägt, auf denselben basirt die ganze Erziehung des Kindes, die Entwicklung und Anwendung dieser Grundsätze bildet das Studium des Jünglings, wie deren Auslegung das erste Erforderniß des Beamten und Staatsmannes ist.

Dem Einflusse dieser Principien auf den Geist und die Gefühle des Volkes mag es zuzuschreiben sein, daß in China die größte Bevölkerung der Welt unter einem einzigen Herrscher zusammengehalten wird.

In jeder Stadt, einschließlich der Ortschaften dritten Ranges, gibt es mindestens einen dem Confucius geweihten Tempel, dessen Priester die Staatsbeamten sind. Der Hohepriester der Staatsreligion ist — ähnlich wie in Rußland — der Kaiser, die vornehmsten Gottheiten sind der Himmel und die Erde. Ersterer als höchstes Wesen gedacht, welches das Weltall erhält und moralisch straft und belohnt; in dieser Beziehung wird der Kaiser „Sohn des Himmels“ genannt.

Wenn der Kaiser dem Himmel seine Anbetung darbringt, trägt er eine azurblaue, wenn der Erde, eine gelbe Robe; wenn er der Sonne die Verehrung leistet, hat er eine rothe und wenn dem Monde, eine weiße Kleidung anzuziehen. Im Allgemeinen ist jedoch die gelbe Farbe

die Farbe des Hofes, und kein chinesischer Unterthan darf sie ungestraft in Kleidung oder Hauseinrichtung benützen.

Bei dem großen Opferfeste der Natur werden weder Priester noch Frauen zugelassen; nur wenn der Göttin des Seidenbaues die Verehrung dargebracht wird, geschieht dies durch die Kaiserin, welche eine Zahl ihrer Hofdamen begleiten. Das Fest des Himmels findet im Winter-Solstitium, das der Erde zur Zeit der Sommer-Sonnenwende statt. Sind hiebei die erforderlichen Vorbereitungen und Opfer ungenügend, so werden den hiefür verantwortlichen Beamten Gehaltskürzungen, ja selbst Bambushiebe als Strafe zuerkannt.

Der Buddhismus, d. i. die Religion des Fo, gelangte im Jahre 65 v. Chr. nach China, wo sie sich seitdem über das ganze Reich verbreitete; sie erhielt sich, unterstützt durch den rationellen Charakter der Chinesen, frei von allem Fanatismus und artete nie zu jener religiösen Schwärmerei aus, die wir beispielsweise in Indien gar häufig finden. Ueberhaupt haben die drei religiösen Secten durchaus nichts Finsteres und Bigotes an sich; Alles ist heiter, ruhig und friedlich. Dies mag wohl ein Hauptgrund sein, weshalb zelotische Missionen mit ihren Drohungen ewiger Verdammniß und ihrer Lehre von der Erbsünde so wenig Erfolge erzielen. Confucius lehrt gerade das Gegentheil, nach ihm ist der Mensch nicht sündig geboren, sondern trägt den Keim alles Edlen und Guten in sich. Desgleichen sind heilige Zeiten und heilige Personen von ihm nicht anerkannt, wodurch seine Lehre gegenüber dem Buddha-Cultus, der sich an die sinnliche Seite des Volkes wendet und über einen großen Apparat von Tempeln und fratzenhaften Götzenbildern verfügt, so sehr abweicht. Dies erklärt zur Genüge die Sorge der Buddha ergebenen Chinesen, sich durch Uebernahme frommer Gelübde und Opfer mit den zahllosen Göttern des Buddha-Himmels auf guten Fuß zu stellen, wobei freilich ihre praktische, pfiffige Natur, wie schon erwähnt, aus allen Winkeln guckt. Im Uebrigen beruht das Verhältniß des Chinesen zu seinem Götzen auf dem Grade der Willfährigkeit, welche dieser seinen Anliegen

erweist; ist er nicht zufrieden mit ihm, dann beschimpft oder mißhandelt er das Götzenbild.

Heilige Zeiten haben auch die Buddha-Priester bei den erwerbslustigen Chinesen nur wenige einzuführen vermocht; wöchentliche Feiertage kennt man nicht, man feiert nur einige Jahresfeste. Unter den letzteren werden das Neujahrsfest (im Februar) und das sogenannte Laternenfest mit großem Pomp gefeiert.

Die buddhistischen Priester sind meist unwissend, faul und schmutzig, das Volk verachtet sie. Nach den Anschauungen ihrer Religion ist es die Aufgabe des Menschen, alle Leidenschaften, selbst die Gedanken, zu unterdrücken und von keinen menschlichen Wünschen in Versuchung geführt zu werden; die Folge eines solchen Strebens kann nur die Vernichtung jeder Seelenthätigkeit herbeiführen, das Leben verliert seinen realen Endzweck. In der That machen die meisten dieser Priester den Eindruck stumpfsinniger Menschen. Dieselben Bemerkungen passen auch auf die Bewohnerinnen der buddhistischen Nonnenklöster, deren es eine große Menge gibt.

Vermöge seiner mit den politisch-socialen Grundprincipien des Staates widerstreitenden Lehre kann sich der Buddhismus in China niemals zur Staatsreligion aufschwingen; in jenem Lande, wo nur die angestrengte Arbeit die große Masse des Volkes vor dem Hungertode bewahrt, wird ein beschauliches, von allen Sorgen befreites Leben ganz richtig als Utopie betrachtet. Ebensowenig konnte das Cölibat dort Anklang finden, nachdem seit undenklichen Zeiten die Fortpflanzung und möglichste Vermehrung des menschlichen Geschlechtes durch frühe Heiraten und Concubinen das Hauptaugenmerk der Regierung war, welche von jeher dafür sorgte, den Einfluß der Buddha-Priester auf das gemeine Volk möglichst zu verhindern oder wenigstens abzuschwächen. In dem „Buche der Weisheit" schreibt Lao-tse *) schon im VI. Jahrhunderte vor Christus die merkwürdigen Worte: „Die Norm der Alten ist gewesen, das Volk nicht zu erleuchten,

*) Laotse und Kongfutse sind fast Zeitgenossen gewesen, der letztere lebte von 551 bis 479 v. Chr., der erstere etwa 50 Jahre früher.



Theegarten in Schanghai.

sondern es dumm zu machen. Ein gescheidtes Volk ist schwer zu regieren. Deshalb sagt man: „Wer ein Reich in Weisheit regiert, der ist der Zerstörer des Reiches; wer ein Reich in Dummheit regiert, der ist der Erhalter des Reiches.“ In der Familie, in der Schule, werden die Kinder unter Götzenbildern auferzogen. Kommen sie des Morgens in die Schule, so lehrt man sie das Bild des Kongfutse (Confucius) verehren. Diese Sitte muß alsbald abgeschafft werden.“ Gibt es nicht Länder, wo diese Worte noch heutzutage beherziget werden könnten?

Die Taoisten, fälschlich Rationalisten genannt, folgen dem „Tao“, dem „Wege der Erkenntniß“, sie rühmen sich einer genauen Einsicht in die Kräfte der Natur und einer Macht über gute und böse Geister; in anderer Richtung basirt ihre Religion auf der Verachtung alles Reichthums und weltlicher Ehren.

Laotse und Kongfutse verhalten sich zu einander wie die ideale und reale Seite einer chinesisch entwickelten Menschennatur. Um Laotse's Herkunft spielt — höchst charakteristisch bei den poesielosen Chinesen! — ein Wunder: Er hatte vor seiner Geburt bereits achtzig Jahre im Mutterleibe gelebt und kam mit eisgrauem Haare zur Welt. Hingegen hat man mit dem nüchternen Kongfutse niemals den Versuch gemacht, ihn über das irdische Leben hinauszuheben. Er war ein weiser Mann von lauterem Charakter und großer Gelehrsamkeit, der noch bei Lebzeiten den Ehrentitel „Fürst der Welt“ erhielt. Seine Lehre beruht nicht auf innerer Offenbarung, denn er sagt: „der Himmel redet nicht“. Daher hat die Idee eines persönlichen Gottes keinen Raum in seiner Lehre gefunden. Das Erhaltende ist ihm eine Urkraft „Ti“ (Himmel), welche in ihrer welterhaltenden Thätigkeit unter der Form zahlloser Naturkräfte zur Wirksamkeit gelangt. Ebensowenig als Gott wird das Fortleben der Seele von Kongfutse gelehrt. Ueber diesen Gegenstand von seinen Schülern gefragt, sagte er: „Wir kennen das Leben nicht einmal, was sollen wir vom Tode wissen?“ Sein eigentliches Wesen zeigt sich aber in der Anwendung, welche er diesem Satze gibt: „Lebe so, daß du den Tod nicht zu fürchten brauchst, dann aber lasse kommen, was da will!“

Laotse wendet sich mehr an die ideale Seite im Menschen. Er lehrt eine höchste Gotteskraft „Tao" als Schöpferin der Körperwelt, ferner die Vereinigung der guten Menschen mit dem Tao, während für die Seelen der Bösen eine Seelenwanderung stattfindet. Der Weg zum Heil ist ihm „Abkehr von der Welt, Einkehr bei sich selbst, Selbstbeherrschung, Ertödtung aller Leidenschaften". Leider faßten Laotse's Nachfolger, die sich „Gelehrte der Vernunft" nennen, die sittliche Hoheit derselben nicht als die Hauptsache auf und bedienten sich zur Einführung der Lehre des Meisters gauklerischer Mittel, welche ihre Verbreitung wesentlich beeinträchtigte.

Noch heutzutage beschäftigen sich die Priester der Taoisten vielfach mit Teufelsaustreibung und Quacksalberei, aber nur die geistig beschränktesten Chinesen ziehen sie zu Rathe. Falls nämlich Arzneien nicht mehr zu helfen scheinen, so haben sich nach ihrer Meinung böse Geister des Kranken bemächtigt, die sich von diesem nähren; man ruft den Tao-Priester, um die Geister zu bannen. Dieser läßt mit Gongs und anderen Instrumenten einen gehörigen Lärm schlagen, welchen noch das Abbrennen vieler Knallschwärmer vermehrt, und glaubt dadurch den bösen Geist zu erschrecken und zu verjagen. Zugleich werden im ganzen Hause Leckerbissen aufgestellt, um den Appetit der Dämonen zu reizen; dabei murmelt der Priester eine Anzahl von Gebeten in einer ihm selbst unverständlichen Sprache, beschreibt mystische Figuren und wendet überhaupt allerhand Trugmittel an, um die unwissende Menge zu bethören.

Der Aberglaube ist beim chinesischen Volke sehr häufig zu finden; er wird durch den in Peking erscheinenden Hof- und Staatskalender, welcher für alle Handlungen des Lebens die guten und bösen Tage festsetzt, — also ex officio — nur noch befördert. Dies erklärt das Vorhandensein so vieler Wahrsagerbuden in allen Theilen der Stadt. Der Glaube an ein Fatum, an glückliche und unglückliche Tage oder Stunden, ist im Gemüthe des Chinesen festgewurzelt; nachdem aber dem Staatskalender doch kein unbedingtes Vertrauen geschenkt wird, so nimmt das Volk zu den Wahrsagern seine Zuflucht. Im früher erwähnten Theegarten gab es deren eine Menge, die jeder ein anderes „System"

befolgten. Der eine folgerte die einzutreffenden Schicksalsfügungen aus der Lage zweier Kupfermünzen, die er auf den Tisch warf; ein anderer versuchte sie hingegen aus der Lage zweier entzweigespaltener Bockshörner herauszugrübeln; wieder ein anderer treibt Symbolik mittelst Wortzeichen, deren jedes einen Begriff ausdrückt. Der Fragende zieht aus einem Buche ein Papierröllchen, auf welchem eines der vieldeutigen Worte steht; der Wahrsager sucht nun die ursprüngliche Wurzel desselben auf, erklärt mit bedeutender Zungengewandtheit deren Sinn, ebenso ihre spätere Umformung, zergliedert die beigefügten Zeichen und bildet aus den einzelnen Silben ein Anagramm, das ihm natürlich für eine Reihe von Fällen geläufig ist. Selbstverständlich wird die Antwort der Frage angepaßt. Dann gab es noch Kartenleger und Wahrsager, welche durch abgerichtete Vögel aus einem Haufen beschriebener Blätter eines hervorholten, welches dann der gestellten Frage entsprechend ausgelegt wurde.



Chinesischer Wahrsager.

Auch die Physiognomik fand ihre Vertreter; diese Kunst läßt den größten Spielraum offen. Aus den mehr oder weniger fetten Gesichtern, aus der Größe und Dicke der Nase oder der Ohrenlänge, werden dem Kunden durch Vergleichung mit einem aufgemalten Normalgesichte glänzende Hoffnungen für die Zukunft recht lebhaft verheißen.

Die chinesischen Wahrsager sind Menschenkenner; sie kennen den Aberglauben ihrer Landsleute recht gut, wissen aber, daß diese ihr Geld auch recht lieb haben und so setzen sie denn die Preise für die Orakelsprüche recht niedrig. Das Volk zahlt kaum mehr als einen Neukreuzer

für die Erschließung der Zukunft und diesen Luxus vermögen sich Viele zu gönnen.

In Verbindung mit dem Aberglauben ist das Vertrauen auf Talismane, unter welchen das sogenannte „Geldschwert", das man allerwärts zu kaufen bekommt, obenan steht. Es ist eine aus alten, unter verschiedenen Herrschern geprägten Scheidemünzen hergestellte Nachbildung eines Schwertes mit Kreuzgriff und Seidenquasten. Solche Schwerter sollen die so sehr gefürchteten wandernden Geister bannen, weshalb man sie über den Betten oder in Zimmern und Häusern namentlich dort aufhängt, wo ein Selbstmord oder eine andere blutige That begangen wurde. Denselben Zweck glaubt man auch durch Aufhängen blühender Pfirsichzweige am Neujahrstage oder durch Kalmusstauden am fünften Tage des fünften Monats*) zu erreichen; den Kindern wird als Symbol eines langen Lebens eine Art kleiner Flaschenkürbis um den Hals befestigt.

Im Vorhofe des großen Buddha-Tempels — ich greife die Erzählung unserer Wanderung durch die Chinesenstadt wieder auf — war viel Volk versammelt, das sich auf die verschiedenste Art die Langweile zu vertreiben suchte. Ich sah hier ein echt chinesisches Spiel, womit Jung und Alt einige Käsch hervorgelockt wurden. Es ist das „San" (Dreispiel).

Der Spieler, ein ältlicher Mann, hielt drei gleichgeformte und gleichgroße Holzstäbchen in der Hand; eines derselben hatte am unteren Ende einen ungefähr 15 Centimeter langen Bindfaden angeknüpft. Vor unseren Augen legte er die Stäbchen vor sich auf den Boden, hob dann mit einer Seelenruhe, welche nur chinesischen Gauklern eigen ist, ein Stäbchen nach dem andern auf und führte es mit dem unteren Ende in die geschlossene linke Hand, so daß der größte Theil der Stäbchen aus derselben hervorragte, während der Faden des einen unten heraushing. Es handelte sich nun darum, zu errathen, welches der drei Stäbchen dasjenige mit dem angeknüpften Faden sei. Wir glaubten genau beobachtet zu haben; das bezeichnete Stäbchen befand sich nach unserer Meinung ganz rechts; es

*) Siehe Anhang: 5. Chinesische Zeitrechnung.

bewegte sich auch, wenn der Mann unvorsichtigerweise den Faden berührte. Ich zog somit das Stäbchen heraus — es war nicht das richtige. Jeder von uns versuchte nun das Spiel, aber keinem gelang es zu gewinnen. Während des Spieles sang der Mann in monotoner Stimme ein völlig melodieloses Lied. Seine Geschicklichkeit beruhte hauptsächlich darin, daß er es verstand, mit großer Raschheit die Stäbchen zu verstellen; außerdem bediente er sich noch eines Kniffes, indem er den Bindfaden, ohne es den Mitspieler merken zu lassen, rasch um eines der beiden andern Stäbchen schlang. Berührte er dann in absichtlicher Unachtsamkeit den Faden, so glaubte man, das sich bewegende Stäbchen sei jenes mit dem Faden versehene. Für jedes Spiel zahlte man einige Käsch, der Gewinner durfte sich aus einem nebenan stehenden Korbe ein Stück Backwerk auswählen.

Unser nächster Haltpunkt in der Stadt war ein Laden für den Verkauf der berühmten chinesischen Emailarbeiten, welche bei uns unter dem französischen Namen „Cloisonné" bekannt sind; sie dürften eine der schönsten und gesuchtesten Specialitäten Chinas sein.

In diesem Genre werden die mannigfachsten Gegenstände hergestellt, wie Tassen, Vasen, Büchsen, Schalen, große Becken, ja selbst ganze Tischplatten. Die chinesische Cloisonné-Industrie, welche ihren Hauptsitz in Peking hat, wendet neben schönen Formen auch ganz besondere, weder in der Porzellan-Industrie noch in der chinesischen Malerei gebräuchliche Zeichnungen an, hauptsächlich vielfach verschlungene Arabesken von mitunter recht geschmackvoller Composition.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Herstellungsart des Cloisonnés mit der Wahl der Arabeskenformen für ihre äußere Zeichnung in einer directen Beziehung steht, indem dadurch bei aller Kunstfertigkeit die Arbeit nicht nur wesentlich erleichtert wird, sondern — und das ist die Hauptsache — die Arabeske dem Genre angepaßter ist als es eine figurative Ornamentik sein könnte. Die Herstellung des Cloisonnés geschieht auf folgende Weise: Der zu emailirende Gegenstand wird aus reinstem Kupfer getrieben, in der gewünschten Form sorgfältig ausgearbeitet und gereinigt; sodann gelangt er in die Beize, bis sich eine völlig blanke Oberfläche

ergibt. Die nächste Arbeit ist die Zeichnung. Sie wird in feinen Linien eingeritzt und auf diese Linien, ihrem Verlaufe genau folgend, wird ein feiner Metalldraht aufgelöthet, so zwar, daß nach dieser Manipulation die ganze Zeichnung in erhabenen Linien dargestellt ist. Dabei bildet der Draht die Scheidewände (Cloison) für die sich ergebenden Abtheilungen, welche nun durch eine erneuerte Beizung zur Aufnahme der Emailmasse vorbereitet werden. Die chinesischen Emailfarben bestehen ebenso wie die bei uns angewendeten, aus mit Metalloxyden gefärbten Glasflüssen; was sie aber besonders auszeichnet, ist die Lebhaftigkeit und Reinheit der Farben, unter welchen die himmelblaue am vorzüglichsten gelingt. Die Emailmasse wird nun in die Fächer zwischen den Drahtlinien eingestrichen und in besonderen Oefen aufgeschmolzen. Ist dieses mit allen Farben, welche die Zeichnung enthält, geschehen, so werden die aus dem Email etwa hervorragenden Drahtlinien gefeilt, polirt und endlich im Feuer vergoldet. Das letztere geschieht auch mit den Randeinfassungen und sonstigen Ornamenten. Der vollendete Gegenstand macht fast ausnahmslos einen gefälligen Eindruck und besticht das Auge des Beschauers.



Cloisonné-Vasen und Münzenschwert.

Außer dem soeben beschriebenen, auch unter dem Namen „Peking-Email" bekannten Cloisonné, wird noch im südlichen China das Kanton-Email hergestellt; es ist aber kein Cloisonné, sondern nur Emailmalerei.

Für ein Paar Cloisonné-Vasen von 20 Centimeter Höhe zahlten wir je nach der Feinheit der Zeichnung 15—20 Dollars (à 2 fl. 16 kr.); in Kanton-Email konnte man Vasen von der angeführten Größe um 3—4 Dollars haben.

An Versuchen, das chinesische Cloisonné in Frankreich und England nachzuahmen, hat es selbstverständlich nicht gefehlt, man erreichte aber weder die Gediegenheit und verhältnißmäßige Billigkeit der chinesischen Waaren, noch vermochte man die Frische der Emailfarben zu erlangen.

Die Cloisonné-Industrie Japans befolgt dieselbe Herstellungsart wie jene Pekings, steht jedoch mit Bezug auf die Farbenfrische der letzteren nach. Desgleichen sind die Muster seltsamerweise meist ohne Geschmack und durch eine musivartige Composition nicht so einnehmend wie die Arabeskenformen des Peking-Cloisonné. Wie ich später zu erwähnen Gelegenheit haben werde, hat die keramische Kunst Japans diesen Fehler nicht, wie sie überhaupt auf einer höheren Stufe der Vollendung steht als die chinesische.

XIV. Schanghai.

Besuch zweier Missionspaters. — Fahrt nach Sü-kia-wei. — Die Jagd. — Die Deutschen in Schanghai. — Unser Consul Herr Schlick. — Herr Haase. — Herr Fries. — Beim Stadtrichter Tschen. — Gerichtsverhandlungen. — Die Todesstrafen. — Der chinesische Strafcodex. — Gegenbesuch des Richters Tschen. — Der Mandarin Wong. — Ein echt chinesisches Diner. — Das See-Arsenal. — Die Wasserstadt. — Der Bund. — Wheelbarrows. — Die Verkäufer am Bord. — Die Seidenproduction. — Ein Stück Romantik zur See. — Unsere Abfahrt. — Reise nach Japan. — Ankunft in Nagasaki.

Es war in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in dem uns so schnell lieb gewordenen Schanghai, als uns zwei Paters der berühmten französischen Jesuiten-Mission von Sü-kia-wei am Bord besuchten. Mit sehr verblüfftem Gesichte, in dem sich noch so manches andere Gefühl

deutlich ausdrückte, und mit den Worten: „Zwei europäische Chinesen kommen an Bord," kündigte uns der wachhabende Matrose diese unerwartete Visite an. Noch hörten wir die derbgehaltene Desavouirung dieser Meldung von Seite eines anderen Matrosen, der zum ersterwähnten im selbstbewußten Tone sagte: „Dummer Kerl, siehst's nit, es sind ja chinesische Europäer." Aber ehe wir in der Beurtheilung dieser heterogenen Ansichten noch schlüssig wurden, hatte unser interessante Besuch schon das Deck betreten. Jetzt erst begriffen wir die erstaunten Gesichter der Matrosen mit dem moralischen Fragezeichen auf der Stirne, da sie offenbar nicht wußten, in welche Kategorie der Völker sie die ehrenwerthen Paters so in aller Eile einzureihen hätten. Ich muß es aufrichtig bekennen, daß mich die Erscheinung dieser in der einfachen chinesischen Tracht gekleideten Herren anfangs überraschte. Sie trugen einen langen weißen Talar von jenem Schnitte, wie denselben reiche Chinesen wählen; ihr Haupt war unbedeckt und nach chinesischer Sitte bis auf den Scheitel glatt rasirt. Dort aber hatte ein langmächtiger blondhaariger Zopf seinen Ausgangspunkt. Blonde Haare und eben solche Bärte wie sie die Paters trugen, kommen bei den Chinesen niemals vor und sind mit dem uns vorschwebenden Bilde eines echten Chinesen unverträglich, weshalb ein Theil des erwähnten Eindrucks der Ueberraschung auch diesem Umstande zuzuschreiben ist.

Schon nach den ersten Begrüßungen hatten wir uns an den fremdartigen Anblick gewöhnt. Zudem war einer der Paters ein geborener Deutscher, eine noch jugendliche und athletische Gestalt von einnehmendem Wesen, während der andere, etwas ältere und kleinere, in der Bretagne das Licht der Welt erblickt hatte. Die Conversation nahm dadurch, wie es hier zu Lande gewöhnlich der Fall ist, einen polyglotten Charakter an; im Laufe derselben wurden wir mit den Verhältnissen und Aussichten der Katholiken in China bekannt gemacht. Der Wirkungskreis der Jesuiten-Mission, die gegen 60 Häupter zählt, erstreckt sich über zwei Provinzen Chinas, die zusammen ungefähr 45 Millionen Einwohner zählen. Der größte Theil der Paters lebt dort auf vereinzelten Punkten als Seelsorger

thätig, und dieses Zusammenleben mit den Chinesen, Hunderte von Meilen im Inneren des Landes, wohin andere Europäer kaum jemals den Fuß gesetzt hatten, machte es nothwendig, die landesübliche Kleidung anzunehmen. Außerdem erwies sich diese Maßnahme den Zwecken der Mission sehr förderlich.

Bisher sollen, wie uns die Paters erzählten, durch ihre Thätigkeit 68.000 Chinesen für die katholische Religion*) gewonnen worden sein; der größte Theil dieser Bekehrten lebt in Schanghai und Umgebung.

---

*) An Versuchen, das Christenthum in China einzuführen, hat es nicht gefehlt. Eine 1524 aufgefundene Steinplatte mit dem kurzen Inhalte der Christenlehre in chinesischer und syrischer Sprache, deutet auf eine bereits zu Anfang des VII. Jahrhunderts stattgehabte Missionsthätigkeit. In großartigem Maßstabe wurde diese 1582 durch den Jesuitenpater Matthäus Ricci wieder aufgenommen und später durch den kölnischen Jesuiten Adam Schall fortgesetzt. Im Gewande eines buddhistischen Bonzen wußte der erstere sich im Lande heimisch zu machen, bis er nach jahrelangen mühsamen Studien dieses mit dem Kaftan des chinesischen Gelehrten vertauschte. Seine Geschicklichkeit als Mathematiker und Astronom eröffnete ihm den Hof, und nun begann er eine staunenerregende Missionsthätigkeit. Er huldigte im weitesten Sinne der Accommodationstheorie; so gab er den chinesischen Götzenbildern die Namen katholischer Heiligen und ließ die getauften Chinesen ruhig zu den alten Schutzheiligen beten. Seine Gefährten sammelten täglich die über Nacht ausgesetzten Kinder, nahmen Pathenstelle bei denselben an und tauften Gesunde und Kranke, Halbtodte und Todte (?). So wuchs die Zahl der durch die Jesuiten bekehrten Chinesen ins Ungeheuere. Es mehrten sich die Kirchen. In der Provinz Kjangsi allein sollen damals über 90 katholische Kirchen erbaut worden sein. — Als später durch die Missionsthätigkeit der Franziskaner und Dominikaner der Gegensatz zwischen christlichem und chinesischem Wesen sich schroff hervorkehrte, suchten sich die Kaiser der eingedrungenen Religion durch die blutige erste Christenverfolgung (1772) und die Verbannung der Jesuiten (1773) zu entledigen. Erst der Opiumkrieg öffnete mit dem Frieden zu Nanking (1842) auch das „Reich der Mitte" aufs Neue der Missionsarbeit. Die katholische Mission hat auf diesem Gebiete den weitesten Vorsprung; die Gesammtzahl der Bekehrten wird mit 325.000 angegeben, die unter 20 Bischöfen stehen. Die evangelische Missionsthätigkeit begann erst 1807. Der Engländer Morrison und der Deutsche Gützlaff (seit 1831) haben sich neben ihrer eigentlichen Berufsthätigkeit um die Kenntniß des Landes hochverdient gemacht. Evangelische Christen zählt man etwa 100.000. (Nach Hummel und C. Müller.)

Eine freundliche Einladung der Paters, sie in ihrer Residenz zu Sü-kia-wei zu besuchen, nahmen wir mit viel Vergnügen an, da uns dadurch die Gelegenheit geboten war, nebenbei auch das Landesinnere kennen zu lernen. Das Wetter war zur Ausführung dieser Partie sehr günstig, und so beschlossen wir, noch am selben Tage den Ausflug zu unternehmen. Als Zusammenkunftsort wurde die prachtvolle katholische Kathedrale von Tong-Kadú (in der französischen Concession), in deren Nebengebäuden unsere Paters abgestiegen waren, gewählt. Diese Kirche soll das schönste Gotteshaus in ganz China sein; sie wurde in den Jahren 1846 bis 1852 aufgebaut und die Kosten durch freiwillige Beiträge bestritten. Es wurde uns gesagt, die Kirche hätte mehr als eine halbe Million Gulden gekostet; diese Summe ist für chinesische Arbeitsverhältnisse eine enorm große, und gestattete es deshalb, eine großartige und imposante Anlage zu wählen und die Kathedrale mit vielem Pomp auszustatten. Die Orgel derselben ist vor vielen Jahren von einem Laienbruder der Mission aus Bambusstäben gebaut worden und soll in der Tonstärke und Tonart den gewöhnlichen Orgeln in nichts nachstehen.

Sü-kia-wei ist von Schanghai aus in fünf Viertelstunden per Wagen zu erreichen; auf guter Straße durchfährt man die unabsehbare Ebene, die, einem riesigen Garten gleichend, den Lauf des Yang-tse und jenen des nördlich desselben fließenden Riesenstromes Hoan-ho bis tief in das Innere Chinas begleitet. Reisfelder und Baumwollplantagen wechseln mit frischgrünen Parkanlagen ab, kein Stückchen Landes liegt brach und in den Feldern wird fleißig gearbeitet. Chinesische Mädchen in dunkelblauen Anzügen, die jugendlichen Gesichter von großen Strohhüten beschattet, sammeln die blendend weiße Wolle von den niedrigen Stauden, die in schnurgeraden Reihen angepflanzt sind; in den stark bevölkerten Dörfern, welche unser Wagen durchrollt, sind ganze Familien mit dem Sortiren, Trocknen und Verpacken dieses kostbaren Productes beschäftigt. Aus dem großen Reichthum an Wolle, den wir sahen, und aus den fröhlichen Gesichtern der damit beschäftigten Frauen und Mädchen schlossen wir, die Ernte müsse gut ausgefallen sein. Wie gesagt, es gab

viel zu thun; bei manchem Mädchen, das mit ganz entblößtem Oberkörper arbeitete, befürchteten wir, sie werde sich neben unseren Blicken auch noch eine Erkältung zuziehen. Ich hörte, die chinesischen Mädchen seien bis zu ihrer Verheiratung, so lange sie gegen Niemanden eine Verpflichtung übernommen haben, völlig frei in ihren Handlungen; dies erleichtert den Mädchenhandel, der in China unglaubliche Dimensionen angenommen hat. Selbst Eltern verschachern ihre Töchter, ohne Gewissensbisse zu empfinden. In Schanghai erfreuen sich die Mädchen von Sutschau eines besonderen Anklanges bei der jeunesse dorée; es ist zur völligen Modesache geworden, ein solches Geschöpf zu besitzen. Diese Art „Mädchensport" soll aber recht kostspielig sein, nachdem unglaubliche Summen für die Toilette dieser Damen, die nach unseren Begriffen nicht einmal hübsch zu nennen sind, aufgewendet werden müssen, um sie zufrieden zu stellen und dem herrschenden bon ton gemäß mit ihnen paradiren zu können. Abweichend von der allgemeinen Sitte, tragen die Sutschau-Mädchen außer der gewöhnlichen Coiffure noch einen Haarschmuck aus frischen und kostbaren Miniaturblumen, welche, unbeschadet der Jahreszeit, tagtäglich gewechselt werden.

Der Eindruck, welchen die chinesische Frauenwelt auf mich hervorbrachte, war im Allgemeinen kein besonders günstiger und blieb hinter den Vorstellungen zurück, die mir vom schönen Geschlechte des himmlischen Reiches vorgeschwebt waren. Obgleich die Gestalt einzelner Frauen die mittlere Größe überschreitet, so ist doch Kleinheit der Figur vorherrschend. Ihre äußere Erscheinung ist unzierlich, ich möchte fast sagen unweiblich und ebenso durch und durch prosaisch, wie es die Natur des Chinesen ist. Die Kleidung, welche keinen Vorzug des Körpers zur Geltung gelangen läßt, ist im ganzen Reiche gleich und geschmacklos. Eine schwarze Jacke, bis in die halbe Höhe der Beine reichend, und vorne durch eine Reihe von Knöpfen geschlossen, bedeckt glatt und ohne Faltenwurf den Oberkörper, während ein kurzes Kleid, das die Form sehr breiter Beinkleider hat, die Toilette vervollständigt. Ein besonderes Gesetz ordnete diese Tracht, welche nur in dunklen Farben (meist schwarz) getragen wird, allen

Frauen und Mädchen des ganzen Landes an. Man sieht daraus, daß in China der bei uns so verheerend auftretenden Kleidermode von staatswegen kein Spielraum gegönnt ist. Hingegen wissen die Chinesinnen sich durch die reichsten Schmuckgegenstände, mit welchen sie sich oft überladen, und durch kostbares Pelzwerk so zu entschädigen, daß sie ihren Eheherren genügende Sorgen bereiten. Die Gesichtszüge der Chinesinnen kann man nur unbedeutend nennen, ihr Gesicht ist von auffallender Rundung, zwischen den hohen Backenknochen liegt eine kleine, eingedrückte, an der Wurzel flache Nase, der Mund ist meist groß mit fleischigen, aber nicht wulstigen Lippen; die Augen stehen scheinbar schief, sie sind langgeschlitzt und haben sehr schwache Wimpern. Als besondere Frauenschönheit gilt in China eine ausgesprochene Fettleibigkeit. Beim Manne ist ein dicker Körper das Zeichen besonderer Würde, lange Ohren aber sind von vermeintlicher Weisheit unzertrennlich!

Die Hände und Füße der Chinesinnen sind sehr klein. Die Wohlhabenden beiderlei Geschlechtes glauben den Müßiggang, welchem sie huldigen, auf keine bessere Art der Mitwelt zu zeigen, als indem sie sich die Fingernägel bis zu 10 und noch mehr Centimeter Länge wachsen lassen; diese Geschmacklosigkeit stellt sich kühn an die Seite der verstümmelten Frauenfüße.

In Schanghai sahen wir ein junges Tataren-Mädchen, welches schön zu nennen war; ich glaube aber, ihr Blut sei nicht ungemischt gewesen.

Auf die Pflege der Kopfhaare wird eine große Sorgfalt verwendet; die Ordnung der Coiffure ist das erste Geschäft der Frau, ebenso wie beim Mann das Tagewerk mit dem Flechten des langen Zopfes beginnt. Die Frisur einer vornehmen chinesischen Dame ist ein Kunststück; ihr Haar wird zu Schmetterlingen, Vögeln, Blumen und in andere Formen, die höchstens unsere Witzblätter gelegenheitlich auszudichten vermögen, geflochten, und so repräsentirt denn ein dergestalt aufgeputzter Frauenkopf einen förmlichen Extract echter Chineserei.

Die Straße nach Sü-kia-wei führte uns oft längs eines der breiteren oder schmäleren Schiffahrts-Canäle, die in großer Zahl die ganze

Ebene durchschneiden und ebenso für die Bewässerung der Felder wie als Hauptverkehrswege von großem Nutzen sind. Aeußerst sinnreich ohne Mörtel construirte Steinbrücken, die aus einem Systeme mächtiger Granittrilythen bestehen, wie man solche an assyrischen und altägyptischen Bauresten vorfindet, verbinden die Uferseiten. Diese Brücken müssen ein hohes Alter haben, das Material zu ihrem Baue dürften wahrscheinlich die Saddle-Eilande an der Yang-tse-Mündung geliefert haben. Auf den Canälen gibt es ein lebhaftes Treiben: ganze Karavanen beladener Lastboote, schwimmender, stark besetzter Omnibusse für den Personenverkehr und schneller Postboote ziehen vielfach sich kreuzend und begegnend an uns vorbei. Die letzteren zählen unter die interessantesten Einrichtungen dieses merkwürdigen Landes. Lange schmale Boote, mit einem gedeckten Raume in ihrer Mitte, der zur Aufnahme der Postsendungen dient, vermitteln diese Fahrzeuge den Postverkehr zwischen den Städten Chinas. Sie sind Eigenthum besonderer Postunternehmungen, welche selbstverständlich unter keinerlei Staatscontrole stehen, aber, wie man mir sagte, mit einiger Verläßlichkeit arbeiten. Nur zwei Mann bilden die Bemannung der flinken Fahrzeuge; einer derselben rudert, während der andere rastet, so daß keine Ruhepausen nothwendig werden und die Fortbewegung eine ziemlich rasche verbleibt. Eigenthümlich ist hiebei die Art des Ruderns; das breite Ruder wird nämlich mit den beiden Füßen bewegt, wobei der Mann eine halb liegende Stellung annimmt und in dieser Lage eine größere Kraft auszuüben vermag, als durch die Muskelkraft der Arme. Es gehört einige Uebung dazu, aber ich erwähnte schon früher, wie z. B. die Malayen von ihren Füßen einen umfassenderen Gebrauch machen als wir; bei den Chinesen sehen wir diese Erscheinung für das praktische Leben in noch anderer Art verwerthet. Zum Steuern des Bootes dient ein kurzes Ruder, das leicht zu regieren ist. Im Inneren des Landes, und zwar in solchen Gebieten, wo es keine Wassercanäle gibt, wird der Postverkehr durch Schnellläufer vermittelt. Wichtige Staatsacte werden noch heutzutage in der erwähnten Weise befördert, und ist dieses Postsystem für einen möglichst schnellen Verkehr eingerichtet.

Der große Häusercomplex von Sü-kia-wei mit dem dunklen Baumschmucke seiner reichen Gartenanlagen hob sich schon von weitem am lichten Gewölke des Horizontes ab; das schloßartige, dreistöckige Hauptgebäude der Mission überragte um ein Bedeutendes alle Zu- und Anbauten, welche durch die Erweiterung der Missionsthätigkeit mit der Zeit entstanden



Typen aus Schanghai: Ein Sutschau-Mädchen.

waren. Es schien, als näherten wir uns einer kleinen europäischen Stadt, denn so ausgedehnt ist die Anlage dieser Christen-Colonie. Von armseligen chinesischen Dörfern umgeben, die aus unansehnlichen und schmutzigen Hütten bestehen, gewährt sie einen recht freundlichen und wohlthuenden Anblick; ein nicht unbedeutender Wohlstand macht sich in den geringsten

Einzelnheiten geltend. Thatsächlich zählt die Mission zu den reichsten derartigen Anstalten und verfügt über sehr bedeutende Einkünfte.

Wir wurden mit großer Zuvorkommenheit empfangen und in den großen Rathsaal geführt, wo uns der von unserer Ankunft bereits unterrichtete Prior erwartete. Eine hohe, ebenso elegante wie würdige Gestalt, erschien mir der ehrenwerthe Prior, dessen ausdruckvolles Gesicht ein



Typen aus Schanghai: Ein Tataren-Mädchen.

schwarzer Vollbart umrahmte, weit eher als Weltmann, denn als geistlicher Vorstand einer mächtigen Religionsgesellschaft. Bei unserer Vorstellung fand er Gelegenheit, uns seiner besonderen Befriedigung und Freude zu versichern, Officiere der mächtigen österreichisch-ungarischen Monarchie bei sich zu sehen.

Nach einem uns servirten Imbisse lud uns der Prior zur Besichtigung der Mission ein. Im Rathsaale, dessen Wände feine Kupferstiche mit biblischen Darstellungen zieren, fesselte das lebensgroße Standbild des heiligen Ignatius Loyola unsere Aufmerksamkeit.

„Das ist der heilige Ignatius, unser Schutzpatron," sagte mir einer der Paters, die uns das Geleite gaben, und setzte in leichtem scherzenden Tone hinzu: „Sie sind hier — Sie wissen es doch — unter Jesuiten. Aengstigen Sie sich?" Ich versicherte ihn, gleichfalls scherzend, mich beunruhige der Gedanke, im Schlosse der Jesuiten zu sein, durchaus nicht.

„Und doch ist eine solche Frage jetzt sehr zeitgemäß," meinte der Pater, „in Deutschland zum Beispiel fürchtet man uns und hatte unseren Brüdern arg mitgespielt, in Frankreich geht es allerdings besser . . . . . . aber diese unglückselige Republik . . . ."

„Was verschlägt dies," entgegnete ich, „Sie treiben ja hier doch keine Politik."

„Gott bewahre," sagte ernsthaft der Pater, „wir sind von unseren Berufsgeschäften vollauf in Anspruch genommen . . . . . ."

„Das will ich gerne glauben, und dann schwärmen Sie gewiß nicht für die Republik."

„Sicherlich nicht . . . . . ." antwortete er, „ich bin ganz Frohsdorf . . . . . ganz für Chambord! . . . ."

Später sprachen wir auch über Freiherrn v. Hübner, welcher die Mission vor drei Jahren besucht hatte, desgleichen wurde seines geistreich geschriebenen Werkes „Promenade autour du monde" (Paris 1873) erwähnt. Freiherr v. Hübner erfreut sich in Sü-kia-wei der wärmsten Sympathien; hingegen hört man seinen Namen in japanischen Regierungskreisen nicht gerne, und wer sein Werk kennt, in welchem er einzelne japanische Functionäre sehr arg und erbarmungslos kritisirt, ja selbst dem Mikado mit vielleicht undiplomatischen Aeußerungen zu Leibe rückt, der wird es begreifen, warum man Freiherrn v. Hübner in Japan abhold ist. Hätte der dortige Premierminister Sanjo oder gar der Mikado geahnt, von einem europäischen Staatsmanne derartig beurtheilt zu werden, sie hätten

es gewiß vermieden, an denselben im Sinne asiatischer Höflichkeit — die nicht als baare Münze zu nehmen ist — die Bitte zu stellen: „Veuillez me donner vos conseils sur l'art de gouverner; car j'occupe un grand poste, et j'ai encore peu d'expérience.“ *)

Wir durchschritten die Schulen, wo Chinesen-Knaben und -Mädchen in der Muttersprache Unterricht erhalten; dort geht es sehr lärmend zu, nachdem jeder Schüler unabhängig von den andern die chinesischen Silben mit lauter Stimme hersagt. In den Missionsschulen wird auch Französisch und Englisch gelehrt. In einem Nebengebäude zeigte man uns die eben in der Aufstellung begriffenen naturhistorischen Sammlungen, mit welchen sich ein gelehrter Pater beschäftigt; wir sahen die Kirche und bewunderten die prächtigen Holzschnitzereien, die sie enthält. Auf einer kleinen, künstlich hergestellten Erhöhung des Parkes steht, von den andern Gebäuden isolirt, das Observatorium, welches die neuesten selbstregistrirenden Apparate für meteorologische Beobachtungen enthält, ebenso wird dort in Astronomie tüchtig gearbeitet. Dies Observatorium ist neben seiner gediegenen Ausstattung an Instrumenten und seiner vorzüglichen Leitung die erste wissenschaftliche Anstalt in ganz Ostasien.

Die Missionsbibliothek ist ziemlich reichhaltig und besitzt, nebenbei gesagt, die große Menge aller von Jesuiten herausgegebenen Werke. In der Abtheilung für chinesische Literatur zeigte man uns einige berühmte altchinesische Werke, so eines über Astrologie mit gemalten Zeichnungen. Nichts ist einfacher als die Theorie dieser chinesischen Astrologie. Ihre Entwicklung ist mit jener des „echt ägyptischen Traumbüchels" nahe verwandt. Sieht man z. B. die Sonne mit einem schwarzen Fleck außerhalb der Scheibe, so bedeutet das: „Die Reiter werden siegen." Geht ein Regenbogen mitten durch die Sonne (!), so wird Hungersnoth eintreten, oder sieht man drei Spieße unter der Sonne, so sterben alle Fische im

*) Freiherr v. Hübner: „Promenade autour du monde“. Paris 1873. — Die oben angeführte Stelle in deutscher Uebersetzung: „Wollen Sie mir Ihre Rathschläge über die Kunst des Regierens geben, denn ich bekleide eine hohe Stellung und besitze noch wenig Erfahrung.“

Lande! Das letztere Phänomen soll, so heißt es, noch niemals gesehen worden sein, und dies kann man anstandslos glauben. Weit mehr interessirte mich die alte, aber vortreffliche Karte des chinesischen Reiches, welche im XVII. Jahrhunderte von der später vertriebenen Jesuiten-Mission auf Grund genauer Forschungen und Observationen entworfen und lithographisch vervielfältigt worden war. Noch jetzt ist sie die Grundlage für die politische Eintheilung des Landes, und nach ihr ist das meiste, was wir über die orographischen und topographischen Verhältnisse dieses riesigen Reiches wissen, in unsere Karten übertragen worden.

Ein besonders werthvolles Stück der Bibliothek und gleichzeitig ein Geschenk des Kaisers von China ist ein großes Album mit schönen Stahlstichen, auf welchen die Mandschu-Kämpfe bei Eroberung Chinas meisterhaft dargestellt sind. Das jetzt seltene Werk ist sehr umfangreich, und wurde, wenn ich nicht irre, unter Ludwig XIV. von französischen Meistern gestochen.

Die Zeit unseres Aufbruches rückte heran; wir mußten darauf verzichten, einen weiteren Theil der Mission, und zwar das Waisenhaus und das Mädchenpensionat, welche Anstalten unter der Obhut französischer Carmeliterinnen stehen, zu besuchen. Im Waisenhause werden Kinder, vom zartesten Alter des Säuglings angefangen, aufgezogen; entweder bringen sie arme Eltern (chinesische Christen) dahin, oder aber werden sie von der Straße aufgelesen. Leider herrscht in China die barbarische und vom Gesetze geduldete Unsitte des Aussetzens neugeborener Kinder; erbarmt sich eines solchen verlassenen Wesens keine mitleidige Hand, so geht es elend zu Grunde. Hie und da sahen wir an der Straße runde, kaum zwei Meter hohe, gemauerte Behälter, in welchen man die Leichen der ausgesetzten Kinder sammelt. Es wurde von Reisenden öfter versucht, den in Rede stehenden Kindesmord in das Bereich der Phantasie zu versetzen, indem das so geregelte Familienleben der Chinesen und die Elternliebe als wichtiges Gegenargument hingestellt wurde; die Thatsachen sprechen jedoch gegen eine solche Inschutznahme. Allerdings wird die Kindesweglegung nur von sehr armen Eltern und gewöhnlich nur dann

verbrochen, wenn es sich um krüppelhafte Geschöpfe und bei sonstigem Kindersegen um — Mädchen handelt; aber deshalb existirt sie dennoch, wie es die humanitäre Anstalt in Sü-kia-wei beweist.

Durch die Vielseitigkeit ihres Wirkens, worunter ihre wahrhaft humanitären Bestrebungen und wissenschaftlichen Forschungen, die fast jeden Zweig des Wissens umfassen und eine besondere Würdigung beanspruchen können, erlangte die Mission einen nicht unbedeutenden Einfluß unter der großen Zahl der von ihr materiell und moralisch Abhängigen. Am größten ist er vorderhand im Gebiete ihrer Niederlassung; allein ebenso wie es ihren Brüdern in früheren Jahrhunderten gelang, die Machtsphäre weit in das Innere Chinas auszudehnen, ebenso wird es — man kann dies mit einiger Zuversicht behaupten — mit der Zeit auch der jetzigen Mission gelingen.

Faßt man die Thätigkeit der Missionsbrüder zusammen, so muß man eingestehen, daß ihr Wirken ein segensreiches ist. Welche Tendenzen sie in der Zukunft auf ihrem gegenwärtig in Vorbereitung begriffenen Terrain auch immer verfolgen werden, den Verhältnissen Chinas gegenüber kann ihre Thätigkeit doch nur immer einen Fortschritt bezeichnen, und in diesem Sinne verdienen sie unsere Anerkennung.

Die nicht bedeutende Entfernung Sü-kia-weis von Schanghai, die gute dahin führende Fahrstraße, endlich auch die überaus freundliche Aufnahme, die Jedermann in der Mission findet, machen sie zu einem oft besuchten Ausflugsort für die Residenten Schanghais. Häufiger noch werden Wasserpartien auf den Canälen bis tief ins Innere des Landes unternommen. Dazu benützt man eigens gebaute sogenannte Hausboote, das sind breite Fahrzeuge mit einer bequemen Kajüte, in welcher zwei, drei und mehr Personen recht behaglich untergebracht werden können. Der chinesische Koch, Lebensmittel, ein respectabler Flaschenkeller und der eigene gute Humor sind die Garantien für eine gute Unterhaltung während der gewöhnlich zweitägigen Partie über die Sonntagsferien. Immer ist es eine Jagdpartie (Shutting-party); gejagt wird gewöhnlich — die Herren Jäger werden meine Indiscretion wohl verzeihen — sehr

wenig, das heißt nicht sehr lange, dafür vergnügt man sich auf die mannigfachste Art und athmet die würzige Landluft nach Herzenslust ein. Dies ist ein Genuß, welchen selbst die reichen Geldfürsten des Platzes, die während der Woche kaum die Zeit haben, ihre Comptoirs oder Magazine zu verlassen, entbehren müssen.

Für Jagdliebhaber bietet die Umgebung Schanghais außerordentliche Genüsse. Der Reichthum an Wild ist so groß, daß zur Jagdzeit die Fremden von fast ganz Ostasien ihren Bedarf an Wild aus Schanghai beziehen. Fasanen sind in großen Mengen vorhanden; sie richten mitunter viel Schaden an, dann gibt es auch andere Hühnerarten, und selbst Rehe. Dieser für den Jagdsport überaus günstige Wildstand erklärt sich daraus, daß die Chinesen den Genuß des Wildes verschmähen.

In Schanghai — wie überhaupt in Ostasien — herrscht unter den deutschen Residenten eine kleine Unsitte, indem der so schönen deutschen Sprache bei jeder Gelegenheit unglaublich viele englische Worte eingemengt werden. Hier ein kleines Muster, das mir im Gedächtnisse geblieben ist. Einer unserer Bekannten lud mich folgenderweise zu einer der oben beschriebenen Partien ein: „Nicht wahr, Sie sind dabei," so sagte er, „wir machen eine shutting-party up country mit einem houseboat, natürlich half part — das werde ich schon managen, — wir starten Sonnabend, und ich hole Sie, before daylight von Ihrem man of war ab. Das wird ganz fair sein!" *) Dem gegenüber erscheint der Hamburger oder Bremer, welcher vom ankommenden steamer spricht, geradezu als Sprachreiniger, und selbst dem Triester „Antonio" Schwarz oder „Giovanni" Beinknopf verzeiht man nebst ihrem „Vapore" auch noch das, was sie an ihren Taufnamen verbrochen haben! Dem unbeschadet gestaltete sich unser Verkehr mit dem deutschen Kaufherrnstand in Schanghai, Herrn Niessen obenan, auf die freundschaftlichste Art; wir können mit besonderer

*) Up country = über Land; — managen (deutsche Aussprache menedschen), Corrumpirung vom englischen manage = handhaben, leiten; — before daylight = vor Tagesanbruch; — man of war = Kriegsschiff; — fair = schön, artig; — steamer = Dampfer = Vapore.

Befriedigung die liebenswürdige Aufnahme hervorheben, die uns zu Theil wurde, und wie sehr wir dieses Entgegenkommen werthschätzen.

Herrn Rudolf Ritter v. Schlick*), unserm Consul, sowie Herrn J. Haase, dem officiellen Interpreten des Consulates, verdanken wir in erster Linie vielerlei Informationen über Land und Leute, abgesehen von anderen Zeichen unermüdlicher Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit, in welchen sich diese Herren gefielen, um uns gleichzeitig angenehm und nützlich zu sein. Diesen Zweck erreichten sie vollkommen, und gewiß werden es meine Reisegefährten gerne anerkennen, wenn ich diese erfreuliche Thatsache in dankbarer Erinnerung an dieser Stelle ausdrücklich betone. Ebenso trug das freundschaftliche Einvernehmen, welches unter den Fremden überhaupt, besonders aber im Schooße des Consularcorps von Schanghai herrschte, wesentlich dazu bei, anregend auf uns einzuwirken. Recht angenehme Stunden verbrachten wir im Hause unseres Consuls, wo eine von ihm etablirte Consulsmesse die Mahlzeiten hielt; wir fanden dort Herrn Aneke, den deutschen Consul; Herrn Redding, den Consul Rußlands; Herrn Kronfeld, den Secretär des holländischen Consulates. Herr Haase, welcher erst vor kurzem eine liebenswürdige Lebensgefährtin aus Mauritius heimgeführt hatte, hielt eigenes Haus. Seine Frau, eine Engländerin, ist in der Capstadt geboren und in Mauritius erzogen. Sie sah ihr Vaterland England noch niemals, und sehnte sich sehr darnach, es einmal kennen zu lernen. Möge ihr Wunsch baldigst in Erfüllung gehen.

Noch eines anderen geborenen Oesterreichers, der uns in Begleitung des Herrn Schlick bei unserer Ankunft in Wusung entgegengefahren war, muß ich hier erwähnen. Es ist Herr v. Fries, ein junger liebenswürdiger Mann, der von seiner Dienstzeit als Einjährig-Freiwilliger der Kriegsmarine her einige unserer Officiere kennen gelernt hatte. Hier trat er uns als Beamter des chinesischen Custom-house (Zollamt) entgegen.

*) Ritter v. Schlick ist 1875 als Gerant des Generalconsulates nach Tunis versetzt worden. Er sowie Herr Haase sind geborene Oesterreicher. — Seit Mai 1877 ist Ritter v. Schlick als Consul in Jassy thätig.

Vor einigen Jahren übergab die chinesische Regierung die Verwaltung der Zölle an einen Engländer, nachdem sie trotz der ausgedehntesten Maßnahmen gegenüber der Unredlichkeit der chinesischen Beamten keinen Ertrag erzielen konnte. Dieser General-Zollinspector Mr. Hart besetzte seither die wichtigsten Stellen durch intelligente Fremde, welche zu diesem Berufe die Eignung besitzen, und trachtet darnach, überhaupt alle Zollämter durch Europäer verwalten zu lassen. In diesem Sinne stellte er auch unserer Regierung das Ansuchen, den Eintritt von Oester-



Eine chinesische Gerichtssitzung.

reichern vermitteln zu wollen. Dem wurde entsprochen, und Herr Fries nebst einem andern Oesterreicher durch die Wiener Handelskammer in Vorschlag gebracht. Wie ich höre, sollen 1877 wieder zwei Oesterreicher im chinesischen Custom-house aufgenommen worden sein.

Das Custom-house zahlt — einem sehr praktischen Gedanken folgend — die Beamten so glänzend, daß sie in vollständiger Unabhängigkeit von materiellen Sorgen ihrem Berufe nachkommen können und jede Vermuthung ihrer Bestechlichkeit ausgeschlossen bleiben muß. Von Mr. Hart

angefangen, der einen Gehalt jährlicher 150.000 Gulden bezieht, bis zum letzten europäischen Beamten, der noch immer ungefähr 5000 Gulden erhält, leistet das Beamtencorps die ersprießlichsten Dienste; Beweis dessen das Steigen der Einnahmen während ihrer Verwaltung von Null auf fast 40 Millionen Gulden per Jahr. Als Bedingung für die definitive Aufnahme ist, neben andern erforderlichen Kenntnissen (wobei auch die englische Sprache), die Erlernung der chinesischen Sprache innerhalb zweier Jahre festgestellt. In politischer Richtung ist das gegenwärtige



Strasse mit dem Gerichts-Yamun in Schanghai.

Custom-house von großer Wichtigkeit für die Stellung der Engländer in China, nachdem durch die reichen Einkünfte, welche dem Tsung-li-Yamen (Hofstaat) von Peking daraus zufließen, der englische Einfluß bedeutend gekräftigt und gewissermaßen jenes Abhängigkeitsverhältniß geschaffen wurde, welches Großbritannien jederzeit, an jedem Orte und auf jede Weise hervorzubringen trachtet.

Durch die Vermittlung des Herrn Haase war es uns gegönnt, einer chinesischen Gerichtsverhandlung beim Stadtrichter Tschen beizuwohnen. Unsere Ankunft war vorher mitgetheilt worden, und es scheint, daß Richter

Tschen sich einen „interessanten Fall“ speciell für uns aufgespart hatte. Die Verhandlung fand in einem gedeckten Hofraume des Yamun statt. Der Richter, in der Kleidung eines Mandarins des blauen Knopfes, war ein alter Mann von mittlerer Größe und rüstigem Aussehen; in seinen nicht unangenehmen Gesichtszügen spiegelte sich Herzensgüte ab, und nichts verrieth die unbeugsame Hartherzigkeit, welche ihm nach dem, was wir sahen, ebenso eigen sein mußte wie seinen übrigen Landsleuten. Auf dem Kopfe trug er den mit einem langen, dünnen und horizontal gestellten Federbusch gezierten Hut, welcher in der Form eines einfachen Kugelsegmentes eher einem umgestürzten Waschbecken als der Kopfbedeckung eines Staatsfunctionäres gleicht und die Würde seines Trägers — wenigstens uns gegenüber — nicht genügend hervorzuheben vermag. Unsere Cylinder und „Dreispitze“ werden bei den Chinesen wohl eine ähnliche Wirkung hervorbringen. So fanden wir den Richter auf einer etwas erhöhten Tribune neben den Delegirten der Consulate *) vor einem mit Schriften bedeckten Tische sitzen, an dessen Seite noch ein Polizeibeamter und zwei chinesische Schreiber ihre Plätze eingenommen hatten. Zu Füßen der Tribune standen linker Hand ungefähr zehn chinesische Gerichtsdiener mit kugelsegmentartigen Strohhüten und rothen Seidenbuschen darauf; den Hofraum füllte eine bunte Menge Volkes. Nach kurzer Begrüßung hatten wir uns auf den bereit gehaltenen Sitzen bequem gemacht; es wurde der unausbleibliche Thee und Cigarren gereicht, wir konnten somit recht gemüthlich den Gang der Verhandlung verfolgen, die alsbald begann. Der Richter klatschte zweimal in die Hände. Auf dieses Zeichen wurde der Angeklagte, ein noch junger Mann, durch zwei Gerichtsdiener an den Armen gefaßt, hereingeführt; ein dritter hatte sich des Zopfes bemächtigt, indem er denselben um die Faust geschlungen hielt. Auf einige Schritte Entfernung von der Tribune kniete der Angeklagte,

*) Die Gerichtsverhandlung fand in den Concessionen statt, wo die Aburtheilung solcher Fälle verhandelt wird, welche von in diesen Concessionen angesiedelten Chinesen begangen werden. Das Consularcorps controlirt den Richter durch einen sprachkundigen Delegirten. Es wird jedoch nach chinesischen Gesetzen Recht gesprochen.

mit dem Kopfe die Erde berührend, nieder; so will es das Gesetz. Der junge Mann ist des Diebstahls angeklagt, er gesteht reumüthig sein Verbrechen ein.

Richter: „Du hast gestohlen."

Angeklagter: „Ja, Licht der Weisheit."

Richter: „Du hast eine Eisenstange gestohlen."

Angeklagter: „Ja, Licht der Weisheit."

Richter: „Du thatest Unrecht zu stehlen, weil der Diebstahl gestraft werden muß. Sehe zu, theurer Sohn, und stehle nicht mehr, denn das Stehlen ist gegen die Gesetze des Reiches. Damit Du es aber nicht vergißt, erhältst Du jetzt achtzig Bambushiebe."

Während der Richter dem Angeklagten diese Auseinandersetzung in strengem Tone hielt, wurde er von den Gerichtsdienern, die ihm in die Rede fielen und auch den Angeklagten anschrien, häufig unterbrochen, so daß diesem bei solchem Stimmengewirre recht ängstlich zu Muthe ward; gleichzeitig verrieth ein lebhaftes Gemurmel der Zuschauer, daß sich der Ausspruch des „Lichtes der Weisheit" auch ihrer Zustimmung erfreue.

Nach der auf diese Art bewirkten Aburtheilung führten die Gerichtsdiener den Angeklagten ab. Nun folgte ein anderer Fall, nämlich die Klage eines unmoralischen Mädchens, welches einen Mann beschuldigte, ihr eine falsche Münze anstatt einer echten eingehändigt zu haben.

Richter: „Hat Dich dieser Mann hier betrogen?"

Klägerin: „Ja, weiser Vater, er hat mich betrogen."

Richter (zum Beschuldigten gewendet): „Hast Du dieses Mädchen hier betrogen?"

Beschuldigter: „Nein, ich habe sie nicht betrogen." (Lebhaftes Gemurmel.)

Richter (zur Klägerin): „Kannst Du beweisen, betrogen worden zu sein?"

Klägerin: „Nein, weiser Vater, ich kann es nicht beweisen."

Richter: „Höre, meine Tochter, wenn Du etwas nicht beweisen kannst, so komme nicht zu Gericht, darüber zu klagen, Du ziehst Dir

sonst Strafe zu. Gehe in Frieden." (Gemurmel des Beifalls und Schreien der Gerichtsdiener.)

Die Gerichtssitzungen finden gewöhnlich Vormittags statt, die Aburtheilungen werden aber am Nachmittage zur Ausführung gebracht. Richter Tschen glaubte uns aber einen besonderen Gefallen zu erweisen, wenn er den sofortigen Vollzug der Strafe anordnete. Demzufolge mußte das Volk den Hof räumen, worauf neuerdings der in der erstangeführten Verhandlung beschuldigte junge Mann vorgeführt wurde. Drei Gerichtsdiener stürzten sich auf den armen Verbrecher, nahmen ihn bei Zopf, Armen und Füßen und im Augenblicke war er auf der bereit gehaltenen Bank ausgestreckt. Die Bambushiebe wurden mit großer Schnelligkeit auf die Schenkel applicirt, wozu man die südliche Seite des Verurtheilten entkleidete; so unscheinbar das flache linealförmige Instrument auch aussah, eine so gräßliche Wirkung übte es aus. Schon nach zwanzig Hieben gab es Blut und zu Ende der Execution waren die Fleischtheile förmlich zerfetzt. Natürlich schrie der arme Teufel jämmerlich, aber es nützte ihm nichts, auf Erbarmen konnte er nicht rechnen. — Bambushiebe werden bis zu 600 Stück als gerichtliches Heilmittel verschrieben, wobei die Execution in besonderen Fällen unterbrochen und in Partien getheilt werden kann. Das ist „Bambus auf Raten".

Der barbarischen Art der Züchtigung, die beim weiblichen Geschlechte Anwendung findet, erwähnte ich schon früher; Augenzeugen versicherten, eine solche Abstrafung sei im höchsten Grade ekelerregend und abscheulich. Nach dem, was uns Richter Tschen als Probe seiner Amtsthätigkeit vorführte, gelüstete es keinen von uns, eine andere chinesische Strafart kennen zu lernen, und wir waren froh, den Schauplatz der Brutalität verlassen zu können.

Man führte uns in die Privatwohnung des Richters, wo unsere Vorstellung stattfinden sollte. Richter Tschen empfing uns mit der denkbarst gutmüthigen Miene und voller Complimente; man konnte rasch vergessen, wie sehr er — übrigens unschuldigerweise — Abscheu erregt hatte. In der Mitte einer säulengestützten Halle nahmen wir auf schön geschnitzten Stühlen unsere Plätze ein; Linienschiffs-Capitän Freiherr

v. Oesterreicher auf dem Ehrensitze, der sich durch größere Stabilität auszeichnete. Während wir ungezuckerten Thee schlürften — ein Getränk, an das man sich rasch gewöhnt — bestrebte sich Richter Tschen, seine volle Hochachtung gegen uns zum Ausdruck zu bringen.

Deshalb war die nach chinesischem Gebrauche mit Höflichkeitsphrasen überladene Conversation zwar sehr interessant, aber durchaus gehaltlos. Um sich dabei zurecht zu finden und nicht gegen die Regeln des Anstandes zu verstoßen, müßte man vorerst einen förmlichen Uebungscurs anhören; denn es wird die Anforderung gestellt, den Ideengang des Hausherrn zu errathen und seine hinter Gleichnissen versteckten Complimente zu enträthseln.

„Der Capitän muß gewiß 70 Jahre alt sein," sprach Richter Tschen zu unserem Commandanten gewendet in chinesischer Sprache, und Herr Haase übersetzte dies. Schon wollte der Commandant erwiedern, es fehlen ihm noch viele Lustra auf dies Alter, als ihn der Herr Interpret aufmerksam machte, er müsse sich dankend verneigen, nachdem Tschen damit meine, der Commandant besitze die Weisheit eines Mannes von 70 Jahren. In China gilt der Grundsatz: Je älter der Mann, desto mehr Weisheit müsse er besitzen; dies entspricht den Anschauungen des Confucius, welchem übrigens unser Sprüchwort: „Alter schützt vor Thorheit nicht" gewiß bekannt sein mochte. Um keine Unhöflichkeit zu begehen, mußte man bei den Complimenten tüchtig vorgreifen, dies thaten wir denn auch, indem wir unseren Mandarin versicherten, er müsse zum mindesten 95 Jahre zählen; dies schien ihm große Freude zu bereiten.

Als wir den Gerichts-Yamun verließen, sahen wir im Vorhofe die Gefängnisse; sie hatten keine Fenster, sondern nur Thüren, welche Bambusgitter abschlossen. Das eindringende Licht beleuchtete erbarmungswürdige, abgezehrte Gestalten. Aehnliches und vielleicht noch Barbarischeres sah ich in den Gefängnissen zu Tunis, dort fehlte sogar das Licht, wodurch die Rattenplage, die wohl eine schauerliche Verschärfung einer solchen Haft ist, noch empfindlicher sein mußte als in den chinesischen Kerkern.

Vor dem Thore befanden sich beiderseits zwei durch hohe Gitter abgeschlossene Räume, die von „Sträflingen mit dem hölzernen Halskragen" eingenommen waren. Das ist der chinesische Pranger. Für gewöhnlich ist der sehr peinliche „Halskragen" eine Nebenstrafe, welche den Bambushieben folgt; man verhängt ihn bis zur Dauer mehrerer Tage, während welcher der Verurtheilte selbstverständlich weder liegen noch sich anlehnen kann, da er durch den viereckigen, mehr als $^2/_3$ Meter breiten und schweren Kragen daran gehindert ist. Ebenso bekommt er vom Yamun keine Nahrung; sie muß ihm von seinen Angehörigen gebracht werden.

Den humanitären Bestrebungen unseres Jahrhunderts ist es bisher nicht gelungen, einen Einfluß auf die Gesetzgebung der ostasiatischen Staaten zu nehmen; wahrhaft haarsträubend sind die zulässigen Urtheile und jene Verschärfungen derselben, welche durch einen unerhörten Mißbrauch blutdürstiger Beamten dictirt werden. Der Hungertod, eine oft zur Anwendung kommende Strafe, erscheint gegenüber dem Tode durch Zerstückelung noch als eine Wohlthat. Die Strafe des Zerstückelns ist nur auf Eltern- und Beamtenmord und auf Hochverrath gesetzt, und wird in zwei Graduationen dictirt.

Immer geht dieser Strafe die Scalpirung vorher; dabei wird der Verurtheilte entkleidet auf ein am Schaffot bereit gehaltenes Brett gelegt; der Scharfrichter durchschneidet ihm nun mit einem kurzen Beil die Stirnhaut. Tritt die mildere Strafart ein, so ist der Beilhieb ein stärkerer und hat Besinnungslosigkeit, meistens aber den sofortigen Tod zur Folge. Nun wird die Stirnhaut ergriffen und der Scalp nach Indianerart abgezogen; dem folgt das allmälige Abhauen der Glieder bis zum Rumpfe, worauf die Köpfung den Schluß der eklen Arbeit bildet. Der Kopf des Verurtheilten wird für 48 Stunden, am Orte des Verbrechens auf eine Stange gespießt, ausgestellt. Nicht viel besser sieht es in Japan aus; dort besteht nebst der Köpfung auch die Todesstrafe der Kreuzigung; der Verurtheilte wird mit Hanfleinen an Händen und Füßen an ein Kreuz gebunden und ruht so hängend an einer scharfen Kante auf, welche in der Mitte des Kreuzes horizontal hervorsteht. In gewissen Zeiträumen

erhält er drei Stiche in die Rippengegend; mit dem letzten Stich wird das Herz durchbohrt. Bei mildernden Umständen findet nur ein Stich bis ins Herz statt, dieser wird jedoch — wie mir ein Augenzeuge erzählte — mit raffinirter Langsamkeit vollzogen!

Eine Umänderung des japanischen Strafcodex soll gegenwärtig in Aussicht stehen.

Sir George Staunton, ein anerkannt tüchtiger Kritiker chinesischer Zustände, übersetzte den Strafcodex der Chinesen, und meint, „das Auffallendste bei demselben sei die Klarheit, Logik und der Vernunft entsprechende Abfassung, wie auch die geschäftsmäßige Kürze und Bestimmtheit seines Inhalts, endlich auch die deutliche und maßvolle Sprache, wodurch er sich so wesentlich von den Gesetzbüchern anderer asiatischer Nationen unterscheidet und den europäischen nahe tritt."

Bei all' seinen Vorzügen leidet er jedoch an großen Mängeln, indem die dem Gesetze zu Grunde gelegte väterliche Fürsorge viel zu weit geht, und sich in alle Lagen des Lebens und der Familie einmengt, deren passendster Richter das menschliche Herz allein sein kann. Gleichwie der Codex Verbrechen bestraft, will er auch die Ausübung der Tugend durch Strafen erzwingen; durch die Aengstlichkeit, mit welcher das Gesetz bestrebt ist, alle Möglichkeiten*) in das Bereich der Bestimmungen aufzunehmen, verliert es geradezu die logische Grundlage und gibt dem Richter die unbegrenzteste Willkür bei der Auslegung.

Allein in einer Richtung begegnet man in dem mehrerwähnten Gesetze einer ausgesprochenen Milde, nämlich da, wo es sich um die Bestrafung solcher Mitschuldigen handelt, welche dem Verbrecher durch Familienbande nahe stehen. Dem Ausspruche des Confucius folgend:

*) Nach Davis ist das Erbschaftsrecht nicht nur für Söhne und Töchter, sondern auch für Zwitter im Gesetze bestimmt. Der Sohn erhält einen Theil der Hinterlassenschaft, die Tochter einen halben Theil, der Zwitter jedoch die Hälfte von den Erbtheilen des einen und der anderen, also drei Vierttheile.

Die Anwendung der Tortur zur Erpressung von Geständnissen ist gestattet und dadurch sind der Grausamkeit die Wege geebnet. Eide sind dem chinesischen Gesetze

„Der Vater mag die Vergehen seines Sohnes, der Sohn die des Vaters verheimlichen, dies ist nur Recht," gehen Verwandte und selbst Diener, welche unter demselben Dache wohnen, straflos aus, falls sie die Vergehen ihrer Mitbewohner verheimlichen, ja selbst, wenn sie zu deren Flucht behilflich waren. — Im Ganzen genommen ist der chinesische Codex ein Gemisch schlechter und guter Gesetze, ein Gemenge von Grausamkeit und Milde; ein Gesetzbuch, welches die Bewohner des himmlischen Reiches aller individuellen Freiheit beraubt und in die Rolle kleiner Kinder zwingt.

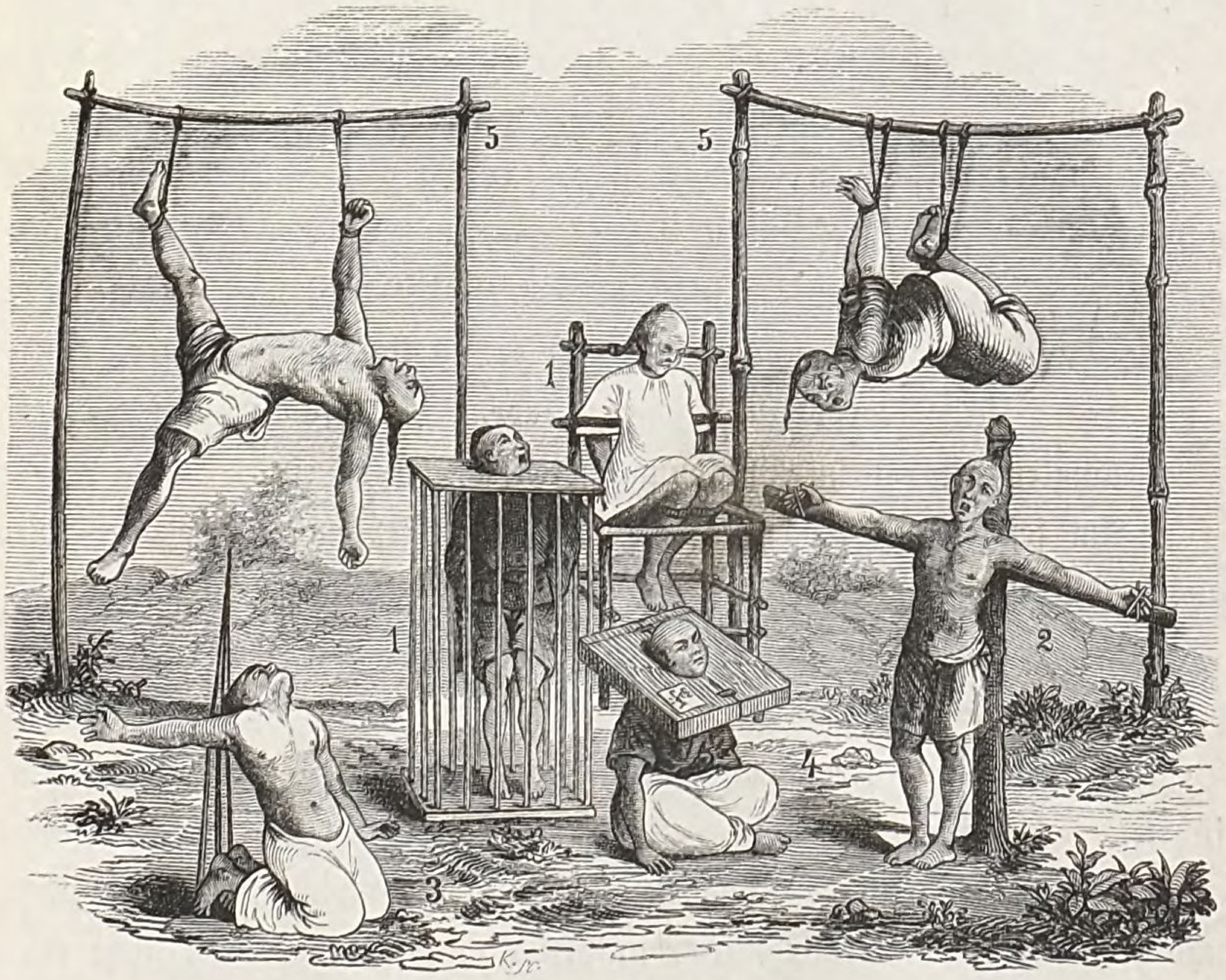
Richter Tschen erwiederte unseren Besuch einige Tage später am Bord der Corvette. Er war in großer Amtskleidung erschienen und wurde deshalb mit allen seinem Range gebührenden Ehren und ich glaube sogar mit Kanonenschüssen empfangen; dies schien seine ausgesprochene Zuneigung für uns nur noch gesteigert zu haben, denn er war hocherfreut, daß sich recht bald eine Gelegenheit fand, die ihm gestattete, seiner Liebenswürdigkeit die Zügel schießen zu lassen. Es lag nämlich in unserem Interesse, an einem echt chinesischen Diner theilzunehmen, um auch diesen Theil des chinesischen Lebens kennen zu lernen. In diesem Sinne äußerten wir uns zu Herrn Haase, welcher ohne unser Vorwissen Richter Tschen von unserem Wunsche verständigte. Wir waren nicht wenig erstaunt, einige Tage später große rothe, mit chinesischen Zeichen beschriebene Papierblätter zu erhalten, welche sich nach deren Uebersetzung als Einladungen zu einem Diner bei Tschen herausstellten. Leider war ich durch den Dienst verhindert, hievon Gebrauch zu machen; allein es fand sich später auch für mich eine Gelegenheit, der culinarischen Künste der Chinesen theilhaftig zu werden.

---

nicht bekannt, aber eine nachgewiesene Lüge wird hart bestraft. Bekannt ist die Todesstrafe durch Entziehung des Schlafes.

Der zum Hungertode Verurtheilte wird in einen Käfig gethan, aus welchem nur der Kopf hervorsieht; diese Käfige haben die verschiedensten Formen, gewöhnlich sind sie so hoch, daß der Verurtheilte eine stehende Haltung einnimmt, in welcher er bis zu seinem Tode verbleibt.

Ich erwähnte schon früher, daß die Visitkarten der Chinesen auf rothem Grunde die Namen enthalten; solche Karten ließ uns Herr Haase jedesmal herstellen, wenn es sich darum handelte, einem hochgestellten Chinesen die Aufwartung zu machen. Die Uebertragung in das Chinesische ist jedoch nicht so einfach als es den Anschein hat, denn der chinesische Name muß eine bestimmte Bedeutung besitzen, die aber gefällig sein und



Chinesische Strafarten.

1 1 und 2 Der Hungertod. — 3 Strafe des Spießens. — 4 Der Halskragen. — 5 5 Tortur und Correctionsstrafen.

dem menschlichen Geschlechte angehören muß. Löwenstein, Ochsenkopf, Schmierer oder gar Knopfloch sind in China undenkbar. Nebst dem soll der übersetzte Name dem ursprünglichen möglichst ähnlich lauten. Diesen Eigenthümlichkeiten folgend, ließ ich mich anstatt „Lehnert" mit dem Namen „Lui-na-ti", d. i. „die sich begegnenden Freunde" vorstellen; eine Uebersetzung, die Herr Haase mit viel Geschick herausgetipfelt hatte.

Durch Herrn Fries machte ich die Bekanntschaft des hochgestellten Mandarins Wong vom Range des „blumigen Korallenknopfes". Wir besuchten denselben in seinem Yamun in der Chinesenstadt. Wong sprach sehr gut englisch, es war ihm sogar durch viele Uebung gelungen, das den Chinesen nicht geläufige „r" sehr gut und kräftig aussprechen zu lernen. Ueberhaupt war er einer der wenigen Chinesen, welche — ob aus Ueberzeugung oder aus Politik bleibe dahingestellt — sich unserem Wesen zu nähern suchten; ich fand in seinem Arbeitszimmer eine nette Bibliothek, die aus meist wissenschaftlichen Werken bestand, dann einen großen Handatlas, einen Globus u. a. Wong war in der Geographie und Geschichte der europäischen Staaten bewandert, vielleicht besser als manches Mitglied unserer „intelligenten Kreise" es über China ist. Durch unseren Besuch geschmeichelt, ließ er es sich nicht nehmen, einen Theil des Officiersstabes zu Tische zu laden, und schon am folgenden Tage langten die rothen Einladungskarten am Bord ein.

Am festgesetzten Tage, es war der 18. September, begaben wir uns, geführt von Herrn Fries — ohne dessen Hilfe wir uns kaum im Gewirre der Chinesenstadt zurecht gefunden hätten — zu Freund Wong, der uns bereits an der Hausthüre erwartete und nach den üblichen Begrüßungen und Freundschaftsbezeigungen in die oberen Gemächer führte. Die Einrichtung des Hauses war in diesem Theile, mit Ausnahme kleiner chinesischer Zugaben, wie Papier-Lampions, Tapetenbilder und eingerahmte Tableaux mit Sinnsprüchen, fast europäisch; nicht einmal der bequeme Schreibtisch fehlte.

Nach kurzer Conversation betraten wir das Speisezimmer; Wong hatte auch zwei chinesische Mandarine, die scheinbar einen tieferen Rang einnahmen als er, eingeladen; so bestand denn die Tischgesellschaft aus acht Personen. Unser Gastgeber entschuldigte sich, er hätte nur ein sehr bescheidenes Mahl bereiten lassen, da es ja doch nur zum „kosten" sei, und er nur bezwecke, uns einen Begriff von den chinesischen Tafelfreuden zu geben. Demungeachtet zählte das Diner mehr als 40 verschiedene Speisen, so daß mir, obgleich ich nur einen Bissen von jeder derselben kostete,

doch im Verlaufe des Essens die ernstlichsten Befürchtungen für die Tragfähigkeit meines Magens aufgestiegen waren. In diesem Unternehmen lag ein nicht geringes Stück von Heroismus, und noch einige Tage nachher kam es mir vor, als ginge ein Mühlrad in meinem — Leibe herum.

Beim Beginne des Diners war der Tisch, an dem wir Platz nahmen, mit kleinen Schüsselchen förmlich bedeckt; jedes derselben enthielt recht appetitlich zurecht gelegte winzige Stückchen Braten, Schinken, Pilze, Obst, Conserven, Dessertbäckereien u. s. w. Das Couvert bestand aus einem kleinen Teller und darauf ein winziges Schälchen, so klein wie die Hälfte einer Kaffeeschale, dann gab es noch eine große Schale mit heißem Thee und ein anderes kleines Schälchen für den „Samtschu", einen aus Reis gebrannten chinesischen „Wein", gleichzeitig das einzige geistige Getränk, welches in China bereitet wird. Auf dem Tische standen einige Porzellanbecher mit den bekannten Eßstäbchen, welche bei Wong aus schönstem Elfenbein ungefähr 25 Centimeter lang gearbeitet waren. In der Handhabung dieser Stäbchen mußten wir uns vorerst unterrichten, wir hätten andernfalls kaum einen Bissen zum Munde bringen können, aber trotzdem blieben wir wahre Stümper gegenüber der Geschicklichkeit der chinesischen Gäste und erregten sehr oft allgemeine Heiterkeit, so daß man uns mitleidig zu Hilfe kommen mußte. Das Stäbchenpaar wird nämlich mit einer Hand so geführt, daß es die kleinen Speisestückchen zangenartig faßt; zum Essen von Tunken bedient man sich eines Porzellanlöffelchens.

Der Gastgeber legte nun jedem der Geladenen unter endlosen Complimenten Bissen der verschiedenen Speisen vor, und auch wir bedienten ihn, wie es die gute Sitte will; dazu wurde Thee und Samtschu geschlürft, endlich als die hervorragendsten Gerichte durchkostet waren, auch noch geraucht. Ich wiegte mich recht gerne in dem Glauben, das Diner sei nun beendet, bald aber belehrte man mich, dies sei nur das Voressen gewesen! Welchem Wahne hatte ich mich hingegeben! Thatsächlich wurde die Tafel abgeräumt und frisch gedeckt. Speise nach Speise trug man

in nimmer endender Folge und aus den wunderbarsten Ingredienzen bestehend, herein, der stets lächelnde Wong legte sie uns vor.

Die chinesischen Gäste und auch der Hausherr rülpsten ohne Unterlaß; dieser Gebrauch, „das Gefühl des Wohlbehagens" anstatt durch die Sprache auszudrücken, durch den minder melodienreichen Magen besorgen zu lassen, ist eine Höflichkeitsbezeigung, von der man sich nicht ausschließen soll, will man nicht — entgegengesetzt wie bei uns — für unartig gelten. Einer der mitgeladenen Seecadeten scheint dies Gebot sehr ernsthaft aufgefaßt zu haben und beeilte sich, die Chinesen rülpsend zu secundiren, wurde aber durch dieselben in seinen musikalischen Talenten bedeutend übertroffen. Während dieses Concertes, das allen Ernstes verbrochen wurde, kostete es uns viel Mühe, das helle Auflachen zu vermeiden. Ich meinte zu Wong, der an meiner linken Seite saß, diese Art Bauchrednerei sei bei uns nicht gebräuchlich; „but's very useful and healthy" (aber es ist sehr zuträglich und gesund), erwiederte er mir. Ich dachte an die Türkei, wo vielleicht dieselben Argumente das Rülpsen zur Landessitte erhoben.

Aus der großen Menge der Speisen, die wir bei Wong kosteten, hebe ich im Nachfolgenden einige der eigenthümlichsten hervor:

Ostindische Schwalbennester*) in einer Brühe mit Hühnerfleisch und Schinken gemengt; diese Speise ist eine große Rarität und darf bei keinem größeren Mahle fehlen. Ihr Geschmack ist unbedeutend; die Schwalbennester sind nudelförmig geschnitten, gallertartig und schmecken nach Knorpel. Es ist Einbildung, wenn man denselben einen Wohlgeschmack beimessen will.

---

*) Die Nester werden aus einer sich im Magen der Schwalben bildenden Substanz von diesen Thieren auf fast unzugänglichen Abstürzen und in Höhlen bereitet. Das Einsammeln der Nester ist eine sehr gefahrvolle Arbeit. Die Südküste Javas ist der Hauptfundort, aber der ganze Sunda-Archipel liefert sie gleichfalls. Die Annahme, daß diese Nester aus den Ueberresten von Fischen gefertigt werden, ist irrthümlich, denn die indischen Schwalben sind Landvögel und fressen niemals Fische. Die weißen Schwalbennester sind kostspieliger als die bräunlichen; für erstere bezahlt man mehr als 50 Gulden das englische Pfund.

Mongolische Baumschwämme in einer leichten Brühe, gallertartig, fast durchsichtig und geschmacklos; ebenfalls große Rarität und sehr theuer bezahlt.

Haifischflossen mit Schinken und Hühnerfleisch in einer Brühe.

Hartgesottene Kibitzeier in einer Brühe.

Pilze mit Bambussprossen, ist ein recht wohlschmeckendes Gericht.

Fleischpastetchen in Mandelmilch, von unsagbarem Geschmacke und nur mit dem Ausspruche „reim' dich, oder ich brich' dich" herunter zu würgen.

Pudding aus Reis mit Liliensamen, Zwiebeln und Mandeln! Gilt als besonderes Kunststück chinesischer Kochkunst.

Angebrütete hartgesottene Hühnereier, schmecken nach leichtem Käse.

Unter den Obstgattungen gab es Seerosenwurzeln, Melonenkerne, Ingwer und Blumenzwiebel, gekochte Erdbeeren und viele Nußgattungen. Unter diesen ist die Gingkonuß (Salisburia adiantifolia), welche von den Chinesen ihrer weißen Schale wegen „paih' kwo", d. i. weiße Frucht, genannt wird, besonders beliebt. Der Form nach gleicht sie etwa großen Rosinen. Beliebt ist auch der Samen des Eibenbaumes (Torreya nucifera); überhaupt sind unter den Früchten die nußartigen und unter den Fleischspeisen die gelatinösen am meisten geschätzt. Diese Vorliebe hindert aber nicht, daß auch gekochte Enten und gesottene Ferkel gerne gesehen werden. Ob man uns auch ein Ratten-Ragout vorgesetzt hatte, fragen Sie mich? Es wäre mir nicht möglich, bestimmte Antwort darauf zu geben; gesagt hat man es uns allerdings nicht; aber zu den vielen formenreichen Speisen, die aufgetischt wurden, konnten möglicherweise auch Ratten ihr Fleisch geliefert haben.

Alle Fleischspeisen waren in dünnen Brühen zubereitet, die mitunter einen recht guten, aber durchaus keinen von Gewürzen stammenden pikanten Geschmack hatten.

Zum Schlusse des Diners, als ich mich nicht mehr im Stande glaubte, auch nur einen Bissen zu mir zu nehmen und als die heterogenen Stoffe meinen Magen in Belagerungszustand erklärten, kam noch eine mächtige Schüssel mit in Wasser gekochtem Reis, begleitet von vier Fleischspeisen, auf den Tisch. Wong, der uns häufig mit Samtschu zutrank, ein Gebrauch, den die Engländer bekanntlich gleichfalls haben, erhob sich nun und sprach ungefähr folgende inhaltsschwere Worte: „Sie haben nun, hochgeehrte Freunde, einen Einblick gewonnen, welche Gottesgaben die Tafel des Reichen zieren, Sie werden auch diese Speise, den Reis, gewiß nicht verschmähen, weil er das armseligste Gericht des Landes ist.“ Gleichzeitig wurden große Schalen herumgereicht, — wir waren in eine Klemme gerathen. Es gilt nämlich als heiligste Pflicht, den Reis, welcher das Ende des Mahles ist, zu essen; nur dadurch beweist man dem Gastgeber volle Hochachtung.

Ich würgte meinen Theil so weit es ging hinab, und holte mir von den rülpsenden Chinesen, zu welchen ich von Zeit zu Zeit hinüberschielte, etwas Muth, um den Anforderungen der Landessitte genügen zu können.

Ich war von dem eben beschriebenen Diner so befriedigt, daß ich mir ernstlich vornahm — bei keinem anderen mehr mitzuwirken. Mein Vorsatz wurde jedoch grausam vereitelt, — drei Tage später saß ich schon wieder in chinesischer Gesellschaft bei Tische; eine Verkettung von Umständen verschaffte mir dies — Vergnügen. Unser Commandant hatte nämlich den Wunsch geäußert, das kaiserlich chinesische See-Arsenal zu besichtigen; diese Andeutung genügte Herrn v. Fries, der sich eben an Bord befand, um sofort dem Arsenals-Commandanten hievon Mittheilung zu machen und die Zeit des Besuches festzustellen.

Freiherr v. Oesterreicher, den ich dabei begleiten sollte, war durch einen Zwischenfall verhindert, die Besichtigung an dem verabredeten Tage vorzunehmen; er ersuchte mich deshalb, seine Stelle zu vertreten. So fuhr ich denn in Gesellschaft des Herrn v. Fries, der unterwegs Vielerlei über die Localverhältnisse Schanghais zu erzählen wußte und sich als unterhaltender Gesellschafter entpuppte, mit einer Dampfbarkasse

des Custom-house flußaufwärts an der Flotte von Dschunken vorbei, die uns mit ihren großen Augen wie eine Herde ungeschlachter antediluvianischer Dickhäuter anstierten, zum See-Arsenale. Die Strecke dahin ist nicht bedeutend (es waren kaum mehr als zwei Seemeilen zu durchlaufen), und da der Strom uns günstig war, erreichten wir recht bald den Landungsplatz. Aehnlich den maritimen Etablissements in der amerikanischen Concession, ist auch hier nur Holz in ausgiebiger Weise verwendet. Ladekrahne, Stapel, selbst ein Trockendock für kleinere Schiffe (bis 50 Meter Länge) und dessen Pumpenhaus sind in Holz ausgeführt; schon daraus würde man die steinarme Gegend ersehen, wenn uns nicht die ausgedehnten flachen Reisfelder und Wollpflanzungen, die uns auch hier umgeben, den Mangel an Baustein noch deutlicher verriethen. Das Eingangsthor zum Arsenal, dessen meist aus Riegelbau construirte Gebäude eine bedeutende Fläche einnehmen, liegt einige hundert Meter vom Flußufer entfernt; ungedeckte Bauholzlager, Koth- und Wasserlachen bilden nicht nur hier ernstliche Annäherungshindernisse, sondern machen auch im Innern des Etablissements das Vordringen recht beschwerlich; nur mit dem Unterschiede, daß dort anstatt Holzstücken ganze Gesellschaften Krupp'scher Kanonen im Straßenkothe herumliegen. Man sagte uns, der deutsche Dampfer „Essen" hätte diese stählernen Verfechter des Rechtes vor kurzem hergebracht; sie seien für die Flotte bestimmt. Wahrscheinlich Grund genug, dieselben schon jetzt die Bekanntschaft des Wassers machen zu lassen. Abgesehen von diesen und ähnlichen Nachlässigkeiten, welchen man auf Schritt und Tritt begegnet und die nur Zeugniß von dem geringen Ernste und dem mehr als bescheidenen Verständniß geben, mit welchem man eine so wichtige Anstalt betreibt, war ich völlig erstaunt, die Anlage derselben nach gesunden, gegenwärtig herrschenden Grundsätzen geplant zu finden. Selbstverständlich ist das Werk keinem Chinesenkopfe entsprungen, sondern die Arbeit fremder Ingenieure, deren Rathschläge man bei jeder ernsten Gelegenheit und besonders dann gerne befolgt, wenn die eigene Unzulänglichkeit mit unwiderstehlicher Beweiskraft sich geltend macht. Auf diese Art verdankt China schon so manche seiner

öffentlichen Bauten dem Talente und der Wissenschaft der „Barbaren", ohne, ungeachtet eines ausgesprochenen Nachahmungstriebes, der seinen Söhnen eigen ist, die Fähigkeit erlangt zu haben, auf dieser Bahn selbstständig vorzugehen.

Das Arsenal steht unter der technischen Leitung zweier englischer Ingenieure, hingegen sind die Meister und Arbeiter durchwegs Chinesen.

Der chinesische Arbeiter, an und für sich sehr geschickt und fleißig, vermag mit Hilfe der guten Arbeitsmaschinen, über welche das Arsenal verfügt, alle ihm als Muster vorgelegten Gegenstände haarscharf nachzuahmen und leistet namentlich in dieser Beziehung thatsächlich Außerordentliches.

Der usuelle Lohn für Schmiede, Schlosser und Maschinenarbeiter ist bei acht täglichen Arbeitsstunden mit 4 Dollars per Woche festgesetzt. Die Meister erhalten ohne Unterschied 14 Dollars wöchentlich, jedoch sind im ganzen Arsenale nur zwanzig Personen dieses Ranges angestellt.

Der Maschinenbau wird in eigener Regie geführt. Eine der sechs Betriebsmaschinen zu je 25 Pferdekraft wurde vollständig durch Arsenalsmittel hergestellt. Bei unserem Besuche wurde im Montirsaale eine Schiffsmaschine von 450 Pferdekraft aufgestellt, die mit Ausnahme der Achsen gleichfalls im Arsenale erzeugt worden ist.

Die Maschinenwerkstätte verfügt über eine bedeutende Anzahl der neuesten Arbeitsmaschinen, ein großer Theil derselben war für Kriegszwecke thätig. Man erzeugte Geschosse für Armstrong- und Krupp'sche Kanonen nebst allen Bestandtheilen der Zündvorrichtungen.

Die Kesselschmieden beschäftigten sich hingegen mit der Herstellung Siemens'scher Seeminen, welche zur Sperre des Whampo-Flusses dienen sollen. Desgleichen wurden 7zöllige Haubitzen gegossen, abgedreht und gebohrt.

Im Arsenale wurde allerwärts tüchtig gearbeitet; in der erst kürzlich eröffneten Gießerei, welche drei Hochöfen, einen Flammofen und zwei Kühlkammern enthält, lagen mächtige Gußformen bereit; unter den beiden Dampfhämmern, deren größerer gegen 4 Tonnen Gewicht hat,

sprühten unter gewaltigen Schlägen glühende Arbeitsstücke, und auch in der „Gewehrfabrik“, wenn man das einstöckige, aber nicht unbedeutend



Die Loong-fu-Pagode bei Schanghai.

große Gebäude so nennen darf, wurde tüchtig zugegriffen; dort werden jetzt wöchentlich 70 Stück Remington-Gewehre vollständig erzeugt. Diese

Gewehre sind an ihren äußeren Theilen grob gearbeitet, die inneren Partien, namentlich die Bohrungen recht gut und sauber durchgeführt. Bis jetzt stellt sich der Arsenalpreis für ein Remington-Gewehr auf 15 Dollars (32 fl. 40 kr.).

Im Bereiche des Arsenals ist auch ein Laboratorium für die Herstellung der Gewehr- und Revolvermuniton, desgleichen ein provisorisch erbautes Geschützhaus mit montirten Kanonen, Mitrailleusen und Gattling-Kanonen, ferner ein Schulgebäude für den Unterricht in der Schiffs- und Maschinen-Construction und der Interpretencurs, in welchem deutsche und englische Sprache gelehrt wird.

Der in eigener Regie geführte Schiffbau lieferte bisher nur Schiffe in Holzconstruction; neuester Zeit beginnt man jedoch mit den Einrichtungen für den Eisenbau.

Von größeren Schiffen der ersten Art, die hier vollkommen gebaut und ausgerüstet wurden, sind die beiden gedeckten Corvetten Nr. 5 und 6, zwei Schwesterschiffe, zu erwähnen. Nr. 5 fanden wir, wie früher erwähnt, beim Wusung-Fluß; die Corvette Nr. 6 lag hingegen noch vor dem Arsenale, hatte aber Kessel und Maschine schon eingesetzt und montirt und war für die vollkommene Ausrüstung bestimmt.

Am Stapel sahen wir eine Glattdeck-Corvette im Bau.

Von sämmtlichen Schiffen der chinesischen Flotte ist nur ein kleines Kanonenboot mit nach englischem Muster gehaltenem Bordbienste und europäisch uniformirter Bemannung im Seedienste.

Das sind in großen Zügen die Einzelnheiten, welche ich mir über die Einrichtung und Thätigkeit des chinesischen See-Arsenals aufnotiren konnte. Mit einiger Befriedigung vermißte ich, von den früher erwähnten Nachlässigkeiten absehend, den starr conservativen, jeden Fortschritt hemmenden Geist der Chinesen, ja es schien mir, als hätte das Geräusch der Dampfmaschinen ihn von dieser Stätte vertrieben, — das erste Zeichen der aufdämmernden Hoffnung für eine bessere Zukunft, das uns in China entgegentrat.

Während des Rundganges im Arsenale begleitete uns der Director desselben, ein höherer Mandarin, in Gesellschaft anderer chinesischer Beamten; sie waren bestrebt, die Besichtigung möglichst in die Länge zu ziehen, ich glaubte ein unverkennbares: „Bitte Alles zu lesen, es kostet ja nichts" in ihren Gesichtszügen zu lesen. Bald überzeugte ich mich von meinem Irrthume. Es war nicht so sehr ihre Absicht gewesen, mich in alle Details einzuweihen, als vielmehr der Dienerschaft Zeit zu geben — das Dejeuner vorzubereiten, welches sie uns anbieten zu müssen glaubten. Dasselbe würde man auch bei uns gethan haben, wenn sich die Nothwendigkeit dazu ergäbe.

Das Frühstück rief mir die Eindrücke zurück, welche Geist und — Magen beim ehrenwerthen Mandarin Wong erhalten; nur einen Unterschied gab es, man credenzte anstatt des Samtschu nichts weniger als Champagner, als wollte man auch damit zeigen, wie fortschrittlich man es meint; es war jene Sorte californischer Provenienz, die uns später in Japan noch so manches Kopfweh eintrug. Toastirt wurde zwar nicht, aber Versicherungen wahrer Freundschaft und Sympathie wurden, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, häufig ausgetauscht und nochmals wiederholt, als wir uns von den gastfreundlichen Leuten verabschiedeten.

Auf dem Rückwege kamen wir an der Koong-fu-Pagode vorbei, deren fünfstöckiger Thurm mit den geschweiften, vorspringenden Dächern als scharfe Silhouette aus dem grünen Buschwerke des rechten Wusung-Ufers, einer riesigen Columna rostrata gleichend, entstieg. Diese Pagode in der Nähe zu besichtigen gebrach es uns an Zeit; wir mußten mit deren Anblick vom Flusse aus vorliebnehmen. Dagegen fuhren wir diesmal knapp längs des linken Flußufers zwischen der Dschunkenflotte und der alten Stadtmauer an den Booten der sogenannten Wasserstadt vorbei. Großes Elend mit unglaublicher Genügsamkeit gepaart trat uns hier entgegen; die kleinen alten und morschen Boote, mit leichtem Strohdache bedeckt, sind zu Gassen geordnet, je eines ist die Wohnung einer zahlreichen Familie, die wie das Chamäleon von der Luft zu leben scheint. Auf den Dächern und wo sonst noch „entbehrlicher" Raum zu finden,

sind erdgefüllte Kistchen mit angebautem Gemüse hingestellt. Allerwärts abgemagerte zerlumpte Gestalten. Hier ist das Elend in Permanenz; soll man sich verwundern, wenn der reich mit Kindern gesegnete Familienvater das neugeborene Mädchen, das ihm nichts nützen kann — tödtet, oder wenn dies gar die eigene Mutter thut? Der Strom rauscht gewaltig um das schwankende Fahrzeug — ein Wurf und vieler Sorgen ist man los! — —

Am Bund (bound), so heißt die breite Kaistraße vor den Concessionen — mit dem Wiener Kai vergleichbar — landeten wir; es gab das regste Leben, geschäftige Menschen jeden Berufes gingen und kamen: Reiter, Wägen und Fußgänger in malerischem Wechsel; dazwischen schwer beladene nackte Kulis, die förmlich trabend mit rauher Stimme ihre Annäherung anzeigten, damit man Platz mache. Ein eigenthümliches Gepräge erhielt das Straßenleben durch zahlreiche Wheel-barrows (Radkarren), das ist das landesübliche Communicationsmittel für den Personenverkehr. Dem ersten Anscheine nach glaubt man, es seien die Karren von Messerschleifern, die wir vor uns haben; thatsächlich kann man die Wheel-barrows am besten mit solchen Karren vergleichen. Zu beiden Seiten des großen Rades, dessen oberer Theil gedeckt ist, sind die Sitze für die Fahrenden angebracht und ein Kuli ist die Bewegungskraft.

Außerdem gibt es noch japanische Dschin-rik-scha (Menschenkraftwagen, d. h. von Menschen gezogene Wagen), leicht gebaute zweiräderige Wägelchen von mitunter recht eleganter Form. Sie waren erst seit wenigen Monaten aus Japan nach Schanghai verpflanzt worden; über ihren Ursprung und ihre Verbreitung in Japan soll später Näheres folgen. Die säulengeschmückten Palais der merchant-princes (Handelsfürsten) bildeten einen ruhigen, aber mit den fremdartigen Gestalten des Vordergrundes durchaus nicht harmonirenden Abschluß des überaus interessanten Bildes.

In den Abendstunden pflegte im öffentlichen Garten am Bund die Musik des Freiwilligencorps zu spielen; sie bestand größtentheils aus Dilettanten, leistete aber angesichts dieses Umstandes recht Befriedigendes. Das Corps der Freiwilligen ist aus Europäern und Amerikanern zusammengesetzt und repräsentirt die unmittelbare Schutzmacht der in

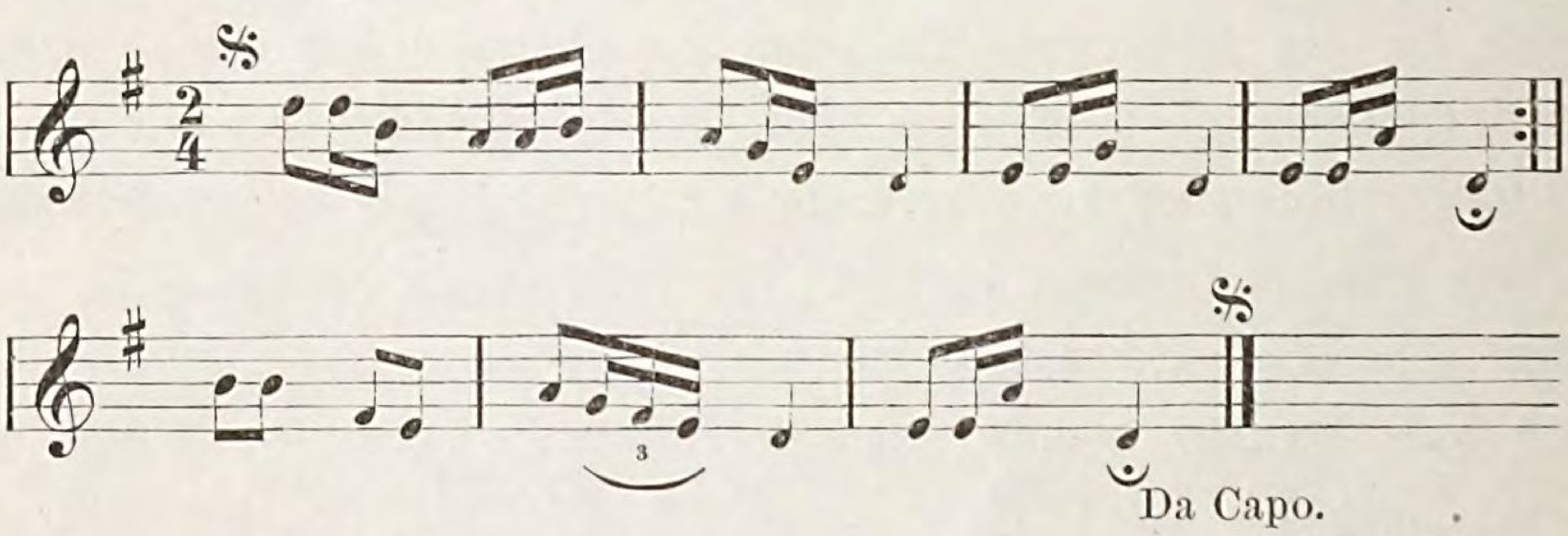
Schanghai exponirten Fremden. Bei unserer Anwesenheit zählte das Corps gegen 600 Mann mit einer Artillerie-Batterie; eine genügende Stärke, um sich gegen einen Handstreich der Chinesen, welchen man immer gewärtigt, zu schützen. Solche Freiwilligencorps, allerdings nicht in der Stärke wie hier — bildeten sich in fast allen fremden Niederlassungen an der chinesischen Küste; die Anwesenheit fremder Kriegsschiffe ist zwar ein wirksames Mittel, um den Chinesen zu imponiren, jedoch nicht immer ausreichend, nachdem gar zu viele schutzbedürftige Niederlassungen der „weißen Ameisen", d. i. der Fremden, allmälig gegründet worden sind.

Wie in anderen Häfen, so fanden sich auch in Schanghai die Verkäufer von Curiositäten am Bord ein; ihre Waaren sind in erster Linie für den bescheidenen Geschmack der Matrosen berechnet, besitzen somit Eigenschaften, welchen der Collectivname „Schund", den wir ihnen beilegten, seine Entstehung verdankte. Manchmal gibt es jedoch auch bessere Arbeiten darunter, ohne daß ihr Preis gerade ein höherer wäre. Eine Specialität Schanghais bilden die Schnitzereien aus „Speckstein". Ich habe darunter manche originelle Leistung gefunden, namentlich in dem Sinne wie die färbigen Adern des Specksteins bei den Figuren oder Arabesken der Schnitzerei verwendet werden; ich fand bei einzelnen Stücken recht viel guten Geschmack ausgesprochen. Gewöhnlich richtet sich die Wahl des zu schneidenden Gegenstandes nach dem Verlaufe der färbigen Adern, wodurch sich bei der lebhaften Vorstellungsgabe der Chinesen eine große Mannigfaltigkeit der Formen ergibt. In dieser Weise entstehen die rothwangigen, aus Blumen und Blätterwerk herausguckenden Mädchenköpfe, die von Bambuslaub beschatteten Quellen, mythische Ungeheuer, Heilige des Buddha-Cultus auf Felsunterlagen u. s. w.

Aus dem nahen Ningpo brachten reisende Händler eigenthümlich aus einem weißen Holze geschnitzte Bilderrahmen für Photographien, eine Verbindung von Laubsäge-Arbeit mit Basrelief-Schnitzerei. Ich habe mich mit diesen Artikeln nicht befreundet, denn sie waren zu wenig originell, um ihre Geschmacklosigkeit verschmerzen zu können.

Ein größeres Interesse, vornehmlich in ethnographischer Beziehung, beanspruchten die chinesischen Musikinstrumente: Flöten und eine sonderbare Art von Streichinstrumenten, jene zierlich und rein gearbeitet, mit weniger sentimentalen Tönen wie unsere als Marterhölzer bekannten Flöten; diese hingegen mit langem Griffbrett und nur faustgroßem Kasten, dessen Resonanzboden aus Pergament hergestellt ist. Die hohen Töne dieses Streichinstrumentes, welches zu den wichtigsten eines chinesischen Orchesters zählt, sind unangenehm. Einer der Verkäufer spielte darauf ohne Unterlaß die nachfolgende Melodie, offenbar eine Tanzmusik, welche unser Bordmusicus Herr Sp*** in Noten setzte.

Tempo di Polka.



Auch Seidenhändler besuchten uns am Bord; sie brachten nach ihrer Anpreisung „Nembl wone silk" (Nummer eins = feinste Sorte Seide), in Wahrheit jedoch „echter Schund", der sich bei der mikroskopischen Untersuchung als Halbseide erwies. Für unsere Einkäufe in Rohseidenstoffen kam uns die Bekanntschaft mit Herrn F***, dem Schanghaier Seiden-Inspector — eines Franzosen — sehr zugute; seiner Güte verdanken wir es, gute und preiswürdige Waare heimgebracht zu haben, und wenn wir bei den liebenswürdigen Damen daheim durch die prachtvolle Rohseide ein gewisses Furore erzielten, so fällt Herrn F*** billigerweise ein Theil desselben zu. Wir kauften jedoch am Lande, und zwar aus erster Quelle, also von den oft aus großer Ferne zu Markte kommenden Händlern. Die gebräuchliche Länge eines Stückes Rohseidenstoffes ist 17 bis 20 Meter bei einer Breite von 50 Centimeter, die Gros-Arten sind bedeutend breiter (bis zu 80 Centimeter).

Die Seidenweberei bildet in China einen Zweig der Hausindustrie; die prachtvollen Stoffe, welche die Chinesen auf ihren sehr einfachen Webstühlen zu erzeugen vermögen, erwarben mit vollem Rechte die Bewunderung abendländischer Kenner.

Ihre Damaststoffe und die feinen Gazegewebe „Lo" (englisch Law) sind berühmt, während ihren Crêpe's nur Japan Gleichvorzügliches an die Seite zu stellen vermag. Das sind die Resultate einer uralten Industrie, von der in den Annalen Chinas gesagt wird: „Seit den ältesten Zeiten führte der Sohn des Himmels den Pflug und pflanzte die Kaiserin den Maulbeerbaum." Der Ackerbau und die Seidenzucht lassen sich im Reiche der Mitte bis in die mythologischen Zeiten verfolgen. Gute Seide wird nur in den vom 30. Breitengrade durchschnittenen Provinzen Tschekjang, Hupe, Szeschuan u. s. w., wo ein dem norditalischen ähnliches Klima herrscht, producirt. Schanghai und Kanton sind die Hauptausfuhrshäfen für die Rohseide*).

---

*) Die nachfolgende, auf authentische Daten basirte, sehr interessante Zusammenstellung zeigt, welch' große Wichtigkeit die chinesische Rohseide für die europäische Industrie errungen hat. Es gelangten nämlich auf den europäischen Märkten in den Handel:

Rohseide aus:	1874	1875	1876
		Tonnen	
Frankreich	731·0	731·0	155
Corsica und Algier	—	1·1	1·15
Italien	2860·0	2606·0	1068·0
Spanien	131·6	115·1	85·5
Portugal	—	3·6	3 0
Westeuropa zusammen	3722·6	3456·8	1312·65
Osteuropa, Persien, Syrien ꝛc.	952·7	744·4	642·2
China (Schanghai)	3373·2	3297·4	3525·0
„ (Kanton)	824·1	1011·3	1020·8
Japan (Yokohama)	597·0	679·0	1150·0
Ostindien (Calcutta)	604·2	386·4	564·8
Zusammen	10073·8	9575·3	8215·45

Nicht minder berühmt als die obenerwähnten Gewebe sind die feinen chinesischen Stickereien, welche man zum Theile schon auf den nach Europa gelangten Crêpe-Shawls schätzen lernte. Farbenprächtige Buntstickereien fanden wir in den Bazars von Kanton; Kenner versicherten uns jedoch, derlei Arbeiten würden durch die für den Hof in Peking bestimmten Meisterstücke völlig in den Schatten gestellt.

Ich erwähnte bereits, daß wir Schanghai recht lieb gewannen; bei mir trug ein Umstand, der meinen tief eingeschlummerten Glauben an moderne Romantik wieder neu belebte, besonders dazu bei. Ich beabsichtige durchaus nicht, hier etwas Erfundenes einzulegen, ist ja doch das Thatsächliche ohnedies genug fesselnd, um hier einen Platz beanspruchen zu können.

Eines Tages trat unser Schiffs-Administrator — er zeichnete sich durch großen Fleiß aus und weckte mich manche Nacht durch das Geräusch der dicken für die Ewigkeit berechneten Blätter seiner gewaltigen Protokolle — in meine Cabine, und theilte mir mit, Frau K**, von der er soeben komme, lade mich ein, sie ja recht bald zu besuchen. „Lieber Herr Commissär," so nannten wir unseren Freund an Bord — am Lande hieß man ihn Herr paymaster (Zahlmeister) — „entschuldigen Sie, ich kenne keine Frau K**, weder hier, noch sonst wo in der Welt."

„Und doch ist es so," erwiederte er, „kommen Sie nur, ich werde Sie zu ihr führen."

Auf meine Frage, wer diese geheimnißvolle Dame sei, auf mein eindringliches, mit Interesse gepaartes Nachforschen konnte ich keine genügende Antwort erhalten; ich erfuhr nur, die Dame heiße K**, sei eine Norddeutsche, lebe hier in den glücklichsten Familienverhältnissen an der Seite ihres geliebten Gatten — sei jung und schön.

„Ich sprach heute bei K** vor," fuhr unser Commissär, seine Auskünfte ergänzend, fort, „und wie es sich schon ergibt, nahm ich eines der Albums zur Hand, die auf dem Tische lagen und blätterte darin." — „Das sind entfernte Freunde — noch aus Europa," sagte mir Frau K**, und setzte mit einer gewissen Rührung, welche die große Entfernung



Ein Wheel-barrow in Schanghai.

zwischen China und Deutschland wohl zu rechtfertigen vermochte, hinzu: „Wer weiß, ob ich sie wiedersehen werde!" — „Sie wissen ja, der Gedanke an das Wiedersehen ist ein ständiger Zug im Gemüthe der sentimentalen Deutschen — —"

„Also Sie blätterten im Album, was geschah nun" — — unterbrach ich ihn etwas ungeduldig.

„Da finde ich auf einmal Ihre Photographie."

„Meine Photographie!" sprach ich verwundert.

„Ja, die Ihrige! das Andere gab sich schnell; ich sagte Frau K*~*~*, Sie wären hier am Bord der „Friedrich", und ich versichere Sie, Frau K*~*~* hatte dies mit großer Freude vernommen, ein Zeichen dessen ihre Einladung, sie zu besuchen. Ich glaube, sie sprach auch etwas vom Schleswig-Holstein'schen Krieg im Jahre 1864," setzte der Commissär, den die Angelegenheit nicht so berührte, mit einiger Gleichgiltigkeit hinzu.

Seine zuletzt gemachte Andeutung genügte mir zwar nicht, die Person der liebenswürdigen Frau K*~*~* aus meinem Gedächtnisse hervorzuzaubern, allein ich wußte nun, sie müsse einer der vielen Familien angehören, welche uns im Jahre 1864 an der Elbemündung, wo unsere Flotte durch längere Zeit geankert war, so äußerst freundlich aufgenommen hatten. In Cuxhaven und Ritzebüttel — diesen anmuthigen Städtchen — wurde während des erwähnten Kriegsjahres so manche Freundschaft geschlossen! Seitdem waren mehr als zehn Jahre ins Land gezogen.

Ich legte alle Photographien, welche ich aus dieser Zeit besaß, zusammen — eine Stunde später stand ich vor Frau K*~*~*. Die Erkennungsscene war reizend, rührend und romantisch zugleich. Dies befriedigende Resultat, ohne welches die Begegnung jeden Reiz eingebüßt hätte, verdankte ich vornehmlich meinem Namens- und Personengedächtnisse, denn ich erkannte in Frau K*~*~* auf den ersten Blick das einst zarte, kaum zur Jungfrau erblühte Fräulein Emilie N*~*~* aus Ritzebüttel, mit dem ich vor zehn Jahren häufig tanzte, spielte und traulich plauderte! Wir erzählten uns die Erlebnisse der Vergangenheit, und so erfuhr ich denn auch, wie Frau K*~*~* mit ihrem Manne bekannt wurde, wie er um ihre

Hand warb und alle Details ihres kleinen Romans, der sich glatt und ohne Unterbrechung abwickelte. Vor kaum zwei Jahren übersiedelte sie nach Schanghai, wo sich ihr Gatte etablirt hatte. Selbstverständlich waren auch die Ereignisse des Jahres 1864 in die Unterhaltung hineingezogen worden. Das Seegefecht bei Helgoland, die brennende Fregatte „Schwarzenberg", Tegetthoff, die Bälle, Unterhaltungen, Familiengeschichten und hunderterlei Dinge, die man sich nach langer Trennung gerne erzählt. Daß ich im Hause K*** ein gern gesehener Gast war, bedarf keiner Versicherung; als nach kurzer Zeit unsere Abreise heranrückte, tauschten wir mit den Photographien auch ein herzliches „Auf Wiedersehen" aus, vertrauend auf die Fügung des Zufalls.

Ich flocht dieses Stück gewiß seltener Romantik zur See hier ein, weil es eine der angenehmsten Erinnerungen bleiben wird, welche ich von der „Friedrich-Reise" heimbrachte.

Die letzten Tage unseres Aufenthaltes in Schanghai verrannen unter Abschiedsbesuchen bei unseren zahlreichen Freunden, welche noch manches durch Scherz und Lust gewürztes Mahl am Bord und am Lande vereinigte. Allgemein beglückwünschte man uns zum Besuche Japans, dieses ebenso poetischen als hochinteressanten Landes, über dessen Eigenthümlichkeiten viel erzählt worden ist. Herr Fries ging in seiner Zuvorkommenheit noch weiter und ließ mich die Bekanntschaft einer niedlichen Japanesin, der Freundin eines seiner Freunde machen, damit ich einen Begriff vom schönen Geschlechte des Inselreiches bekomme, dem wir zunächst entgegensteuern sollten. Der Eindruck, den das noch sehr junge und recht hübsche und heitere Mädchen auf mich machte, war ein recht günstiger; vielleicht erwachte meine Sympathie für die Japanesen schon damals, als ich zum erstenmale einer ihrer Musmé's (Mädchen) begegnete.

Am 30. September 1 Uhr p. m. dampften wir mit der Corvette ab; die Flaggen der fremden Kriegsschiffe und die große österreichisch-ungarische Flagge des Consulatsgebäudes, auf dessen Altane eine zahlreiche Gesellschaft das „Farewell" zuwinkte, senkten sich grüßend — wir dankten durch das langsame Niederholen unseres Banners — dies sind

feierlich stille Grüße, deren Bedeutung durch eine noch so häufige Wiederholung nichts an ihrem inneren Werthe einbüßt.

Das Wetter war trübe, später setzte Regen ein, der durch drei Tage anhielt. Die Flußschiffahrt wurde dadurch wesentlich erschwert; endlich nach mehrmaligem Ankern erreichten wir am 2. October Nachts die Yang-tse-kiang-Mündung und gewannen bei frischem und böeigem Nordostwinde die hohe See. Die Regen- und Windböen, das intensive Leuchten des Meeres in finsterer stürmischer Nacht, schien der Gruß des erzürnten Neptuns zu sein, aus dessen Gebiete wir durch fast vier Wochen ferne geblieben waren.

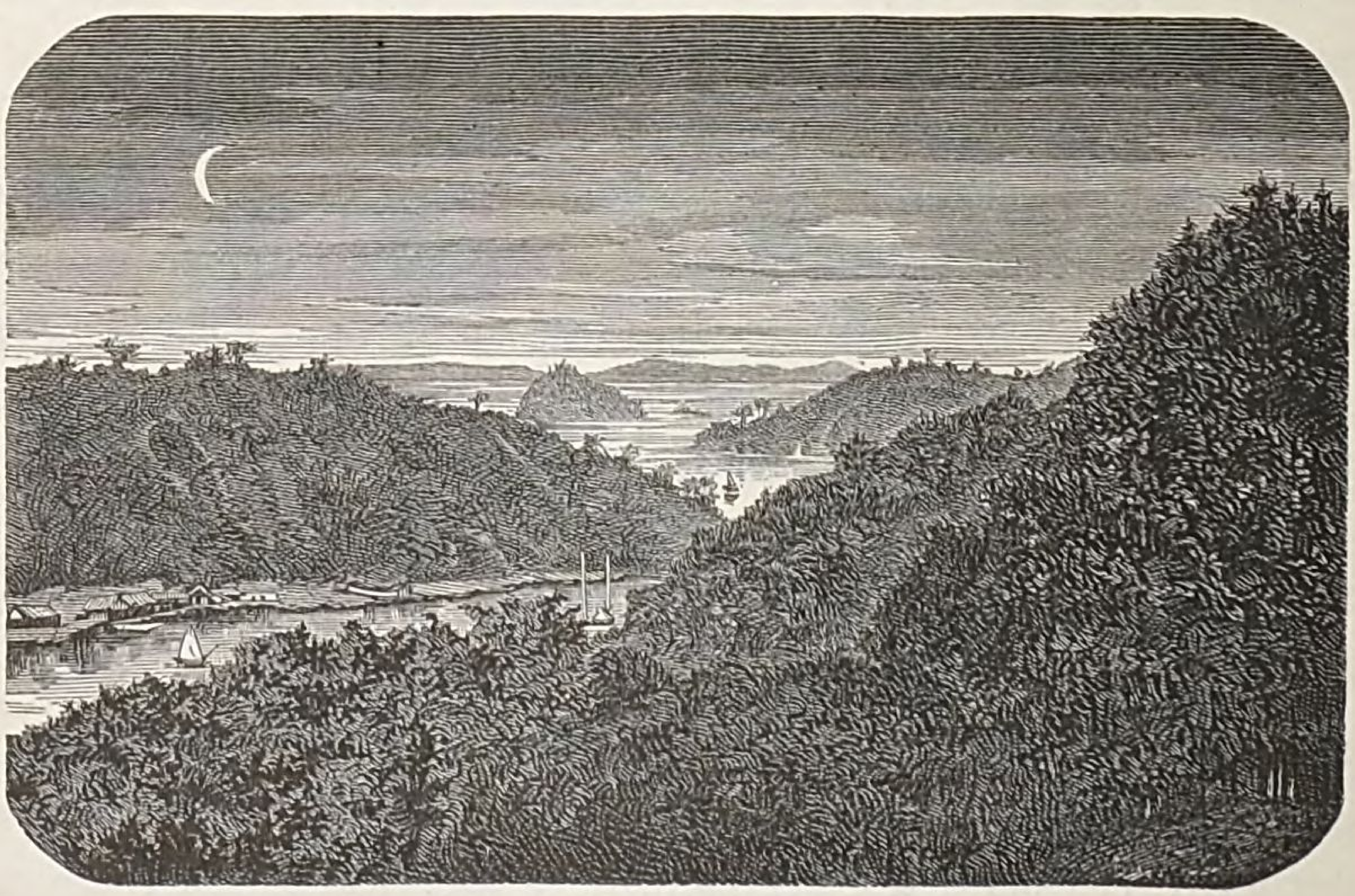
Ich übergehe die Einzelnheiten unserer Ueberfahrt nach Japan; es gab eine ebenso schlechte wie mühselige Reise, denn der frische Nordostwind zwang uns, die ganze Strecke von der Yang-tse-Mündung an bis an die Einfahrt nach Nagasaki zu laviren, eine Sisyphos-Arbeit, da Strom und Seegang das Schiff an manchem Tage mehr zurück als vorwärts brachten. Wie beneideten wir die englische Escadre, die am 8. October mit vollgeschwellten Segeln der chinesischen Küste zusteuerte und guten Weg machte. Die Schiffe kamen an unserer Luvseite nahe vorbei, zuerst das Admiralschiff „Iron Duke" (der eiserne Prinz), ein großes Panzerschiff, das die Flagge des Vice-Admirals Shadwell trug, jenes durch seine wissenschaftlichen Arbeiten in Marinekreisen bekannten Seemannes, dann eine Corvette und zwei Kanonenboote. Nach Seemannsbrauch und unter Beachtung der maritimen Formen begrüßten wir die britische Distinctionsflagge mit 15 Kanonenschüssen; mit unserem letzten Schusse wehte auch schon die österreichische Flagge am Fockmaste des „Iron Duke", während die englischen Kanonen den Salut zu erwiedern begannen.

Am 13. October begann der Wind bedeutend abzuwehen, um Mittag gabs schon Windstille; Nagasaki lag ungefähr 90 Seemeilen nordöstlich vor uns, da gab der Commandant den Befehl zum Heizen der Dampfkessel. Die etwas herabgedrückte Stimmung von Stab und Mannschaft hob sich wieder zur normalen Höhe; wußte man doch, am anderen Tage von der Monotonie einer ungünstigen Fahrt befreit zu sein. Bei Tagesanbruch am 14. October gelangten wir in die Nähe

des Landes; westlich von uns tauchten die hohen und bergigen Goto-Inseln auf, vor uns aber lagen die Bergketten der großen Insel Kiusiu, an deren Westküste Nagasaki liegt. Frischgrüne Matten und goldgelbe Felder bedeckten Höhen und Thäler, die Gipfel der meisten Berge durch vereinzelte Fichten wie mit riesigen Panachen geschmückt; den Vordergrund nahmen zahlreiche Dschunken mit großen Segeln ein, offenbar lockte der prachtvolle Tag diese unlenksamen Fahrzeuge hinaus auf die ruhige See. In so freundlichem Bilde trat uns Japan zum erstenmale entgegen.

Nahe der Einfahrt zum Hafen von Nagasaki fesselte uns das mit hohem Wald bedeckte Eiland Papenberg, ein gigantisches Monument in der Geschichte des Christenthums, dessen Name mit blutigen Lettern darin eingetragen ist; denn über die steilen Felswände an der Westküste dieses Inselchens wurden während der wüthenden Christenverfolgungen im XVI. Jahrhunderte an einem Tage 4000 Märtyrer in das Meer hinabgestürzt.

Um 8 Uhr a. m. lag die Corvette vor der Stadt Nagasaki geankert.



Das Eiland Papenberg bei Nagasaki.

XV. Allgemeines über Japan*).

Das neue Japan. — Ein Waffengeschäft. — Telegraph und Eisenbahn. — Münzwesen. — Schulwesen. — Die Gesetzbücher. — Handelsunternehmungen. — Die europäische Kleidung. — Der Aufstand in Satsuma. — *** — Genealogie des japanischen Kaiserhauses.

Es würde zu weit führen, wollte man ein genaues Bild dessen geben, was sich in den ersten Regierungsjahren des neuen Mikado in politischer und socialer Richtung im japanischen Reiche vollzogen hat; allein das Großartige und gleichzeitig nahezu Uebereilte der ganzen Umwälzung wird man überblicken können, wenn auch nur einzelne Partien von allgemeinerem Interesse aus dem großen Reformacte herausgehoben werden. Die Modernisirung hatte in Japan den Zustand eines gesellschaftlichen Provisoriums geschaffen, wie ein solcher in keinem Staate vorher bestanden hatte, wo immerhin man sich wenden mag, überall tritt uns die Alles bewältigende Reform in deutlichen Zügen entgegen.

Versuchen wir es, das Verkaufslager eines der Waffenhändler aufzusuchen; letzterer Zeit sind solche Geschäfte wie die Pilze aus dem Boden gewachsen. Das Gewölbe ist nicht groß, aber nach japanischer Art recht sauber gehalten, und die weichen, feingeflochtenen Strohmatten, die in gleichmäßigen Rechtecken den Fußboden bedecken, erhöhen den

*) In diesem Abschnitte sollen die wichtigsten Angaben über den Umfang des großen Reformactes in Japan angeführt werden. Die neuesten statistischen Daten über Handel und Naturproducte, geographische, politische und geschichtliche Notizen und allgemeine Anschauungen über die gegenwärtigen socialen Zustände des Reiches folgen im Anhange dieses Werkes.

günstigen Eindruck des Ganzen. Längs der Wände ruhen auf beweglichen Gestellen, paarweise geordnet, die gewichtigen und kostbaren Schwerter Alt-Japans. Bei je einem zweihändigen Riesenschwerte befindet sich das zugehörige breite Harakiri-Messer, dessen aparte Bestimmung das Bauchaufschlitzen ist — eine Todesart, die hier noch jetzt unter die chevaleresken gerechnet wird. In den Ecken und im Vordergrunde des Gewölbes lehnen riesige Lanzen, Spieße und Hellebarden mit rasirmesserartiger Schärfe. Die Stiele sind aus polirtem Holze mit Silber oder ciselirtem Broncebeschlage oder auch lackirt mit feinen Perlmutter-Einlagen versehen. Dann folgen große Sammlungen klafterhoher Bogen und spitzer Pfeile in den verschiedensten Dessins. Auch stark verrostete Luntenflinten und urwüchsige Pistolen, die einem Stiefelzieher ähnlicher sehen als einer Feuerwaffe, finden passende Plätze in dunklem Hintergrunde. Hingegen glänzen, in die günstigste Beleuchtung gestellt, eine Anzahl von Rüstungen, welche noch in den letzten Kämpfen ihre Besitzer vor mancher Unannehmlichkeit geschützt haben mochten. Auf einer Unterlage schweren Seidendamastes oder Goldbrocates ist die aus schuppenförmigen Eisenblechen zusammengefügte Schulter- und Brustwehre aufgesetzt. Arme und Schenkel haben auf gleichem Untergrunde gegliederte Schienen und am rückwärtigen Theile einen Ueberzug aus feinem Kettenpanzer. Schwere Seidenschnüre laufen um die Hüfte und bilden das Gehänge der Schwerter. Ein mächtiger Eisenhelm mit weit abstehenden Zierrathen aus vergoldetem Metalle vollendet die altjapanische Rüstung eines Adeligen. Statt des Visirs ist am Helme eine Eisenmaske angebracht, die irgend eine häßliche Fratze mit struppigem Schnurr- und Knebelbart darstellt. Im großen Tempel zu Kamakura, den wir besuchten, werden die ungefähr siebenhundert Jahre alten Waffen des ersten Schioguns Yoritomo als werthvolle Andenken gezeigt, und es ist eine interessante Wahrnehmung, daß sie mit jenen, die wir jetzt vor uns sehen, in Zeichnung und Ausstattung vielfach übereinstimmen. Daß der Seidendamast noch viel früher verwendet wurde, dürfte bekannt sein, und man zeigte uns gleichfalls zu Kamakura ein schweres Damastkleid, welches einst der durch die Eroberung Koreas berühmten

Kaiserin Schingu-Kogu, die um das Jahr 200 n. Chr. regierte, angehört hatte. Der seidengestickte Stoff war von vorzüglicher Feinheit und bewahrt noch heute, obwohl man ihm das hohe Alter ansieht, seine ursprüngliche



Japanischer Ritter aus früherer Zeit.

Farbenfrische. Ein Beweis, daß schon damals die Seiden-Industrie und die ihr zugehörigen Fächer zu hoher Stufe der Vollendung entwickelt waren.

Der rückwärtige Theil des Waffenladens ist durch eine verschiebbare Wand vom vorderen abgeschlossen. Dort sind die kostbarsten gold- und silberverzierten Waffen und Rüstungen aufgespeichert und um ein Spottgeld zu haben. Man glaubt sich in die Zeit des Mittelalters versetzt. Eine große Menge Daïmios und Samurais, welche durch die Umwälzung des Staates ihre geheiligten Privilegien einbüßten, scheint hier den ganzen Waffenschatz abgelegt zu haben, und dieser wandert nun als erwünschte Acquisition in die Hände der Waffenliebhaber. Ja, die Zeit der gefürchteten Männer mit dem Doppelschwerte ist vorbei; das sieht man hier in so beredter Weise wie kaum anderwärts. Der Samurai, jener übermüthige kleine Adelige, vor dem das Volk auf den Knien rutschte, büßte sogar das uralte Recht ein, sich den Bauch aufschlitzen zu dürfen, um einer schmachvollen Hinrichtung zu entgehen. Zu was bedurfte er fernerhin noch eines Harakiri-Messers? Die meisten der Daïmios, jener mächtigen Feudalfürsten, welche, strenge genommen, die Herren des Landes waren und den Schiogun nebst seiner Regierung in hohem Grade beeinflußten, verloren nach den blutigen Kämpfen der Jahre 1867 und 1868 und nach Verjagung des Schioguns ihre Macht, und können nun, mit geringen Ausnahmen, als Staatspensionisten angesehen werden. Ihre Heere wurden aufgelöst und die großartig angelegten Wohnsitze ihrer Familien von Tokio, wo sie sich alljährlich zu versammeln pflegten, nach den verschiedenen Provinzen verlegt. Dieser Umstand erklärt den rapiden Rückgang in der Einwohnerzahl Tokios. Im Jahre 1863 zählte man dort 1,500.000 Einwohner, jetzt nur ungefähr 600.000. Eine so großartige Bewegung konnte sich nur unter dem Einflusse so tief einschneidender Aenderungen vollziehen, wie die Gegenwart sie mit sich brachte. Gleichzeitig übersiedelte der Hof von Kioto, wo er viele Jahrhunderte residirte, nach Tokio, das nun zur ersten Hauptstadt des Reiches erhoben wurde.

Unterdessen wurde auch die Heeresorganisation mit allgemeiner Wehrpflicht in Angriff genommen, und damit die Neubewaffnung mit gezogenen Gewehren und Kanonen durchgeführt. Was sollten unter diesen Umständen die riesigen Doppelschwerter und Panzerhemden? Also weg

mit dem Plunder, hieß es allerorten, und Hunderttausende scharfgeschliffener Klingen und kostbarer Rüstungen wanderten in die Trödlerbuden. Jedenfalls konnte der Mikado die Entwaffnung des Adels auf keine raschere Art bewerkstelligen, als indem er die Unzulänglichkeit der alten japanischen Kampfmittel gegenüber den modernen so augenscheinlich darlegte.

Aber Schlag auf Schlag jagten sich die neuen Gesetze, so daß die Conservativen kaum zu Athem kamen und bei vielen Gelegenheiten förmlich den Ueberblick verloren. Das Unerhörte war geschehen. Der bisher unsichtbare Mikado, welcher als geheiligte Person, als Abkömmling der Kami, mit göttlichen Eigenschaften gedacht, einen streng bewachten Palast zu Kioto bewohnte, verließ denselben, sich freiwillig des Heiligenscheines entkleidend, und zeigte sich dem Volke. Nach Tokio übersiedelt, sah man ihn bald in europäischer Kleidung und zu Fuße in den Straßen der neuen Hauptstadt. Aber schon war ein anderes Gesetz publicirt, welches den Staatsbeamten jeden Grades vorschrieb, sich europäisch zu kleiden. Der Frack wurde zum Staatskleide. An unbedingten Gehorsam gewöhnt, beeilte sich Jedermann, in der neuen Form zu erscheinen. Stoff und Farbe des Frackes hatte man unbegreiflicherweise anzugeben vergessen, in Folge dessen große Verwirrung der Unterthanen, deren Verstand in eine bedenkliche Lage gerieth. Die Schneider arbeiteten aus Leibeskräften und förderten in kürzester Zeit eine Unzahl der vielbegehrten Kleidungsstücke. Nur die Uniformität fehlte. Dieser erschien in einem Fracke aus schönem grauen Hosenstoffe, jener wieder mit einem aus damastenen Möbelstoffe, aber Frack war beides. In Tokio und Yokohama wurden Abbildungen des Frackes, der Weste und der Unaussprechlichen vertheilt. Die Zeichnung der äußeren Theile war schwarz, deshalb machte man schwarze Kleider, das Futter wurde aber zur größeren Deutlichkeit hell gehalten; flugs hatten alle Fracks lichte Innenseiten in allen Varietäten von himmelblau bis zu rosaroth. Erst eine Nachtragsbestimmung klärte die Unterthanen über die Eigenschaften des echten europäischen Fracks auf.

Nun kam der Telegraph und schon nach Jahresfrist waren alle bedeutenderen Orte der Inseln Nippons und Kiusius in elektrischer Ver-

bindung und jetzt führt schon ein submarines Kabel nach der Insel Jesso. Großes Erstaunen der klugen Einwohner, die sich telegraphisch ein „Ohajo" (guten Morgen) wünschen konnten, denn für commercielle Zwecke wird der Telegraph nur von Fremden benützt. Es wurden Eisenbahnen gebaut, zuerst jene von Yokohama nach Tokio (eröffnet 1872), dann die Strecke von Hiogo nach Osaka (eröffnet 1874), beide je circa 3 geographische Meilen lang, und jetzt baut man die Strecken weiter von Osaka nach Kioto (6 geographische Meilen) und von dort nach Yeddo (45 geographische Meilen), also größere Linien, bei welchen vorläufig kaum eine Rentabilität erwachsen wird, nachdem der Güter- und Personenverkehr auf den alten Pfaden — denn Straßen gibt es nicht — bis jetzt kein nennenswerther war und sich erst entwickeln müßte. Aber Niemand fragt nach einer Rentabilität, man will Eisenbahnen haben um jeden Preis, denn was wäre die Reform ohne diese?

Die Europäisirung schreitet dabei wie eine schwere Last über das Land und begräbt unerbittlich die alten Traditionen desselben, Sprache, Schrift und Sitten.

In der Metallurgie wie kaum eine zweite Nation bewandert, wird es den Japanern leicht, einen neuen Münzfuß aufzustellen, der sich dem nordamerikanischen anlehnt. Sofort verschwindet das alte Geld und die Prägewerkstätten von Osaka*) liefern neue Gold- und Silbermünzen mit schönster und schärfster Prägung als ausschließliche Arbeit der Einheimischen.

*) Die Hauptmünzanstalt des Reiches ist jetzt in Osaka. Von 1870 bis 1875 wurden dort 291 Mill. Stück Münzen im Werthe von 150·8 Mill. Gulden = 69·6 Mill. Silber-Yen (à 2 fl. 16·7 kr. ö. W.) geprägt. Hievon waren 50·6 Mill. Yen in Goldmünzen, 4·7 Mill. Yen in Silber-Yen, 0·163 Mill. Yen in Trade-Dollars; der Rest vertheilt sich auf Silber- und Bronce-Scheidemünze. Goldmünzen werden zu 20, 10, 5, 2 und 1 Yen geprägt.

In dem mit 30. Juni 1876 beendeten Jahre wurden 108·9 Mill. Stück im Werthe von 3·39 Mill. Yen geprägt, und zwar: 79.199 Stück Goldmünzen im Werthe von 0·38 Mill. Yen, 21·15 Mill. Stück Silbermünzen im Werthe von 1·96 Mill. Yen; 124.145 Stück Trade-Dollars; 87·7 Mill. Stück Bronce-Scheidemünze im Werthe von 0·94 Mill. Yen.

Die feinsten europäischen Goldwagen werden nachgeahmt und sind so vorzüglich, daß keine weiteren Nachschaffungen aus Europa benöthigt werden.

Die vielen Reformen und Kriegsauslagen, sowie die Rüstungen während der Formosa-Affaire hatten die Cassen geleert; man macht daher (tout comme chez nous) Banknoten, die aber guten Cours haben. Das Postwesen wird inaugurirt und Briefmarken ausgegeben, Münzen sowohl wie Marken mit lateinischen Lettern versehen. Seit 1. Jänner 1875 ging die sogenannte amerikanische Post in die Staatsregie über und andere Posten werden folgen. Die Zahl der geöffneten Häfen wurde vermehrt. So waren nun in Nagasaki, Hiogo-Kobe, Osaka, Niigata, Yokohama, Tokio und Hakodade, jedes auf nicht unbedeutende Territorien erweitert, Punkte gewonnen, wo man das Leben und Treiben der Europäer aus eigener Anschauung kennen lernte, und gleichzeitig sorgte die nach allen Welttheilen zur Ausbildung geschickte japanische Jugend dafür, daß die Idee der Modernisirung nicht einschlummere.

In dieser Weise lernte man die geschlechtliche Schamhaftigkeit kennen, ein in Japan bis dahin vollkommen unbekanntes Ding. Sogleich wurde die Einführung derselben auf das Universal-Programm gesetzt, und man trachtet, diese seltene Pflanze im Lande zu acclimatisiren. Das geht aber recht schwer, ebenso als wollte man dem Blinden den Farbensinn anbefehlen. Vorerst begnügt sich die Regierung freilich nur mit einem Verbote gegen das Aushängen obscöner Darstellungen in Bild und Plastik, während die öffentlichen Bäder und mangelhafte „theilweise

---

Der Münzfuß in Japan schließt sich dem amerikanischen Dollarfuße an. Man unterscheidet:

1 Gold-Yen à 100 Sen = 2 fl. 19 kr. ö. W.

1 Silber-Yen (auch Rio genannt) à 100 Sen à 10 Rin (oder Käsch) = 2 fl. 16·7 kr. ö. W.

Außerdem wird noch der amerikanische Trade-Dollar (Handels-Dollar) = 2 fl. 16·7 kr. ö. W., welcher für den Umsatz in Ostasien bestimmt ist, ausgeprägt.

Die altjapanischen Münzen Kobang, Itzibu, Tempo und Käsch sind nunmehr abgeschafft. Der Name „Sen" ist eine Corrumpirung des amerikanischen „Cent", das ist der hundertste Theil eines Dollars.

Toiletten" für Männer und Frauen fortbestehen dürfen. Das wäre auch zu viel verlangt. Warum sollte die Frau oder das Mädchen kein Bad auf der Straße vor ihrem eigenen Hause nehmen, wenn das Wetter so wunderbar schön und mild ist?

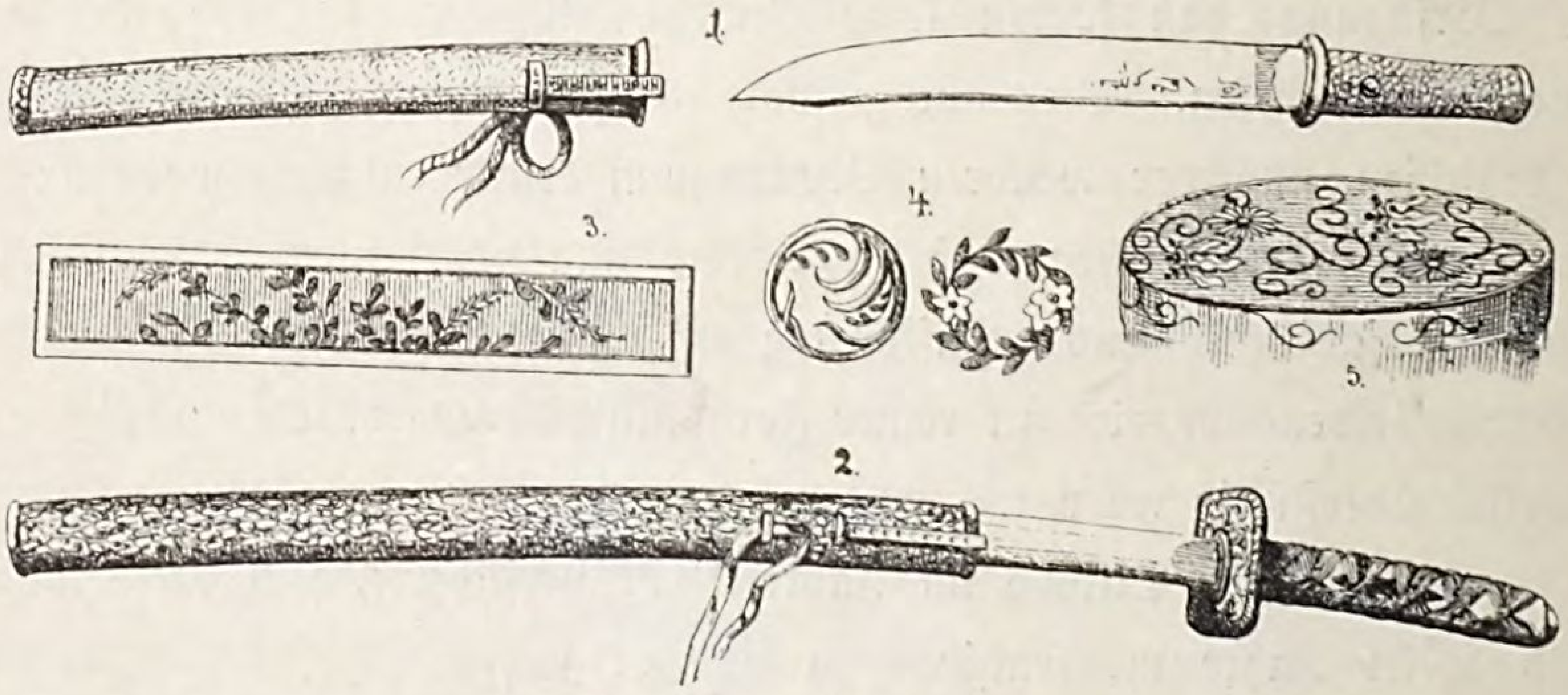
Das Schulwesen fesselt die allgemeine Aufmerksamkeit, dasselbe wird mit großer Energie erweitert und organisirt; europäische Sprachen, vornehmlich Englisch, Deutsch und Holländisch, finden ihre Plätze auf dem Lehrplane der höheren Schulen, und bald plappert die Jugend in diesen Mundarten. Welchen Werth man den Sprachkenntnissen beilegt, zeigt die Thatsache, daß der Minister für öffentliche Arbeiten 1874, noch vor wenigen Jahren, als simpler Commis in dem Geschäfte eines Fremden mit etlichen Dollars Monatslohn angestellt war, wo er die englische Sprache erlernt hatte. Sein früherer Principal ist unterdessen in japanische Staatsdienste getreten und hat nun das seltene Vergnügen, der Untergebene seines einstigen Commis zu sein.

Medicin, Chemie und die Wissenschaften der Technik werden an besonderen Anstalten gelehrt, die man nach und nach in Tokio zu einer Universität vereinigt. Eine theologische Facultät dürfte aber auch dann fehlen, da der Indifferentismus in Religionssachen ein so großer ist, daß Buddhismus und Sintoismus ineinander verschmolzen sind und das lebensfrohe Volk sich jener Anschauung zuwendet, die müheloser und angenehmer ist. In beiden Religionen stehen als Grundsätze die drei Gebote voran: 1. Ehret Gott und liebet euer Land. 2. Folget der Stimme eures Gewissens und beobachtet die Gesetze der öffentlichen Moral. 3. Seid eurem Kaiser unterthan und gehorchet seinen Befehlen. Von einem religiösen Märtyrerthum will man in Japan nichts wissen, denn die gesegneten Fluren dieses reichen Landes können, so argumentirt man ganz richtig, doch unmöglich für Kopfhänger erschaffen sein. Darin liegt viel natürlicher Rationalismus, der bei dem aufgeklärten und kunstsinnigen Volke kräftige Wurzeln fassen mußte. Gleichwie im Unterrichtswesen ein lobenswerther und erfolgreicher Ernst platzgegriffen hatte, ebenso nahm man sich der zerfahrenen Cultus-Angelegenheiten an. Der Clerus der

beiden Landesreligionen war den alten Geboten gemäß zum Cölibate verpflichtet; was unter dem Deckmantel des Cölibates vorging und welche sonstigen Ausschreitungen und Einmischungen in das Familienleben diese heillose Erfindung mit sich führte, das wußte Regierung und Volk nur zu gut; aber man glaubte sich unantastbaren Dogmen gegenüber und fand nicht den Muth, dem unsittlichen Treiben zu begegnen. Erst die Regierung des jetzigen Mikado räumte energisch auf, indem sie der Geistlichkeit das Heiraten bewilligte. Durch diese weise Verfügung wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse wesentlich verbessert und kamen sowohl der Kirche wie dem Volke zugute. Ein soeben publicirtes Gesetz enthält die Verfügung, daß fortan keine Buddha-Priester in Sinto-Tempeln functioniren dürfen. Vielleicht gelingt es hiedurch, die Sinto-Religion zu kräftigen und der weiteren Vermengung beider entgegenzuwirken; es kann aber auch geschehen, daß die Verbreitung der reinen Vernunftlehre bei der rasch zunehmenden Aufklärung des Volkes große Fortschritte macht und die beiden ohnedies zu reiner Formalität herabgedrückten Religionen gänzlich überflüssig werden.

Obwohl der Mikado im Jahre 1871 versicherte, sein Land innerhalb dreier Jahre modernisiren zu wollen, so ist bis zur Stunde das Programm der Neuerungen doch nicht beendet, und viele Gesetzentwürfe administrativer Natur, die auf Hebung des Nationalreichthums abzielen, harren noch der Sanction. Unter solchen Verhältnissen dürfte die endliche, vom Kaufmannsstande der Fremden sehnlichst erhoffte Freigebung des Landes für den Handel nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wer mit den Vorgängen in Ostasien nur einigermaßen vertraut ist, wird zugeben, daß durch die Eröffnung Japans eine großartige Völkerzuströmung von China aus dahin stattfinden würde. Termitenschwärmen gleich würden die Söhne des himmlischen Reiches die schmale Meeresstraße überschreiten, welche sie von einem so fruchtbaren Lande trennt. Ein Ueberhandnehmen des bis jetzt nur auf die offenen Städte beschränkten chinesischen Elementes dürfte der japanischen Politik, die offenbar auf Machtentfaltung und Ländererwerb abzielt, nicht zusagen, und dies mag gewiß einer jener

Gründe sein, welche zur Aufrechthaltung der Absperrung des Landes drängen. Den Europäer ließe man sich schon gefallen, von ihm hat man schon so Vieles gelernt, obwohl der Nationalstolz sich sträubt, es offen einzugestehen; der Chinese hingegen ist gehaßt und gefürchtet zugleich. Nicht sein geringer persönlicher Muth oder seine namhaften intellectuellen Eigenschaften sind es, welche den Japanern unangenehm werden, sondern der rastlose Fleiß, die übertriebene Sparsamkeit und die Unreinlichkeit der Chinesen, lauter Eigenschaften, welche den ohnedies ernsten Nachbar nach japanischen Begriffen unausstehlich machen. Eine schwer zu bekämpfende Concurrenz in allen Zweigen des Handels und der Industrie wäre die



Japanische Waffen.

1. Harakiri-Messer. — 2. Gewöhnliches Schwert. — 3. 4. 5. Eiselirte und aufgelegte Ornamente an Waffen.

weitere Folge einer Masseneinwanderung der Chinesen. Es verlautete, die japanische Regierung würde das Reich den Fremden eröffnen, wenn sich diese letzteren vollständig und bedingungslos unter die Landesjurisdiction stellten. Allerdings geht man daran, die Gesetzbücher nach dem Code Napoléon umzuändern, allein die Handelsinteressen der Fremden, sowie anderweitige Rücksichten waren die maßgebenden Ursachen, daß die erwähnte Bedingung vorderhand abgelehnt wurde und die Fremden lieber auf die Vortheile des freien Verkehrs verzichten, als sich den Consequenzen vielleicht nicht durchgebildeter Rechtsanschauungen unterwerfen.

Der japanische Unternehmungsgeist darf nicht zu gering angeschlagen werden, denn im Allgemeinen herrscht viel Verständniß für commercielle

Thätigkeit; nahezu jeder Japaner ist Geschäftsmann. Als Beleg dafür, zu welchen Mitteln man mitunter greift, um gute Preise zu erzielen, wenn diese gedrückt wurden, möge nachfolgender Fall dienen, der sich in der Seidensaison 1875 zutrug. Es ist dies immer eine recht bewegte Zeit. Alljährlich erscheinen, als hätten sie sich ein Stelldichein gegeben, die



Ein japanischer Staatsfunctionär aus früherer Zeit.

Seidenhändler vieler Nationen, namentlich der Franzosen und Italiener. Für Italien stationirt während der Saison zum Schutze seiner in Seide und Eiern machenden Unterthanen ein Kriegsschiff in Yokohama. Es werden wohl großartige Einkäufe in Rohseide gemacht (7 bis 8 Millionen Gulden), aber das Hauptinteresse der Italiener und Franzosen ist auf die Acquisition von Seidenspinner-Eiern gerichtet. 1875 stand eine große

Menge derselben zur Verfügung, weshalb die Einkäufer nur 60—80 Cents (1 fl. 30 kr. bis 1 fl. 73 kr.) per Carton anzubieten versuchten. In früheren Jahren war der Preis nie unter 2 Dollars. Die Japaner verkauften in Folge dessen nicht, und als sie gewahrten, daß die Käufer keine höheren Anbote stellten, vereinigten sie sich und verbrannten eine nach Hunderttausenden Cartons zählende Menge der Eier. Sofort kamen die Preise ins Steigen, aber die Japaner verkauften nicht eher, als bis für den Carton ungefähr 3 Dollars geboten wurden. Hiedurch deckte sich der Verlust vollkommen und der Markt schloß für die Verkäufer im Ganzen günstiger als in früheren Jahren.

Der Japaner betheiligt sich mit großer Vorliebe an commerciellen Unternehmungen aller Art, wo immer sich die Verhältnisse hiezu günstig zeigen. Dampfschiffahrts-Gesellschaften für den Betrieb auf Flüssen, Seen und auf dem Meere sind gegründet und arbeiten viel. Das häufige Vorkommen von Kesselexplosionen und anderen Unfällen muß der geringen Kenntniß und Erfahrung der beim Betriebe angestellten Japaner zugeschrieben werden.

Gas und Petroleum fanden in den letzten Jahren eine großartige Verbreitung im Lande. Die bedeutenderen geöffneten Städte verfügen über vorzügliche Gasbeleuchtungen, während die Petroleumlampe auch in die entferntesten Dörfer Japans Eingang gefunden hat. Man könnte fast behaupten, daß sie hier ebenso häufig anzutreffen ist wie bei uns auf dem Lande. Mit der europäischen Kleidung will es aber nicht recht vorwärts gehen. Für die große Menge sind unsere Kleidungsstücke etwas zu theuer und bedingen das Tragen von Wäscheartikeln, die hier zu Lande selbst bei den Reichsten nicht bekannt waren. Wohl begegnet man in den Straßen „feschen" japanischen Stutzern in engen, schlecht passenden Röcken mit schwefelgelbem Futter und in kurzen Hosen; aber der Handelsmann zieht seinen bequemen, schlafrockartigen Kaftan, seine Strohsandalen und kurzen Socken dem modernen Anzuge vor und setzt, wenn er als liberal gelten will, im besten Falle einen grauen Filzhut auf, womit er schon an der Grenze der freien Gesinnung zu stehen wähnt. Sonst geht die große

Menge ohne Kopfbedeckung, der Arbeiter oft nur mit einem Gürteltuch bekleidet umher.

Die grauen Filzhüte sind auch eine Eigenthümlichkeit Neu-Japans. Man bekam sie hier viel billiger als bei uns, obwohl sie von Europa herstammen. Dies datirt seit dem großartigen Falliment eines überseeischen Hut-Importeurs, welcher in der ersten Restaurationsperiode so enorme Mengen grauer Filzhüte einführte, daß man zum wenigsten die Riesenpyramide des Fusi-Yama-Berges mit denselben hätte bekleiden können. Die Waare fand keinen Absatz und die Liquidation erfolgte. Inländische Speculanten kauften das Lager zu Spottpreisen und decken seither den Bedarf des Landes mit dieser grauen Waare.

Die Fallimente (und gerade unter den Reichsten des Landes) zählen auch zu den Errungenschaften Neu-Japans. Viele der gewesenen Daïmios, geschäftsunkundige Herren, stürzten sich, durch die vielen neugegründeten Banken unterstützt, in großartige Unternehmungen, die ihre Mittel bedeutend überstiegen. Man wußte nicht, wie gefährlich es sei „zu viel Eisen im Feuer zu halten", bis das künstlich aufgeführte Gebäude zusammenbrach.

Bei solchen Anlässen athmen die noch immer zahlreichen Anhänger des verjagten und abgesetzten Schioguns hoffnungstrahlend auf, da sie die Zuversicht hegen, die gegenwärtigen Verhältnisse müßten den Ruin des Landes herbeiführen und man würde schließlich doch wieder zum alten Feudalsysteme zurückkehren, welches dem Schiogun die Herrschaft wiedergibt. Ein Rückfall ist wohl möglich, aber nicht wahrscheinlich; denn schon hat das Land durch seine commercielle Thätigkeit jene Unabhängigkeit gegenüber dem Auslande eingebüßt, welche es früher bei seiner vollkommenen Abgeschlossenheit thatsächlich besaß. Der 1876 im Satsuma-Bezirke ausgebrochene Aufstand der Samurais, welche seit ihrer Abschaffung von der Regierung eine sogenannte „Reisration" beziehen, wird ohne Zweifel niedergeschlagen werden, wenn er auch größere Dimensionen anzunehmen droht. Im März 1877 waren die Aufständischen, 30.000 Mann

stark, bei Kumamoto unter dem General Saigo vereinigt. Japanische Kriegsschiffe blockirten die Küste der Insel Kiusiu. Die Zukunft wird zeigen, wie ohnmächtig die Anstrengungen Alt-Japans gegen die neue Ordnung des von der ganzen civilisirten Welt in seinen Absichten unterstützten Reiches sich erweisen mußten*).

Der nun überwundene passive Zustand des Landes wird von den Conservativen als ein solcher hingestellt, welcher die höchste Glückseligkeit der Landeskinder verbürgte. Sie wurden geboren, heirateten und starben! Tausendjährige Friedensepochen, nur selten durch einzelne kriegerische Expeditionen nach der nahen Halbinsel Korea unterbrochen, ließen eine Sittengleichheit und Consolidirung der gesellschaftlichen Verhältnisse wie in keinem zweiten Reiche der Erde zu, und dadurch bildete sich im Charakter des Japaners jene kindliche oder, besser gesagt, kindische Seite heraus, die ihn so leichtlebig, heiter und gedankenlos macht. Hingegen brachte die neue Aera mit ihrem Troß europäischer Glückseligkeit nebst blutigen Kämpfen auch hohe Steuern und ein Gefolge bisher unbekannter Gäste, wie Taxen, Stempel, Banknoten, Monopole, allgemeine Wehrpflicht und das Schreckbild des Pauperismus. Sollte es da nicht Viele geben, die sich nach den guten alten Zeiten zurücksehnen?

*) Der Aufstand wurde seither vollständig niedergeschlagen. Saigo und ein anderer Führer der Revolutionären führten das Harakiri aus.

XVI. Nagasaki.

Japanisches Frühlingslied. — Poetischer Reiz des Landes. — Ein japanisches Kriegsschiff und sein Commandant. — Die Straßen der Stadt. — Mädchen und Frauen. — Die Verkaufsgewölbe. — Die Menschenkraftwagen. — Die Verheerungen durch den letzten Taifun. — Ein Oesterreicher. — Kohleneinschiffen. — Die Dschunken. — Die Handels- und Kriegsmarine. — Unsere Einkäufe. — Etwas über die keramische Kunst Japans. — Ein Porzellan-Magazin. — Fabrication des Porzellans. — Die Insel Desima. — Die Lackwaaren. — Der „alte Lack". — Die Theehäuser. — Abendfest in einem Theehause. — Mädchennamen. — Japanische Musik.

Wenn die erste Nacht sich erhellt*),
Geht's geräuschvoll her,
Geht's geräuschvoll her.

Zierbäume sind aufgepflanzt,
Föhren als Zierbäume,
Föhrenzierbäume.

Die Föhre mit den Doppelnadeln
Ist so schön von Farbe,
Ja so schön von Farbe.

Die dreistöckige Föhre**),
Von Kadsussa-Yama,
Von Kadsussa-Yama.

(Japanisches Frühlingslied „Haru-No-Uta".)

Japan umgibt ein poetischer Reiz, der jeden fühlenden Besucher dieses Landes mächtig gefangen nimmt. Die Natur und der rege Geist seiner fleißigen Bewohner bedachten jede seiner Einzelnheiten mit gleicher

*) Wenn der erste Frühlingstag anbricht.

**) Eine Föhre mit drei Astquirlen.

Sorgfalt und schufen jene Harmonie, deren Gesammtwirkung anmuthet und zugleich völlig überrascht. Die Natur scheint dort alles das vereinigt zu haben, was sie an Lieblichkeit, romantischer Schönheit und Großartigkeit hervorzubringen vermag, und der kunstsinnige Japaner drückte dem Ganzen durch seine Werke einen eigenthümlich anziehenden Charakter auf. Alles ist zierlich und heiterstimmend; wo immer ein Fernblick sich öffnet, glaubt man, ein geübter Landschaftsgärtner hätte die Gruppirung von Baum und Busch angeordnet. Die Kuppen der meisten Hügel und Berge erscheinen durch vereinzelte Fichten und Föhren festlich geschmückt, es ist, als führten sie gigantische Panache. Man hält diese Bäume im Lande heilig, sie sind dem Waldgotte geweiht. Solche Kuppen sind des letzteren Lieblingsaufenthalt, wo er waltet und den Bedrängten, die ihn aufsuchen, hilft; gleichzeitig sind sie die japanische Heide, denn im Thale oder in den Ebenen wäre für sie kein Platz im übervölkerten Lande. Auf solche Heiden — Sinnbilder der Einsamkeit — zieht das trauernde, von ihrem Geliebten verlassene Mädchen und klagt weinend dem Waldgotte ihr Leid:

„Seit ich von meinem Herrn geschieden bin,
Gehe ich oft auf die Föhrenheide;
Und wie der Thau von den Föhren fällt,
So fallen meine Thränen.“

So lautet es im japanischen Volksliede „Liebesklage“.

In dunklen Farbentönen überziehen Gehölze aus Fichten, Cedern, immergrünen Eichen, Lorbeer und Cypressen die Abhänge der Berge, wo hie und da goldgelbe Reisfelder terrassenförmig zu bedeutender Höhe aufsteigen und eine malerische Unterbrechung der Waldflächen bilden. Auch einzelne Tempel, deren mitunter vergoldete Kupferdächer und phantastische Figuren grelle Sonnenstrahlen niedersenden, sind auf Berg und Hügel aufgebaut; eine schnurgerade weitläufige Treppenflucht führt hinan, alle profanen Hindernisse kühn durchschneidend, von geschweiften Thoren, die wie Triumphbögen aussehen, überspannt und von glorietteartigen Denkmälern, Grablaternen und allerhand mythischen Figuren eingefaßt.

Weiter abwärts fesseln blühende Gärten mit prächtig gefiederten Bambusgehölzen den Blick; feurigrothe Ahornwäldchen erfüllen so manche Schlucht, in die gute Wege führen. Dorthin richtet der naturliebende Japaner im Herbste seine Landpartien und Picknicks; er labt sich an den Schönheiten der freien Natur und genießt sie in vollen Zügen, bei vollem Verständnisse ihres Werthes. Die Vorliebe für Wald und Flur machte den Japaner zum Spaziergänger par excellence, eine Eigenschaft, die kein anderes Volk in Ostasien aufzuweisen hat. In den Thälern und längs des Küstensaumes lagern in malerischen Gruppen, von Obstbäumen, Palmen und saftgrünem Buschwerke umgeben, theilweise verdeckt oder von leichter Erhöhung des Terrains herabschauend, reinliche und appetitliche Häuschen, wie man sie so einladend kaum anderswo finden kann.

Solcher Art erschien uns nach erstem flüchtigen Anblick die Umgebung des tiefeingeschnittenen Hafens von Nagasaki. Es läßt sich kaum etwas Reizenderes vorstellen; vergeblich suchte ich in meiner Erinnerung nach prächtigeren Gegenden, welchen der Vorzug angesichts der zu Herz und Gemüth sprechenden Stimmung dieses japanischen Paradieses einzuräumen wäre.

An der westlichen Seite des Hafens, welchen ein lichter sandiger Strand wie ein goldener Gürtel umgibt, sieht man die ersten Anzeichen der Europäisirung des Landes. Mächtige Schlote entsteigen einer Gruppe von Gebäuden und wälzen schwarze Rauchsäulen himmelwärts in die klare Luft. Es ist ein Maschinen-Etablissement; das Gehämmer und Gezische in seinem Innern dringt bis zu uns am Bord. Weiter nordwärts, vorbei an prächtigen Landschaftsbildern, welche die blaue Fluth wiederspiegelt, öffnet sich ein anmuthiges Thal; ein kleiner Fluß schlängelt sich dort zwischen gelben, von lieblichem Grün umsäumten Reisfeldern mit glitzerndem Wasser. Die Stadt Nagasaki liegt an der östlichen Seite des Hafens. Das einförmige Häusermeer überdeckt die Sohle eines dort ausmündenden Thales, welches allmälig in eine romantische Schlucht übergeht. Längs des Strandes reihen sich die niedlichen Häuschen mit ihren schneeweißen Papierrahmen noch weit nach Süden; eine breite

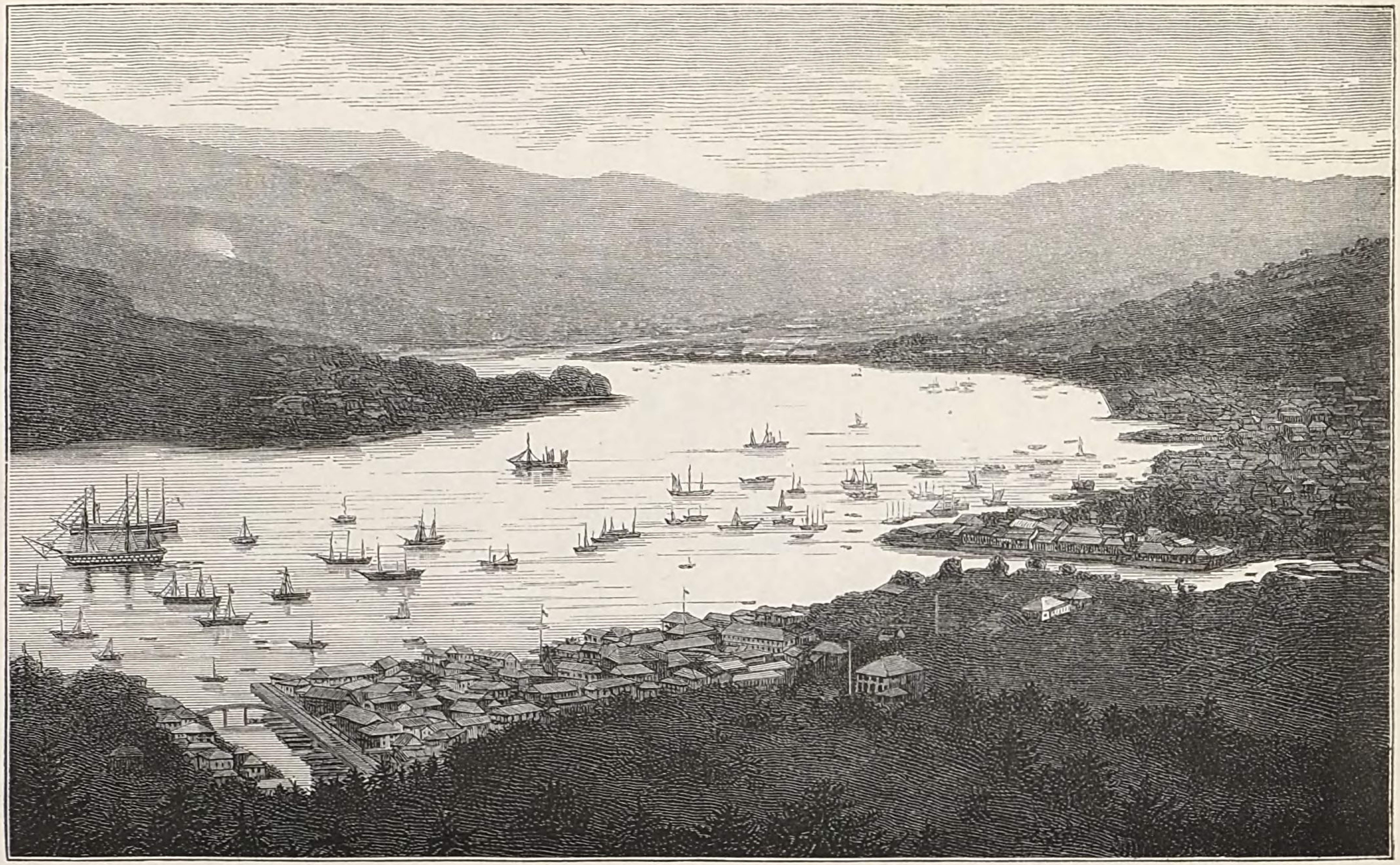
Fahrstraße führt knapp am Strande und überbrückt kleine Bäche, die hie und da in den Hafen münden. Die nahen, von den hohen Bergen des Hinterlandes überragten Hügel krönen hübsche Landhäuser inmitten grüner Gartenanlagen; über manchen weht die Consulatsflagge.

Der Hafen ist mit Fahrzeugen aller Nationen angefüllt, in der Mitte die Kriegsschiffe, dann die Handelsschiffe, endlich gegen Norden und nahe am Ufer die japanischen Dschunken.

In unserer Nähe lag das japanische Panzerschiff „Stonewall" (Adzuma-Kan), welches beim Taifun im August gesunken war und noch in demselben Monate durch eine Privatunternehmung um den Kostenpreis von nur 5000 Dollars gehoben wurde. Wie ich hörte, war sein Leck kein bedeutendes gewesen; die Hebung gelang deshalb durch Auspumpen des Wassers mittelst kräftiger Dampfpumpen, nachdem man vorher die Luken und Pforten sowie auch das Leck durch Taucherarbeit so gut als möglich vermachte. Weiter ab lag das amerikanische Admiralschiff „Hartford" — eine gedeckte Corvette mit 28 Kanonen.

Unser Commandant sandte gleich, nachdem wir geankert hatten, einen Officier zum Gouverneur von Nagasaki mit der Anfrage, ob der Territorialsalut, den wir zu geben beabsichtigen, vom Lande erwiedert werden könne. Die Antwort fiel bejahend aus; die Salutirbatterie auf der Insel Desima sei beauftragt, so hieß es, den Gruß fremder Kriegsschiffe zu erwiedern. Bald darauf flatterte die weiße Flagge mit der rothen Kugel in der Mitte, das Banner Japans und Symbol der aufgehenden Sonne, am Top unseres Großmastes, während die üblichen 21 Kanonenschüsse abgefeuert wurden. Die Landbatterie hißte darauf die österreichische Flagge und erwiederte den Salut*). Gleich darauf salutirten wir das Sternbanner des amerikanischen Admirals mit 13 Kanonenschüssen, für

*) In den nächsten Tagen machte unser Commandant dem Gouverneur einen Besuch; als er hierauf das Land verließ, um mit dem Gigg an Bord zu fahren, leistete die Landbatterie einen Salut von 11 Schüssen, welche wir erwiederten. Ebenso wurde der Gouverneur, als er die Visite am Bord zurückerstattete, beim Verlassen des Schiffes mit 15 Schüssen begrüßt, welchem Gruße die Landbatterie in gleicher Schußzahl Erwiederung gab.



Ansicht von Nagasaki.

die gleichfalls bei gehißter österreichischer Flagge von der Corvette „Hartford" gedankt wurde. Ueberhaupt gab's am Tage unserer Ankunft noch viele solcher Begrüßungen. Verschiedene Consuln kamen in Visite an Bord und mußten — — „angeschossen" — werden, als sie das Schiff verließen. Diese geräuschvolle Courtoisie, welche zur See geübt wird, gab mir als Batterie-Commandanten des Schiffes viel zu schaffen und störte mich manchmal in meinen Plänen.

Gegen Mittag lief die deutsche gedeckte Corvette „Arkona" ein; sie hatte die deutsche Expedition zur Beobachtung des Venus-Durchganges am Bord und nahm in Nagasaki nur kurzen Aufenthalt. Ihre Bestimmung war Tschefu (Chefu) am Ausgange des Petschili-Golfes, wo das Observatorium errichtet werden sollte. Die „Arkona" zählt zu den ältesten Schiffen der deutschen Flotte; sie ist ebenso wie die „Friedrich" ein Schiff alten Schlages und eine ebenso alte Veteranin des Nordens, wie unser Schiff eine solche des Südens. Sie nahm schon 1860 bis 1863 an der sogenannten preußischen Expedition nach Siam, China und Japan Theil, welche Handelsverträge mit diesen Ländern abzuschließen hatte.

Am Bord befand sich damals der preußische Gesandte Graf Eulenburg. Der Untergang des Schooners „Frauenlob" während eines Taifuns an der japanischen Küste, 40 Meilen von der Yeddo-Bai, fällt ebenfalls in diese Zeit; er dürfte noch jetzt mancher Familie bittere Stunden der Erinnerung einbringen. Bekanntlich verdankte der „Frauenlob" seine Entstehung der deutschen Frauenwelt, welche die Kosten seines Baues durch freiwillige Geldspenden aufbrachte. Mit dem Schiffe, welches zum preußischen Expeditionsgeschwader zählte, ging die Bemannung von 44 Officieren und Matrosen zu Grunde.

Die „Arkona", vom Capitän zur See v. Livonius befehligt, trafen wir später in Hongkong wieder und unterhielten mit den Officieren derselben einen freundschaftlichen Verkehr.

Am Nachmittage lief ein japanischer Kriegsdampfer ein. Linienschiffs-Fähnrich Freiherr Von der Decken fuhr an Bord, um das Schiff im

Namen des Commandanten zu becomplimentiren. Er fand dort völlig europäisch organisirten Dienst, Mannschaft und Stab nach englischem Muster uniformirt, sowie eine tadellose Ordnung und Sauberkeit. Der Commandant des japanischen Schiffes, ein junger, intelligenter Mann, der gut englisch sprach, erzählte unserem Officier, er hätte die Wiener Weltausstellung 1873 besucht; er erzählte viel über die in Europa gesehenen Wunderwerke und sprach besonders von Wien mit einer Begeisterung, die erkennen ließ, daß es ihm in unserer Kaiserstadt sehr gefallen und angeheimelt haben mußte. Desgleichen erwähnte er der verschiedenen Andenken, die er sich dort gekauft und nach Japan mitgebracht hatte. Unter Anderem befanden sich in der Sammlung auch ein Christusbild und eine Madonna in Oelfarbendruck. Diese Bilder, so meinte er, gefielen ihm so gut, daß er nicht umhin konnte, dieselben in seinem Salon aufzuhängen. Als hierauf Freiherr Von der Decken erwähnte, dies seien Heiligenbilder, erwiederte der japanische Capitän, er wolle dieselben sogleich oberhalb seines Hausaltars anbringen lassen, damit sie an heiligem Orte verbleiben! Diese Auffassung von der Bedeutung der Bildnisse ist sehr kennzeichnend, aber trotz ihrer Ursprünglichkeit oder vielleicht gerade wegen derselben vollkommen richtig. Ich lernte denselben Capitän später auch kennen. Sein Aeußeres hatte etwas Knabenhaftes; dieser übrigens nicht ungünstige Eindruck wurde hauptsächlich durch seine kleine, aber nicht unzierliche Gestalt und durch das bartlose runde Gesicht hervorgebracht. Er erinnerte mich sehr an einen andern jungen Japaner, welcher 1873 im Triester Stabilimento tecnico den Schiffbau studirte; ich hatte seine Bekanntschaft gemacht und überraschte ihn einst beim Studium der deutschen Sprache, in der er schon gute Fortschritte aufweisen konnte. Er übersetzte damals eine Biographie Karl's des Großen aus dem Japanischen ins Deutsche. Der Satz: „Karl der Große starb selbst im Jahre 814“..... war der Schluß seiner Arbeit; das „selbst“ lag im Sinne der Sprachweise seines Landes. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß man bei uns allerdings „selbst“ sterben müsse, da bei dieser Verrichtung keine Stellvertretung möglich sei, allein gerade deshalb sei dieses „selbst“ so selbstverständlich,

daß wir es weder in Wort noch in Schrift anwenden. Diese Aufklärung sagte ihm zu und er strich das „selbst" lächelnd weg.

Eine nähere Berührung mit den Söhnen Nippons verschaffte uns der erste Besuch des Landes. In Nagasaki ist der Europäer keine fremdartige Erscheinung; er erregt kein Aufsehen mehr, wenn er sich in den Straßen sehen läßt. Um so leichter und ungezwungener vermag er seinen Verrichtungen nachzugehen. Ueberall, wohin wir uns wandten, begegnete man uns mit Ehrerbietung, wich zur Seite, um uns Platz zu machen, kurz, wir sahen und fühlten es, in einem hochcultivirten Lande zu sein. Dem entsprach gleichfalls das nette Aussehen der Straßen und Häuser wie überhaupt die große, allerorten herrschende Reinlichkeit, so zwar, daß der Totaleindruck wohl ein sehr günstiger sein mußte. Allein ein städtisches Aussehen in unserem Sinne haben weder Nagasaki, noch andere große Orte Japans, ausgenommen einzelne Hafenplätze wie Kobe und Yokohama, wo große europäische Wohnhäuser in bedeutender Menge erbaut wurden.

Die völlig gleichartig aus Holz erbauten, meist einstöckigen japanischen Häuser enthalten fast durchgehends im Erdgeschoße Verkaufsgewölbe, deren ganze Frontseite offen steht; leichte Zelte schützen sie gegen die Sonnenstrahlen. Aufschriften wie in China sieht man sehr selten; man kann dieselben recht gut entbehren, weil der Vorbeischreitende ohnedies die Art des Geschäftes ersieht. Im ersten Stockwerke ist gewöhnlich eine vom Dache überschattete Veranda mit mehr oder weniger kunstvoll geschnitztem Geländer; sie ist von den Wohnräumen durch verschiebbare leichte Holzrahmen, deren Ueberzug aus schneeweißem Papier die Stelle unserer Fenster vertritt und dem Hause ein ungemein nettes Aussehen gibt, abgeschieden. So manches dieser Gebäude erinnerte mich lebhaft an die Miniatur-Schweizerhäuschen, die man oft auf Nipptischchen findet. Fast jedes Haus hat rückwärts ein kleines Gärtchen, dessen frisches Grün durch die hintere meist geöffnete Papierwand des Gewölbes zu erblicken ist und den freundlichen Eindruck noch mehr erhöht.

Schon der erste Rundgang durch die Stadt überzeugt uns, daß wir unter zufriedenen Menschen weilen, Musik und Gesang ertönt fast

aus jedem Hause. Meist sind es die nicht unangenehmen Töne des Samiseng, d. i. der japanischen Guitarre oder des Gotto, eines großen Saiteninstrumentes. Wehe uns, wenn die musikliebenden japanischen Damen europäische Claviere benützten, das Geklimper wäre nicht auszuhalten.

Bei der Vorliebe der Japaner für das Spazierengehen ist der Straßenverkehr ein recht lebhafter, und so wogt denn unablässig eine bedeutende Menschenmenge an uns vorbei; man sieht fast nur frohe Gesichter, in welchen ein klarer Zug der Gutmüthigkeit ausgeprägt ist. Soll man sich der Gehässigkeiten erinnern, mit welchen noch vor wenigen Jahren jeder Fremde hier zu Lande behandelt wurde? Angesichts des heiteren Bildes, das uns umgibt, denkt man kaum, es könne hier jemals anders gewesen sein. Unser größtes Interesse wird den neckischen japanischen Mädchen zu Theil; sie sind recht kokett und rein gekleidet, das Haar sauber und durch Einlagen hellfärbiger Seide nicht ohne Geschmack coiffurt. In ihren etwas schief gestellten Augen scheint sich eine brennende Neugierde kundzugeben; einen solchen Eindruck machten diese „schönsten Augen" Japans bei jeder Begegnung auf mich. Die Gesichtsfarbe der Frauenwelt, namentlich der Mädchen, ist weiß; schöne rothe Wangen sind nicht selten, und wo sie von Natur aus fehlen, werden sie künstlich gemalt. Deshalb ist die Schminke für die Toilette eines Mädchens unerläßlich; Gesicht und Hals werden oft marmorweiß gefärbt, die Wangen rosa und die Lippen brennendroth bemalt, dabei auch die Augenbrauen mit schwarzer Farbe tüchtig bedacht, so daß die Gesichtchen der meisten Mädchen puppenhaft aussehen. In Kioto fanden wir später die Verschönerungsmanier insoferne noch mehr ausgebildet, als wir dort Mädchen mit sogar vergoldeten Lippen begegneten. Weiter kann man die Kunst wohl nicht treiben; allein wäre in Japan der Kuß bekannt, so hätten Gold und Schminke wahrscheinlich die Lippen verschont. Das Küssen, welches jetzt noch für unsauber gilt, wird somit die schöne Welt des asiatischen Ostreiches auch von den Europäern zu erlernen haben. Hoffen wir, daß es wohlbekommt. Die ganze Erscheinung eines japanischen Mädchens hat

etwas Geziertes an sich, obwohl die Tracht an und für sich sehr einfach, dabei oft geradezu unschön ist. Das schlafrockartige Ueberkleid umschließt die Beine so enge, daß die Mädchen am freien Gehen gehindert sind, wozu auch die hohen Holzsockeln, welche die Stelle der Schuhe vertreten, ein gut Theil beitragen. Der Gang ist so recht unsicher und watschelnd wie der einer Hausente; es scheint, als wären die Knie immer gebogen. Die weiten Aermel machen den Oberkörper breit, während dessen natürliche Formen durch den Faltenwurf des Kleides ganz verloren gehen. Das Kostbarste an der Toilette ist jederzeit der sehr breite Gürtel, welcher rückwärts in eine einzige Masche geschlungen wird. Er ist gewöhnlich aus schwerer Seide hergestellt, meistens einfärbig, aber bei den Mädchen in hellen Farbentönen; oft wird er auch gemustert und gestickt wie das Oberkleid getragen. Unter diesem letzteren wird gewöhnlich eine lange Jacke aus rothem Baumwollstoffe angezogen und dadurch der Anzug vervollständigt. Weiße Wäsche ist in Japan unbekannt und selbst reiche Damen besitzen dieselbe nicht. Nur kurze, bis an die Knöchel reichende Strümpfe aus Leinwand werden durchwegs benützt. Die große Zehe ist von den anderen abgesondert, um den Bändern der Holzsockel einen Halt zu geben; dadurch erlangt der an sich kleine Fuß der japanischen Frau eine Aehnlichkeit mit einem gespaltenen Hufe. Schmuck wird wenig getragen, am häufigsten noch in den Haaren; die hübsch geformten Hände, deren Kleinheit auffallend ist, bedürfen wahrlich keiner Ringe, um zu gefallen.

Wenn schon der äußere Eindruck der japanischen Mädchenwelt ein sehr günstiger ist, so erhöht ihn noch mehr der persönliche Umgang. Hat man einige japanische Worte erlernt, was keine Schwierigkeit bietet, so kann man sie ungescheut bei irgend einem Mädchen, dem man begegnet, anbringen; das Mädchen bleibt stehen und antwortet freundlich und gerne. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die japanischen Mädchen den Fremden sehr gewogen sind; sie sind unsere besten Freundinnen. Man erzählte mir, die Japaner, welchen diese Sympathie nicht unbekannt bleiben konnte, hätten über die europäischen Herren gar merkwürdige Dinge erzählt, deren

Details sich einer näheren Andeutung absolut entziehen; dennoch vermochten sie die Frauenwelt von der Gefährlichkeit der Fremden nicht zu überzeugen.

Etwas störend im heitern Bilde des Straßenlebens sind die verheirateten Frauen; ihre dunkle Kleidung, die schwarz gefärbten Zähne, die abrasirten Augenbrauen, ihr fahler, durch die in den Mädchenjahren gebrauchte Schminke arg zugerichteter Teint, — dies Alles wirkt etwas abstoßend. Selbst eine junge Frau erscheint alt, runzelig und abgelebt. Diese Unsitte soll, wie ich erfuhr, schon sehr lange in Japan bestehen;



Wildbach bei Nagasaki.

in früheren Zeiten hätte nämlich jeder Höhere ein Anrecht an die Frauen seiner Untergebenen gehabt, und obgleich die Moralität in Japan seit jeher anders als bei uns beurtheilt wurde, so suchten die Frauen durch Verunstaltung des Gesichtes ihren Besitz doch minder wünschenswerth zu machen. Vielleicht folgten sie hiebei einem Zuge der ihnen angeborenen Widerspänstigkeit. Mit der Zeit sei dieser Ausdruck für die „Tugend" zur Landessitte erhoben worden, wenn jene auch in der Form einer Abnegation — und dies ist merkwürdig genug — mit



Japanische Mädchen.

der Anschauung und Ueberzeugung des Volkes durchaus nicht übereinstimmte. Hatte man etwa von zwei Uebeln das kleinere gewählt? Das Mädchen war, wie noch heutzutage, bis zum Momente der Heirat völlig frei, sie konnte über sich verfügen und nützte dies Privilegium nur gar zu häufig aus. Dem Bräutigam war sie keine Rechenschaft über ihre Vergangenheit schuldig, er verlangte dieselbe auch gar nicht. Ist es unter solchen Verhältnissen nicht wahrscheinlicher anzunehmen, daß die Männer selbst die Begründer der in Rede stehenden radicalen Cur waren, indem sie dadurch einer etwaigen Fortsetzung der aus einer nur sinnlichen Liebe entsprungenen Zügellosigkeit ihrer Frauen während des Ehelebens vorbeugen wollten?

Selbstverständlich gilt das Vorhergesagte nur für die Allgemeinheit der schönen Welt Japans; bessere Grundsätze werden ohne Zweifel auch dort häufig genug vorkommen. Hat man ja vor kurzem den Selbstmord eines japanischen Liebespaares in Tokio erlebt — gewiß das erste und untrügliche Zeichen der Existenz einer edleren Zuneigung zwischen den beiden Geschlechtern. In letzter Zeit wurde die Sitte der Verunstaltung des Gesichtes gesetzlich verboten; durch dieses einfache Mittel wird der Mikado zur Verschönerung von Stadt und Land wesentlich beigetragen haben.

Die ununterbrochen zu beiden Seiten der Straßen aneinandergereihten Verkaufsgewölbe enthalten die mannigfaltigsten Gegenstände. Von Außen meist unscheinbar, ist doch der Werth im Inneren ein mitunter bedeutender; prächtige Schaufenster wie bei uns sind nämlich nicht gebräuchlich. In der Hauptstraße Tokios sind sie übrigens schon vereinzelt zu finden; gewiß nehmen sie sich besser aus als die unförmlichen dickleibigen Männer, welche man als Symbole der Güte an den Eingängen der Shops (Verkaufsgewölbe) und auf den Zelten aufzumalen pflegt, um dadurch anzuzeigen, der Verkäufer sei ein gütiger und ehrlicher Mensch, der keinen Kunden übervortheile. Neben den Niederlagen von Bronce-, Lack- und Porzellan-Artikeln sieht man Läden mit Petroleumlampen, und Schneiderwerkstätten, wo die Nähmaschine lustig klappert, am häufigsten. Dies verführte einen fremden Residenten, der auf die Japaner überhaupt

nicht gut zu sprechen war, zur Bemerkung, das Wesen der neuen japanischen Cultur mache sich nur in schlechten Petroleumlampen und in nicht passenden europäischen Kleidern geltend.

In manchen Straßen etablirten sich längs der Gangwege einige Trödler, die allerhand Kram feilbieten. Ihre vergoldeten Ritterhelme, abgenützten Zahnbürsten, Schwerter und Tabaksdosen, all' das stammt — nach ihrer Erzählung — von irgend einem Daïmio her. Manchmal findet man bei solchen Trödlern auch werthvolle Curiositäten, denn sie sind so recht Antiquitätenhändler en miniature.

Gewöhnlich gibt es auch in den Straßen ambulante Küchen, ähnlich jenen, die wir in China sahen. Der einzige Unterschied liegt in der geringeren Abwechslung der Speisen, nachdem der Japaner den Grad der Genußsucht eines Chinesen nimmermehr erreicht. Reis und Fische sind die Hauptartikel der Küche, und zwar dem Ansehen nach in zwei allerliebsten Variationen, nämlich: Fisch im Reis und Reis im Fisch. Kann es etwas Einfacheres geben? Diese Speisen liegen reinlich zubereitet auf frischgrünen Blättern, welche die Stelle der Teller ersetzen, bereit, und sehen recht appetitlich aus.

Ein ganz besonderes, ja nahezu feierliches Gepräge erhielten die japanischen Städte durch die Einführung der Dschin-rik-scha, jener farbenprächtigen, oft vergoldeten Wägelchen für den Personenverkehr, deren ich schon im Abschnitte „Schanghai" erwähnte. Es ist kaum fünf Jahre her, seit man sie allgemein benützt. Die Erfindung datirt eigentlich von einem europäischen Kaufmanne her. Derselbe — seinen Namen konnte ich nicht erfahren — hatte das Unglück, sich in Yokohama den Fuß zu brechen. Der Arzt behandelte diesen „interessanten Fall" mit aller Umsicht und bald konnte der Patient kleinere Spazierfahrten unternehmen, welche sich aber leider nur auf das Weichbild der Stadt beschränken mußten, nachdem nur dort breite und gut gehaltene Straßen für eine ruhige Fahrt vorhanden sind. Die frische würzige Landluft blieb dem noch Schwächlichen versagt und doch bedurfte er ihrer zur vollkommenen Genesung und Kräftigung. Um die schmalen Land- und Waldwege benützen zu können — denn breite gibt es in Japan nicht —

ließ sich der Kranke ein Wägelchen bauen, welches einen bequemen gepolsterten Sitz hatte und so leicht war, daß es von einem Manne bequem fortbewegt werden konnte. Bald sah man den Kaufmann auf diesem Vehikel täglich durch die Straßen hinaus ins Freie fahren. Bei uns sind derartige Gefährte nichts Neues und längst schon für Kranke und Leidende im Gebrauche. Nicht so in Japan, dort war das Ding völlig neu; die Leute blieben stehen, staunten und lachten über den spaßigen Einfall des Fremden. Schnell war dem Wägelchen auch ein Spitzname gegeben; man nannte es „Dschin-rik-scha", zu deutsch „Menschenkraftwagen". Kurze Zeit darauf erhielt ein speculativer japanischer Sänftenmacher das ausschließliche Privilegium zur Erzeugung solcher Dschin-rik-scha. Er richtete seine Werkstätte für die Fabrication einer nur bescheidenen Menge solcher Menschenkraftwagen ein; damit hatte er die Tragweite „seiner" Erfindung gar zu sehr unterschätzt.

Anfangs kaufte man sie aus Liebhaberei und sah in denselben nur eine Spielerei, aber bald erwiesen sich die Dschin-rik-scha von außerordentlich praktischem Nutzen für den Verkehr, so daß der Fabrikant der großen Nachfrage kaum genügen konnte. Er begann nun mit der Massenerzeugung und beschäftigt seitdem viele Hunderte von Menschen. Jetzt — nach wenigen Jahren — ist der Dschin-rik-scha über ganz Japan verbreitet und so geschätzt, daß man es nicht begreift, wie der Verkehr in früheren Jahren ohne denselben aufrecht erhalten werden konnte. Der gewesene Sänftenmacher ist unterdessen ein mehrfacher Millionär geworden, während die Regierung in den Taxen reiche Einnahmen fand. Es ist nicht zu hoch gerechnet, wenn man annimmt, daß gegenwärtig 150.000 solcher Vehikel in Japan thätig sind, denn in Yeddo allein zählt man deren gegen 40.000 Stück. Seit dem vorigen Jahre begann man, wie schon erwähnt, die Dschin-rik-scha auch nach China, vornehmlich nach Schanghai, zu exportiren.

Im Dschin-rik-scha fährt es sich sehr gut, man sitzt bequem, kann in jedem Momente ohne viele Umstände aus- oder einsteigen und kommt sehr rasch vorwärts, denn die japanischen Kuli sind prächtige Schnell-

und Dauerläufer. Von dieser Eigenschaft überzeugten wir uns später auf eine eclatante Art, indem wir für die Strecke von Osaka nach Kioto, welche gute sechs geographische Meilen beträgt, nur $4^1/_2$ Stunden mit Einschluß einer halbstündigen Rast aufwendeten. Eine solche Leistung ist beachtenswerth, und ich bezweifle, ob ein zweispänniger Wagen gewöhnlicher Art solche Strecken rascher zurücklegt.

In der Bauart des Dschin-rik-scha ist eine gewisse Eleganz ausgesprochen. Die Außenseiten desselben sind mitunter recht kunstvoll lackirt; man sieht dort gerade so wie auf den japanischen Tischchen, Schachteln und Tassen den vaterländischen grimmigen Drachen, den heiligen Fusiyama-Berg, die goldenen Vögel, Bambuszweige und Frauenköpfe in jener bunten genialen Unordnung abgebildet, welche japanischen Ornamenten gewöhnlich eigen ist. Das Innere des Wägelchens ist sehr einladend, Sitze und Lehnen sind gepolstert und in hellen Farben, meistens hochroth gehalten. Das Halbdach ist zum Aufklappen eingerichtet und wird bei Regen durch papierene Schirme nach vorne zu völlig abgeschlossen. Für kleine Touren benützt man gegen sehr mäßigen Lohn nur einen Kuli, bei größeren Partien nimmt man jedoch deren zwei, contrahirt aber im Voraus für die Bezahlung, wenigstens sollte man dies niemals unterlassen.

In einem Theile der ausgedehnten Stadt waren die Verheerungen des letzten Taifuns noch immer zu sehen, es war ein Gebiet, das härter als andere betroffen wurde. Hunderte von Häusern hatte der Orkan buchstäblich umgeblasen, viele in Riegelbau aufgeführte Fronten waren vom Sturme ausgebaucht, oder wo sie nicht widerstanden, völlig durchgeblasen worden. Ein Oesterreicher (Dalmatiner), welcher sich in Nagasaki vor etlichen Jahren als Wirth niedergelassen hatte, erzählte uns, sein Haus sei gleichfalls zu Grunde gegangen. „So lange die Fensterläden hielten," meinte er, „war's mir um das Haus nicht bange. Leider währte dies nur kurze Zeit," setzte er seufzend hinzu. „Wie aber auch nur ein Fenster eingeblasen war, ist's aus gewesen mit dem Haus und mit meinem Besitz. Der Wind fing sich hinein, bauchte die Wände aus und blies Alles weg! Nun, Sie sehen, meine Herren, was mir übrig

geblieben ist. Ich habe Alles verloren, was ich mir in vielen Jahren sauer erworben hatte!" Thatsächlich standen wir vor einem Trümmerhaufen, der früher die einladende Aufschrift „Hôtel Eureka" geführt hatte. Sambuk, so hieß unser Landsmann, hatte sein Geschäft übrigens nicht aufgegeben, sondern etablirte sich in einem halbwegs verschont gebliebenen Nebengebäude. Die See-Officiere eines bei Nagasaki in Reparatur befindlichen russischen Kriegsschiffes wohnten und speisten in seinem „Hôtel", und auch wir besuchten es häufig, um das Geschäft im Gange zu erhalten. Unser Landsmann erhielt auch die Steinkohlenlieferung für unser Schiff, hat aber dabei — wie ich hörte — sehr wenig gewonnen.

Das Einschiffen der Steinkohlen — wir wählten die japanische Karatsakohle zum Preise von $5^1/_2$ Dollars per Tonne — ist eine der lästigsten Verrichtungen, während welcher das Schiff völlig unpracticabel bleibt. So gut man auch Kästen und Läden verschließen mag, der feine Kohlenstaub dringt überall ein, ungeschützte Stellen überzieht er jedoch mit dicker schwarzer Schichte, die nur ein kräftiger Wasserstrahl zu beseitigen vermag. Nach einem „Kohlenmachen" folgt daher eine tüchtige Wascherei des ganzen Schiffes und — der Bemannung, welche ausnahmslos die Farbe der Rauchfangkehrer angenommen hat, besonders wenn die Kohle durch „Bordmittel" — also durch die eigenen Matrosen — eingeschifft werden mußte. In Nagasaki spielte sich das rauhe Werk nicht in der gewohnten Art ab. Die mit Kohlen beladenen Dschunken legten sich langseits von uns; auf jeder derselben befanden sich 20 bis 30 Mädchen mit kleinen Körbchen, die kaum fünf Kilogramm Kohle fassen mochten. Mit solchen anscheinend ungenügenden Mitteln sollten 120.000 Kilogramm dieses Materials, die wir benöthigten, eingeschifft werden? Die Matrosen zuckten die Achseln und auch wir setzten in diese Einschiffungsmanier kein Vertrauen. Bald wurden wir anders belehrt. Die Mädchen gruppirten sich in Kettenreihen und ihre Händchen schupften die Körbchen mit einer Raschheit, die uns in Erstaunen setzte. „Tschuk! Tschuk!" ertönte es leise, aber vielstimmig und ununterbrochen, bis das letzte Stückchen am Bord eingelagert war. So rasch hatten wir die Kohle noch nie hereinbekommen.

Interessant war die Mahlzeit der Mädchen; jedes hatte ein röthlich lackirtes Holzkästchen, das einige Schubfächer enthielt, in welchen Reis und etwas Fisch eingeschlossen war. Die Behälter dienten als Speisegefäße, das Kästchen hingegen als Sitz.

Die japanischen Dschunken unterscheiden sich in vielen Beziehungen von den chinesischen, sind aber noch weniger seetüchtig als diese. Sie



Der Dschin-rik-scha.

sind unter sich von gleicher Größe und Bauart, der Schiffskörper wird nicht mit Oelfarbe oder Firniß angestrichen, sondern blank gescheuert, so daß die Dschunken stets wie neu aussehen. Die Endstücke der Balken sind durch eherne Beschläge geschützt, die Bearbeitung des Materials zeigt die größte Emsigkeit und Genauigkeit, hingegen sind Steuer, Anker und Takelage sehr primitiv. Die japanischen Dschunken haben nur einen Mast, der sehr dick und oft aus mehreren Stücken zusammengesetzt ist, desgleichen führen

sie nur ein großes Segel, das sie zum Auflaviren gegen frischen Wind unfähig macht. Dieser ungünstige Zustand des Seewesens datirt seit der Abschließung des Reiches. Allerdings schuf die neue Aera auch hierin eine bedeutende Verbesserung, indem jede Beschränkung in der Bauart



Japanische Dschunken.

der Schiffe aufgehoben wurde; es wird aber noch viele Jahre erfordern, bis man im Stande sein wird, die Schiffahrt mit durchwegs modern gebauten Fahrzeugen zu betreiben.

In früheren Jahrhunderten waren die Japanesen kühne, ja sogar gefürchtete Seefahrer, sie drangen bis in die indischen Gewässer vor und

verübten so kecke Piratenstreiche, daß man ihnen schließlich den Besuch der indischen Häfen energisch verbieten mußte.

Dies änderte sich mit der Abschließung Japans. Die Schiffe durften nur die eigene Küste befahren; wurde eines derselben abgetrieben und landete oder scheiterte an fremder Küste, so durfte die Bemannung bei Todesstrafe nicht mehr in ihr Vaterland zurückkehren. Die Regierung traf ferner jene Maßnahmen, welche den Seefahrern die Lust zu weiten Reisen gründlich verleiden mußten; darnach durften bei schweren Strafen nur Dschunken von ganz bestimmter Bauart hergestellt werden; die Fahrzeuge waren klein und schwach, ohne Verbolzungen construirt, so daß ein hoher Seegang sie zum Sinken bringen mußte und die eigene Sicherheit der Bemannung es räthlich machte, in der Nähe der Küste zu verbleiben.

Nach dem Abschlusse des amerikanischen Handelsvertrages wurde alsbald der Grund zur Beschaffung einer Kriegsmarine gelegt; die japanischen Staatsmänner sahen ein, daß Japan in die Reihe der Handelsstaaten eintreten müsse und der Schutz des Handels eine Kriegsflotte nothwendig mache. Vorerst wurden 1856 drei Fregatten in Japan gebaut. Nachdem aber die hiezu verwendeten russischen Pläne aus alter Zeit herstammten, so kamen diese Kriegsschiffe, deren alterthümliche Formen und vielerlei Mängel den Absichten nicht entsprachen, bald außer Verwendung. England und Holland schenkten später der japanischen Regierung beim Abschluß der Verträge jedes einen Kriegsdampfer, nach deren Vorbilde andere Kriegsschiffe in Japan erbaut wurden. Die Maschinen derselben wurden unter der Leitung holländischer Ingenieure in der unterdessen errichteten Maschinenfabrik in Okonura, deren früher erwähnt wurde, erbaut. Gleichzeitig kauften der Schiogun und einzelne der Daïmios etliche Kriegsschiffe, unter Anderem auch ein Panzerschiff im Auslande, so daß man bald von einer japanischen Seemacht sprechen durfte. In den Kämpfen des Jahres 1868, sowie bei der Beschießung von Simonoseki ging jedoch ein großer Theil dieser Fahrzeuge zu Grunde. Seit 1869 wird der japanischen Kriegsmarine wieder jene volle Aufmerksamkeit zu Theil, die kein Seestaat dem Aufschwunge seiner maritimen Wehrkraft

versagen sollte; die Zahl der Schiffe wurde erhöht, die neuesten Erfindungen und Einrichtungen fanden Eingang, Docks und Schiffbau-Etablissements wurden erbaut, kurz man schuf eine moderne Marine*).

Unsere täglichen Wanderungen am Lande waren sehr lehrreich und boten die größte Abwechslung; man lebte so recht unter dem Volke, und da brachte denn jeder Augenblick irgend etwas Neues und Interessantes. Eigentlich war das Besuchen der hervorragendsten Verkaufsgewölbe — also das „shopping“ des Engländers, unsere Hauptbeschäftigung. Wir sahen gar bald, wie sehr Gewandtheit auch hiebei nothwendig ist, um gute Einkäufe zu machen; anfangs drückten wir unser Erstaunen oder unsere Bewunderung gar zu naiv aus, die Folge davon war, daß die geschäftskundigen Verkäufer, die viel Menschenkenntniß besaßen, sofort höhere Preise ansetzten. Allein die japanischen Industrie-Artikel waren so schön, so verlockend, daß es schwer hielt, sie auch nur zum Scheine mit Gleichgiltigkeit zu betrachten, vielmehr bemächtigte sich unser gewissermaßen eine unersättliche Kauflust, welcher jeder verfügbare Dollar zum Opfer fiel. Diesen nahezu krankhaften Zustand nannten wir „Kaufwuth“. Wir überzeugten uns nach der Ankunft des Schiffes in Pola von der Berechtigung dieses Namens, denn viele Gegenstände, die nun nach jahrelanger Verpackung an das Tageslicht kamen, erwiesen sich als werthlos und waren thatsächlich des Transportes nach Europa nicht werth. Die Ueberführung in unsere Heimat verdankten sie nur dem momentanen Eindrucke.

Am lebhaftesten zeigte sich die Kaufwuth bei der Anschaffung von Porzellan-Artikeln, welche in vielen und großartigen Magazinen in der reichsten Auswahl vertreten sind. Es läßt sich nicht leugnen, daß die

*) Im Jahre 1876 bestand die Flotte Japans aus 2 Panzerschiffen, 4 Corvetten, 1 Yacht mit im Ganzen 2400 Pferdekräften und 40 Kanonen. Nebstdem verfügte sie über 5 Segelschiffe für Transport- und Schulzwecke. Im April 1877 erhielt sie einen namhaften Zuwachs durch die auf der Schiffswerfte der Gebrüder Samuda vom Stapel gelassene Panzerfregatte „Fu-so“ von 3700 Tonnen Gehalt und 18 bis 24 Centimeter Panzerstärke. Desgleichen lief eine japanische Propeller-Corvette von 2000 Tonnen Gehalt in Hull vom Stapel und eine zweite liegt noch im Baue.

keramische Kunst Japans auf einer viel höheren Stufe der Vollendung steht als jene Chinas, wo ein Rückschritt im Laufe der letzten Jahrhunderte zu bemerken ist; ja dieselbe Ueberlegenheit wird in manchen Richtungen auch gegenüber der europäischen Kunst von gewiegten Kennern wie Andsley und Bowes offen eingestanden. Wir haben hier selbstverständlich nur die Kunst und ihre Regeln vor Augen, und auf diesem Gebiete übertrifft uns der Japaner, nachdem er diejenigen Grundsätze strenge einhält, welche der europäische Künstler so gerne und seit langem vernachlässigt. Die intellectuelle Beschränktheit der japanischen Kunst erscheint dem Japaner ebensowenig als Hinderniß, sich bei seinen Werken an die Kunstregeln zu halten, wie ihm anderseits seine Liebe zur Natur und die Kühnheit der Darstellung, welcher eine gewisse Genialität nicht abzusprechen ist, kein Anlaß wird, von denselben abzuweichen. Der Formenreichthum der Kunstgegenstände muß ein fast unerschöpflicher genannt werden; man erstaunt über die unendliche Mannigfaltigkeit der Muster, welche die Phantasie des japanischen Künstlers zu erfinden wußte und wird zur Bewunderung hingerissen bei Betrachtung so mancher der Natur nachgebildeten Zeichnung. Die chinesische Keramik bleibt hierin weit zurück, ihre Ornamentik ist eintönig und formenarm; ja selbst keine der europäischen Schulen verfügt über so zahlreiche und so reich ausgestattete, erhaben aufgelegte Zeichnungen, wie man sie in Japan findet. Der japanische Künstler behandelt Gegenstände aus dem Thier- und dem Pflanzenreiche mit gleich glücklichem Erfolg: Blumen, Vögel, Fische, auch Pferde u. s. w. stellt er mit überraschender technischer Kraft dar, nur die Darstellung der menschlichen Gestalt ist größtentheils noch mangelhaft und nur wenige Künstler haben sich dem figurativen Theile zugewendet. Ich habe zu Tokio (Yeddo) übrigens auch hierin Vorzügliches zu sehen bekommen; allerdings verlangte man hiefür auch außerordentlich hohe Preise, so z. B. für einen Teller von 35 Centimeter nicht weniger als 22 Dollars (47 fl. 52 kr.). Ueberhaupt darf man über die keramische Kunst Japans nicht zu voreilig urtheilen, denn im Durchschnitte sind jene Gegenstände, welche gewöhnlich nach Europa gelangen, nur mindere Waare und keine würdigen Repräsentanten der

Kunst als großes Ganze; wirklich gediegene Werke und das Schönste und Beste auf diesem Gebiete bleibt im Lande, und nur selten kommt ein keramisches Kunstwerk zu uns herüber — in solchem Falle allerdings zu horrendem prix d'amateur erstanden oder in der billigeren Form eines Geschenkes von Seiten irgend eines Granden erhalten. Ein reisender Oesterreicher, welcher in Japan gerade während unserer Anwesenheit größere Einkäufe für die Bazars verschiedener europäischer Badeorte, namentlich für Karlsbad besorgte, und welchem wir beim Shopping häufig begegneten, sprach sich im gleichen Sinne aus. Er meinte, gewisse keramische Kunstwerke könnten in Europa nur schwer Absatz finden, weil sie zu theuer wären, er beschäftige sich deshalb gar nicht mit ihrem Ankaufe, sondern bleibe bei der billigeren, aber doch hübschen Waare.

Die Hauptniederlagen für Porzellan-Gegenstände befinden sich auf der Insel Desima; es sind die aufgelassenen Magazine der bestandenen holländischen Factorei. Man führt uns ins erste Stockwerk eines der massiven steinernen Häuser, dessen Fenster schwere Eisenstäbe schützen; in der großen Halle, die wir betreten, hat der erste Porzellanhändler von Nagasaki seine Schätze, das heißt nur die Muster derselben, zur Ansicht aufgestellt. Auf schweren Gestellen erhebt sich längs der Wände ein ganzes Heer schlanker und wieder dickbäuchiger Vasen, die sich zuerst bemerkbar machen; es ist, als befände man sich vor der Front irgend einer Garde von Giganten. Der herrliche Farbenglanz der keramographischen Ausstattung, die schönen, eleganten und gleichzeitig athletischen Formen bestechen das Auge. Ich habe noch nie etwas ähnlich Großartiges gesehen. Die Mitte des Raumes ist den kleineren Gegenständen, wie Speise-, Thee- und Kaffee-Servicen, sowie hunderterlei Arten von Phiolen, Bechern, Täßchen und ähnlichen Dingen reservirt. Sie liegen auf breiten und langen Tischen, welche in mehreren Reihen den Raum durchziehen. Der Anblick ist ein prächtiger; wir waren so bezaubert, daß wir unseren Vorsatz, niemals unsere Bewunderung auszudrücken ganz vergaßen und dieserhalb höhere Preise zahlen mußten, als es sonst der Fall gewesen wäre. Unter den Vasen gab es, wie gesagt, gigantische Exemplare von

mehr als zwei Meter Höhe, sie hatten gewöhnlich eine himmelblaue Malerei auf weißem Grunde; in letzter Zeit wurden völlig cylindrische Vasen vielfach erzeugt und abgesetzt. Wir sahen solche mit effectvollen Dessins, namentlich gefielen die Combinationen mit aufgelegtem rothen, schwarzen und Goldlack auf weißblauem Untergrunde. Auch die sogenannten schwarzen Vasen mit Gold und Roth ausgestattet, erscheinen reich und originell. Die feinsten Vasen standen abgesondert von der übrigen Gesellschaft, sie bildeten die Aristokratie derselben. Ihre Vorzüge schienen mir mehr in der kunstvollen Zeichnung als in einer besonders gefälligen Form zu liegen, obgleich ihnen ästhetische Linien nicht abzusprechen waren. Wegen ihrer hohen Preise — ein Paar Vasen von 25 Centimeter Höhe kostete mitunter 30—40 Dollars — kauften wir keine derselben. Höchstens irgend eine „No brother-Vase", das ist „ohne Bruder-Vase", also eine solche, wo die zum Paare gehörende andere Vase entweder zerschlagen oder in Verlust gerathen war, wurde zu bedeutend ermäßigtem Preise erworben. Sammlern von Curiositäten möchte ich rathen, in Japan nur auf die Jagd nach „No brother-Artikeln" auszugehen, nachdem das Paar-System auch in andern Zweigen der dortigen Kunstindustrie befolgt wird; es entspricht dem ausgebildeten Sinne für Symmetrie, welcher dem Japaner trotz aller genialen Unregelmäßigkeit in vielen seiner Zeichnungen dennoch eigen ist.

Von großem Effecte fand ich riesige Teller von mehr als ein Meter im Durchmesser; sie sind kräftig im Fleische gearbeitet und mit hochaufgetragenen Zeichnungen geschmückt. An einem dieser Kumpane, welcher durch einen unglücklichen Fall in zwei Theile barst, maß ich an der stärksten Stelle 3·5 Centimeter Dicke; das Material war ein blendend weißes Porzellan und viel reiner, als die etwas ins Meergrüne spielende Glasur an seiner unbemalten Außenseite. Gegenstücke zu den schweren und dickfleischigen Tellern sind vielerlei Artikel aus dem sogenannten „Egg-shell" oder Eierschalen-Porzellan, dessen außerordentliche Dünne schon der Name andeutet. Die Feinheit und Zartheit desselben wird durch kein ähnliches europäisches Erzeugniß auch nur annähernd erreicht.

Thee- und Kaffee-Service, sowie Fläschchen, Becher und Phiolen, also nur kleinere Gegenstände, werden in der Egg-shell-Manier hergestellt. Die Preise waren allerdings beträchtlich hoch, aber in Ansehung der unübertrefflichen Arbeit zahlten wir sie gerne; so kostete beispielsweise ein Dutzend solcher Theeschalen bis zu 25 Dollars, Kaffeeschälchen gabs bis zu 16 Dollars.

Im Allgemeinen bemerkte man bei den meisten Porzellan-Gegenständen den europäischen Geschmack berücksichtigt, da sie vornehmlich für den Export bestimmt sind. Wir sahen vollständige Tafel-, Thee-, Kaffee- und Wasch-Service mit europäischer Façon zur Abreise bereit stehen. Punsch-Bowlen lächelten uns freundlich entgegen, Aschentassen, Cigarrenbecher und Büchsen für Poudre de riz erinnerten uns an die heimatlichen Untugenden, kurz wir fanden in der japanischen Porzellan-Industrie den fremdländischen Bedürfnissen volle Rechnung getragen.

Die Kunst der Porzellanbereitung soll nach den Chroniken des Landes im Jahre 277 v. Chr. unter der Regierung des siebenten Kaisers aus Korea nach Japan gelangt sein, erreichte jedoch erst im XIII. Jahrhunderte eine beachtenswerthe Blüthe. Auf der Insel Kiusiu, namentlich in den Fürstenthümern Fisen und Satsuma (jetzt Bezirk Nagasaki) sind die Hauptfabriken. Auch in Kioto wird viel Porzellan erzeugt. Das Satsuma- und Kioto-Porzellan ist sandgelb und wird im Lande sehr geschätzt. Besonders das erstere zeichnet sich durch prächtige Modellirung und feinste Blumen-Ornamentik aus, welche Eigenschaften namentlich an den Vasen die höchste Vollendung zeigen. Ueber die Fabrication des Porzellans im Dorfe Uresino, nicht weit von Nagasaki, erzählt R. Werner recht interessante Details. Darnach findet sich dort die Porzellanerde in Massen vor. Sie besteht aus feinem verwitterten Feldspath, welcher bei seinem steinartigen Zustande mit Hämmern zerschlagen und pulverisirt werden muß. Das Pulverisiren geschieht in besonderen Stampfen.

Es gibt zwei Arten von Porzellanerde, eine weiche und eine harte; jene muß mit dieser gemischt werden, weil erstere, allein verwendet, beim Brennen zerspringt. Hingegen gibt die harte Erde ohne Beimischung

das beste, fast glasartige „Imari-Porzellan", so benannt nach einem Hafen von Fisen, wo zwar kein Porzellan fabricirt, aber von wo es ausgeführt wird.

Die gemahlene Erde wird in Steintrögen durch Zusatz von Wasser zu einem Brei gemengt und dieser durch feine Körbe filtrirt. Die obere Schichte des Niederschlages gibt das feine Porzellan, die mittlere eine geringere Sorte, die unterste wird als unbrauchbar verworfen. Die

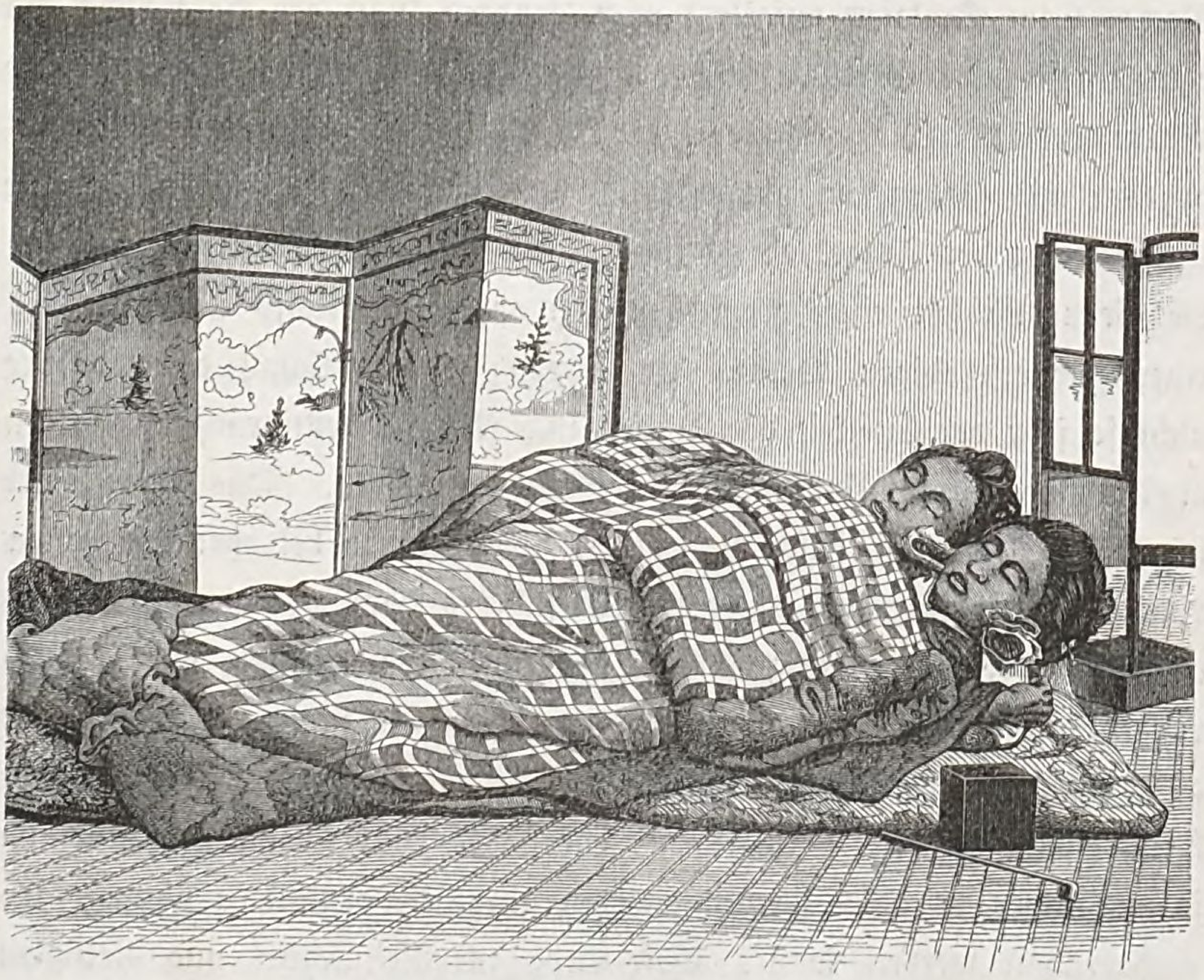


Japanische Porzellanwaaren.

meisten Formen werden auf der Drehscheibe gegeben, Vasen müssen nebstbei eine Modellirung durchmachen. Die fertigen Gefäße werden im Schatten getrocknet und dann in die Oefen gebracht, deren innere Einrichtung unseren Malzdarren ähnlich ist. Neben den Ofenthüren sind runde, durch Thonstöpsel verschließbare Oeffnungen angebracht, durch welche der Zustand des Brennens beobachtet wird. Die Malerei wird gleichfalls auf der Drehscheibe gemacht, dann wird die Glasur aufgetragen

und gebrannt. Die letztere wird aus der oberen Haut des früher erwähnten Porzellanbreies unter Zusatz von Asche der Schoten des Jusibaumes hergestellt.

Die ganze Fabrication verursacht ungemein viel Mühe; man rechnet, es müsse ein Geschirr durch 72 Hände gehen, ehe es fertig wird, und somit



Japanisches Schlafzimmer.

haben die Japaner nicht unrecht, wenn sie sinnbildlich meinen, das Porzellan habe einen Beisatz von Menschenknochen.

Wir erstaunten sehr, als sich uns ein Jüngling von nicht mehr als siebzehn Jahren als Director des Etablissements auf Desima vorstellte. Er war in das übliche japanische schlafrockartige Gewand gehüllt, seine Füße stacken in gewöhnlichen Strohsandalen, nur der Kopf war sorgfältig rasirt und das rohrförmige kurze Zöpfchen kunstvoll oben aufgelegt.

27

Der Toilette des Kopfes wird alle Aufmerksamkeit geschenkt und darin gleichen sich die beiden Geschlechter in Japan. Vom letzten Lastträger bis zum ersten Lion — denn auch solche gibt es im Reiche, — und von dem ärmsten Fischermädchen bis zur großen Dame, sie Alle pflegen Haupt und Haare mit großer Umständlichkeit. Beim weiblichen Geschlechte geht die Sorge um die Coiffure so weit, daß der Kopf nicht einmal des Nachts beim Schlafen aufgelegt wird, sondern nur der Hals durch ein eigens geformtes Gestell, welches die Stelle eines Kissens vertritt, eine Stütze erhält. Wir versuchten diesen allgemein gebrauchten Marterapparat und fanden ihn unausstehlich und Halskrämpfe erzeugend. Die Entscheidung der Frage, ob es sich der Mühe lohnt, wegen einer Frisur die Bequemlichkeit eines Kopfkissens zu opfern, überlasse ich recht gern einer sachverständigen Dame. In Japan ist der Schutz der Coiffure nicht so sehr der Eitelkeit der Frauen und Mädchen entsprungen, sondern muß auch anderen Umständen zugeschrieben werden. Das Haar wird nämlich nicht täglich frisch aufgemacht; dies würde bei dem kunstvollen Aufbau der Coiffure und nachdem kein falsches Haar — wie bei uns — eingelegt wird, was übrigens sehr bezweifelt werden muß, viel zu zeitraubend sein. In zweiter Richtung ist der in Rede stehende Schutz der außerordentlichen Reinlichkeitsliebe beizumessen, einer Eigenschaft, welche beim japanischen Volke in einem sehr hohen Grade allgemein und um so auffälliger ist, als sie den anderen turanischen Völkern nicht gerade nachgerühmt werden kann. Diese Liebe zur Reinlichkeit und Nettigkeit macht sich sowohl im ganzen Sein und Leben des japanischen Volkes, wie auch in allen seinen Werken auf den ersten Blick bemerkbar.

Ich hatte mir die Insel Desima ganz anders vorgestellt; thatsächlich bemerkt man nicht viel davon, daß man sich dort auf einer Insel befindet. Eigentlich ist es nur eine Landzunge, die ein schmaler Canal vom Festlande abtrennt. Vom alten Desima, wo das bekannte „Wir sind Holländer und keine Christen" aus verblendeter Gewinnsucht in unwürdiger Kriecherei den japanischen Functionären betheuert wurde, ist jetzt nicht mehr viel zu sehen, die einstige Niederlassung ist jetzt aufgehoben, die besseren Gebäude

vermiethet, die minder gut erhaltenen dem Verfalle preisgegeben und die Insel selbst dem freien Verkehr überlassen. Die Fußstapfen der Holländer aus alter Zeit sind somit verwischt, nicht so aber das schmachvolle Andenken an die einstige Gefangenschaft, das in der Geschichte der Menschheit fortleben wird.

Ein gleiches Interesse wie das Porzellan beanspruchten die Lackwaaren; gar häufig fanden die Promenaden in irgend einer Handlung, deren verlockender Inhalt unsere Blicke fesselte, ein unerwartetes Ende. Man kann es unverholen aussprechen, die Lackwaaren sind der Triumph der japanischen Industrie. Sie sind in den letzten Jahren häufig nach Europa gelangt und fanden wegen ihrer ebenso eleganten wie äußerst netten und sauberen Arbeit eine ungetheilte Werthschätzung. Man weiß, daß die mindeste Sorte der japanischen Lackwaaren immer noch den besten europäischen an die Seite gestellt werden kann. Ueber die Lackmanipulation ist uns jedoch noch sehr wenig bekannt. Der Lack wird bekanntlich aus dem Firnißbaum (Rhus vernix) gewonnen. Hiezu werden nach E. Hintze die etwa dreijährigen Stämme desselben leicht angeschnitten und der ausfließende wasserhelle Saft aufgefangen. Der Baum, welchen die Japaner „Oruschi" nennen, wächst in jedem Boden, am liebsten im steinigen; er verträgt auch recht gut eine nicht übermäßige Kälte. Man pflanzt ihn in Abständen von mindestens 2 Meter und er erreicht selten eine Höhe von mehr als 8 Meter. Die Firnißgewinnung findet von Juni bis September statt, sodann muß dem Baume wieder Ruhe gegeben werden. Im Durchschnitte liefert jeder Baum ungefähr 0·7 Kilogramm Firniß per Jahr und kann dreizehn Jahre hindurch angezapft werden. Der Saft darf der Luft nicht ausgesetzt werden, weil er sehr nachdunkelt. Wir haben in Yokohama den eingedickten Lack in jenem Zustande gesehen, wie er für die Arbeit verwendet wird. Ich ließ damals einen Lackmaler an Bord kommen, damit er mir eine etwas beschädigte große Tasse, die ich in Tokio erstanden hatte, reparire. Nach langem Bitten ließ sich der Maler — ein Jüngling — endlich herbei, gegen sehr gute Entlohnung die Ausbesserung an Bord vorzunehmen. Auf diese Art konnte ich Zeuge des

Vorganges sein. An der zu reparirenden Stelle war nämlich die Lackkruste durch einen Schlag oder Fall abgesprungen und der Untergrund abgebröckelt, so daß das Holz der Tasse zum Vorschein kam. Der Lackarbeiter entfernte vorerst die noch lockeren Ränder der Wunde, die er in geraden Linien abgrenzte; hierauf trug er mittelst eines feinen Spatels einen gelblich weißen Kitt auf, ebnete denselben vorsichtig und exact und ließ ihn trocknen — dies war die Arbeit des ersten Tages; des andern Morgens kam er wieder und strich nun den eigentlichen Lack auf, den er in einer kleinen Büchse mitgebracht hatte. Der Lack war sehr dickflüssig, ungefähr von der Consistenz des Vogelleimes, seine Farbe war jene eines Milchkaffees, sie ging aber — setzte man den Lack der freien Luft aus — in wenigen Minuten in das tiefste Schwarz über. Der so aufgelegte Lack mußte nun mehrere Tage trocknen, worauf der Maler erst die Goldverzierung anbrachte. Zu diesem Zwecke bediente er sich mehrerer verschieden feiner Pinsel, deren jeder aus nur zwei Haaren bestand; der Pinsel wurde in den Lack getaucht und nun aus freier Hand, ohne Vorzeichnung — die nicht leicht möglich gewesen wäre — die nothwendigen Ornamente aufgemalt, hierauf nahm er aus einem anderen Büchschen etwas Goldstaub, streute denselben auf die Zeichnung und tupfte diese mit einem dicken, aber weichen Pinsel ab. Auf dem schwarzen Untergrund hob sich nun die goldene Malerei rein und glänzend ab. Wie man sieht, gleicht dies letztbeschriebene Verfahren jenem, welches unsere Vergolder häufig anwenden.

Die Geschicklichkeit des Arbeiters, der augenscheinlich ein Anfänger in der Lackmalerei war, wofür schon seine Jugend sprach, setzte mich in Erstaunen; seine Striche waren kühn und gewandt, die Zeichnung aber doch genau und schön. Ich versuchte die Lackpinsel zu handhaben, vermochte aber nur gerade Linien halbwegs gut hervorzubringen, während der Versuch, auch das primitivste Ding zu zeichnen, schmählich mißlang. Es fehlte mir der Vortheil in der Führung des eigenthümlichen Pinsels.

Bei der Fabrication der Lackwaaren weicht die Behandlung des Lacks von der früher beschriebenen Art in vielen Richtungen ab. Zuerst

wird der Holzkörper sorgfältig ausgearbeitet, zu welchem man das feinste, gut abgelegene Tannen- oder Cedernholz benützt; hierauf gelangt er als Meisterstück der Kunsttischlerei ins Atelier des Lackmalers, wo er mit feinem Papier überklebt wird. Gut ausgetrocknet, erhält der Gegenstand einen Ueberzug aus feinem Kitt, der, wenn trocken, gut abgerieben und glatt polirt werden muß. Nun erst beginnt die Manipulation mit dem Lack, welche in besonderen Räumen stattfindet. Der Lack wird in den feinsten Lagen aufgetragen und jede Lage zum Schutze gegen Staub in einem mit nassen Decken ausgeschlagenen, hermetisch verschlossenen Behälter getrocknet, was ungefähr drei bis vier Tage, bei besonders kostbaren Sachen aber auch acht und mehr Tage erfordert, nachdem Glanz und Dauerhaftigkeit des Lacks von der Länge der Trockenzeit abhängig sein sollen.

Feine Lackwaaren erhalten dreißig bis vierzig solcher Lagen, weshalb ihre Anfertigung oft über ein Jahr in Anspruch nimmt; schon aus dieser Ursache sind sie sehr theuer. Nebstdem werden für die schließliche Ornamentirung echter Goldstaub, Gold- und Silberplättchen verwendet, welche Ausstattung den thatsächlichen Werth des Gegenstandes noch höher bringt. Ich habe in Kioto Büchschen und dergleichen Dinge zu sehen bekommen, welche beim Verkaufe mit Gold aufgewogen wurden. Sie waren sogenannter „alter Lack", dessen Erzeugung in den letzten Decennien, weil sich die Käufer nicht mehr in genügender Zahl einfanden, völlig aufgehört hat oder doch nur als mehr oder weniger gelungene Imitation spärlich betrieben wird. Die Unterscheidung zwischen dem „alten Lack" und den neuen Lackwaaren erfordert natürlich eine gewisse Materialkenntniß, die man sich aber bald angeeignet hat, wenn man oft und viele solcher Gegenstände in Gesellschaft von Sachverständigen durchgemustert hat. Dem Unerfahrenen kann es allerdings geschehen, daß er arg übervortheilt wird, denn seinen ungeübten Augen gehen die feinen Nuancen der blendend ausgestatteten Arbeit ganz verloren. Der „alte Lack" zeichnet sich nebstbei durch die höchste und künstlerischeste Vollendung seiner Dessins und durch eine fast unverwüstliche Haltbarkeit aus; diese Eigenschaften besitzen die

neueren, nur für den Verkauf, aber nicht für den Gebrauch berechneten Arbeiten nicht, obgleich die besseren Sorten derselben auch großer Hitze und dem Wasser widerstehen. Einer unserer Bekannten in Yokohama erzählte uns, es wäre mit einem im Hafen gesunkenen Dampfer eine Partie von Lackwaaren über sechs Monate unter Wasser geblieben. Den feinen Artikeln geschah gar nichts, man trocknete sie nach der Hebung mit einem Lappen ab und sie waren wie neu; hingegen wurden die minderen Sorten völlig zerstört.

Dies sind im Allgemeinen die Umrisse der Fabrication der japanischen Lackwaaren; die Einzelnheiten der Behandlung, besonders der Herstellung ihrer Dessins und Ausstattungen sind gewöhnlich Fabriksgeheimnisse, die man sorgfältig zu hüten weiß. Chemiker und Künstler verschiedener Nationen, besonders Deutsche, bemühten sich in letzterer Zeit den Schleier zu lüften, welcher das geheimnißvolle Entstehen dieser Industrie-Artikel umgibt, um dem Gewerbfleiße des eigenen Landes neue Wege zu bahnen; es scheint ihnen aber nicht gelungen zu sein.

Eines Umstandes, welcher die Behandlung des Lacks erschwert, sei noch erwähnt: es sind die giftigen Eigenschaften desselben. Für den Ungewohnten ist die Arbeit mit dem Lack die Ursache eigenthümlicher fieberartiger Zustände; ebenso muß man sich hüten, den frischen Lack mit der Haut in Berührung zu bringen, da er Entzündungen hervorruft. Deshalb bestreichen sich die japanischen Arbeiter vorsichtshalber Gesicht und Hände mit einem ölartigen Fette. Vor kurzem hörte ich, es würden irgendwo in Deutschland japanische Waaren sehr schön imitirt und man zeigte mir auch eine kleine, in brauner Manier hergestellte Aschentasse. Sie hatte allerdings die japanische Façon und Ausführung; da sie aber der mindesten Sorte dieser Waaren angehörte, die in Japan unendlich billig sind — ein Dutzend solcher Aschentassen erhält man um kaum 30 Kreuzer — so scheint mir die Vermuthung nicht unberechtigt zu sein, die erwähnte Fabrik beziehe die Waaren direct aus Japan. Es würde ihr noch immer billiger zu stehen kommen, als wenn sie dieselben selbst erzeugen wollte.

Die Lackwaaren von Nagasaki unterscheiden sich wesentlich von jenen, welche im östlichen Theile Japans hergestellt werden; ich glaube, sie sind bei uns in Europa auch geschätzter als die letzteren. Ihre Zeichnungen sind plastisch aufgetragen, und zwar in der Art flach gehaltener Basreliefs, was ihrem guten Aussehen sehr zu Statten kommt, indem sie reicher und effectvoller erscheinen, als bei der flach ausgeführten Malerei trotz aller Geschicklichkeit zu erreichen ist. Unter den Dessins ist die breitblättrige Arabeske häufig vertreten; diese Form erhebt sich zwar nicht zur vollendeten Ausbildung, gehört aber dem Lande an. Auch das sogenannte altgriechische Ornament mit der rechtwinkeligen Schneckenlinie ist unbeschadet seines Vorkommens bei den alten Hellenen echt japanisch. Andere beliebte, auf den Lackwaaren abgebildete Gegenstände sind der heilige Fusi-yama-Berg, gewöhnlich mit silberner Spitze, wodurch der ihn bedeckende Schnee angedeutet wird, dann fast ebenso häufig der „gnädige Herr Kranich", wie ihn die Japaner heißen — er wird für heilig gehalten und durfte nur vom Mikado gegessen werden; — ferner die Schildkröte, vornehmlich als mythisches Thier mit dem langen und breiten Haarschweif — sie ist als Symbol der Unvergänglichkeit gleichfalls heilig, ebenso wie die Fichte und Föhre, ohne welche eine japanische Landschaft undenkbar bleibt. Endlich werden sehr häufig auch Fächer, Blumen, Thiere und Gegenstände des täglichen Gebrauches, hingegen menschliche Gestalten weit seltener in der Lackmalerei abgebildet.

In Nagasaki erhielten wir so zu sagen den Vorgeschmack des japanischen Wesens; der kurze Aufenthalt ging inmitten der mächtig auf uns einwirkenden fremdartigen Eindrücke nahezu wie ein Traum zu Ende. War ja doch Alles so ganz anders wie in der übrigen Welt und wie allerliebst erschien die Verschmelzung des alten Japans mit dem neuen im Leben des Volkes. Die neue Aera, welche das heutige Reich als ein Phänomen in der Culturgeschichte der Menschheit erscheinen läßt, auf das alle civilisirten Nationen mit Erstaunen und Verwunderung blicken, bewährte auch in Nagasaki ihre Allgewalt, aber noch leben die alten Traditionen, und so manches Stück Alt-Japans

läßt sich gerade dann erblicken, wenn man an seine Existenz gar nicht mehr denkt.

Hier waren es die Theehäuser alten Schlages, deren interessante Bekanntschaft wir machten. Wir überzeugten uns bei besserer Kenntniß des Landes von der unrichtigen Meinung, welche in Europa über die Theehäuser im Allgemeinen verbreitet ist, worauf ich noch später zurückkommen will. Allerdings wird es nur schwer fallen, für diese Anstalten eine Lanze einzulegen; allein man darf nicht vergessen, daß das japanische Volk zwar das liebenswürdigste, freundlichste, wohlerzogenste und höflichste ist, aber von Scham und Sittsamkeit absolut keinen Begriff hat, ja hiefür nicht einmal einen Ausdruck in der Sprache besitzt. So hat denn in Japan das bekannte Naturalia non sunt turpia thatsächlich keine Grenzen und erscheint vielen Europäern als verwerfliche Kehrseite des japanischen Charakters, während es in der Wirklichkeit dem Wesen seiner Cultur angepaßt und mit ihr innig zu einem vollendeten Ganzen vereinigt ist. Die japanische Schamlosigkeit ist daher keine ehrlose Niedertracht.

Einer unserer Bekannten bestellte uns ein Abendfest in einem der renommirtesten Theehäuser; er machte uns aufmerksam, recht zahlreich zu kommen, da wir die Tänze und Spiele, welche von den jungen Insassinnen aufgeführt werden, in keinem andern der geöffneten Häfen zu sehen bekämen, nachdem dort durch die Modernisirung die gute alte Zeit schon längst verwischt sei. Um 8 Uhr Abends setzten wir uns in bequeme Menschenkraftwagen und fuhren — die Gesellschaft bestand aus vierzehn Personen — in großer Caravane durch die stillen und dunklen Straßen dem Theehause zu. Jeder unserer Kulis hatte, ähnlich wie in den Städten des Orients, eine bunte Papierlaterne, deren matter Schein unserem Zuge ein recht malerisches Gepräge gab. Das wüste Geschrei der Kulis lockte so manchen der neugierigen Einwohner vom täglichen Abendplausch im Familienkreise an die Hausthüre oder zum Papierfenster hin.

Im Theehause hatte man uns schon erwartet, man führte uns über eine halsbrecherische finstere Stiege ins erste Stockwerk, dessen Gemächer zu einem ansehnlich großen Saal erweitert waren. Die Ein-

richtung war sehr einfach. Den Boden bedeckten die feinen japanischen Strohmatten von je zwei Quadratmeter Fläche, wie sie im ganzen Lande in dieser Größe verwendet werden, und unter dem Namen „Ken" *) als gesetzliches Flächenmaß für den Häusergrund eingeführt sind. Einst war die Bauart der Häuser gesetzlich vorgeschrieben, die Fläche mußte durch



Kiko-noski-san, die schöne Tänzerin.

ganze Ken theilbar sein, deshalb findet man in Japan nur Zimmer, deren Bodenfläche blos aus einer Combination ganzer Kenmatten besteht.

Ein Theil des Saales war durch eine Reihe hoher Bronce-Candelaber mit dicken Wachskerzen abgegrenzt, davor stand in geringer

*) Der Ken ist auch das japanische Längenmaß, er hat 1·909 Meter. Die Kenmatte mißt 1 Ken in der Länge und $^1/_2$ Ken in der Breite. Ein anderes Flächenmaß ist der Tszubu, welcher ungefähr 0·7 Quadratmeter hat.

Entfernung eine Reihe von Holzsesseln für uns, also eine Concession gegenüber den Fremden; der Japaner würde sich ihrer gewiß nicht bedienen, da er bequemer auf dem Boden zu sitzen meint. Im Hintergrunde der so hergestellten Bühne stand eine große Tapetenwand, welche wie die Zimmerwände mit japanischen Landschaften und Figuren in der bekannten Art bemalt war. Am Ende des Zuschauerraumes stand ein großer krummbeiniger Tisch. Wir hatten einige Flaschen Wein und Liqueur, sowie etwas Backwerk mitgebracht und deponirten diese bei den japanischen Damen sehr beliebten Artikel auf den Tisch.

Plötzlich öffnete sich eine der verschiebbaren Tapetenwände und eine Gesellschaft von vierzehn Mädchen trat lachend und miteinander scherzend herein. Sie trugen effectvolle, mitunter sehr kostbar gestickte Kleider; helle Farben mit Goldstickerei herrschten vor, die Coiffuren — jede ein Kunststück — waren tadellos, die Schminke eine vollendete Aquarellmaleri, kurz der Anblick war immerhin fesselnd. Jeder von uns hatte sich eine Dame nach seinem Geschmacke zu wählen, mußte mit ihr conversiren und im Saale promeniren, damit er, so belehrte man uns, sie gut kennen lerne und ihrer Production seine volle Aufmerksamkeit widmen könne, was in dem Grade nicht erfolgen würde, wenn sie ihm völlig unbekannt und gleichgiltig wäre. Darin liegt ziemlich viel Raffinerie, aber die Leute mögen immerhin Recht haben. Im Grunde genommen wird hier einer Maxime gefolgt, die bei uns in Europa auch besteht — nur in verkehrter Ordnung. Ich meine die Theaterbekanntschaften.

Es währte nicht lange, so hatte sich die Gesellschaft in Paare geordnet; man sprach, ohne sich gegenseitig zu verstehen. Das Mädchen, welches ich am Arme führte, war noch sehr jung, es mochte kaum siebzehn Jahre zählen; die Natur hatte sie mit einem prachtvollen Haarwuchs beschenkt, dessen schwarze Flechten in reicher Fülle zu einem kunstvollen und recht vortheilhaft lassenden Kopfputze aufgebaut waren. In Harmonie mit dem Dessin des Kleides waren frische Blumen — violette Glöckchen und rosarothe Blüthen in das Haar eingelegt.

Das Gesichtchen meiner Begleiterin war allerliebst; ich fand in ihren dunklen Augen denselben neugierigen Blick wieder, der mich beim ersten Betreten Japans so gefesselt hatte; das Stumpfnäschen, die hochroth gefärbten schwellenden Lippen und blendend weißen Zähne paßten so recht zur ganzen niedlichen und appetitlich reinen Erscheinung. Das Mädchen trug ein kostbares Seidengewand mit rosa und lichtviolettem Untergrund, auf dem ein reicher Blumendessin in Buntstickerei — Gold und helle Farben herrschten vor — eingearbeitet war. Ein sehr breiter, gleichfalls reichgestickter Gürtel, der rückwärts in mächtiger Masche endigte, vollendete ihre malerische Kleidung.

So erschien sie — stets lächelnd — wie eine reizende Blumenkönigin, und nur schwer vermochte man der Vorstellung zu folgen, man habe eigentlich eine Courtisane vor sich, denn auch ihr Benehmen war durchaus anständig, bescheiden und liebenswürdig. Bekanntlich waren diese Eigenschaften auch ihren berühmten Schwestern im Alterthume eigen, wobei noch Geist und Witz den Werth ihres Rufes erhöhten. Aehnliches war im alten Kioto, der Mikadostadt zu finden; es gab dort eine lebende Galerie des beautés, welche aus sechzehn wegen ihrer körperlichen Schönheit ausgezeichneten und gewählten Mädchen bestand; es galt als sehr schätzbar, dieser Galerie anzugehören. Auf Schöngeisterei wurde bei der sinnlichen Anlage des japanischen Volkes natürlich kein Werth gelegt und so führte denn der bloße sinnliche Reiz das Scepter; jede noch so geringe Gunstbezeigung, sei es ein Gruß oder das Anbrennen einer der gebräuchlichen silbernen Tabakspfeifchen, galt beim sehr empfänglichen starken Geschlechte schon als höchste Auszeichnung — geschweige denn ein „Versprechen hinter dem Herd". Die Hauptbeschäftigung dieser nahezu vergötterten Damen, welche die Quintessenz der weiblichen Schönheit Japans und Symbole der Anmuth und Grazie vorstellten, war — der Tanz.

Aehnlich ist die Huldigung, welche der Frauenschönheit bei einigen kirchlichen Festen in Japan dargebracht wird. Humbert beschreibt unter Anderem das „Sanno-Fest", welches alljährlich mit außerordentlichem Glanze von den Priestern des Sanno-Tempels, welcher dem Andenken des Stifters

der Mikado-Dynastie gewidmet ist, gefeiert wird. Hintze's Schilderung desselben folgend, ist es das großartigste Fest in Yeddo, das am 15. Tage des sechsten Monats (15. August nach unserem Kalender) stattfindet. Den Zug eröffnet Tengu, der getreue Thürhüter und Götterbote. Mit seinem besten himmlischen Gewande geschmückt, entfaltet er auf seinem Rücken ein Paar große regenbogenfarbige Flügel; sein vergnügtes Gesicht mit einer langen gurkenähnlichen Nase stimmt das Volk zu allgemeiner Heiterkeit, und die bösen Geister, die etwa der Procession hinderlich sein könnten, müssen sich vor ihm verstecken. Wohl eine Million Zuschauer umdrängt an diesem Tage den Zug; in allen Straßen, welche er durchschreitet, sind Tribünen für Frauen, Kinder und Greise aufgerichtet. Die Procession des Sanno wird von Humbert „eine nationale Encyklopädie in Action" genannt, in deren Durcheinander sich historische Erinnerungen, mythologische Symbole, Traditionen und Volkssitten miteinander vermengen; die Scenerie kann sich mit der größten Freiheit entwickeln.

Auf den Herold Tengu folgt der Schutzpatron der heiligen Tänze, dessen Bild auf einem hohen Sitz thront und von festlich gekleideten Figuranten mit blumengeschmückten Häuptern umgeben ist. Hinter ihm folgt ein täuschend aus Pappe hergestellter weißer Elefant, vier Männer, deren Füße unter den Beinen des Ungeheuers hervorsehen, tragen es. Die nächste Gruppe bilden tatarische Musikanten, die mit Schalmeien, Flöten, Tamburinen, Cymbaln und Gongs einen Heidenlärm aufführen; sie tragen lange Bärte, spitze Hüte mit Reiherfedern, einen langen an der Taille eingeschnürten Rock, Stiefel und Fahnen mit chinesischen Inschriften und dem Drachenbilde, — Erinnerungen an die Kriege in Korea.

Weiter erblickt man einen kolossalen, von Negern umtanzten Krebs, auf dem ein Kami-Priester reitet. Bauern ziehen einen Wagen, auf dem ein Büffel, das nützlichste Hausthier, unter einer Tanne ruht; neben ihm sitzt der Halbgott, welcher ihn nach Japan brachte. Diese Figur wird sehr häufig in Bronce-Arbeit dargestellt. Nun folgen sechs Karren, welche in malerischer Weise die Producte der so wichtigen Reiscultur und die dabei benützten Apparate vorführen; sodann folgt, umgeben von Kami-

Priestern, der Wagen des Mikado und ein Karren mit dem heiligen Hahn. Alte Banner und Fahnen werden von Beamten zu Fuß und zu Pferde getragen, die nach der Weise des Hofes von Kioto costumirt sind. Nun erscheinen zwei gräuliche Ungeheuer mit Tigerköpfen und Stierhörnern, deren Rücken sich noch über die gepanzerten Ritter erhebt, welche ihre Begleitung bilden. Die Reisigen sind mit echten alten Waffenstücken, Lanzen, Hellebarden, Bogen, Panzern, Eisenschienen und Helmen gerüstet, die im Arsenale des Sanno-Tempels aufbewahrt werden.

Nun nimmt die Procession wieder einen kirchlichen Charakter an. Man erblickt Priester mit heiligen Fahnen, Kirchengeräthen und den Vasen des Sanctuariums; dann kommen Laternenträger und hinter diesen die sieben schönsten Damen aus dem Quartiere Sin-Joschiwara*), dem Stadttheile der Theehäuser. Jede der „sieben Schönheiten" ist von ihrer Kammerzofe und einem Diener begleitet, der einen mächtigen Sonnenschirm über seine reizende Herrin hält. Das Haar derselben ist in drei Etagen übereinander aufgebaut und mit Kämmen, Stäbchen und Nadeln durchspickt, so daß es mit einem Stachelschweine einige Aehnlichkeit hat. Die Figur der Dame ist kaum noch zu erkennen, so viel seidene Gewänder bauschen sich übereinander und auf denselben sind in herrlicher Stickerei Fische, Vögel u. dergl. in natürlicher Größe dargestellt. Die Damen sind stadtbekannt, jeder nennt sie im Vorübergehen bei Namen, und wem sie etwa noch nicht bekannt wären, der kann ihre Namen auf den Kleidern lesen, auf welchen er eingestickt ist. Da ist „die Dame mit dem Kriegsfächer", „die Dame mit dem Goldfisch", jene mit dem Todtenkopf, mit den Sonnenblumen oder Kranichen, Leuchtern u. s. w. Obgleich ihr Ruf nach europäischen Begriffen der unzweideutigste ist, so bringen ihnen doch Publicum und Priester ihre Huldigung dar.

Aber noch eine Art von Anerkennung wird der Frauenschönheit in Japan zu Theil; es findet nämlich in dem oben angeführten Quartiere, aber

*) Man schätzt die Zahl der im Joschiwara zu Yeddo wohnenden Mädchen, mitbegriffen alle dasselbe besuchenden, auf ungefähr 60.000! Europäer sind dort nicht gerne gesehen, oft nicht einmal geduldet.

zu Kioto jedes Jahr, eine Versammlung aller dort wohnenden freien Mädchen statt, bei der sie in größtmöglichster Kleiderpracht erscheinen. Die Bonzen des großen, in der Nähe gelegenen Kwannon-Tempels, welcher dem Beherrscher des Luftkreises Kwannon geweiht ist, also jenem Gotte, der sich nicht weniger als sechsunddreißig eigener Arme bei seinen Regierungsgeschäften bedient, — wissen sich bei dieser glänzenden Versammlung die Porträts der Königinnen des Festes zu verschaffen, um diese Bilder im Sanctuarium ihres Tempels aufzuhängen! Wir finden also die Frauenschönheit immer nur von der sinnlichsten Seite aufgefaßt und nur dieser gehuldigt.

Nach dieser Ablenkung von der Erzählung kehren wir wieder zu unserem Feste in Nagasaki zurück.

Ich bedauerte sehr, der japanischen Sprache nicht mächtig zu sein, und dadurch keinen Einblick in das Fühlen und Denken meiner Gescha (Tänzerin) erhalten zu können; überhaupt lernt man durch die Sprache den Charakter eines Volkes am besten beurtheilen, da man nicht wie der Taubstumme nur auf die Gesichtsorgane angewiesen bleibt. Indessen brachte ich doch einige auswendig gelernte Fragen an, deren schlechte Aussprache große Heiterkeit erregte; dennoch erreichte ich aber glänzende Resultate. Das Mädchen hieß Kiko-noski-san, sie wiederholte es mir mehrere Male, und ich notirte den Namen, der auf deutsch „hellblaues Wasser" bedeutet. Auf dieselbe Art erfuhr ich den Namen einiger ihrer Gefährtinnen; sie hießen: „klares Wasser", „farblose Blume", „blauer Himmel", eine hieß auch „stilles Wasser", kurz: „blau" und „Wasser" waren vorherrschend.

Meine Unterhaltung mit dem hellblauen Wässerchen, sowie überhaupt unsere Promenade fand durch ein Glockenzeichen ein plötzliches Ende. Die Gewässer, Blumen und Himmel verschwanden durch dieselbe Tapetenthür, wie sie gekommen waren. Hingegen trat von einer anderen Seite des Saales das Musik-Orchester im Gänsemarsch herein und setzte sich längs einer Wand am Boden nieder, wir aber wurden aufmerksam gemacht, nun unsere Sitze einzunehmen, nachdem die Vorstellung alsbald beginnen werde. Die Hauptinstrumente waren die schon Eingangs dieses

Abschnittes erwähnte japanische Guitarre oder Laute, also der Samiseng, dessen Saiten mittelst eines beinernen flachen Stäbchens, das wie ein Buttersteher aussieht, gezupft wurden, dann eine Flöte, eine Trompete, Trommel und das neunsaitige Gotto-Instrument, welches die japanische Harfe vorstellt, aber beim Spielen am Boden niedergelegt wird. Das Ensemble der Musik war nicht so geräuschvoll und nervenerschütternd wie wir es in China zu hören bekamen, vielmehr fehlten alle harten Töne, und mancher milde Accord des Samiseng und des Gotto dämpfte den Uebermuth der Trompete und Flöte. Einige Melodien waren sogar durch ihre Eigenthümlichkeit recht anziehend. Das Personal des Orchesters gehörte, mit Ausnahme eines alten Mannes, welcher die Flöte blies, dem weiblichen Geschlechte an. Wir bewunderten die edle Schönheit einer die Laute schlagenden Frau; sie war trotz ihrer schwarzen Zähne und abrasirten Augenbrauen eine blendende Erscheinung, und mußte in ihren Mädchenjahren, die sie erst seit kurzem hinter sich hatte, bezaubernd schön gewesen sein. Sie stellte jenen reizenden Frauentyp vor, der auf sehr guten japanischen Abbildungen hin und wieder gefunden wird. Neben dem Orchester saßen einige kaum sechsjährige Mädchen, welche vom Damen-Orchester wohl nur aus dem Grunde mitgenommen wurden, um sie nicht allein zu Hause zu lassen. Die nun folgenden, meist obscönen Aufführungen dürften sie schon sehr oft gesehen haben.

Es währte nicht lange, so erschien wieder die ganze Damengesellschaft, diesmal aber auf dem Bühnenraume; die Damen hatten Toilette gewechselt, die Anzüge waren zwar bunt und malerisch, aber nicht so kostspielig wie früher. Sie grüßten das Publicum, d. h. uns, indem sie sich etwas in den Knien senkten und mit beiden Händen auf den vordern Schenkelflächen auf- und abfuhren, als wollten sie sich ein lästiges Jucken vertreiben. Dazu wurde etwas geächzt und Luft geschlürft, wie es geschieht, wenn Jemand ein recht angenehmes Gefühl empfindet. Das ist der gewöhnliche japanische Gruß, wie wir ihn sehr oft auf der Straße aufführen sahen; er hat etwas Komisches an sich, besonders wenn er einem in der Gesellschaft Höhergestellten geleistet wird, in welchem Falle

das Geächze und Geschlürfe endlos ist. Nach der Begrüßung ließen sich die Mädchen auf den Matten nieder und sangen ein Nationallied, dem Tacte mit gleichmäßigen Bewegungen des Oberkörpers und der Arme nachfolgend; die Musik begleitete sie. Es war so recht ein „sitzender Tanz“ — jenes Unicum, das man nur in Japan antreffen kann, wo den Füßen eine ganz unbedeutende Rolle beim Tanze zugewiesen ist. Die



Musicirende Mädchen.

Melodie des Gesanges war sehr einfach und wurde im Polka-Tempo förmlich heruntergeleiert. Der stets wiederkehrende Refrain lautete:

Dschon, little Dschon-Dschon, little Dschon,
Yokohama, Hakodade, Nagasaki Hoi!

Die erste Zeile ist das englische John, little John (Johann, kleiner Johann), mit welchem die Fremden den Originaltext gewöhnlich parodiren.

Die nächste Production war ein Gesangsspiel mit Pfändern, und die originellste und eigenthümlichste Aufführung, die man zu sehen bekommt. Sie beginnt mit einem frischen Rundgesang, der bald in Sologesänge übergeht. Jedes Mädchen hat dabei eine Strophe derart zu singen, daß nie eine Unterbrechung stattfindet, widrigenfalls die Unachtsame eines

ihrer Kleidungsstücke als Pfand abgeben muß. Ist eine der Sängerinnen nicht mehr im Stande, dieser Anforderung zu genügen, so erhebt sie sich von ihrem Sitz und verläßt den Saal, was ihre Gefährtinnen natürlich zu ausgelassener Heiterkeit veranlaßt.



Tanzende Mädchen.

Diesem obscönen Pfänderspiele folgte eine ganze Serie erotischer Tänze, deren Details völlig uninteressant, ja sogar anwidernd verliefen.

Ein dramatischer Solotanz versöhnte uns wieder mit dem schönen Geschlechte Japans; die angeborene Grazie der Japanesinnen kam hiebei zur vollen Geltung. Eine der Damen führte, indem sie auch die Männerrolle gab, den Verlauf einer Liebesaffaire auf; ihre Bewegungen waren

anmuthig, ausdrucksvoll und doch sehr ruhig. Auch sie tanzte nur mit Oberkörper und Armen, aber nicht mit den Füßen.

Nachdem die Productionen ungefähr zwei Stunden lang fast ununterbrochen gewährt hatten, gönnten sich die Darstellerinnen eine Rast und kamen wieder in schöner Toilette zu uns herüber. Es wurde der Imbiß eingenommen. Außer den von uns beigestellten Süßigkeiten und vortrefflichen Ungarweinen, deren Feuer die desselben ungewohnten Mädchen in Begeisterung versetzte, gabs noch Confituren, welche das Theehaus lieferte. Das Backwerk hatte die Form von Blumen, Blättern und — — obscönen Dingen! Wir waren in Japan.

Nach der Rast sollten die Tänze wieder ihren Fortgang nehmen; allein wir hatten des wüsten Spieles genug und verabschiedeten uns bei den verschiedenfarbigen Himmeln, Blumen und Gewässern, welchen unsere Genügsamkeit höchst komisch und überraschend zu sein schien.

Japanische Lieder.

1. Haru No Uta (Frühlingslied).



Deutsche Uebersetzung.

Frühlingslied.

1. Wenn die erste Nacht sich erhellt (der erste Tag anbricht), geht's geräuschvoll her, geht's geräuschvoll her;
Zierbäume sind aufgepflanzt, Föhren als Zierbäume, Föhrenzierbäume.
2. Die Föhre mit den Doppelnadeln ist so schön von Farbe, ja so schön von Farbe;
Die dreistöckige Föhre von Kadsussa-Yama, von Kadsussa-Yama.

Anmerkung: Kadsussa-Yama sind die Berge der Provinz Kadsussa.

2. Liebesklage.



Deutsche Uebersetzung.

Seit ich von meinem Herrn (Schatz, Geliebten) geschieden bin, gehe ich oft auf die Föhrenheide;
Und wie der Thau von den Föhren fällt, so fallen meine Thränen.

XVII. Im Binnenmeere.

Abreise von Nagasaki. — Die Hirado-Passage. — Ankunft in Simonoseki. — Eine Promenade in der Stadt. — Die Feste oder Matsuri. — Laternenfest und Neujahrsfest. — Glückwunschkarten. — Ein Matsuri in Simonoseki. — Reißende Strömung. — In den Nadas der Binnensee. — Ratten als Brandstifter. — Landschaftliche Schönheiten. — Die Schwesterstadt Hiogo-Kobé. — Unser Consul und seine Frau. — Eine Visite beim Gouverneur. — Sehenswürdigkeiten der Städte. — Sinto-Tempel. — Gegenbesuch des Gouverneurs am Bord. — Die Eisenbahn nach Osaka. — Bedeutung Osakas. — Die Fächerindustrie.

Der Tag unserer Abreise war endlich herangerückt; die Trennung von Nagasaki, dessen Bekanntschaft wir so zu sagen im Fluge machten, konnte uns nicht schwer fallen, wußten wir doch, die nämlichen überaus günstigen Eindrücke, welche uns dort entgegentraten, erwarteten uns auch in anderen Theilen des japanischen Reiches, das sich uns in seinem ganzen Reize erst erschließen sollte und deshalb für uns so recht als das große Gebiet eines zu unternehmenden Vergnügungszuges erschien. Ja, ich kann es aussprechen, unsere Fahrt hatte in Japan den Charakter einer Lustreise angenommen; es gab keine wochenlangen Seefahrten, während welcher man aus Gründen der Vernunft genöthigt ist, den fühlenden und empfänglichen Theil seiner selbst abzulegen und auf bessere Zeiten zu deponiren, vielmehr verging kaum ein Tag, der uns das sympathische Land nicht in die Nähe brachte. Am angenehmsten und mit der ruhigen Fahrt auf einem Landsee vergleichbar, gestaltete sich die nun anzutretende Reise nach Hiogo-Kobé durch das ebenso interessante wie an malerischen Scenerien überaus reiche japanische Binnenmeer.

Das Binnenmeer, auch die Inlandssee genannt, ist durch die Inseln Kiusiu, Sikok und durch den Südwesttheil der Hauptinsel Nippon gebildet. Drei Mündungen führen in das offene Meer, im Norden die enge Straße von Simonoseki, auch Speckstraße genannt, an der südlichen Seite hingegen zwei bedeutend weitere Canäle beiderseits der Insel Sikok.

Unsere Route führte durch die an Nagasaki näher liegende Speckstraße, über deren Naturschönheiten man uns die verlockendsten Schilderungen machte. Die Abfahrt wurde für den 24. October 6 Uhr Früh festgesetzt; der Commandant wählte eine so frühe Morgenstunde, um noch bei Tageslicht die wegen der daselbst herrschenden starken Strömung nicht ungefährliche Firado-Passage zwischen der Insel Firado (auf den englischen Karten Hirado) durchdampfen zu können.

Unter diesen Umständen mußten schon am 23. alle Rechnungen der Schiffsadministration abgewickelt und abgeschlossen werden, desgleichen trachtete auch der Stab, die angekauften Curiositäten an Bord zu bekommen und vielleicht in letzter Frist noch irgend eine Acquisition zu machen. Die Corvette, welche den „blauen Peter"*) gehißt hatte, war daher an diesem Tage der Schauplatz des regsten Lebens; es ging her wie auf einem Auswandererschiff. Die sauber und seefest in Kisten verpackten Schätze, welche allen Zweigen der japanischen Industrie angehörten, wurden an Bord gebracht, und nachdem jede mit dem Namen ihres Eigenthümers versehen war, welches Geschäft einige Matrosen-Kalligraphen zuwege brachten, versenkte man sie in die dunklen Räume der Unterwelt — wo sie fast zwei Jahre lang ungesehen und fast vergessen ihr glänzendes Dasein verleben sollten. Im Laufe der Reise erhielten sie sehr zahlreiche Gesellschaft aus allen Theilen der Welt, und hätte die „Friedrich" nach ihrer Rückkehr eine Ausstellung der mitgebrachten Curiositäten veranstaltet, die in ungefähr 1000 Kisten verpackt waren, so hätte die Besichtigung

*) Der „blaue Peter" ist die sogenannte Abfahrtsflagge, eine blaue Flagge mit einem weißen Viereck in der Mitte. Kriegsschiffe hissen sie in den europäischen Gewässern in der Regel nicht, in Ostasien ist sie aber allgemein im Gebrauche. Man zeigt dadurch an, daß das Schiff seeklar ist und seine Rechnungen abschließen will.

dieser Sammlung gewiß auch ein kritisches Publicum zufriedengestellt. Ein artiges Contingent der Besucher an diesem Tage stellten die Wäscher; sie brachten kleine Geschenke als Zeichen der Dankbarkeit für den ihnen zugewiesenen Verdienst. Künstliche Blumen aus Papier, eine gelungene Imitation der im Lande so beliebten Kirschenblüthen und ganze Stöße des weichen japanischen Papiers waren das Angebinde, welches uns von den guten Leuten unter nimmer endendem ehrerbietigen Geächze und Geschlürfe überreicht wurde.

Am Nachmittage schiffte sich der Binnenmeer-Lootse — ein geborener Engländer — ein; die Aufnahme desselben stellte sich insoferne als nothwendig heraus, als die klippenreiche Inlandssee noch nicht in dem Grade genau erforscht ist, um mit alleiniger Benützung der Seekarten gefahrlos von größeren Schiffen befahren werden zu können. Dabei ist noch zu bemerken, daß an gewissen Orten, wo vehemente Strömungen herrschen, der geringste Unfall schon den totalen Verlust des Schiffes zur Folge haben kann. Dieser Unglücksfall soll einer amerikanischen Corvette vor mehreren Jahren am Ausgange der Enge von Simonoseki, wo der Strom mit der Schnelligkeit von 10 Seemeilen per Stunde zieht, zugestoßen sein; das Schiff gerieth nämlich auf eine der vorliegenden Sandbarren und kenterte. Nicht minder gefährlich sind die Stromwirbel in Lee*) von Inseln und Bänken, besonders in engem Fahrwasser, nachdem sie das Schiff bei nicht gehöriger Achtsamkeit erfassen und in eine drehende Bewegung bringen, welche ein Stranden zur Folge haben kann. Solche Stellen nennen die Japaner „Tschau-Tschau-Wasser", wahrscheinlich vom chinesischen „Tschau-Tschau" (Essen), weil der Stromwirbel Wasser zu essen scheint. Ein großer englischer viermastiger Dampfer kam gleichfalls bei Simonoseki in eine solche Drehbewegung, rettete sich aber durch das Eintreten besonderer Umstände. Die Ursache der Strömungen liegt nur in den Gezeiten, denn während sechs Stunden muß der Ausgleich zwischen

*) Mit Bezug auf den Wind ist Lee „unter dem Winde" oder vom Winde geschützt, im Gegensatz von Luv „ober dem Winde". Dieselben Ausdrücke werden auch auf die Stellungen im Strome angewendet.

Ebbe und Fluth vollzogen, d. h. der Wasserspiegel des Binnenmeeres mit jenem der hohen See in ein Niveau gebracht sein; je enger daher die Zufahrten und in je geringerer Zahl sie vorhanden sind, desto rascher muß das Wasser zu- oder abfließen.

Der Reise-Ordre entsprechend war die „Friedrich" am Morgen des 24. October dampfklar. Es war ein prachtvoller Tag, das schöne Wetter versprach anzuhalten, so daß wir eine recht angenehme Reise vor uns sahen, was die allgemeine rosige Stimmung nicht unbedeutend hob. Als sich die Morgennebel verzogen und die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Föhrenheiden auf den runden Bergrücken vergoldeten, während die Schluchten noch im tiefen Schatten lagen, dampften wir fast geräuschlos aus dem Hafen. Noch einmal zogen die lieblichen Bilder an uns vorüber, die poetischen Wälder, die grotesken Abstürze, monumentalen Tempel, der Hochwald des Papenberg, dann waren wir draußen auf der ruhigen See, auf der leichte Brisen weiche Katzenpfötchen*) zeichneten. Am Horizonte erschienen in grauen Umrissen die hohen Goto-Inseln, an der Kiusiu-Küste gewahrte man einen ganzen Archipel schroffer Felsen und Eilande, zwischen welchen hindurch unsere Route führte. Die zersetzende Kraft der Wogen hat den Felsen im Laufe der Jahrhunderte die bizarrsten Formen verliehen, man sah förmliche Burgen mit Zinnen und Thürmen wie bei Basaltbildungen; überhängende Felswände, die man bei uns sicher mit „Jungfernsprung" benannt hätte, dann Höhlen und Arcaden, wie altrömische Ruinen, tiefe Felsspalten, als hätten Giganten die Wucht ihrer Schwerter am Gestein erprobt, kurz malerische Combinationen, die uns wiederholt zum Fernglase riefen.

Am späten Nachmittage gelangten wir in die Enge von Hirado. Der eingesetzte Seewind hatte bedeutend aufgefrischt, hinderte uns jedoch insoferne nicht am Wege, als wir die mächtige Unterstützung des Stromes für uns hatten. Die Hirado-Passage liegt zwischen der gleichnamigen Insel und einer nach Nordwest gestreckten großen Landzunge von Kiusiu.

*) Von einem Lufthauche leicht gekräuselte See.

In manchen engen Theilen der Straße fährt man wie auf einem mäßig breiten Flusse; eine prächtige Scenerie umgab uns, man konnte sich im oberen Murthale auf einer Eisenbahnfahrt wähnen. Nichts konnte diese Illusion stören; es fehlten weder die hohen Berge mit den Wäldern schlanker Tannen und behäbiger Eichen, noch das von den Höhen rauschende Wasser, ja selbst die malerischen Rinderherden auf grünen Matten hatten sich um den auf den Stock gestützten Hirtenknaben, dessen Schalmeitöne zu uns herüberdringen, gruppirt. Beim nördlichen Ausgange erweitert sich die Straße zu einem Bassin, es ist der Hafen von Hirado. Mit großer Schnelligkeit treibt uns Strom und Dampf an der Häuserzeile vorbei, welche sich dort zwischen Bäumen und Gärten friedlich und behaglich streckt. Einige geankerte Dschunken mit halbgelösten Segeln liegen im Vordergrunde, dahinter aber zeichnen sich die Thürmchen der befestigten Residenz eines Daïmios von der grünen Umgebung ab. Das Schiff gelangt an die Ausfahrt der Hiradostraße, eine darin gelagerte Felseninsel verengt sie dermaßen, daß man durch eine Schleuße zu fahren meint. Maury, der bekannte nordamerikanische Hydrograph, der Begründer der modernen Physiographie des Meeres, sagte vom amerikanischen Golfstrome, daß er durch die Floridastraße mit einer Art „spritzender Kraft" schießt. An diesen Ausdruck erinnerte ich mich, als wir mit Pfeilesschnelle aus der Schleuße getrieben wurden. Der Strom staute die an und für sich kleinen Wellen zu bedeutender Höhe an, so daß die Stückpforten der Batterie geschlossen werden mußten und das Schiff zu rollen begann; das änderte sich jedoch, als wir bald darauf aus dem Bereich der spritzenden Kraft in die ruhige See gekommen waren.

Wir ließen die gebirgige Ika-Insel an unserer Backbordseite und steuerten gegen das schöne Leuchtfeuer der kleinen Yebosi-Insel, die wir gegen Mitternacht erreichten. Um 6 Uhr Früh waren wir am Eingange der Speckstraße, deren Zufahrt wegen ausgedehnter davorgelagerter Sandbarren große Vorsicht erheischt. Der Strom hatte bei unserer Ankunft gerade gewechselt und kam uns anfangs träge, dann aber immer kräftiger entgegen, die Corvette dampfte mit voller Kraft und gewann nur zollweise

ihren Weg. Nach fast dreistündiger Fahrt, nachdem der Strom das Schiff oft zurücktrieb, gelangten wir in das Bassin von Simonoseki. Der Lootse rieth zu ankern, denn es sei keine Möglichkeit, den Strom in der zunächst zu passirenden Enge von Seto Utschi zu überwinden; der Commandant solle den Stromwechsel an einer geschützten Stelle des Bassins abwarten. Die Corvette wurde deshalb auf der, Simonoseki entgegengesetzten Seite



Abendunterhaltung in einer japanischen Familie.

des Bassins vor dem Dorfe Mozi vor Anker gelegt. Diese Verzögerung konnte uns nur angenehm sein; denn es war die Möglichkeit geboten, die dem Fremdenverkehr zwar noch geschlossene Stadt Simonoseki, deren Häuschen so lieblich zu uns herüberblickten, dennoch kennen zu lernen, wenn der Schiffscommandant sich entschließt, zu einem Besuche des Landes seine Einwilligung zu geben. Die Erfahrungen aus früherer Zeit haben

die Fremden in Japan gelehrt, sich selbst ihre Stellung zu erringen, da Nachgiebigkeit nie zum Ziele führte.

Denselben Anschauungen folgte unser Commandant, als er dem Schiffsstabe die Communication mit dem Lande gestattete, ja er selbst schloß sich der zahlreichen Officiersgesellschaft an, um an der verbotenen und deshalb doppelt interessanten Morgenpromenade theilzunehmen. Ehe wir das Schiff verließen, kamen einige japanische Fahrzeuge, deren Insassen die Corvette zu sehen wünschten, unter Bord; wir ließen die durchwegs jungen Leute hinaufkommen und tractirten sie in der Messe mit Ungarwein, den wir „our saki“ (unser Reiswein) nannten, ohne dabei im entferntesten gedacht zu haben, daß dadurch den köstlichen Producten unseres wackeren Ungarns gerade keine schmeichelhafte Umschreibung verliehen wurde. Wie sollte aber dies feurige Getränk in einem Lande getauft werden, wo die Rebe und ihr perlender Saft so völlig unbekannt ist. Später kam ein Engländer an Bord; er war Leuchtthurmwächter in Seto-Utschi und wollte nach langer Zeit wieder einmal Europäer sehen. Selbstverständlich wurde dieser alten Theerjacke — denn eine solche war er — sehr freundschaftlich begegnet, so daß er befriedigt wieder heimwärts zu seiner Laterne wandern konnte. Auch zwei japanische Telegraphenbeamte besuchten uns, die recht intelligent aussahen und sich sehr darüber freuten, daß uns Japan so gut gefalle; auch meinten sie über unser Befragen, wir könnten anstandslos nach Simonoseki kommen, es werde uns gewiß Niemand daran hindern.

Um 10 Uhr a. m. brachte uns eines unserer Seitenboote an den Kai von Simonoseki; steinerne, gut gehaltene Treppen führten über die ziemlich hohen Böschungen auf das Straßenniveau. Beim Herannahen des zwölfruderigen Bootes, dessen große Flagge im Winde flatterte, sammelte sich viel Volk am Landungsplatz, um die fremden Besucher — wie bei uns — anzusehen, man wich aber ruhig und ehrerbietig zur Seite und ließ uns freien Weg, ohne daß wir von Neugierigen — wie es den Japanern 1873 in Triest geschah — förmlich verfolgt worden wären. Eine solche Unsitte habe ich in Japan gar nirgends beobachtet, denn die

japanische Straßenjugend ist viel gesitteter und bescheidener als ihre europäische Collegenschaft.

Simonoseki schätzten wir auf ungefähr 20.000 Einwohner, jedoch ist die Stadt ziemlich ausgedehnt, nachdem sie nur von einer breiten Fahrstraße durchschnitten ist, von welcher aus viele Seitengassen unter rechten Winkeln zum Kai und landwärts abzweigen. Die allerwärts herrschende Reinlichkeit und Nettigkeit ist bewunderungswürdig, die zierlichen hölzernen Gebäude scheinen frisch gescheuert und das blendend weiße Papier der Fensterrahmen neu eingeklebt zu sein; eine festliche Stimmung lagert über der Stadt. Der japanische Telegraphenbeamte macht uns den freundlichen Führer, zeigt uns so manches interessante Object und weiß über Alles viel zu erzählen; auch scheint er über recht viel Zeit zu verfügen, nachdem der Telegraph in Simonoseki noch sehr als ein Luxusgegenstand betrachtet wird.

In einer Seitengasse blieben zwei unserer Officiere vor dem offenen Fenster eines Hauses stehen und blickten hinein. Ich trat gleichfalls hinzu und wurde Zeuge der Toilette eines jungen und schönen Mädchens, das in unserer nächsten Nähe in völlig adamitischem Costume neben ihren abgelegten Kleidern auf dem Boden saß und soeben mit der Malerei ihres recht hübschen Gesichtchens beschäftigt war. Der auf einem leichten Gestelle vor ihr aufgepflanzte kreisrunde Metallspiegel unterstützte sie sehr wesentlich in der Ausübung dieser Kunst, welche durch unsere Gegenwart nicht im geringsten eine Störung erlitt, vielmehr lächelte uns das Mädchen freundlich zu und dankte sogar, als wir ihr einen guten Morgen wünschten. Solche Scenen wiederholten sich im Laufe unseres Aufenthaltes in Japan noch recht häufig, und wenn sie auch in unseren Augen nichts von ihrem verlockenden Reize der Neuheit einbüßten, so vermieden wir später es doch, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken.

Um Stadt und Umgebung überblicken zu können, wodurch man sich am allerbesten orientirt, erstiegen wir einen der mäßig hohen Hügel, zu deren Füßen die Stadt sich ausbreitet. Oben fanden wir zwischen alten Fichten und Cedern einen kleinen Buddha-Tempel, in dessen Inneres

man uns durchaus nicht einlassen wollte; dafür gestatteten die Bonzen die Besichtigung der in besonderen Schuppen aufbewahrten Processionsgeräthe. Es waren schwerfällige Sänften, deren Aeußeres dem Tempel nachgebildet und reich vergoldet war, dann gab es Fahnen, Banner und groteske Figuren aus der an Gestalten so reichen Götterwelt. Gold und grelles Roth herrschten vor. An der Grenze des kleinen Tempelhaines übten sich einige Bogenschützen im Pfeilschießen. Sie bedienten sich der großen Kriegsbogen, wie solche noch vor einem Decennium zum Theile als Bewaffnung der Daïmio-Armeen dienten. Diese Bogen haben eine Länge von gut zwei Meter und schießen ein Meter lange Pfeile auf 40 Schritte Distanz mit ziemlicher Sicherheit und jener Kraft, die zum Verwunden des Gegners genügt. Das Merkwürdigste an den Bogen ist die papierne Sehne. Bei Besprechung des japanischen Papiers soll darauf zurückgekommen werden. Bei unserem Nahen grüßten uns die Schützen, welche ganz das Gepräge unserer Sonntagsschützen hatten, obgleich diese weit hinter den Japanern zurückblieben, deren Pfeile die aufgestellte kleine Papierscheibe ziemlich oft durchbohrten. Die Männer luden uns ein, am Schießen theilzunehmen; nachdem aber die Zeit drängte, so versuchten wir nur die Spannkraft der Bogen und überzeugten uns, daß es einer bedeutenden Muskelkraft bedürfe, um den Pfeil auf die erwähnte Entfernung abzuschnellen. In den später von uns besuchten großen Städten fanden wir in den Tempelhainen zahlreiche Pfeilschießstätten mit ähnlichen Arrangements wie die Schrotschießplätze unseres Wiener Praters. Natürlich kam uns der berühmte heimatliche Unterhaltungsort jedesmal sehr lebhaft in Erinnerung.

In einer muldenartigen Einsenkung landwärts der Hügelkette sahen wir einen japanischen Friedhof; die Anordnung der Gräber ist dort wie bei unseren Begräbnißstätten, auch gibt es zahlreiche Steindenkmäler, deren vorherrschende Form das Parallelepiped, also ein rechtwinklig zugehauener Steinsockel ist. Die wenigsten Grabmäler hatten Verzierungen oder Inschriften. Einige Broncefiguren, den Buddha mit Glorienschein darstellend, gehörten gewiß den reichsten Familien der Stadt an. Bei

jedem Grabe waren zwei oder mehrere dicke Bambusstücke in den Boden gesteckt und mit Erde gefüllt, um als Blumentöpfe für verschiedene Gewächse zu dienen.

Auf dem Rückwege nach der Stadt kürzte unser freundlicher Führer den Weg derart, daß wir durch den Hof eines Theehauses mußten. Es geschah dies gewiß nicht in der Absicht, um die in der Nähe des Hausbrunnens badenden Frauen bei ihrem Reinigungswerke wenn auch nicht zu stören, so doch etwas zu überraschen, ich muß aber sofort beifügen, daß die Ueberraschung nur unsererseits war. In Simonoseki befanden wir uns nach den gemachten Beobachtungen noch auf echt altjapanischem Boden; die Eröffnung dieses Hafens für den Fremdenverkehr ist schon seit Jahren von der Regierung zugesagt, aber noch immer nicht decretirt. Es mag sein, daß man an entscheidender Stelle das Experiment versucht, die Modernisirung des Reiches gründlich durchzuführen, ohne den Fremden alle jene Zugeständnisse zu gewähren, welche sie sich erwarten. Daß eine loyale Aufrichtigkeit der japanischen Regierung gegenüber den fremden Regierungen nicht besteht, ist hinlänglich bekannt, und noch heutzutage gibt es der hochgestellten japanischen Functionäre genug, welche zu den Conservativen zählen. Sie sprechen es offen aus, daß man mit der Nachahmung europäischer Sitten sehr vorsichtig sein müsse, wenn auch die jungen Leute, die Japan alljährlich in die Residenzen Europas und nach Nordamerika zur Ausbildung sendet, alles mögliche Schöne von den dortigen Zuständen zu berichten wissen. Der Schein trüge und der Kern der Sache entspreche nicht immer der Schale. Aus diesen und ähnlichen Meinungen läßt sich möglicherweise schließen, daß die japanische Jugend nicht immer glänzende Resultate in puncto europäischer Erziehung erzielt hatte.

Die Physiognomie der Hauptstraße hatte sich unterdessen wesentlich geändert, die meisten Verkaufsgewölbe waren geschlossen und viel Volk angesammelt. An den Häusern sah man hie und da blühende Zweige und Blumen ausgesteckt, bald ertönten auch Musikklänge und Gesang.

Unser Führer sagte, es würde heute ein „Matsuri" (Fest) gefeiert. Die Matsuris lassen sich am besten mit unseren Kirchweihfesten vergleichen, denn jeder Tempel in der Stadt hat sein besonderes Matsuri, das immer mit den verschiedenartigsten Volksbelustigungen, wie Pferderennen, öffentliche Lotteriespiele, Ringkämpfe, Maskenumzüge u. s. w., in Verbindung steht. Durch die Länge der Zeit ist nicht nur der mystische Sinn der Feierlichkeiten verloren gegangen, sondern bei manchen derselben auch ihr ursprünglicher Name. Einige der Feste erinnern noch durch ihre Namen an die alten Nationalgötter, z. B. an Ten-sio-Daizin, die Göttin der Sonne; Sosano-wo-no-Mikoto, den Gott des Mondes; Midsu-no-Kami, den Gott des Wassers; Inari, den Schutzgott des Reises; Jebis, den Gott des Meeres; Hatschiman, den Kriegsgott. Im vorhergehenden Abschnitte erwähnte ich der Sanno-Procession, welche gleichfalls während eines Matsuri, und zwar des großartigsten in Yeddo, aufgeführt wurde. Außer diesen Kirchweihen werden in Japan noch andere Feste gefeiert, die zwar gleich den Matsuris religiösen Ursprungs sind, deren Inscenirung aber nicht von den Priestern ausgeht. Dazu zählt das Laternenfest (Bong)*) und das Neujahrsfest als hervorragendste Feierlichkeiten, dann das Flaggenfest, bei welchem die Knaben zu Jünglingen erklärt und bunte Flaggen, Wappenschilder, Glocken an den Häusern aufgesteckt werden; endlich ist von ähnlicher Bedeutung das Puppenfest am 3. Mai für die weibliche Jugend, welche man dabei mit Blumen und Früchten beschenkt.

---

*) Bei dem Laternenfeste, das gegen Ende August abgehalten wird und drei Tage andauert, werden die Friedhöfe glänzend beleuchtet und geschmückt. Das Fest stützt sich auf den Glauben, daß die Verstorbenen zur Zeit des Festes auf die Erde zurückkommen, um diejenigen wiederzusehen, mit welchen sie einstens gelebt hatten. Ueberhaupt zeigen die Japaner eine große Pietät für ihre Todten.

Beim Neujahrsfeste, Anfangs Februar, gibt sich das Volk einer allgemeinen Lustbarkeit hin, wobei viel Saki getrunken wird; Musikbanden durchziehen die Städte, Drachen in den verschiedensten Formen steigen auf, kurz man amusirt sich nach besten Kräften. Dabei werden auch Tempel und Gräber besucht. Das japanische Jahr ist kein Sonnen-, sondern ein Mondjahr.

Eigenthümlich ist es, daß beim japanischen Neujahrsfeste*) gerade so wie bei uns Glückwunschkarten an Freunde und Bekannte versendet werden; anstatt unseres ebenso bequemen wie schlichten p. f. schreibt man der Freundin:

„Dein Glück sei so groß als das Meer im Osten, und mögest Du so alt werden wie die Berge im Süden!" — oder aber:

„Die Pfirsich des Landes der Götter reift in dreißig Jahrhunderten; möge das Haus am Seestrande mit neunzig Herbsten mehr gesegnet sein!" oder:

„Möge jede Thür Glück und Freude haben und jedes Land mit Frieden gesegnet sein!"

Will man jedoch die Reize der Natur einflechten, so schreibe man:

„Helle Wolken begrüßen die aufgehende strahlende Sonne, zehntausend Freuden heißen den Frühling willkommen!"

„Wie der Wind und das Licht ihren Umgang durch die Welt halten, so steigt der fröhliche Frühling vom Himmel zu uns nieder!"

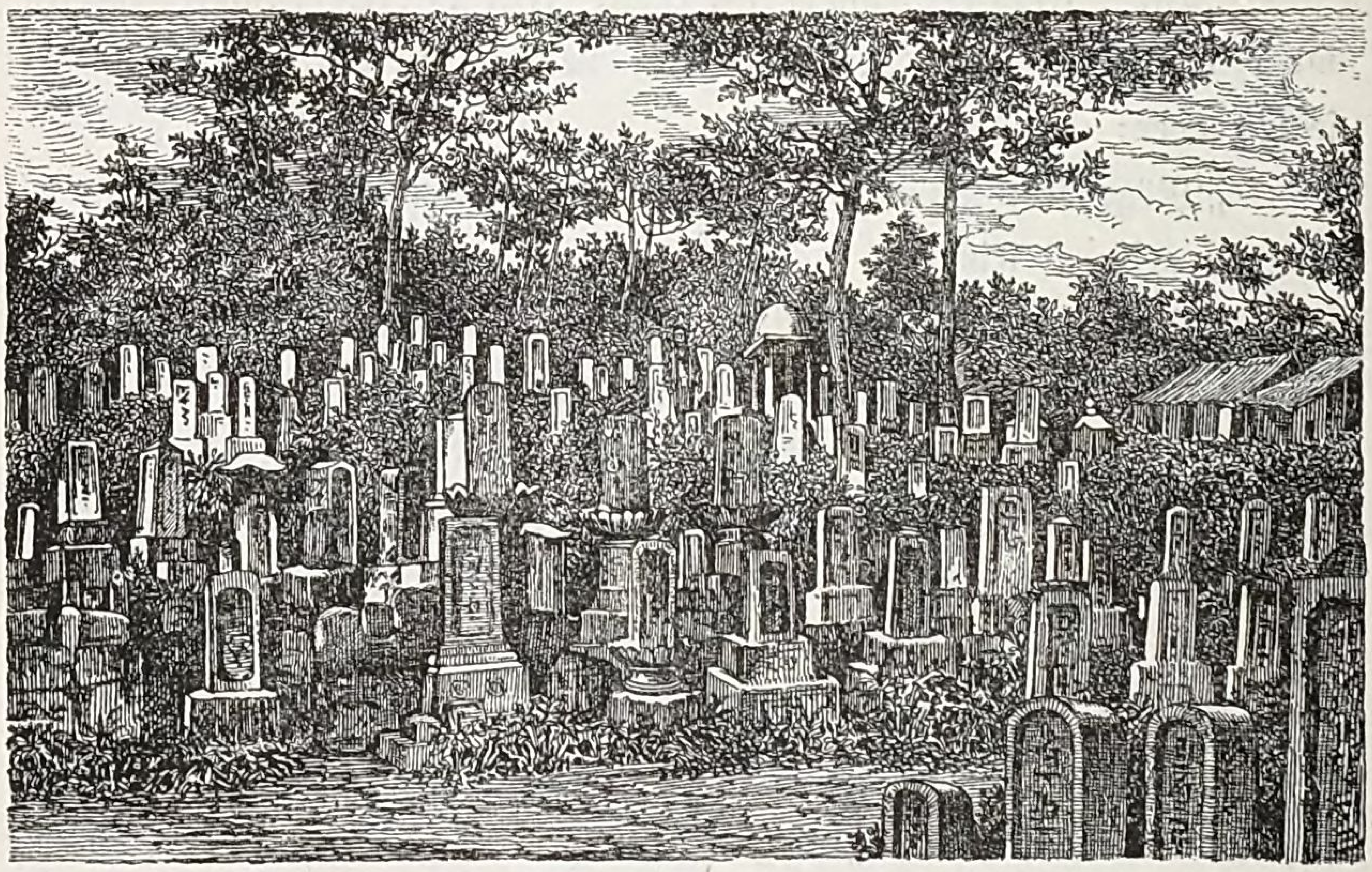
Einem Freunde wünsche man:

„Die drei Sterne: Frieden, ein Amt und ein hohes Alter mögen in Deiner Thür einziehen und Söhne, Reichthümer und Ehren Dein Thor segnen!" — oder auch: „Mögen Alle diese Tage allgemeinen Friedens besingen und sich in Gemeinschaft des Frühlingseintritts erfreuen!" Uebrigens wird man auch mit einem kurzen: „Alles Glück kommt vom Himmel!" der Gratulationspflicht vollkommen genügt haben.

In Simonoseki nahm das Matsuri keine großen Dimensionen an, denn die Stadt ist klein und die Tempel sind wahrscheinlich nicht sehr reich. Wir sahen einzelne Musikbanden in großen geschmückten Karren durch die Straße ziehen. Die vorgespannten Ochsen waren ebenso wie

*) Im Jahre 1874 erschien in Japan ein Gesetz, welches den Bürgern gestattet, an acht besonders angeführten Festtagen die japanische Reichsflagge zum Schmuck der Häuser entfalten zu dürfen. Unter diesen Feiertagen ist das Neujahr, der Geburtstag des Kaisers, Gedenktage des Begründers der jetzt herrschenden Dynastie Schin-mu-ten-nó, dann der Festtag des Vaters des Kaisers und andere Matsuri.

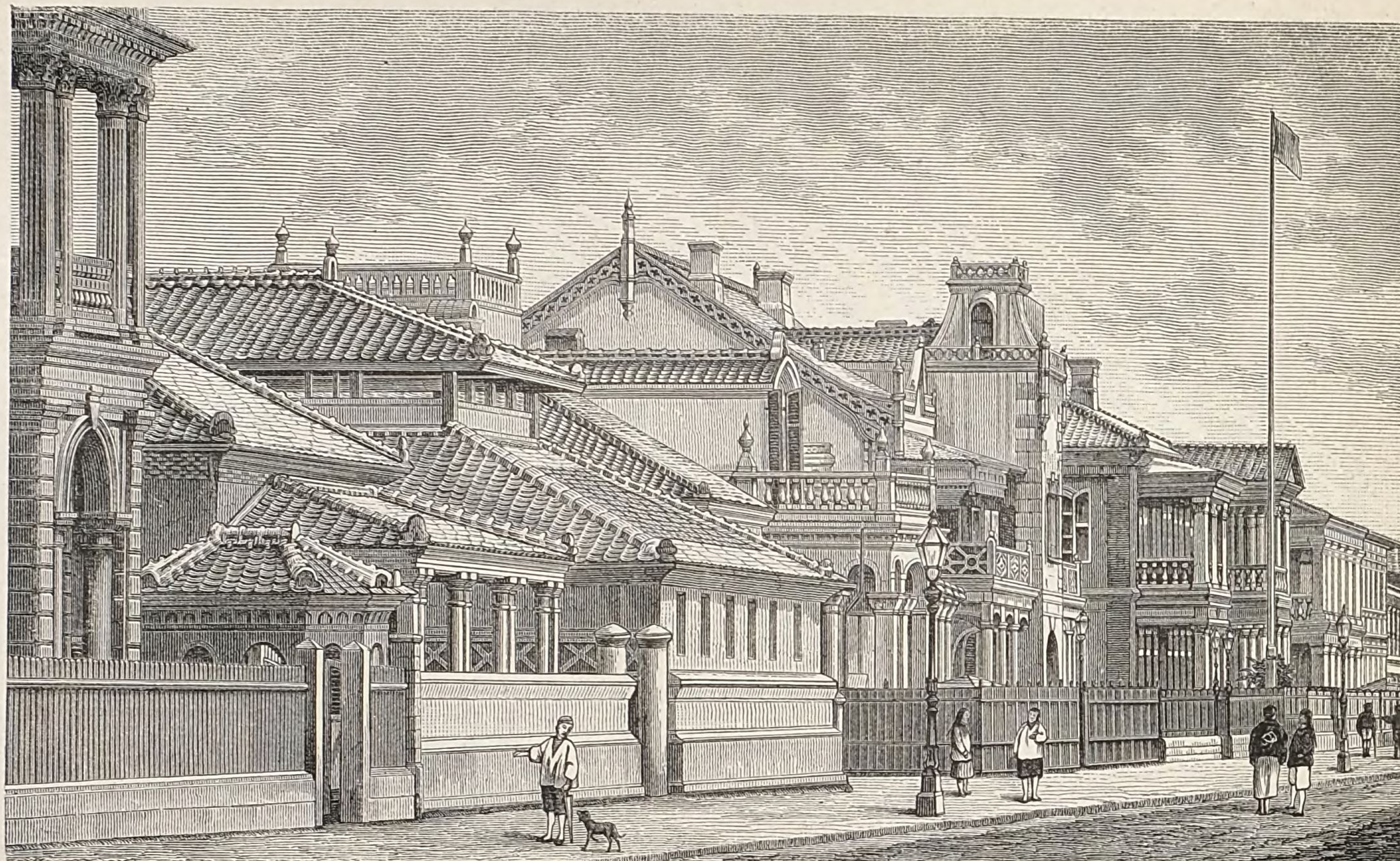
die Spielleute mit Blumen und Flitter geziert. Auf einem anderen Karren wurde ein riesig großer blühender Pfirsichzweig herumgeführt. Vielleicht gabs noch andere Dinge, allein wir konnten uns deren Besichtigung nicht mehr gönnen, denn wir mußten an Bord. Schon während der Ueberfahrt sahen wir an den Dschunken im Hafen, daß der Fluthstrom eingesetzt hatte, es war somit keine Zeit zu verlieren. Das Schiff lichtete



Japanischer Friedhof.

und dampfte gegen die Einfahrt nach der Binnensee, dessen erstes Bassin, Seto Utschi, schon öfters genannt wurde.

Der Strom nahm an Rapidität zu, je mehr der Engpaß an Breite verlor; wir schossen mit einer Schnelligkeit von 17 bis 18 Seemeilen per Stunde über den Meeresgrund, am nahen felsigen Ufer rauschte der Strom; an der engsten Stelle senkte sich unser Bug leicht abwärts, denn wir fuhren auf einer merklich geneigten Ebene. Nach einigen Minuten glücklicher Fahrt gelangten wir wieder in breites Fahrwasser, die grünen Ufer wichen immer mehr zurück, ihre Details verschwanden allmälig und bald sahen wir die Berge von Simonoseki nur als leicht gewelltes Land



Der Kai von Kobé.

am Horizont. Am Nachmittage des 25. October durchfuhren wir das Becken Suwo-Nada; die See war ruhig, es gab eine prachtvolle Fahrt. Bei Einbruch der Nacht erreichten wir Iwo-Nada, welches gleich den nun folgenden Becken (Nada) sehr reich an Eilanden und Klippen ist. Die Navigation erforderte die vollste Aufmerksamkeit. Die vielen Dschunken, welchen wir begegneten, zwangen uns öfter zum Ausweichen; nachdem aber die japanischen Dschunkenfahrer von unseren internationalen Regeln, wodurch das Ausweichen der Schiffe in bestimmter Art zu erfolgen hat, keinen Begriff haben, und die geringe Manövrirfähigkeit ihrer Fahrzeuge auch in Betracht gezogen werden muß, so waren wir oft gezwungen, die künstlichsten Evolutionen auszuführen, um einen Zusammenstoß zu verhindern. Am Vormittage des 26. befanden wir uns in der Enge bei Tadotsu, der Strom war mit uns, ein frischer Wind uns entgegen. Dreißig bis vierzig Dschunken lavirten, vom Strome unterstützt, gegen den Wind auf. Obwohl man jedes der Fahrzeuge in seinen Bewegungen gut beobachtete, um entsprechend ausweichen zu können, so geschah es doch, daß wir eines derselben fast in den Grund gebohrt hätten. Zum Ausweichen war nämlich kein Platz, und so blieb nur die Wahl übrig, entweder die Dschunke niederzurennen oder aber selbst zu stranden. Es ist selbstverständlich, daß damit das Schicksal jenes Fahrzeuges besiegelt war. Im letzten Momente erbarmte sich aber seiner der Meeresgott und rettete es vom Untergange: die Dschunke kam nur mit kleiner Havarie davon. Es sei hier bemerkt, daß die japanischen Dschunken vermöge ihres Segelschnittes nicht zu stagen (Wenden gegen den Wind), sondern nur zu halsen (Wenden mit dem Winde) fähig sind, daher bei jeder Wendung einen großen Kreis beschreiben und dadurch viel Luv-Weg beim Laviren verlieren. Ohne günstigen Strom würden sie nie gegen den Wind aufkommen.

Kaum war die eben geschilderte Episode abgespielt und von den Fachkreisen der Bemannung in allen Einzelnheiten besprochen, als dichter Rauch aus den Luken des Schiffes aufstieg und gleich darauf die Meldung auf Deck gelangte, daß die Dampfkesselverkleidungen in hellen Flammen

ständen. Es wurde sofort Feueralarm geblasen und mit der Schiffsglocke geläutet; Jedermann lief rasch auf seinen für diesen Fall bestimmten Posten, und kaum eine Minute später ergoß sich eine wahre Wasserfluth auf den Ort des Brandes. Die Dampfpumpe und mehrere Feuerspritzen, dann die von Hunderten von Händen bediente, gut eingeschulte Wassereimerkette lieferten so viel Wasser, daß das Feuer sehr rasch und ohne größere Dimensionen angenommen zu haben, gelöscht wurde. Auf Kriegsschiffen wird der Feueralarm mit pedantischer Regelmäßigkeit und Umständlichkeit geübt, weshalb ein Brand gewöhnlich schnell gedämpft ist. Es treten aber manchmal Umstände ein, welche das Schiff in die höchste Gefahr bringen. Solche Fälle, die gewöhnlich nur durch Fahrlässigkeit herbeigeführt sein können, betreffen Brände in der Nähe der Pulverkammer oder der Munitionsdepôts; gelingt es nicht, diese letzteren noch rechtzeitig unter Wasser zu setzen, so erfolgt eine Katastrophe. Auf diese Art ist schon so manches Schiff in die Luft geflogen.

Im Verlaufe der Reise ereignete sich ein Fall am Bord, der uns höchst überraschte und es verdient, hier angeführt zu werden. Wer sollte glauben, daß Ratten die Rolle der Brandstifter übernehmen können! Und doch hatten diese langgeschwänzten und als intelligent gerühmten Thiere einen Brand unmittelbar neben unserer Backbord-Pulverkammer*) erzeugt, der unter Umständen hätte gefährlich werden können. In einem Depôt neben der Pulverkammer hatte die Officiersmesse den Flaschenwein eingelagert, getheertes Werg und etwas Heu schützten die Flaschen vor Verletzung. In dieser Verpackung hatten sie schon so manches schwere Wetter durchgemacht und keinen Schaden gelitten. Da geschah es im August 1875, daß die Feuerrunde um Mitternacht einen starken Brandgeruch in der Officiersmesse verspürte; die Nachforschung leitete uns sofort auf das Weindepôt als den Ort eines im Entstehen begriffenen Brandes. Im nächsten Augenblicke ist derselbe

*) Die „Friedrich“ hat zwei Pulverkammern und eine Granatenkammer, der Vorrath betrug im Durchschnitte 5000 Kilogramm Pulver.

gelöscht; das Depôt muß aber der Vorsicht halber ausgeräumt und gründlich untersucht werden. Offenbar lag hier ein Fall von Selbstentzündung des Heues und Werges vor; anfangs nahmen wir an, es müsse eine oder die andere Flasche gebrochen sein und der herausgeflossene Wein das erwähnte Materiale durchfeuchtet und bis zur Gluth erhitzt haben. Eine nähere Besichtigung ergab jedoch, daß die mit Stagniolkappen geschützten Korkpfropfen vieler Flaschen von Ratten durchgenagt waren, in Folge dessen der Wein langsam durchsickerte. Nach dieser Erfahrung wurde entsprechende Vorsorge getroffen, damit die — wie wir sahen — „das edle Naß" liebenden Schiffsratten kein zweitesmal ihrer noblen Passion nachjagen.

Die schönsten landschaftlichen Partien der Binnensee enthalten nebst Iwo-Nada die Becken Bingo und Harima-Nada, die wir bis zum Abende des 26. durchdampft hatten. Längs der grünen Ufer ziehen bewaldete Hügel, fruchtbare Thäler mit Reisfeldern und Gärten eröffnen sich zwischen denselben, anmuthige Ortschaften, wie Tadotsu, Marugame, Wutadzu, Sakaide, Takamatsu und andere spiegeln sich mit ihrer reizenden Umgebung im Meere. Bei Marugame erhebt sich ein prächtiges Daïmioschloß gegen 100 Meter über die Thalsohle; es ist, wie alle ähnlichen Bauten in Japan, für die Vertheidigung eingerichtet und aus gigantischen Felsblöcken aufgeführt. Zahlreiche Thürmchen sind für die Flankendefensive angebaut oder als selbstständige Befestigungen nach Art unserer befestigten Lager im Umkreise des Schlosses errichtet. Man sieht es auf den ersten Blick, daß dieser feste Platz gegen moderne Artillerie nicht zu halten wäre.

Die Insel Sikok hat ein hohes Centralgebirge, dessen schroffe Berge den vulkanischen Charakter erkennen lassen und einen recht effectvollen Hintergrund zu den vorliegenden freundlichen Gegenden bilden. Bei Wutadzu und Sakaide treten die Hügelketten vom Ufer zurück, die so gebildete Ebene enthält ausgedehnte Salinen, deren Ertrag wohl ganz Japan mit Salz versorgen dürfte.

Im Laufe der Nacht durchfuhren wir noch die Enge bei der Stadt Akaschi und gelangten in das große und letzte Becken der Inlandssee,

und zwar nach Isumi-Nada, welches durch die große Insel Awadschi und das Nipponland gebildet wird. Die Doppelstadt Hiogo-Kobé und das große Osaka liegen an seinen Ufern, beide sind die Hauptausfuhrsorte des südwestlichen Nippon, Osaka nebstbei eines der wichtigsten Industriegebiete des ganzen Reiches. Das Bassin von Isumi-Nada hat daher eine hervorragende commercielle Bedeutung für das Land.

Um 5 Uhr Früh des 27. October ankerten wir vor Kobé. Es war noch völlig finster, aus welchem Grunde das Schiff keine Flagge gehißt hatte. Der Bemannung einer erst seit kurzem zur Hafenvertheidigung erbauten Strandbatterie scheint unsere Corvette sehr verdächtig vorgekommen zu sein; man vermuthete in uns ein chinesisches Kriegsschiff und schlug Alarm. Der Irrthum wurde aber bald gelöst und hatte keine anderen Folgen, als daß sich die übereifrigen Krieger eine Stunde gesunden Morgenschlafes geraubt hatten. Als es Tag wurde, betrachteten wir unsere Umgebung. Hiogo zeigt der See eine unansehnliche Häuserreihe, welche von vielen mächtigen Fichten überragt ist, daran schließen sich gegen Osten die hellen und zierlichen Häusergruppen der neuen Stadt Kobé, eine Schöpfung der fremden Kaufleute. Beide Städte trennt ein durch Kunstbau eingedämmter Wildbach Kawasaki-hani, über welchen einige starke Holzbrücken führen. Die Doppelstadt liegt an der Lehne der 1000 Meter hohen Magasan- und Rokasan-Berge, deren felsige und zerklüftete Kuppen keine Vegetation zeigen; hingegen bedecken dunkelgrüne Nadelholzwaldungen die vielen Schluchten, die aus der wohlcultivirten unteren Terrainregion bergan verlaufen. Sie sind ein recht malerisches Moment im Landschaftsbilde.

Erst seit einigen Jahren dem Fremdenverkehre eröffnet, entwickelte sich Hiogo durch die Zuströmung chinesischer und europäischer Kaufleute zu einer recht lebhaften Handelsstadt; denselben Einflüssen verdankte auch Kobé seinen Ursprung. Gleichzeitig füllte sich der Hafen mit Dampf- und Segelschiffen aller Nationen, es entstanden maritime Etablissements und Kunstbauten jeder Art, bis auch der schrille Pfiff der Locomotive, dieser Feldruf der modernen Cultur, die Umgebung zu neuem Leben weckte.

Dort, wo er zu hören ist, sinken früher oder später alle Schranken, die sich der natürlichen Entwicklung entgegenstellten, und mögen die Gründe noch so überzeugend sein, welche vorsichtige, aber vorurtheilsvolle Männer in so manchem noch verschlossenen Lande gegen das Vordringen der weißen Race, dieser unruhigen „weißen Ameisen“, geltend machen, sie halten ihr Fortschreiten nicht auf, denn es vollzieht sich mit unerbittlicher Consequenz das Grundgesetz der Schöpfung, der Kampf ums Dasein, die Concurrenz der Racen untereinander, der schon ganze Völker zum Opfer fielen. In diesen Wettstreit ist Japan gegenwärtig eingetreten, er wird ohne Zweifel die vollkommene Erschließung des Landes zur Folge haben müssen, und wenn einmal die Modernisirung des Landes den guten Absichten der Regierung entsprechend durchgeführt ist, so kann Japan eine hervorragende Stellung in Ostasien nicht entgehen.

Im Vereine mit den politischen und socialen Reformen widmet die Regierung der Belebung des Binnenhandels gleichfalls die größte Sorgfalt, allein die große Menge des Volkes betrachtet die meisten Regierungsacte mit einigem Mißtrauen, da sie diese als erste Ursache der allgemeinen Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse ansieht. Deshalb und weil man den Werth der Zeit noch nicht schätzen lernte, ist der Eisenbahnverkehr zwischen Hiogo-Kobé und Osaka ein nur mäßiger. Die japanischen Geschäftsleute und auch viele Chinesen benützen die kleinen Dampfer, welche zwischen den genannten Städten verkehren, weit lieber, als den bequemen Personenzug, mit dem sie in einer Stunde ankommen, während die Seefahrt dreimal so lange währt. Auch das wird sich mit der Zeit ändern.

Um 12 Uhr Mittags löste die Corvette den Territorialsalut von 21 Kanonenschüssen, die japanische Batterie erwiederte denselben mit einer gleichen Zahl von Schüssen und damit war der maritimen Etikette Genüge gethan.

Die erste Person, welche uns am Bord besuchte, war unser Consul Mr. Annesley, eigentlich k. englischer Consul, der gleichzeitig die österreichisch-ungarischen Interessen vertritt. Mr. Annesley nahm sich unser

auf die ausgesuchteste Weise an, und wir lernten ihn schätzen und achten. In seinem hübschen und elegant ausgestatteten Heim waltete Mrs. Annesley, seine ebenso liebenswürdige wie durch äußere Erscheinung ausgezeichnete Gemalin, welche den Centralpunkt der kleinen, aber interessanten Gesellschaften bildete, die sich uns zu Ehren in ihrem Hause recht häufig einzufinden pflegten. Mrs. Annesley war überhaupt in der Erfindung von Zerstreuungen und Unterhaltungen wahrhaft unerschöpflich; durch ihre unermüdliche Liebenswürdigkeit lernten wir gelegentlich eines Picknicks die prächtigen Schluchten des nahen Gebirges kennen, worunter die Partie mit einem malerischen Wasserfalle und einer Mühle aus den österreichischen Hochländern nach Japan versetzt zu sein schien; eine Tanzunterhaltung verschaffte uns die Bekanntschaft der Damenwelt Kobés, welche unsere durch den langen Umgang mit farbigen Völkern ins Wanken gerathene ästhetische Grundlage wieder für einige Zeit befestigte.

Dieses Resultat für sich betrachtet genügt, um die Verdienste Mrs. Annesley's um unser Wohl höchst beachtenswerth erscheinen zu lassen und dieser liebenswürdigen Dame unsere Dankbarkeit zu sichern.

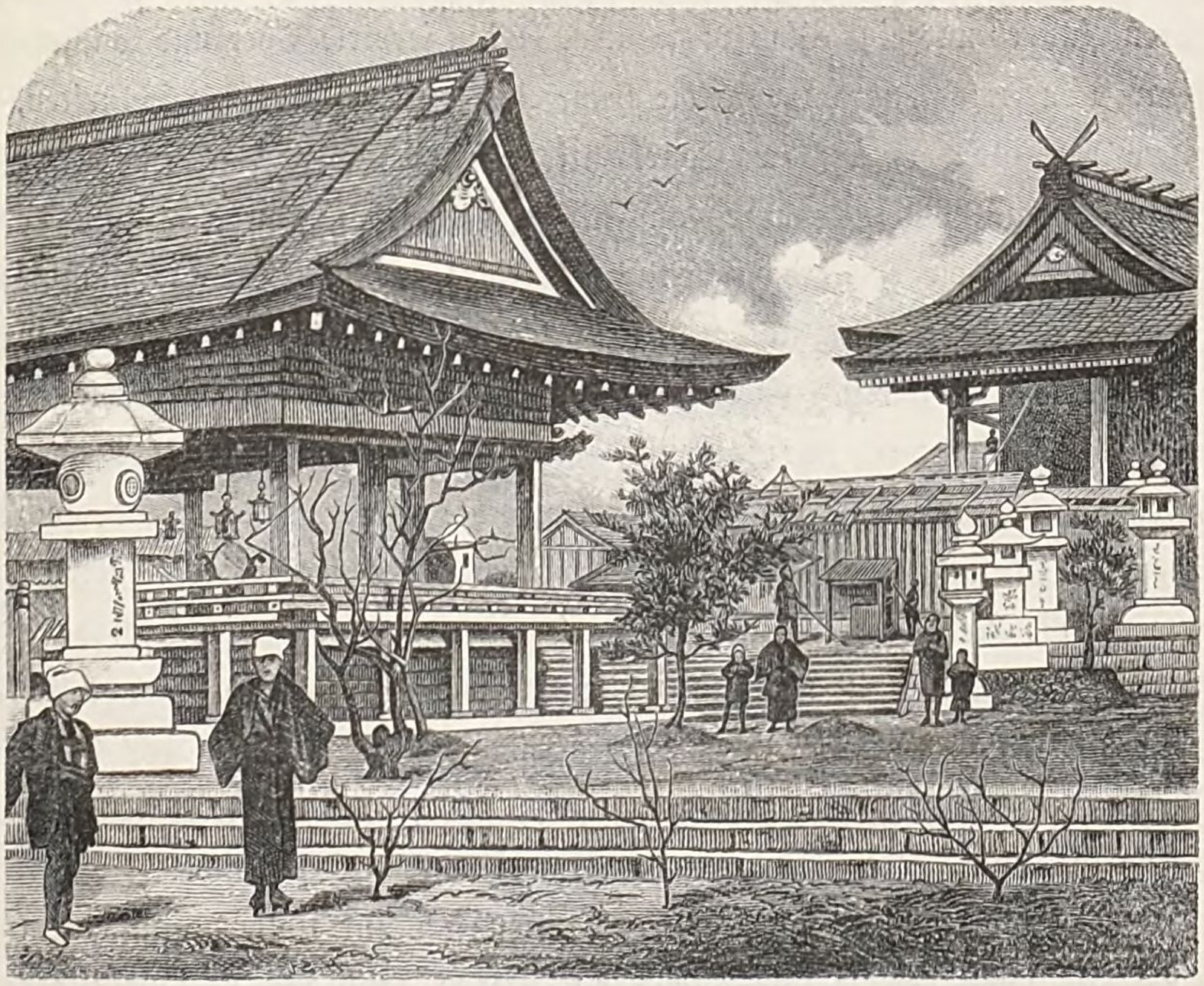
Die Officiere hatten die Absicht, von Kobé aus weitere Partien nach Osaka und Kioto, der alten Mikadostadt und ältesten Metropole Japans, zu unternehmen. Wir theilten diesen Plan unserem Consul mit und ersuchten ihn um einige Weisungen hierüber, die er uns mit größter Bereitwilligkeit zu geben versprach. „Nach Osaka können die Herren ohne weiters fahren," erklärte er uns, „denn diese Stadt ist allen Fremden geöffnet, um aber nach Kioto zu reisen, bedarf es vorerst der Erlaubniß des hiesigen Gouverneurs und besonderer Reisepässe, die er gewiß nicht versagen wird."

Der Commandant mußte ohnedies dem Gouverneur eine Visite machen, er beschloß daher, unsere Wünsche bei dieser Gelegenheit vorzutragen.

Am folgenden Tage fand die Aufwartung beim Gouverneur statt; der Commandant wählte mich zu seiner Begleitung, wir waren en parade gekleidet, bestiegen je einen Menschenkraftwagen, den ein nackter Kuli

zog, und gelangten in diesem eigenthümlichen Aufzuge vor das Consulatsgebäude, wo sich uns Mr. Annesley anschloß, da er uns beim Gouverneur vorzustellen hatte.

Die Bureaux des Gouverneurs sind in einem ebenerdigen, im europäischen Styl recht geschmackvoll gebauten Hause untergebracht, das ein kleiner Park umgibt. Die Lage des Gebäudes auf einer Anhöhe gestattet eine reizende Fernsicht auf die Stadt, den Hafen und auf die



Sinto-Tempel in Kobé.

durch viele Fischerboote belebte Bai von Osaka, deren Begrenzung kaum wahrzunehmen ist.

Schon an der Schwelle des Hauses begrüßte uns der Gouverneur. Er war wie die meisten Japaner recht klein von Gestalt, aber untersetzt, sein Gesicht war glatt rasirt, von einem Bart keine Spur zu sehen — seine Züge waren zwar unbedeutend, aber er lächelte so freundlich und

seine kleinen schwarzen Augen wußten so einnehmend zu blinzeln, daß man ihm gerne den schlecht sitzenden grauen Anzug verzieh, der seine Gestalt bedeckte. Eigentlich hätte er unseren angemeldeten Besuch im japanischen Staatskleide, also im Frack, erwarten sollen.

Wir betraten einen Salon, an dessen Wänden große Photographien in Glasrahmen hingen. Das Ameublement war sehr einfach: ein großer Tisch in der Mitte und viele Stühle mit Rohrgeflecht längs der Wände, wie in einem Rathsaale. Nachdem wir dem Gouverneur vorgestellt waren, lud er uns ein, Platz zu nehmen. Man servirte Thee und Papier-Cigarretten, und während wir die heiße und bittere Flüssigkeit schlürften, leitete der Gouverneur die Conversation ein. Das so unterhaltende Thema vom Wetter wurde aufgetischt; es schien mir, nach der strahlenden Miene des japanischen Functionärs zu schließen, als glaubte derselbe mit dieser Banalität eine recht diplomatische Finesse erfunden zu haben. Sein Dolmetsch — denn Se. Excellenz belieben alten Schlages zu sein und sprechen nur japanisch — assimilirte sich vollständig den Ideen seines hohen Gebieters und vermochte weder in Sprache noch Miene die Gefühle zu verbergen, die ihn augenblicklich bewegten. Uebersetzte er die Rede des Consuls oder des Commandanten, so geschah es mit lauter Stimme in lachendem Tone, als wäre es eine absonderlich drollige Geschichte, die er zum Besten gibt; sprach hingegen der Gouverneur, so übertrug der Dolmetsch seine Worte mit ernster, wichtiger Miene und nur halblaut wie einen Orakelspruch ins Englische.

Die Worte des Gouverneurs formten sich nur stotternd zu einem Satze, als wollte er sie nur ratenweise liefern; denn das ist japanischer Würde angemessen. Für den Untergebenen schickt es sich hingegen, nach jeder solchen Wortrate einen tiefen Bückling zu machen und ein wohlempfundenes „häh" auszustoßen. Die letzte Combination dieser Etikette bezieht sich auf den zum Vorgesetzten sprechenden Untergebenen; dieser muß jeden Satz mit einem gut geseufzten „äh" beginnen und endigen, nur dadurch zeigt er, wie sehr er seinen Gebieter ehrt und schätzt. Der Dolmetsch, ein hübsch gewachsener sehr junger Mann, führte diese Grund-

principien japanischer Wohlerzogenheit mit einer Achtsamkeit aus, die mich als stillen Beobachter oftmals veranlaßte, mir in die Lippen zu beißen, um ein helles Auflachen zu unterdrücken.

Unser Ansuchen mit Rücksicht auf die Fahrt nach Kioto stieß auf Schwierigkeiten; der Gouverneur meinte, er könne keine Pässe für das Inland ausstellen, überhaupt wäre es den Fremden strenge untersagt, eine Stadt im Inneren zu besuchen. Damit erfuhren wir durchaus nichts Neues. Der Commandant gab das Project schon für verloren, nicht aber unser freundlicher Consul, welcher die Gewohnheit der hochgestellten Japaner, die jedem billigen Verlangen stets Hindernisse entgegen zu stellen wissen, besser kannte. Mit einer Entschiedenheit, die ich Mr. Annesley gar nicht zugetraut hätte, erklärte er dem Gouverneur, er begreife die geringe Aufmerksamkeit und Rücksichtslosigkeit nicht, mit welcher die Officiere einer so befreundeten Macht wie Oesterreich-Ungarn es ist, behandelt werden, und er könne sich nur hoch verwundern über die Schwierigkeiten, die der Gouverneur in diesem Falle zu machen beliebe. Glaube er seine Competenz durch die Ausstellung der Pässe zu überschreiten, so möge er an die Regierung nach Tokio telegraphiren. Diese energische Sprache verfehlte die Wirkung nicht, und selbst der Dolmetsch, dieser Barometer der Stimmung seines Herrn, vergaß bei der Uebersetzung das einfältige Lachen, denn die Wendung der Geschichte schien ihm nicht mehr lustig zu sein.

Nachdem Mr. Annesley noch eigenhändig das Telegramm nach Tokio aufgesetzt hatte und der Gouverneur die sofortige Absendung desselben versprach, schieden wir guter Dinge. Des andern Tages stellte man uns die Pässe zu, und nun stand der Ausführung unseres Projectes kein Hinderniß mehr entgegen.

Ehe wir uns auf die Wanderung nach Kioto, welches man recht gut das altjapanische Rom nennen könnte, begeben, wollen wir uns vorerst mit den Schwesterstädten Hiogo-Kobé und mit der dritten Hauptstadt des Reiches, das ist mit Osaka, bekannt machen.

Wie schon vorher erwähnt, ist Hiogo eine echt japanisch gebaute Stadt, und fast nur von Japanern bewohnt. Die Straßen und Häuser gleichen jenen in Nagasaki und Simonoseki wie ein Ei dem andern.

Als einzige Sehenswürdigkeit Hiogos möchte ich das eherne Bild eines sitzenden Buddha nennen, welches ungefähr sieben Meter in Höhe mißt. Wer jedoch die kolossalen Buddha-Monumente in Kioto und Kamakura bei Yokohama sah, dem wird das Standbild in Hiogo nur unbedeutend scheinen müssen.

Die Schwesterstadt Hiogo, nämlich Kobé, zeichnet sich besonders in dem Fremdenquartier durch eine große Zahl recht hübscher Gebäude aus, die namentlich am Kai eine reizende Seefront bilden und der Stadt das sehr gewinnende Aussehen eines fashionablen Seebades verleihen. Der zur See Ankommende bewundert die Reihen luftiger Villen und Pavillons, die — eine netter als die andere — mit reichem Säulenschmuck, mit Thürmchen und breiten Terrassen ausgestattet, den seichten Strand umsäumen. Das Innere der Stadt ist bei weitem weniger anziehend, obgleich der Vereinigung verschiedenartigster Baustyle, wie sie hier vorkommt, ein gewisser Reiz nicht abzusprechen ist. Chinesen, Japaner und Europäer wohnen hier jeder nach seiner Façon, unter dem wohlthätigen Einflusse der größten Freiheit, friedlich nebeneinander. Allein der Grundton des Lebens gleicht jenem, den man auch in andern Seestädten mit gemischter Bevölkerung beobachten kann; die geringen, durch Klima und besondere örtliche Verhältnisse bedingten Abweichungen kommen hiebei wenig in Betracht. Hat man daher die breiten und sehr rein gehaltenen Straßen Kobés durchwandert, einige Verkaufsgewölbe betrachtet, ist man ehrfurchtsvoll an den stillen Comptoirs der europäischen Firmen vorbeigegangen, und war man endlich so glücklich, ein hübsches Gesichtchen — natürlich das einer Europäerin — an irgend einem Fenster zu erblicken, so konnte man sich zufrieden geben.

Im japanischen Theile Kobés, welcher den weitaus größten Theil der Stadt ausmacht, sahen wir eine vollständig neue Tempelanlage, welche dem Sinto-Cultus geweiht ist.

Der Tempelhof ist von einer Mauer umgeben und enthält inmitten eines noch im Entstehen begriffenen Parkes oder Haines zwei Gebäude, deren rückwärtiges der eigentliche Mias oder Sinto-Tempel (Schin-schia) ist, während das vordere Bauwerk nur eine säulengetragene Halle (Kagurado) bildet, in welcher bei festlichen Anlässen theatralische Vorstellungen stattfinden. Die schweren geschweiften Dächer sind sehr kunstvoll aus dicken Cedernholzbalken zusammengefügt und an den unteren Flächen braunroth bemalt. Ich bin überzeugt, jeder Zimmermann würde die kunstvolle und äußerst saubere Arbeit des Dachstuhles bewundert und anerkannt haben, nur schade, daß das Gefüge zu schwerfällig aussieht und in keinem günstigen Verhältnisse zu den wenigen Säulen steht, welche seine Masse zu stützen haben.

Der Sinto-Tempel ist mit Holzstacketen umgeben, man konnte aber durch eine Gitterthüre eintreten. Die Ausstattung im Inneren war sehr einfach, weder Götzenbilder noch besondere Geräthe waren zu bemerken; wir sahen nur einen Glockenzug beim Eingange und einen mittelmäßig großen Spiegel, der hoch ober dem Altare etwas gegen vorne geneigt war, so daß man sich darin hätte besehen können, wenn man nach aufwärts blickte. Dieser Spiegel ist das Symbol des Kami oder Halbgottes, dem der Tempel geweiht ist. „Wer in diesen Spiegel sehen kann, ohne zu erröthen," lehrt die Sinto-Religion, „der allein ist würdig, vor die Gottheit hinzutreten und ihr seine Verehrung darzubringen!"

Als wir uns noch im Tempel befanden, kam ein Japaner an den Eingang, klatschte zweimal in die Hände, zog am Glockenzug, um den Kami von seiner Ankunft zu benachrichtigen, beugte sein Haupt, klatschte wieder in die Hände und ging seiner Wege. Rascher kann man seine Andacht wohl nicht verrichten!

Der Gouverneur von Hiogo hatte seinen Gegenbesuch am Bord wohl zugesagt, jedoch an keine bestimmte Zeit gebunden, er konnte uns daher jeden Augenblick mit seiner Anwesenheit beehren. Fuhr der Commandant

ans Land, so war die ständige Uebergabe an die Bordofficiere „. . . und wenn der Gouverneur kommen sollte, so empfangen Sie ihn in meinem Namen und salutiren ihn mit 13 Schüssen bei seinem Abgehen."

Eines Nachmittags legte unter Bord ein gewöhnliches zweiruderiges Boot an, in dessen rückwärtigem Theile ein europäisch gekleideter Japaner neben einem landesüblich angezogenen saß, und nachdem das Boot die japanische Flagge führte, wurde ich vom diensthabenden Officiere hievon verständigt. Beim ersten Anblicke der beiden Fremden erkannte ich in denselben den Gouverneur und seinen famosen Dolmetsch. Ich stieg über das Fallreep (die äußere Schiffsstiege) zum Boot hinab, begrüßte den Gouverneur und theilte ihm mit, der Commandant wäre nicht am Bord und würde es gewiß sehr bedauern, diesen Besuch versäumt zu haben. Indessen möge Se. Excellenz nur an Bord kommen, um sich die Corvette anzusehen. Dem Dolmetsch aber sagte ich, „es ist absolut nothwendig, daß Se. Excellenz auf Deck komme, nachdem wir den Kanonensalut geben müssen und vorerst die Geschütze bemannen und laden müssen."

Ich führte den Gouverneur in die Commandanten-Kajüte, ließ Champagner und Cigarren serviren und bemühte mich, dem Gaste die Zeit auf die beste Art zu verkürzen, bis die Batterie schußbereit sei. Die großen Porträts unseres durchlauchtigsten Kaiserpaares, welche in der Kajüte sich befanden, fesselten die Aufmerksamkeit des Gouverneurs in hohem Grade, er erkundigte sich um Oesterreich-Ungarn, um dessen Herrscher, um die Kriege, dabei auch um Lissa — ein Bild dieser Seeschlacht hing gleichfalls in der Cabine — kurz er zeigte viel Interesse und mehr Verständniß, als ich ihm nach der ersten Visite zugemuthet hätte. Besonders freute es ihn, als ich erklärte, Nippon habe eigentlich denselben Namen wie Oesterreich, es wäre das asiatische Ostreich und unsere Monarchie sei das Ostreich von Europa.

Die Batterie war endlich bereit. Bald darauf empfahl sich der Gouverneur freundlichst, die Wachmannschaft präsentirte das Gewehr und die Pfeife des Bootsmanns gab den Fallreepsgruß; dann als das Boot

mit dem Gaste vom Bord stieß, flatterte die japanische Flagge am Top des Fockmastes. Wir lösten 13 Kanonenschüsse. Der Gouverneur erhob sich während dieses Salutes und nahm den Hut ab, welchen er zum Schlusse, durch die ihm gewordene Ehrenbezeigung hoch befriedigt, recht lebhaft zum Gruße schwenkte.

Mit den Reisepässen in der Hand, konnte nun der Reiseplan für die Partie nach Kioto entworfen werden, wobei uns die Erfahrung Mr. Annesley's, welcher durch seine Geschäfte an der Theilnahme verhindert war, sehr zu Statten kam. Der Stab theilte sich in zwei Gruppen, welche eine nach der andern Osaka und Kioto besuchten.

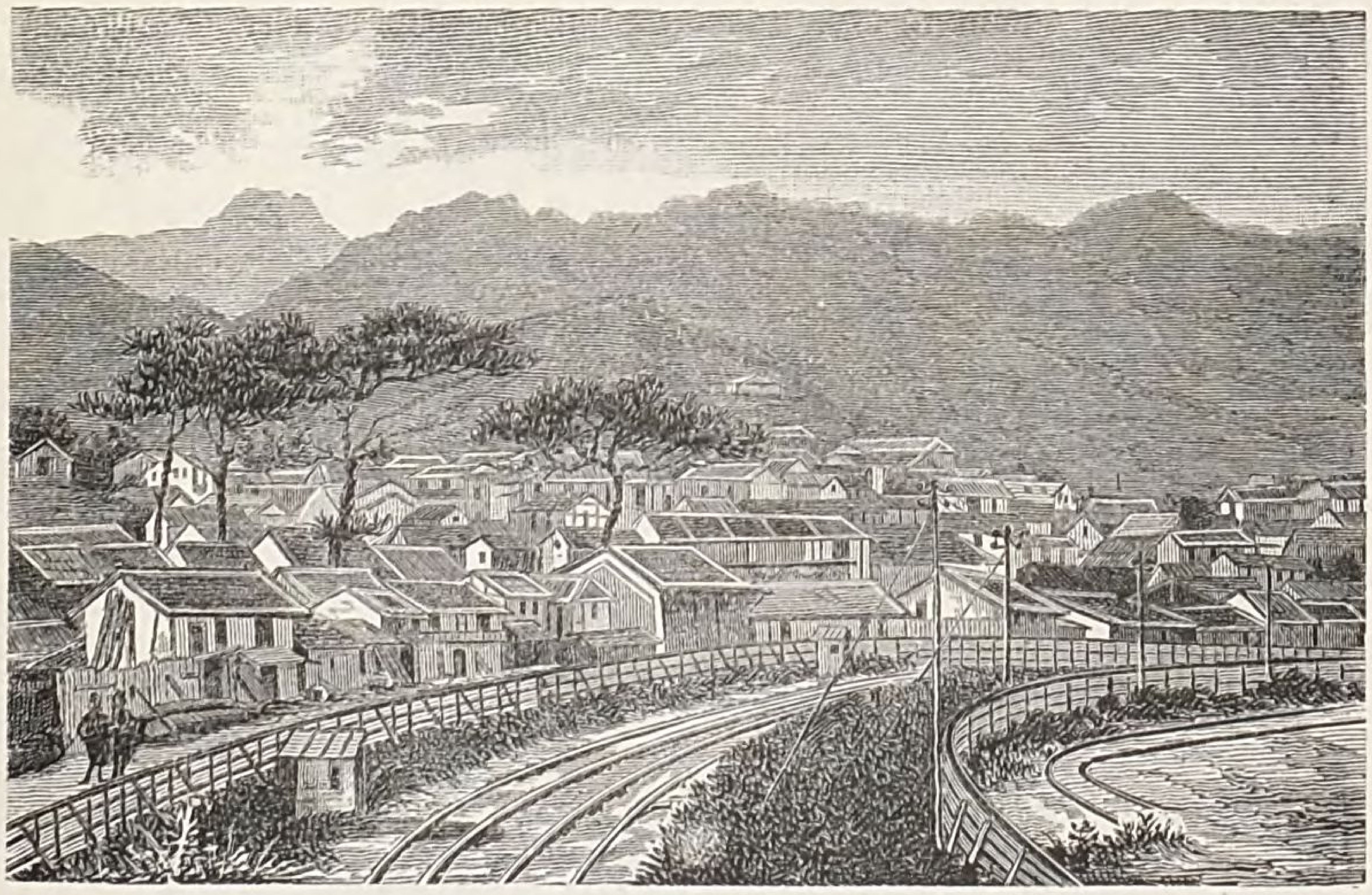
Die Bahn nach Osaka wurde im Sommer 1873 eröffnet, es trugen somit ihre Gebäude und auch der Bahnkörper, ja selbst die ganzen Züge den Stempel des Neuen an sich. Die blauen Uniformen der Bahnbeamten und sonstig Bediensteten erschienen auch noch ganz neu; sie werden mit einer Würde getragen, welche davon Zeugniß gibt, wie richtig ihre Träger den Ernst einer Stellung im Dienste der Schnelligkeit aufgefaßt haben. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht geht stündlich ein Zug ab und kommt ein solcher von Osaka an; diese Fahrordnung entspricht also vorderhand den weitgehendsten Anforderungen einer Localbahn in Japan. Wir beschlossen, uns dem Frühzuge (um 6 Uhr) anzuvertrauen und lösten rechtzeitig unsere Fahrkarten erster Classe.

Die Einrichtung der Wartesäle überraschte durch ihre völlig spartanische Einfachheit, jedenfalls ist dabei keine Verschwendung des Baucapitales vorgekommen, denn in der Mitte des Wartesaales erster Classe stehen nur zwei energische, dickholzige Bänke auf tüchtigen Füßen, und man sieht es diesen rohen Gebilden der sparsamen Verwaltung an, daß sie für die Dauer berechnet sind. Vielleicht sollen sie auch das Vertrauen des Publicums in die Festigkeit der Bahnobjecte erwecken und aufrecht erhalten. Ebenso einfach, aber doch noch genügend bequem, sind die Sitze in den Waggons, und man fährt womöglich ruhiger als auf unseren Eisenbahnen.

Die Strecke bis Osaka bietet nur wenig des Anziehenden; man durchfährt die großen Reispflanzungen, welche die Niederung des Yodokawa-Deltas bedecken und terrassenförmig an den sanften Berglehnen beiderseits des Thales aufsteigen. Die Gegend erscheint in dieser Jahreszeit in völlig gelbem Kleide, der Farbe des reifenden Reises, dessen Ernte schon an manchen Stellen in Angriff genommen wird; gegen die Seeseite zeigt sich ein ähnlich monotones Bild, und nur ein schmaler Streifen der salzigen Fluth ist zu erblicken. Osaka tritt erst hervor, wenn man in seine unmittelbare Nähe gelangt, ein Gesammtbild der riesigen Stadt ist in der Niederung, in welcher sie liegt, nicht zu gewinnen. Der Theil, den man in Sicht bekommt, sieht recht armselig aus, so daß man es kaum zu glauben wagt, sich angesichts einer Stadt von 600.000 Einwohnern zu befinden. Allerdings bemerkt man bald, daß die Häuser ihre Rückseiten der Bahn zuwenden, aber wie unscheinbar sehen sie überhaupt aus. Man hat Osaka mit Venedig verglichen, ich überzeugte mich, daß es einer sehr lebhaften Phantasie bedarf, um diesem Vergleiche zuzustimmen. Der Yodokawa-Fluß durchströmt die Stadt und zweigt einige Wasserarme ab, welche die Stadt in vielen Krümmungen durchschneiden; die Häuser sind fast durchwegs einstöckig und unscheinbar, aber die Straßen laufen in geraden Linien und schneiden sich unter rechten Winkeln. Vom sogenannten „Castell", einer unter Taiko-Sama aus gigantischen Granitblöcken kunstlos aufgeführten Befestigung, überblickt man das nur von einigen größeren Tempelbauten überragte und daher höchst einförmige Häusermeer, das eine Fläche von mehr als einer halben geographischen Quadratmeile bedeckt und vermöge dieser enormen Ausdehnung einen imposanten Eindruck macht.

Osaka zählt unter die drei Hauptstädte des japanischen Reiches, nimmt aber unter den Handelsstädten desselben besonders als Stapelplatz für Reis und Cerealien gewiß den ersten Platz ein, obwohl die geringe Tiefe seiner Rhede und die Barren an der Flußmündung der Schiffahrt sehr hinderlich sind. Eine nicht unbedeutende Industrie, hauptsächlich in Metallwaaren, beschäftigt viele Menschen und liefert unter

Anderem die kunstvoll gearbeiteten und allerorten hochgeschätzten Broncen. Auch werden dort die bekannten japanischen Fächer „Odschi" erzeugt, welche auf der Wiener Weltausstellung so viel Absatz fanden, daß man sie „Gumpoldskirchner Fächer" nannte, nachdem man ihren Erzeugungsort in der Nähe Wiens suchen zu müssen glaubte. Wie groß der Fächerbedarf ist, geht daraus hervor, daß 1875 in Osaka nicht weniger als drei Millionen solcher faltbarer Kühlungsinstrumente hergestellt wurden,



An der Eisenbahn in Kobé.

deren Werth sich auf fast 200.000 Gulden bezifferte. Kioto nimmt insoferne an dieser Industrie Theil, als dort die Fächer gemalt werden.

In den schnurgeraden und reinlichen Straßen der Stadt, auf den vielen breiten Brücken, deren manche in Eisenconstruction aufgeführt sind, finden wir wieder das Gewoge der geschäftigen Menge, nur großartiger und womöglich bunter als in Nagasaki. Auch hier derselbe sympathische Ausdruck in den Mienen der Menschen, dieselbe Reinlichkeit und Achtsamkeit allerorts, so daß der Gesammteindruck ein wohlthuender ist und man darüber sehr leicht und recht gerne das wenig empfehlenswerthe Bild vergißt, das sich uns bei der ersten Ansicht von Osaka geboten hatte.

XVIII. Kioto, das altjapanische Rom.

In Osaka. — Unser Dolmetsch. — Tätowirte Kulis. — Etwas über die Abstammung der Japaner. — Die Ainos und ihre Abstammung. — Das Yodokawa-Thal. — Das Pferd. — Die Rinder. — Die Parias. — Verwendbarkeit des japanischen Papiers. — Das Leder. — In Simotoba. — In Kioto. — Der Mikado-Tag. — Das Hôtel Maruyama. — Unsere Wirthsleute. — Dr. Junker v. Langegg. — Die Schioi-In-Pagode. — Die Riesenglocke. — Der Daibuzama. — Tempel der 33.333 Götzen. — Ein hochpoetisches Bild. — Unser Diner.

Unser Reiseprogramm gestattete uns in Osaka einen nur sehr kurzen Aufenthalt, gerade so viel, als es bedurfte, um die Dschin-rik-scha für Kioto zu miethen und ein kleines Frühstück einzunehmen; die Besichtigung der Stadt konnte somit nur im Fluge geschehen, jedoch war die Aussicht vorhanden, an einem anderen Tage von Hiogo aus Osaka nochmals zu besuchen, was sich bei der vorhandenen Eisenbahnverbindung ohne weiters bewerkstelligen ließ.

Die Dschin-rik-scha haben in japanischen Städten besondere Standplätze angewiesen, wie allenfalls die öffentlichen Fuhrwerke bei uns; dies gehört zur Straßenordnung und wird strenge überwacht. Ueberhaupt schien mir die japanische Polizei, welche wie die englische unbewaffnet und nur mit dem dicken Amtsstabe versehen ist, sehr gut organisirt zu sein und ihren Verrichtungen gehörig nachzukommen. Hievon konnten wir uns recht bald überzeugen. Vor dem recht solid gebauten Bahnhofe in Osaka stand eine unabsehbar lange Reihe von Menschenkraftwagen, deren Eigenthümer sehnsuchtsvoll nach einem Verdienst ausspähten; was war somit natürlicher, als daß bei unserem Herannahen die Wagenlinie in

eine merkliche Bewegung gerieth, welche ohne sofortiges Einschreiten der Polizei gewiß in eine heillose Unordnung ausgeartet wäre. Aber die umsichtigen Fangarme der Gerechtigkeit verhinderten nicht nur jede Ueberschreitung, sondern waren uns auch bei der Auswahl der besten Wägelchen und kräftigsten Kulis für die Fahrt nach Kioto behilflich.

Eine solche Ordnung ist anerkennenswerth, und jeder Reisende, welcher die zudringliche Unverschämtheit der Eseltreiber in Alexandrien oder Kairo, wie überhaupt in der ganzen Levante, zu erdulden hatte, und weiß, daß derselben durch die Polizei auch dann kein Einhalt geschieht, wenn der Fremde sich selbst durch Huftritte gefährdet sieht, — wird von der japanischen Straßendisciplin sehr angenehm überrascht. Wie oft verleidet die Zudringlichkeit so mancher Kutscher und Treiber dem Touristen jedes Vergnügen. In Osaka fanden wir, wie gesagt, äußerst geordnete Verhältnisse und hatten in einigen Minuten sechs Wägelchen, jedes derselben mit zwei Kulis bespannt, zum Preise von 3 Dollars, also im Ganzen um 18 Dollars, für die Reise nach Kioto aufgenommen.

Unsere Reisegesellschaft bildete eine stattliche Karavane; voran fuhren wir Officiere als Herrschaften; man nannte uns „Daïmios von Australien", nachdem der Name „Austria" mit Australia, jenem Erdtheile verwechselt wird, der beim japanischen Volke schon durch den Verkehr der Engländer und aus directen Verbindungen sehr bekannt ist; das Prädicat „Daïmio", also Fürst, entspricht hingegen völlig den gesellschaftlichen Verhältnissen Japans; ein Vergleich mit anderen Graden, z. B. Samurai, wäre ganz unrichtig gewesen, weil diese Classe von Adeligen noch lange nicht „so große Herren" in Japan vorstellt, wie man dieselben in uns zu erblicken glaubte. Nach uns folgte der Dolmetsch, ein sechzehnjähriger kleiner Japaner, den uns Mr. Annesley für den Ausflug mitgegeben hatte; der Dolmetsch radebrechte ein fürchterliches Englisch, war mitunter recht ungefällig, manchmal auch arrogant, konnte aber durch einige energische Worte zur Ordnung gebracht werden. Unter seine guten Eigenschaften zählten wir nur dessen zu kurze Beinkleider und den engen, hellgelb gefütterten blauen

Rock, den er trug. Den Schluß der Karavane bildeten die Gepäcks-Menschenkraftwagen.

In dieser Weise durchfuhren wir im gestreckten Galopp die Straßen des soeben aufwachenden Osaka. Es war Anfangs November und die Morgenluft empfindlich kalt; in Decken und Plaids gehüllt, mochten wir weit eher einem Zuge schwer Verwundeter ähnlich gesehen haben, als lebensfrohen Vergnügungszüglern. Im Gegensatze zu unserer Vermummung schien die Kälte den tüchtigen Kulis nichts anhaben zu können; sie entledigten sich bald und ohne den Lauf zu unterbrechen, der wenigen Kleidungsstücke, die ihren Anzug bildeten, und blieben in dem zwar nicht sehr malerischen, aber gewiß sehr bequemen Adams-Costume. Die Mehrzahl derselben war kunstvoll tätowirt, und man konnte die einer reichen Phantasie entsprungene Ornamentirung des Rückens bis hinab zu den muskulösen Füßen mit Muße betrachten. Da wand sich wieder der stachelige Drache, der Fusiyama-Berg überragte Bambuszweige, auf welchen sich Vögel niedergelassen hatten, Frauengesichter lächelten von den Schulterblättern herab und Pfirsichblüthen und Blumenguirlanden bedeckten in buntem Durcheinander die anderen Körpertheile.

Die Hauptfarben der Tätowirung waren lichtblau und rosenroth. Man sagte uns, das Tätowiren sei alter Gebrauch in Japan und gehöre zu den Attributen eines feschen Kulis, die er sich mit recht vielen Schmerzen, Geld und Geduld erkaufen mag. Um den ganzen Körper derartig zu behandeln, was natürlich für das ganze Leben anhält, erfordert es mehr als eines Jahres; denn die Zeichnung muß partienweise mittelst feiner Nadeln in die Haut eingestochen werden, worauf die betreffende Farbe an den wunden Stellen eingerieben wird und eine leichte Entzündung derselben verursacht, nach deren Verlaufe die schmerzhafte Procedur entweder mit einer anderen Farbe oder an anderer Stelle fortgesetzt werden kann. Das Geschäft des Tätowirens liegt in der Hand besonderer „Künstler“.

Man wird hier unwillkürlich an die nordamerikanischen Indianer erinnert, bei welchen bekanntlich der gleiche Gebrauch besteht, und es ist die

Möglichkeit vorhanden, derselbe wäre von dort her nach Japan übertragen worden, woraus sich wieder über die Abstammung der Japaner, die noch immer nicht sichergestellt ist, wichtige Schlüsse ziehen ließen. Thatsächlich bestehen auch andere Merkmale, welche auf eine Einwanderung von Nordamerika aus hindeuten und gewiß das Dunkel aufhellen würden, wollte man wissenschaftliche Vergleiche zwischen Japanern und den Indianern westlich der amerikanischen Felsengebirge anstellen.

Es wurde schon früher erwähnt, daß die Japaner in früheren Zeiten kühne Seeleute waren; konnten sie daher nicht von Amerika herübergekommen sein, wo jene Indianer, die als ihre Stammverwandten hingestellt werden, als ebenso gewandte Wassermenschen bekannt sind, wenn sie sich jetzt auch nur auf Fischerei verlegen? Desgleichen ist die körperliche Aehnlichkeit vorhanden; die geschlitzten Augen, die gebogene Nase der japanischen Adelsgeschlechter und die Hautfarbe stimmen bei beiden Völkern überein; aber auch das hohe Ehrgefühl der Indianer, dann auch viele Sitten und Charakter-Eigenschaften derselben. Philologische Vergleiche könnten vielleicht auch eine Stammgleichheit der Sprache feststellen. Solche Untersuchungen haben ergeben, daß der Bau und die Wurzeln der japanischen Sprache nicht die geringste Aehnlichkeit mit jenen der chinesischen besitzen, daß vielmehr die erstere, so weit sie bisher mit anderen Sprachen in Vergleich gezogen wurde, einzig in der Welt dasteht, welcher Umstand den Schluß gestattet, der japanische Archipel wäre trotz seiner Nähe zum asiatischen Festlande von diesem entweder nicht bevölkert oder aber, wenn dies dennoch der Fall war, in späterer Zeit von einem fremden Volke — den heutigen Japanern — erobert und den besiegten Landesbewohnern die Sprache der Eroberer aufgezwungen worden. Die zweitangeführte Vermuthung entspricht der ältesten Geschichte Japans (vergl. Anhang dieses Werkes); wir wissen aus derselben, daß seit Schin-mu-ten-nó, dem Gründer der Mikado-Dynastie (660 v. Chr.), die Ureinwohner des Reiches allmälig nordwärts gedrängt wurden, weshalb mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, diese letzteren seien die Vorfahren der heutigen Tags auf Jesso lebenden Ainos.

Aber auch über den Ursprung der Ainos, das ist „behaarte Menschen", jenes interessanten, nun im Aussterben begriffenen Volksstammes herrscht ein tiefes Dunkel. Spangenberg, welcher 1739 die südlichen Kurilen, Jesso und Krafto besuchte, nannte sie „behaarte Kurilen", indem er die irrige Meinung aussprach, ihre Haut gliche am ganzen Körper einem Pelze; offenbar gab hiezu ihr buschiger Bart und das lang herabhängende Kopfhaar beider Geschlechter die Veranlassung. Nach Siebold's Meinung sollen die Ainos in vorgeschichtlicher Zeit aus den innerasiatischen Gebieten des Amurstromes an die Küste und dann auf die Inseln herübergekommen sein. Dafür spräche ihre dunkle Gesichtsfarbe und das schwarze struppige Haar, welche Eigenschaften sie den Kamtschadalen ähnlich machen, wenn auch ihre Züge weit regelmäßiger sind als jene des letztgenannten Stammes.

Die Frauen der Ainos sind häßlich, färben die Lippen und Mundränder blau und tätowiren sich die Hände. Das Volk wird als still, gutmüthig und bescheiden geschildert; Laperouse sagt von ihm: „Wenn sie Hirten wären und Herden besäßen, so würde ich mir von den Sitten und Gebräuchen der Patriarchen keine andere Vorstellung machen können." Die Ainos leben meist nur von der Jagd, welche ihnen die Pelzkleidung liefert, und vom Fischfange, der das Hauptnahrungsmittel gibt. Die Unreinlichkeit dieses Volkes ist unbeschreiblich; man kann sagen, daß Wasser niemals ihre Haut berührte, wenn sie nicht zuweilen vom Regen oder beim Fischen naß würden. Ihr Wuchs ist im Durchschnitte klein, sie erreichen 1·65 bis 1·75 Meter Höhe. Im Ganzen stellen die Ainos ein geistig sehr tiefstehendes Volk dar; sie haben weder eine Vorstellung von der Zeit, noch Kenntniß vom Werthe und von der Bedeutung des Geldes; sie besitzen keine Eigennamen, sondern nennen und rufen ihre Kinder mit „Eins", „Zwei", „Drei" u. s. w. Hingegen sind Verbrechen bei ihnen völlig unbekannt, natürlich nicht in Folge einer höheren Cultur, sondern nur der Gutmüthigkeit des Volkes entsprechend.

Einen interessanten Beitrag für das Studium der Abstammungsfrage der Ainos lieferte kürzlich der gewesene nordamerikanische Minister-

resident für Japan, Mr. De Long. In einer 1875 zu Sacramento (Californien) von ihm gehaltenen Vorlesung sagte er unter Anderem: „Die japanische Gesandtschaft, welche mich nach Washington begleitete, überbrachte eine reiche Sammlung von Steinkugeln, steinernen Pfeilspitzen und anderen sicheren Anzeichen der Steinzeit in Japan zu dem Zwecke, um dieselben mit ähnlichen in unserem und anderen Ländern gefundenen Ueberresten derselben Periode vergleichen zu können. In der That studirte die Gesandtschaft mit aller Umsicht jene Indianerstämme, mit welchen wir zusammenkamen, und jene Funde, die am Salzsee (Salt Lake) und andern Orten gemacht wurden. Iwakura, der japanische Gesandte, versicherte mir gelegenheitlich, die Erscheinung der Indianer, ihr Costume, ihre Gebräuche und Waffen seien identisch mit den Ornamenten auf einigen rohen und unzierlichen, erst vor kurzem entdeckten Denkmälern, welche von den Geologen als der Steinzeit in Japan angehörig betrachtet werden....."

„Die Art und Weise, auf welche die Ainos einen Höheren begrüßen, besteht darin, daß sie sich mit übergeschlagenen Beinen niedersetzen, den Kopf niederbeugen, dann ihre Hände mit der Fläche nach aufwärts gewendet aneinanderschließen und sie dreimal zum Gesichte in der Art führen, als wollten sie sich dasselbe mit Wasser bespritzen, — worauf sie sich den Bart wohlbehaglich mit beiden Händen dreimal streicheln. Diese Begrüßung gleicht, wie ich glaube, jener der alten Hebräer, deren Physiognomie und Bartwuchs ich gleichfalls bei den Ainos wiederzufinden meine. Auf Jesso wurden uralte Bergwerke von sehr großer Ausdehnung aufgefunden, und von Professor Pompelly, der sich in japanischen Diensten auf Jesso aufhielt, in seinem Werke „A tour around the world" („Eine Reise um die Welt") beschrieben. Bringt man diese Thatsachen in Verbindung mit der Geschichte des Alterthums, so erscheint die Schlußfolgerung nicht ganz unbegründet, daß die heutigen Ainos Abkömmlinge der alten Hebräer seien; denn es ist bekannt, daß Salomon seine Schiffe nach Ophir, um Gold und andere Edelmetalle zu bringen, entsendete. Nun schließt die damalige unausgebildete Navigation die Vermuthung völlig

aus, daß diese Schiffe etwa nach Australien oder Californien gesegelt wären, vielmehr muß angenommen werden, sie hätten sich auf ihrer weiten

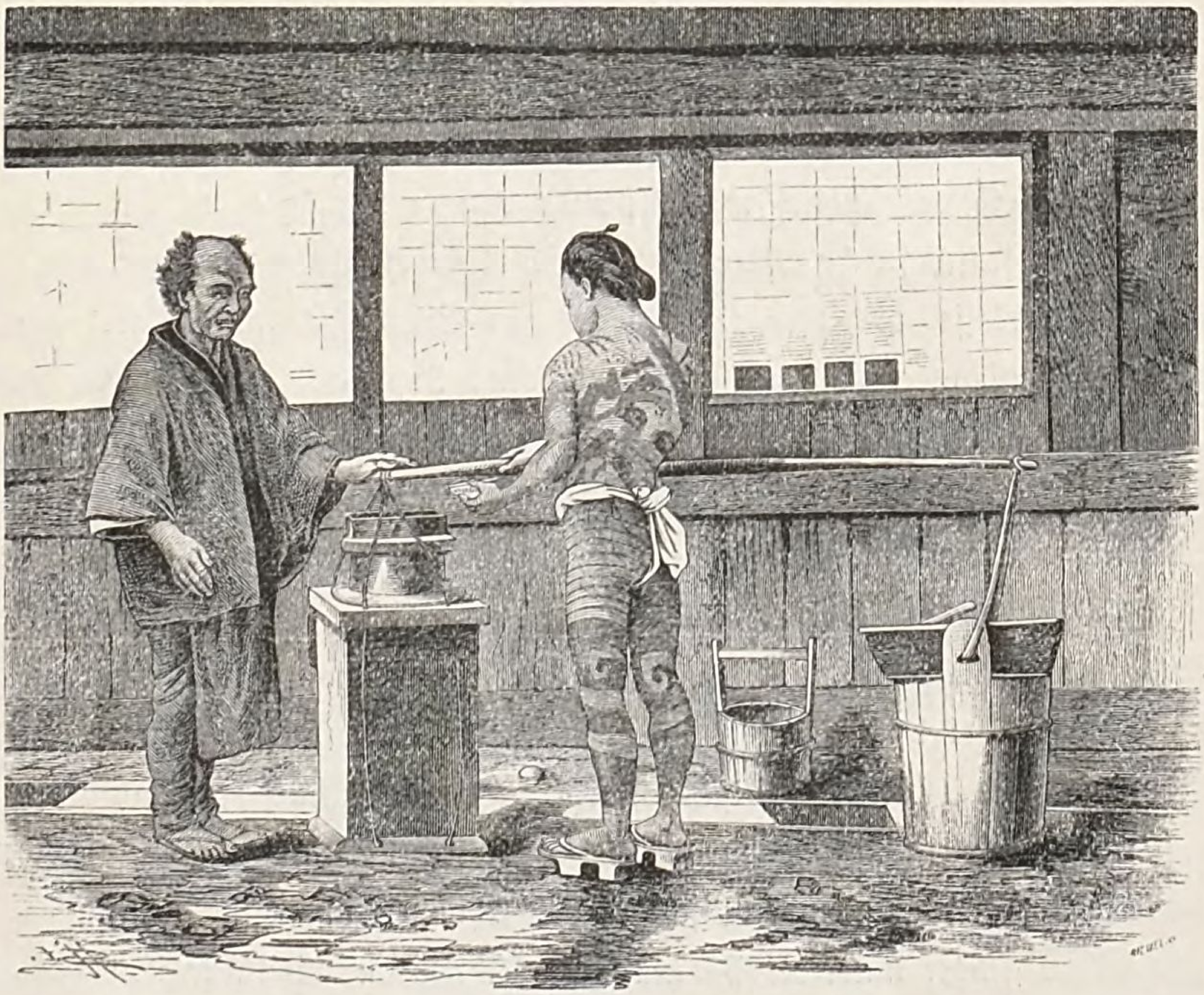


Ainos, die Eingeborenen der Insel Jesso.

Fahrt immer nahe der Küste gehalten, und seien im Stillen Oceane angelangt, schon durch die Strömungen*) allein an die japanischen Küsten

*) Die im China-Meere nördlich abzweigende Aequatorialströmung und der im Anhange dieses Werkes erwähnte Kurositwostrom.

getrieben worden. Mit dem Tode Salomon's und der nachherigen Unterjochung der israelitischen Nation scheint auch die Verbindung mit Ophir rasch aufgehört zu haben, wodurch sich der Fall ergeben konnte, daß die in den Bergwerken thätigen Arbeiter in dem fremden Lande zurückgelassen wurden oder aber sogar freiwillig zurückblieben, um der über ihr Volk verhängten Sclaverei zu entgehen."



Tätowirte Kuli.

Diese neueste Version des ehrenwerthen Mr. De Long ließe sich allerdings vielfach anfechten, interessant bleibt sie aber in jedem Falle schon durch die Anführung einiger wenig bekannter Sitten der Ainos, die mit ihrem heutigen Culturgrade nicht übereinstimmen, und wegen des Hinweises auf die großartigen Bergwerke aus uralter Zeit, deren Existenz weder die japanische Geschichte noch die Ueberlieferungen der Ainos ver=

zeichnen. Will man aber Mr. De Long's Hypothese nicht gelten lassen, so ergibt es sich doch offenbar, daß im grauesten Alterthume die Insel Jesso von einem fremden hochcultivirten Volke besucht, wenn nicht sogar dauernd bewohnt war. Auffallend bleibt es nur, daß mit Ausnahme der verlassenen Minen keine andern aus dieser Zeit herrührenden Denkmäler und Bauwerke aufgefunden wurden. Sollte diese Thatsache nicht darauf hinweisen, daß die nach Schätzen suchenden Fremden, deren hohe Cultur schon aus diesem Grunde nicht bestritten werden kann, nur einen temporären Aufenthalt auf Jesso genommen hatten? Dies zugegeben, gewänne die oben erwähnte Version sehr viel an Wahrscheinlichkeit. Ich muß mich selbstverständlich mit dieser Andeutung begnügen, da das nothwendige wissenschaftliche Material zu gründlicheren Untersuchungen völlig abgeht, überlasse es daher recht gerne den Ethnologen und Philologen, den Racenzusammenhang zwischen Hebräern, Japanern, Ainos und Indianern festzustellen. Ich selbst habe nur wenige Ainos in Tokio zu sehen bekommen, deren Abbildung nach einer von Freiherrn v. Stillfried gemachten Photographie hier eingeschaltet wurde.

Dem Vorangeführten möchte ich noch einige Daten über dieses seltsame Volk nach E. Hintze beifügen. Der französische Missionär Mermet de Cachon lebte längere Zeit unter den Ainos; nach ihm scheinen die Ainos auf dem weiten Inselgürtel, der von den Liukius bis nach Kamtschatka reicht, die Urbewohner gewesen zu sein. Die Annahme jedoch, daß die Japaner aus einer Mischung von Chinesen und Ainos entstanden sein sollen, gehört unter die Phantasien. Schrift und Literatur ist bei den Ainos nicht vorhanden, aber die mündliche Ueberlieferung hat einen ausgedehnten Umfang. Der Dichter oder Barde ist zugleich Priester, Historiker und Gelehrter, gilt für inspirirt, weiß die Thaten der Vorfahren zu erzählen und seine Meinung gibt in weltlichen und heiligen Dingen den Ausschlag; er ist immer von einer Schaar junger und alter Leute umgeben, wenn er seine Gesänge anstimmt.

Mermet de Cachon stand mit den Ainos auf dem besten Fuße. Als er einmal einige Fragen über geschichtliche Dinge und namentlich über

die Abstammung des Volkes an einige Aelteste richtete, fingen die Leute zu zittern an, schüttelten bedenklich den Kopf und wiesen den Fragenden an den Barden; der wisse Alles und könne Sachen erzählen, worüber Einem Essen und Trinken vergehe. Der Barde erzählte dann, daß die Ainos von einem Hunde abstammen; diese Sage kennen auch die Japaner. Dieselben sagen: „Drehen sich die Ainos nicht mehrmals erst herum, ehe sie sich setzen, gerade so wie die Hunde es machen? Sieht ihre Nase nicht aus wie eine Hundsnase?!"

Die Sprache der Ainos ist einfach und leicht zu erlernen. Sie hat kein schriftliches Alphabet und erscheint arm, aber bilderreich. Besonders oft werden das Meer, ein Vulcan, ein Bär, ein Hirsch zu Vergleichen herbeigezogen. Der gewöhnliche Gruß lautet ungefähr: „Der Geist und die Stärke des Bären mögen mit dir sein." Ueberhaupt spielt der Bär eine hervorragende Rolle; als Gott zählt er weit mehr Verehrer wie Meer und Berge, Vulcane, Ströme oder die Geister der vier Elemente.

Eigenthümliche Sitten kommen bei Todesfällen und Zwistigkeiten zur Anwendung. Erstere bewirken in einer Ainofamilie große Umwandlungen, denn die Hütte muß niedergebrannt werden und mit ihr der Geist des Verstorbenen. Alle Verwandten weinen sieben Tage lang, und am achten, an welchem das Begräbniß stattfindet, heulen sie förmlich, wobei sie den Schmerz auf recht ausgiebige Art zu erregen verstehen. Die Männer erscheinen nämlich bis zum Gürtel nackt und schlagen sich gegenseitig die Rücken mit dicken Knotenstöcken wund, bis der Leichenzug bei der Begräbnißstätte angelangt ist. Nachher beginnt ein Fest, bei dem das starke Miki-Getränk in großer Menge den Schmerz zu stillen berufen ist.

Bei Zwistigkeiten und Rechtsstreitigkeiten spielt der Knotenstock, der überhaupt von großer Bedeutung im Leben der Ainos zu sein scheint, eine wichtige Rolle, denn durch seine schlagenden Beweise wird Recht gesprochen. Ein aus Verwandten und Freunden zusammengesetzter Rath zieht den Fall in Erwägung und entscheidet, daß die Sache vermittels des Knotenstockes in einer Art Duell ausgetragen werden müsse. Am festgesetzten Tage finden sich auch beide Parteien am Meeresufer ein,

richten ein Gebet an die Geister und an die Drachen des Meeres und dann beginnt der Zweikampf. Beide Kämpen sind unbekleidet, das Loos entscheidet, wer den ersten Streich führen solle, worauf das Prügeln nach Vorschrift und Regel beginnt und das Blut vom Rücken fließt. Dann kommt die Reihe an den Geschlagenen, der reichlich wiedergibt, was er bekommen hat. Es soll geschehen, daß manchmal beide Theile so hartnäckig sind und keiner sein Unrecht bekennen will; in solchen Fällen richten sie sich jämmerlich zu, so daß eingeschritten werden muß. Sobald die Wunden geheilt sind, beginnt der Zweikampf neuerdings und währt so lange, bis einer der Kämpfer nachgibt; zuweilen endet er aber erst mit dem Tode eines oder des anderen Theiles. Die Ainos-Duelle sind übrigens eine so gewöhnliche Sache, daß schon die Knaben ihren Rücken durch häufige Prügel abhärten!

Nach dieser vielleicht nicht unerwünschten Einflechtung über die Ainos, kehren wir wieder zu unserer eben erst begonnenen Kiotofahrt zurück. Unsere ziemlich ausgedehnte Karavane durchfuhr mit großem Geräusche Osaka, dessen Ausläufer, die langen Straßen, in die idyllische Umgebung führten, wo wir die Bekanntschaft schreiender nackter Kinder, bellender Hunde, grunzender Schweine und anderen ländlichen fundus instructus machten. Wir gelangten ins Freie. In nördlicher Richtung, gerade vor uns, erstreckte sich das fruchtbare Thal des Yodokawa-Flusses; die dasselbe beiderseits abschließenden Bergzüge liegen hier noch weit zurück. Erst im oberen Theile wird das Thal enger und die bewaldeten Höhen treten näher; an ihrem Fuße lagern Gehöfte und Dörfer in friedlicher Ruhe und bläuliche Rauchwölkchen steigen hie und da empor in die klare Morgenluft.

Auch in den Reisfeldern, welche, so weit das Auge reicht, die Thalsohle bedecken, ist es noch ruhig; weder geschäftige Menschen noch Hausthiere wird man gewahr, denn wohlthuender Friede einer ungestörten Einsamkeit lagert über dem Thal. Wenn die Tageszeit vorrückt, ändert sich dieser Eindruck; es wird allenthalben lebhaft, die Felder bevölkern sich mit fleißigen Landleuten, welche, bis hoch über die Knie im schlammigen

Wasser der Reispflanzungen watend, die Büschel der schweren Fruchthalme schneiden und auf Bambusgestelle schlichten. Der träge Büffel hat sich rasch sein Ruhebett gegraben und nur sein dunkelgrauer Kopf ist über dem Schlamme zu sehen. Wir begegnen vielen Reisenden, manche sind zu Pferde, andere im Dschin-rik-scha. Auch vollkommen gesattelte Stiere, auf deren kräftigem Rücken der Geschäftsmann mit seinen Waaren Platz genommen hat, ziehen in phlegmatischer Stimmung an uns vorbei. Die Zäume dieses japanischen Lastthieres sind durch die Scheidewand seiner Nasenlöcher gezogen.

Der Büffel und der Stier sind als die nützlichsten Hausthiere von Alters her in die Symbolik des Reiches aufgenommen und werden sehr häufig besonders in Bronce abgebildet; hingegen erfreut sich das einheimische Pferd keineswegs einer auch nur ähnlichen Werthschätzung, obgleich es gut zähmbar, folgsam und ausdauernd ist. Der Grund mag darin zu suchen sein, daß es nach dem sechsten Jahre schon dienstunfähig wird, weil man die Hufe nicht zu beschlagen pflegt, sondern sie nur mittelst eines Strohgeflechtes zu schützen sucht, ohne dadurch die rasche Abnützung derselben verhindern zu können.

Die japanischen Pferde sind klein von Statur, dabei aber voll und kräftig gebaut und lassen sich am besten mit unseren leichten Pferderacen vergleichen, obgleich sie diese an Schönheit und Geschmeidigkeit nicht erreichen. Für den Kriegsdienst sollen die japanischen Pferde wegen ihrer Furchtsamkeit nicht besonders tauglich sein; man erzählte mir, daß neuester Zeit australische, einer kleinen Race angehörende Pferde, mit deren Zucht die fremden Residenten in China, namentlich in Schanghai, glänzende Erfolge aufzuweisen haben, behufs Racenkreuzung in Japan eingeführt wurden. Esel sind in Japan sehr selten und Maulthiere vollkommen unbekannt. Landwirthe dürfte die Thatsache interessiren, daß — ich vermuthe aus religiösen Anschauungen entsprungen — eine Absonderung der beiden Geschlechter auf große Gebiete durchgeführt war, wodurch die freie Zuchtwahl ausgeschlossen blieb. Gewiß ist, daß im Bereiche Kiotos, der Mikadostadt, kein weibliches Hausthier gehalten

werden durfte, andere Bezirke besaßen wieder nur Thiere männlichen Geschlechtes. Dieser Gebrauch scheint neuester Zeit abgeschafft zu sein, aber die Folgen desselben sind noch jetzt fühlbar, indem die Thiere höchst störrig, wild und mitunter gefährlich werden, wenn verschiedene Geschlechter sich begegnen. Auf einer Reitpartie in Kioto machte man uns auf diese Zustände eigens aufmerksam, und wir überzeugten uns, wie sehr Vorsicht nothwendig war, um eine ernstliche Gefährdung zu vermeiden.

Eine weitere Folge dieses eigenthümlichen Gebrauches zeigte sich in dem verhältnißmäßig geringen Viehstand des Landes. Man rechnet auf je 100 Menschen 1 Pferd und auf je 60 Menschen 1 Rind, so daß der gesammte Viehstand des Landes kaum eine Million Stück betragen dürfte. Dabei wäre des Umstandes nicht zu vergessen, daß sich das durch besondere Sitte und religiöse Anschauungen beeinflußte Gefühl der Japaner gegen den Genuß des Fleisches von Hausthieren, besonders der Kühe, sträubt. Sogar die Kuhmilch wird als „weißes Blut" verschmäht, im Gegensatze zu den Chinesen, die sehr häufig sogar Frauenmilch auf den Markt bringen und verkaufen. Butter und Käse, die Producte unserer Alpenwirthschaft sind in Japan aus diesen Ursachen ganz unbekannte Artikel. Hühner*) werden sehr selten verzehrt, ebenso Ziegen, die unter dem Namen von Wildpret vorkommen. Hingegen werden Schweine nur für die Fremden in den geöffneten Städten gezüchtet. So bilden denn Fische und Reis das Hauptnahrungsmittel des Volkes. Als nennenswerth und das oben Gesagte ergänzend mag hier noch hervorgehoben werden, daß die bloße Berührung todter Thiere oder von solchen herrührender Stoffe nach den Vorschriften der Schintó-Religion als im höchsten Grade unrein und verabscheuungswürdig gilt. Demzufolge sind Gerber und jene Leute, welche mit den Häuten und Fellen der Thiere zu thun haben, der äußersten Verachtung im ganzen Lande preisgegeben; sie bilden eine Art von Parias

*) Um beim Tödten der Hühner kein Blut zu vergießen, bedient man sich eines originellen Verfahrens. Man stopft ihnen nämlich den Kropf voll rohen Reises und läßt die Thiere dann trinken. Durch den aufquellenden Reis ersticken sie.

oder Ausgestoßener der Bevölkerung; der Umgang mit denselben ist schimpflich und unrein. Die Tragweite der Verachtung erstreckt sich so weit, daß man diese Menschen bei Volkszählungen nicht berücksichtigt, denn die Behörden würden sich beschimpfen, wenn sie vom Dasein derselben Kenntniß nähmen; ja es wird die Strecke, welche ihre völlig isolirten Niederlassungen einnehmen, in die Länge des Weges nicht eingerechnet!

Die Abneigung gegen thierische Abfälle macht es auch erklärlich, daß so wenig Leder verarbeitet und verwendet wurde; man benützte viel lieber andere Stoffe, wie Seide und Papier, und fand in denselben einen vollständigen Ersatz bei den verschiedenartigsten Dingen. Die Vortrefflichkeit des japanischen Papiers unterstützte dies Vorhaben, und man wendete Papier in einem Maße an, wie in keinem andern Lande der Erde. Ich erwähnte früher der papierenen Bogensehnen, aber auch die Saiten der Musikinstrumente sind entweder aus Seide oder aus gedrehten Papierstreifen erzeugt, desgleichen macht man wasserdichte Ueberzüge jeder Art und Regenmäntel aus Papier und benützt eine besondere Art desselben zu Schnupftüchern, Servietten, Bindfäden und zu vielen anderen Dingen des täglichen Gebrauches. Die Banknoten der älteren Ausgabe hatten die Dicke eines leichten Cartons, aber ein kräftiger Mann war nicht im Stande sie zu zerreißen.

Um wieder auf das Leder zurückzukommen, welches seit Beginn der Modernisirung des Landes an Bedeutung gewinnen mußte, möchte ich bemerken, daß es viele Mühe kostete, um den Widerwillen des Volkes gegen dieses vermeintlich unreine Material zu überwinden, und doch war dieses letztere dazu berufen, die Strohsandalen und Holzschuhe zu verdrängen. Es kam so weit, daß der Fürst von Tosa den Schuhmachern seiner neuorganisirten Armee den Adelsstand zusagen mußte, um sie zur Erzeugung von Lederschuhen zu bewegen! Wahrscheinlich wird in den betreffenden Adelsdiplomen die wirklich vollbrachte Leistung nur verblümt angeführt sein, etwa „daß ihre Verdienste darin bestehen, den civilisatorischen Fortschritten am Fuße gefolgt zu sein und denselben kräftigsten Vorschub geleistet zu haben."

Der Yodokawa ist, um das Thal gegen Ueberschwemmung zu schützen, hoch eingedämmt; die Böschungen sind sehr dicht mit Bambus bepflanzt, durch dessen vom Morgenwinde leicht bewegtes Laubwerk das klare, langsam rinnende Wasser hindurchglitzert. Auf der Krone des östlichen Dammes führt unser Weg; es gibt eine köstliche Fahrt. Wir passiren häufig langgestreckte Zeilen schmuckloser Häuser, die auf dem Damme gebaut sind. Die Dörfer liegen so nahe beisammen, daß man es kaum merkt, wenn man von dem einen in das andere gelangt.



Auf der Eisenbahnbrücke in Osaka.

Unsere Kulis ziehen aus Leibeskräften an und ermuntern sich durch endloses Geschrei zu weiterer Ausdauer; das lockt die Leute an die Hausfluren. Allgemeine Neugierde und Aufmerksamkeit. Das alte, gewiß conservative Mütterchen neigt sich zu ihren kleinen Enkeln und zeigt mit ernster Miene auf die Fremden; gewiß warnt sie vor den bärtigen Eindringlingen. „Das sind böse Menschen", höre ich sie sagen, „die werden das Land aussaugen und uns zu Grunde richten." Die Kinder fliehen geängstigt in das Innere der Hütten, als wären wir eine Bande gefährlicher



Im japanischen Theehause.

Wegelagerer. Nicht so ernst nehmen es die erwachsenen Mädchen. Für sie gibt es keine andere Politik als jene, sich dem Reize ihrer unbezwingbaren Neugierde zu überlassen. Wer das nicht kennt, müßte rein glauben, sie liebäugeln sogar mit uns, den Wau-Wau's der Kinder. Aber auch ehrerbietige Grüße werden uns zu Theil, sie überzeugen uns bald, wie sehr das warnende Mütterchen mit ihrem Pessimismus der Minorität angehöre. Aehnliche Scenen wiederholten sich in allen Dörfern und waren uns ein recht amusanter Zeitvertreib.

In Simotoba hielten wir in einem Theehause eine halbstündige Rast, um den Kulis, welche der gegen zwei Stunden andauernde ununterbrochene Galopp gewiß etwas ermüdet hatte, eine Stärkung verabreichen zu lassen. Während sie ausruhten, streckten auch wir unsere Glieder. Vor Allem credenzte man uns — Herren wie Dienern — in den bekannten kleinwinzigen Schalen den ungezuckerten Thee, worauf uns einige freundlich lächelnde Mädchen einluden, den eleganten Theil des Hauses zu betreten. Hier fesselte uns hauptsächlich der reizende Miniaturgarten, der keinem japanischen Hause fehlen darf. Ein Stück Natur war hier mit feinem Geschmacke im verkleinerten Maßstabe wiedergegeben; da gabs Hügel und zackige Felspartien mit malerischen Gruppen zwerghafter Fichten und knorriger Eichen; kleine Teiche und rieselnde Bäche, deren Ufer die verschiedenartigsten Gesträuche und winzige Bambusgebüsche einsäumten. Schmale, kiesbestreute Pfade schlängelten sich durch die Anlage und führten über Stege und Brücken hinauf zu den nachgeahmten Höhen. Es war, als wohnten hier Liliputaner. Selbstverständlich fehlte es nicht an Blumen; der Camellienstrauch, welcher in Japan zur Größe eines Baumes gedeiht, und die Aster — das Reichswappen, vermuthlich wegen der Aehnlichkeit mit einer Sonne — waren am häufigsten vertreten. Die reizende Miniaturlandschaft zeigte von einer ausgesprochenen künstlerischen Auffassung der Natur wie auch gleichzeitig vom überraschenden Schönheitssinne des Gärtners.

Hart am Flusse erhob sich ein in äußerst sauberer Holzarbeit ausgeführter Pavillon mit geschnitzten Gesimsen und allerliebsten Verzierungen.

Er war für hohe Gäste bestimmt, und deshalb führten uns die Mädchen dahin. Das Innere des Pavillons ist echt japanisch, Einrichtungsstücke sind nicht zu erblicken, nur in der Mitte des Hauptgemaches steht ein broncenes Kohlenbecken mit frischer Gluth. Wir lagern uns, nachdem wir vorher, wie es hier zu Lande die Sitte ist, die Schuhe ausgezogen hatten, auf kleinen Polstern im Kreise um das Feuer und nehmen so den mitgebrachten Imbiß.

Ich überzeugte mich von dem großen Unterschiede, der zwischen diesem Theehause und ähnlichen Localen auf den Territorien, welche den Fremden geöffnet sind, besteht. In diesen hat die reformatorische Hand der europäischen Jeunesse dorée die patriarchalische Seite des Lebens schon längst verwischt und es herrscht dort allenthalben jene leichtfertige Ungezwungenheit, die sich am allerbesten mit jener vergleichen läßt, welche man in unseren Localen à la „Ob schön, ob Regen" wiederfindet. In jenen hingegen wird der äußere Anstand vollkommen gewahrt, so daß man nie Zeuge von Frivolitäten ist. Es wäre somit unrecht, die altjapanischen Theehäuser so ohne weiters mit jenen Anstalten in eine Kategorie zu setzen, die bei uns als das Resultat der geregelten Prostitution in den meisten Staaten hervorgegangen sind und überwacht werden. Vielmehr herrscht bei ihnen der Charakter von Speisehäusern vor, die von ganzen Familien zum Zwecke besucht werden, um einen vergnügten Tag zuzubringen; man treibt in solchen Fällen Musik und Tanz und ergötzt sich auf durchaus anständige und, wenn man es so nennen will, sittsame Weise.

Das Benehmen der Theehaus-Mädchen in Simotoba zeichnete sich durch viel Tact und Grazie aus; es hatte jene Feinheit, die man sich nur schwer ohne Schamgefühl gepaart vorzustellen vermag, aber gerade darin liegt ein Hauptmoment jenes guten Eindruckes, den die japanische Frauenwelt im großen Ganzen bietet und welcher wohl als das schönste Resultat ihrer eigenthümlichen Erziehung aufgefaßt werden muß. Der Gegensatz wird noch auffallender, wenn man bedenkt, wie ekelhaft, gemein

und niedrig sich bei uns Weiber benehmen, welche die Schamhaftigkeit abstreiften!

Die Mädchen hatten uns mit vollendeter Höflichkeit eingeladen, um das Kohlenbecken herum Platz zu nehmen, sie selbst blieben jedoch in respectvoller Entfernung stehen, konnten sich aber nicht enthalten, die Köpfe geheimnißvoll zusammenzustecken und recht oft und lebhaft zu kichern. Erst auf wiederholtes Bitten treten sie näher und setzen sich lachend zu uns. Bald erweisen sich unsere Sprachkenntnisse als ungenügend, man hilft sich aber durch die Mimik, was viel Heiterkeit veranlaßt. Die Mädchen sind zutraulich, sie gestatten uns, ihre Toilette zu analysiren, den Kopfputz zu untersuchen und die Fülle des reichen Haarwuchses zu bewundern, während sie ihrerseits unsern Uhren, Ketten und Ringen eine große Aufmerksamkeit schenken. Das Freundschaftsbündniß ist rasch abgeschlossen, denn man findet, daß die „australischen Daïmios" denn doch keine Barbaren sind. Man würde uns sogar Musik machen und etwas vortanzen, dazu haben wir aber keine Zeit; unsere Rast ist zu Ende, wir müssen weiterziehen. Von der anmuthigen Gesellschaft bis an die Flur begleitet, verlassen wir das freundliche und gastliche Haus. „Sainarah!" „Sainarah!" (Leben Sie wohl) tönt es uns in allen Stimmarten fröhlich nach, während uns die elastischen Menschenkraftwagen raschen Laufes entführen.

In vielfacher Abwechslung reihten sich während der weiteren Fahrt Bilder und Scenen zu einer ununterbrochenen Kette der reizendsten Eindrücke. Man sieht und fühlt es förmlich, wie sehr hier Wohlstand und Zufriedenheit die zahlreichen Bewohner dieses schönen Thales beglückt.

Noch zwei Markpunkte der Reise sind hervorzuheben, nämlich das Ueberschreiten des Yodokawa auf leichter Fähre, wobei wir die mit athletischer Kraft gepaarte Geschicklichkeit des japanischen Charons bewundern, und dann der Durchzug durch Joto, eine größere Gewerbsstadt in der Nähe unseres Reisezieles.

Nach einer halbstündigen raschen Fahrt erblickten wir eine bunte Masse von Häusern, welche die Thalbreite völlig einnahm. Die vielstöckigen

Thürme mit ihren hohen Spitzen, Bäume und großartige Pagoden überragen sehr malerisch das Häusergewirre. Wir sind vor Kioto, der Tempelstadt, dem altjapanischen Rom, angelangt.

Viele Straßen der Stadt prangten im festlichen Schmuck; man feierte zum erstenmale seit dem Bestehen Japans den Mikado-Tag, das ist der 3. November, der Geburtstag des Kaisers. Augenscheinlich ließ man es sich etwas kosten, um das Fest großartig zu begehen, denn Tausende weißer Fahnen mit der rothen Kugel, dem Symbol des Reiches, flatterten in kurzen Zwischenräumen längs der Häuserreihen, und ebenso viele weiße große Lampions hingen nebenan oder kreuzten in Festons die Straße. Hier war der Grundton der Decoration weiß, in anderen Straßen sahen wir die hellrothe Farbe oder Flittergold vorherrschen. Eine Gasse war mit vielem Geschmack sogar durch frische und nachgeahmte Blumen und Blüthenzweige festlich aufgeputzt; man sieht, es lag Methode in der Ausschmückung der Stadt, und ich muß gestehen, wir waren von dem so erreichten Effect sehr überrascht. Bei den öffentlichen Gebäuden, dann in den Gärten der Theehäuser schwellten sich auf hohen Masten segelartige Flaggen mit vielfärbigen Inschriften, Ballons in der Form riesiger Drachen stiegen auf und Papierdrachen schwebten in ganzen Schwärmen über der Stadt. Auch der heilige Fisch blähte sich in verschiedenen Riesenexemplaren an den Spitzen hoher Stangen.

Obwohl es kaum 2 Uhr am Nachmittage war, so feierten doch schon alle Geschäfte in den geschmückten Stadttheilen und die neugierige Menge wogte lebhaft umher; aus den Theehäusern ertönte fröhlicher Gesang, Musik und das unbestimmbare Durcheinander heiterer Stimmen, kurz Kioto unterhielt sich schon nach besten Kräften, als unser Reisezug das Stadtgebiet erreichte.

Wir konnten im Gedränge der angesammelten Menschen nur recht langsam vorwärts kommen, tausend Augen hefteten die Blicke auf uns, wir hingegen hatten keinen Stützpunkt für die Betrachtung des unstäten Bildes, das bei jedem Schritte wie ein Kaleidoskop Form und Farbe wechselte. Kein Mißton trübte den allgemeinen Frohsinn des Volkes,

keine unartige Miene oder Handlung uns wenigen Fremden gegenüber machte sich bemerkbar, die Menge wich ruhig zur Seite und ließ uns anstandslos weiterziehen.

In der Knabenbrust unseres europäisirten Dolmetsches mögen sich während unseres Einzuges vielerlei Gefühle geregt haben, denn Kioto war ja seine Vaterstadt, in die er nun in der Gesellschaft von Europäern einziehen konnte. Wie zupfte er selbstgefällig Kragen und Manschetten, wie unabsichtlich verstand er es, die Schöße seines Rockes so aufzuschlagen, damit die Sonne das prächtige Gelb des Futters bescheine und seine Landsleute die Ueberzeugung gewännen, welch' echter Europäer er — der Dolmetsch nämlich — geworden sei.

Wir waren herzlich froh, als wir minder belebte Straßen erreichten und keine festliche Schminke den alltäglichen und natürlichen Zustand der Stadt verdeckte. — Von der südwestlichen Seite her hatten wir Kioto betreten und durchfuhren es jetzt in nordöstlicher Richtung den bewaldeten Höhen zu, an welchen die letzten Häuser der Stadt lehnen. Dort liegt ungefähr 120 Meter über der Thalsohle am Abhange der Berge und von frischem Waldesgrün umgeben das „Hôtel Maruyama", oder in der deutschen Uebersetzung „Hôtel nahe am Berg", unser Absteigequartier während des Aufenthaltes in Kioto. Vorerst durchfuhren wir die ausgedehnten Cedernwälder und Auen der vorliegenden Schioi-In-Pagode, die am Ende einer hohen und breiten Treppe zwischen riesigen Bäumen zu erblicken ist; endlich gelangte unser Zug in die leicht ansteigenden Gartenanlagen von Maruyama, deren viele und elegante Theehäuser von der schönen Welt Kiotos gerne besucht werden, und hielt vor einer etwas steilen Treppenflucht, die zwischen hohen Mauern bergan führt. Hier wurden die Dschin-rik-scha verlassen und der Rest des Weges zu Fuße zurückgelegt.

Unser Hôtel ist ein einstöckiges, im japanischen Style aufgeführtes Haus mit einigen Zubauten. Gegen die Stadtseite breitet sich zu seinen Füßen der unvermeidliche Miniaturgarten aus, über den hinweg man von der Veranda aus das prächtige Thal und die ganze Stadt überblickt.

Gegen die Bergseite umschließen mächtige Camellienbäume, Thujas, Fichten und hohe Bambusgebüsche das Haus, das sich bei solcher Umgebung recht einladend und anheimelnd ausnimmt. Südlich desselben baute ein unternehmender Japaner eine Badeanstalt, welche durch die leichte und geschmackvolle Architektonik ihrer Gebäude, deren lichte Farben sich kräftig vom Waldesgrund abheben, eine Zierde der Umgebung bildet. Es ist ein Miniaturbad eigenthümlichster Art. Das heilkräftige Quellwasser wird in Bambusröhren zum obersten Stockwerke des thurmartigen Hauptgebäudes geleitet, welches in jeder Etage einige Badewannen besitzt. Ist das Wasser im obersten Stockwerke benützt, gelangt es durch ein Röhrensystem in die Wannen des unteren Stockwerkes und so fort, bis es an fremden Stoffen bedeutend bereichert, ebenerdig zum letztenmale die Körper der Leidenden umspült. Dieser gewiß genialen Einrichtung entsprechen auch die Badepreise, oben sind sie am höchsten, unten aber am niedrigsten. Nehmt euch ein Beispiel an diesem sparsamen Manne, ihr verschwenderischen Heilquellenbesitzer!

An der Thüre des Gasthauses stand, unsere Ankunft erwartend, der Wirth. Schon von weitem sahen wir ihn seine unterthänigsten Grüße beginnen. Er hockte sich nieder, rieb mit den flachgestreckten Händen die Oberseite seiner Schenkel und nickte, unter vielfachen und schlürfenden „Aeh! Aeh!" unablässig mit dem Kopfe. Er konnte sich vor Vergnügen ebensowenig erholen, wie seine bessere Hälfte, welche im Vorzimmer auf den Knien rutschte und mit dem Kopfe eifrig gegen die Dielen schlug, als wollte sie uns von dessen Härte überzeugen. Mir kamen die guten Leute mit ihrer übertriebenen und aufreibenden Unterthänigkeit so vor wie — man verzeihe mir diesen Vergleich — wie zwei jener hochfreundlichen und sentimentalen Pudel, von welchen man niemals wissen kann, ob sie mit dem Schweife wedeln oder — ob dieser es mit ihnen thut.

Diese Kriecherei unserer Wirthsleute blieb sich während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes stets gleich und ihre Tragweite gab sich bei jeder Gelegenheit kund, so auch in der großen Hôtelrechnung, die wir,



Das Hôtel Maruyama in Kioto.

nebenbei gesagt, mit Vergnügen bezahlten. Das Diner wurde für 7 Uhr Abends bestellt, bis dahin beabsichtigten wir noch etwas von den Sehenswürdigkeiten Kiotos in Augenschein zu nehmen. Mr. Annesley hatte uns mitgetheilt, es lebe in Kioto Herr Dr. Junker v. Langegg, ein geborener Wiener, welcher seit 1871 als Professor der Heilkunde in japanischen Staatsdiensten dort ansässig ist und gleichzeitig das Amt eines Directors des Klinikums bekleidet; außerdem befände sich dort auch Herr Lehmann, ein geborener Preuße, der als Professor an einer Schule thätig sei. Dies seien die einzigen Fremden in der fernen und volkreichen Hauptstadt. Es versteht sich von selbst, daß wir Dr. Junker v. Langegg sofort von unserer Ankunft benachrichtigten, leider konnten wir aber seine Gesellschaft erst für den nächsten Tag erhoffen, da er weit weg von Maruyama wohnte und der Nachmittag schon weit vorgeschritten war.

Für die wenigen Stunden, welche uns noch vom Abende trennten, legten wir rasch ein Programm zurecht. Vorerst besuchten wir die nahegelegene Schioi-In-Pagode, welche für die Fremden insoferne eine gewisse historische Bedeutung hat, als 1868 der englische Gesandte Sir Harry Parkes bei Gelegenheit seiner ersten Audienz beim Mikado dort seinen Wohnsitz hatte. Es lag damals im Interesse Englands, sich endlich einmal die Gewißheit zu verschaffen, ob denn die vorgeschützte Persönlichkeit des Mikado wirklich existire, ob dieser die wirkliche Obrigkeit in Japan vorstelle oder nur eine Fiction sei, nachdem man sich den Geist des Widerspruches und den Grund zur Abneigung gegen die redliche Erfüllung der Vertragspunkte durchaus nicht zu erklären vermochte. Es dürfte bekannt sein, daß bei jener Gelegenheit zwei politisch fanatisirte und vom Sakigenuß erhitzte Japaner ein tollkühnes Attentat auf den feierlichen Gesandtschaftszug, der aus mehr als 1200 Männern bestand, ausführten. Die beiden Japaner hatten nur ihre äußerst scharfen doppelhändigen Schwerter, aber so rasch und unerwartet geschah ihr Angriff, daß sie neun Engländer schwer verwundeten und der Gesandte nur durch Zufall, ohne Schaden zu nehmen, davonkam. Hiebei zeigte sich der

langgenährte Haß des Volkes gegen die Fremden in drohendster Weise und ließ das Schrecklichste befürchten. Man denke nur zurück, wie die Europäer in der Desima-Epoche behandelt wurden, wie sie nicht einmal daran denken durften, sich der geheiligten Person des Mikado zu nähern, und jetzt sollten diese Barbaren den heiligen Sohn der Sonne zu sehen bekommen!

Die japanischen Attentäter wurden zwar sofort buchstäblich in Stücke gehauen und weggeschleppt, aber mit ihnen verschwanden auch die japanischen Functionäre und die Samurais, es verdufteten wie mit Zauberschlag die 1000 Mann japanischer Geleittruppen und es leerten sich die von Zuschauern dicht besetzten Straßen, welche der Zug auf seinem Wege zur Residenz durchschreiten sollte. Der Gesandte, seine fünfzig englischen Seesoldaten und die Verwundeten seiner Begleitung waren allein zurückgeblieben und beeilten sich, die Schioi-In-Pagode wieder zu gewinnen. Trotz der dumpfen Gährung, die im Volke platzgegriffen hatte, wurden die Engländer nicht weiter behelligt. Diese so schauerlich unterbrochene Audienz fand einige Tage später in größter Ordnung statt, worauf Sir Harry Parkes wieder abreiste. Seitdem sind nur wenige Jahre vergangen und die Stimmung gegen die Fremden hat sich wunderbar rasch und zu Gunsten derselben geändert, so zwar, daß es Touristen schon wagen können, in das Herz Japans furchtlos einzudringen.

Die Schioi-In-Pagode bietet nicht viel Neues; sie ist wie alle hiesigen Tempel aus massivem Cedernholz erbaut, ihr Inneres ist durchaus nicht reich ausgestattet. Hingegen besitzt sie als Annex im stillen Tempelhaine die berühmte eherne Riesenglocke, welche nach oberflächlicher Berechnung ein Gewicht von 50.000 Kilogramm haben dürfte. Die Glocke ist sehr stark im Metalle, und zwar hat sie 30 Centimeter Wandstärke an der nicht ausgeschweiften Mündung; ihre Form ist im unteren Theile fast cylindrisch. Für ihre Unterbringung wurde aus mächtigen Cedernstämmen ein thurmartiges Gebäude gezimmert, in welchem sie derart hängt, daß ihre Unterseite etwa zwei Meter ober dem Erdboden bleibt. Eigenthümlich ist die Vorrichtung, mit welcher die Glocke geschlagen wird. Hiezu

dient eine nebenan schwebende starke Holzramme, die nach Art der antiken Widder, wie man sie zum Einrennen der Festungsmauern einst gebrauchte, gegen die Außenseite der Glocke geschwungen wird und ungemein dumpfe, aber weit hörbare Töne hervorbringt. Eine gleich große Schwesterglocke sahen wir bald darauf neben der Pagode des berühmten Daibuzama (großer Buddha), welcher unser nächster Besuch galt. Der Daibuz von Kioto, wie man ihn auch — wahrscheinlich im familiären Umgange — nennt, ist eigentlich nur ein Theil, und zwar die Büste des Holzmodelles, welches für die Herstellung des großen broncenen Buddha-Standbildes zu Nara gedient hatte. Der Buddha wird hier und in China gewöhnlich nur in sitzender Haltung mit untergeschlagenen Beinen, auf der geöffneten Blüthe einer Lotosblume ruhend, dargestellt, im Gegensatz zu Ceylon und Siam, wo er auf einem Ruhebette im Zustande vollständiger Behaglichkeit ausgestreckt liegt. Wir kamen nicht dazu, Nara zu besuchen, allein seinen kolossalen Daibuz kann man sich nach der Größe des Modells der Büste recht gut vorstellen. Ich maß die Dimensionen derselben und erhielt: Schulterbreite 14 Meter, Höhe des Kopfes 8 Meter, Durchmesser des Halses 4 Meter, Länge der Ohren 2·7 Meter. Daraus würde sich für das Monument des sitzenden Buddha's eine Höhe von über 30 Meter ergeben.

Der Ausdruck des Buddha-Gesichtes ist völlig leidenschaftslos, die Augen blicken etwas abwärts, der Mund ist hübsch geformt, die Züge sind ruhig und zeigen den Zustand der Seligkeit und Zufriedenheit, welcher in Buddha verkörpert gedacht wird. Einen Monat später sah ich einen andern und zwar den zweitgrößten Buddha von Japan, nämlich den von Kamakura bei Yokohama, aber überall und wo immer ich solchen Standbildern in diesem Lande begegnete, schien mir ihr durch seine Ruhe imponirender Gesichtsausdruck derselbe zu sein, als bemühten sich die japanischen Künstler, von ihrer einmal als richtig angenommenen Auffassung nicht mehr abweichen zu wollen.

Fast angrenzend an die Gärten und Höfe der Daibuz-Pagode liegen die Gründe des Tempels der 33.333 Götzen, ein vor mehreren Jahr-

hunderten nur aus Cedernholz aufgeführter Bau. Die ehemaligen Verzierungen sind kaum mehr wahrzunehmen.

Auf breiten Holztreppen betritt man das Innere, das aus einer einzigen großen Halle besteht, welche durch ein grobes Eisengitter in zwei Längstheile geschieden ist. Der vordere Raum ist den Gläubigen zugänglich; dort befinden sich die kistenförmigen Opferstöcke, deren breiter Schlund die kleinen Gaben an Kupfermünzen und Reis aufnimmt, welche das Volk bei jeder Andacht spendet; dort stehen auch einige Götzenbilder, die eine gewisse Popularität bei den Leuten zu genießen scheinen und daneben wieder die unvermeidlichen Almosenbüchsen, letztere jederzeit recht geräumig, damit das Volk in seiner Großmuth nicht beschränkt werde! Der zweite und breitere Theil der Halle enthält die 33.333 Götzen. Sie sind vollzählig beisammen, das kann ich versichern, nachdem ich sie gezählt habe. In der Mitte ruht auf goldener Lotosblume ein ungefähr vier Meter hoher Buddha, neben ihm und vor ihm stehen zwanzig lebensgroße Statuen der Heiligen seiner nächsten göttlichen Umgebung nebst den niemals fehlenden grimmigen Teufeln. Dann folgen rechts und links von dieser Hauptgruppe amphitheatralisch in zehn Reihen aufgestellt je 500 goldener Statuen gleichfalls in Lebensgröße. Das gäbe bis jetzt die allerdings große Zahl von 1021 Götzen. Nun besitzt aber jede Statue — den Buddha inbegriffen — 15 bis 20 Händepaare und nebst diesen ebenso viele kleine Köpfe am Helme oder Aufputze des Hauptkopfes. Jedes dieser Glieder, welche so zu sagen der Hauptfigur aufgepfropft sind, stellt wieder einen Götzen vor, dessen hervorragendste Tugend durch ein symbolisches Zeichen ausgedrückt ist. So wird es nicht schwer, zur Ueberzeugung zu gelangen, daß hier thatsächlich 33.333 Götzen vereinigt sind und diese ebenso zahlreiche wie goldglänzende Gesellschaft, welche die Totalität der im Jenseits aufgespeicherten moralischen Kraft darstellt, mag den gläubigen Buddhisten wohl imponiren und sie anspornen, auch einst in die bevorzugten Reihen dieser Schaar eingetheilt zu werden. Auf mich Barbaren machte diese Garde des himmlischen Nirwana einen entgegengesetzten Eindruck; ich mußte zwar die Idee, durch Entfaltung von Tugendmassen auf das Gemüth der Gläubigen einwirken zu wollen, als höchst gelungen anerkennen,

aber das Bizarre der himmlischen Gesellschaft drängte mir die Ueberzeugung auf, wie sehr hier das Erhabene mit dem Lächerlichen innig verbunden ist.

Die beginnende Abenddämmerung machte unserer Götterrevue ein Ende; wir ließen uns stadtwärts in die belebtesten Straßen führen und kamen auch in die sogenannte Theatergasse. Dort ist der Wurstelprater von Kioto, man hört dieselbe oft markerschütternde Musik in den vielen Localen, an deren Eingänge sich das lebenslustige Volk herandrängt, nur die bekannten Rufe der Praterschreier: „Nur hereinspaziert, meine Herrschaften — —!" fehlen natürlich. Die Jugend Kiotos war hier zahlreich vertreten und eilte dem Vergnügen entgegen, das ihr in so vielfacher Gestalt entgegenlachte. Wir aber suchten Meister Yokuro auf, dessen famose Schattenbilder als Sehenswürdigkeit gerühmt werden.

Die Vorstellung fand in einem mäßig hohen Saale statt, dessen Hintergrund die aus weißem Stoffe gebildete Wand abschloß. Dahinter producirten sich die Schauspieler, deren Schatten in scharfen Silhouetten zu sehen waren. Das Programm der Unterhaltung bestand aus Tänzen und mimischen Scenen der obscönsten Art, das uns durchaus nicht befriedigte, und wir waren herzlich froh, als wir die kreischende Musik und das lärmende Publicum hinter uns hatten. Zudem war es nahe an 7 Uhr, also unsere Dinerzeit, und wir mußten ins Hôtel zurückkehren.

Die Theehäuser von Maruyama, dem Stadttheile, wo unser Quartier lag, erglänzten in hellster Beleuchtung, prachtvolle Guirlanden und Festons aus buntfärbigen Papierballons zierten die luftigen Altane, wo sich große Gesellschaften reich geschmückter Frauen und Herren zur Unterhaltung niedergelassen hatten. Ueberall die ausgelassenste Lustbarkeit — ein Gemisch von Gesang, Musik und fröhlichem Lachen — das Vergnügen in Permanenz. Zu diesem glänzenden Vordergrunde mit seinem lustigen Treiben inmitten hundertfacher Wohlgerüche, denke man sich das Dunkel des nahen Waldes mit den unbestimmten und nur leicht durchscheinenden Umrissen des Tempels, darüber den sternbesäeten Himmel einer prachtvollen Mondnacht mit ihren eigenthümlich bläulichgrauen Farbentönen, und man erhält ein effectvolles Bild von hochpoetischer Wirkung!

Im Hôtel angelangt, fanden wir zum größten Verdrusse unserer unruhigen Mägen noch keinerlei Vorbereitungen zum Diner getroffen. Die siebente Stunde war schon vorbei und noch immer zeigte uns der Speisetisch seine prosaische braune Seite, deren Gehaltlosigkeit mit der fast torricellischen Leere unseres Inneren nicht gut in Einklang zu bringen war. Nach langem Umfragen über die Ursache der Verspätung theilte der „gelbgefütterte" Dolmetsch mit, wir würden erst um 8 Uhr speisen.

„Warum diese Rücksichtslosigkeit, da wir doch um 7 Uhr diniren wollten?" frug man ihn.

„Häh, häh!" erwiederte er, „wenn hohe Herrschaften für 7 Uhr bestellen, kann man erst um 8 Uhr speisen. Häh, häh!" — „Das geschieht, um Sie zu ehren! Häh, häh!" —

So überraschend diese Aufklärung auch war, so vermochte sie unseren Appetit doch nicht zu beruhigen; allein es blieb unter solchen Umständen nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Das geschah denn auch, und die leichte Verstimmung, welche die eigenthümliche Auffassung des japanischen Wirthes über die Behandlung hoher Gäste verursacht hatte, verschwand recht bald.

Das Diner, welches der Wirth uns endlich servirte, hätte appetitlosen Feinschmeckern vielleicht nicht zugesagt, uns aber, im Banne des früher geschilderten Zustandes, mundete es recht gut, so daß wir im Eifer des Essens gar nicht bemerkten, wie unser Dolmetsch sämmtliche auf den Tisch gestellte Tiegel mit englischem Jam (eingesottene Früchte) im Handumdrehen ausleerte und dann recht naiv meinte, die Süßigkeit hätte ihm ausgezeichnet geschmeckt! Diese heitere Scene gab uns viel zu lachen, allmälig stellte sich auch das angenehme Gefühl der Behaglichkeit und Zufriedenheit ein, und hätte man uns eine Stunde später belauscht, als wir am Boden auf Matratzen hingestreckt und in dicke Wolldecken gehüllt köstlich schliefen, man hätte gewiß den seligen Ausdruck Buddha's in unseren Gesichtern wahrgenommen.

Lehnert, Josef

Um die Erde Reiseskizzen von der Erdumseglung mit S. M. Corvette ' Erzherzog Friedrich' in den Jahren 1874, 1875 und 1876

Bd.: 1

Wien (1878)